J. KRÜNITZ
Encyklopädie

27. Theil.
Huf bis Hy.

Oecon.
1033

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Oec. 1033

~~Oeconomia. Lexica~~ 17.

~~Oec: gen: N°: 22.~~

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIÆ

Oeconomiſche Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Sieben und zwanzigſter Theil,

von Huſ bis Hy. Mit 23 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker Buch- und Kunſthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. H.

Huſar, (der Ton auf dem langen a) ein ungariſches Wort, welches einen Reiter bedeutet, (*) aber im deutſchen nur von den leicht bewaffneten ungariſchen Reitern, und den auf ihre Art bewaffneten und gekleideten deutſchen leichten Reitern gebruacht wird; Fr. Houſard, Huſſart, Houſſard, oder Huſſard. Ihre Rüſtung beſteht hauptſächlich in einem großen Säbel, einem Paar Piſtolen, und einem gezogenen Rohr oder Karabiner. Sie werden größtentheils zu ſolchen Unternehmungen, wobey es hauptſächlich auf die Geſchwindigkeit ankömmt, ſelten aber zu regulären Angriffen gebraucht.

Kö=

(*) Nach dem Kaprinai in Hungaria diplom. S. 228, bedeutet das ungariſche Huszar nicht eigentlich, einen Reiter, ſondern den zwanzigſten Mann, von husz, zwanzig. Er beweiſet zugleich, daß dieſe Benennung unter dem König Matthias 1445. aufgekommen, da man die Einrichtung getroffen, daß 20 Jobagiones oder Ackerleute einen Reiter ſtellen ſollten, welcher daher Huszar, d. i. der zwanzigſte, genannt worden.
Viele ſchreiben dieſes Wort Huſſar, welches zwar dem Ungariſchen näher kömmt, ſich aber von der einmal angenommenen hochdeutſchen Ausſprache entfernet.

König Caſimir Jagello, in Polen, errichtete im 14ten Jahrh. wider die Kreuzherren gleichfalls Huſaren, welche aber Küraſſier waren, ſo wie es die heutigen polniſchen Huſaren noch ſind.

Die polniſchen Huſaren ſind Küraſſier, welche aus 22 Kompagnien Edelleute beſtehen, die ſich unter einander Towarzyſc (d. i. Kameraden,) nennen, und deren jeder ſeinen Bedienten hat, Poczſtowy oder Pacholek genannt, den er equipiren und unterhalten muß. Sie führen einen langen Speer, den ſie Kopjo nennen, einen Säbel an der Seite, am Sattel eine Art Pallaſch, welcher Koncerz heißt, und an der linken Seite des Sattels eine Piſtole.

Der noch in friſchem Andenken ſchwebende letztere ſiebenjährige Krieg, zog verſchiedenen deutſchen Provinzen, und inſonderheit denen, welche mehrere Fürſtenthümer und unmittelbare Graf- und Herrſchaften in ſich ſchließen, das drückende Ungemach zu, daß Deſerteurs und Marodeurs theils einzeln, theils truppweiſe, den nicht genug beſchützten Landmann mit Plackereyen und allen Arten von Raub und Gewaltthätigkeiten beläſtigten. Dieſes Unheil veranlaßte einige kleinere Staaten, auf Reinhaltung des Landes und Sicherſtellung der Einwohner ernſtlich Bedacht zu nehmen, und, in dieſer Abſicht, verhältnißmäßige Korps von Land-Huſaren zu errichten. Der Erfolg hat auch gezeigt, daß die Anordnung der Abſicht völlige Genüge geleiſtet hat.

Um von einer ſolchen Einrichtung gründlich urtheilen, ihren Nutzen und ihre Laſten gegen einander abwägen, und hieraus ſchließen zu können, in wie fern dieſelbe in andern Regierungsverfaſſungen nachzuahmen oder gar zu verbeſſern ſey, wird es hinlänglich ſeyn, theils die geſammelten Data von jenen weiſen Anſtalten, ſo viel man davon hat in Erfahrung bringen können, darzulegen, theils dieſelben mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

1. Ein ſolches kleines Korps Landhuſaren muß auf einen regulären Fuß geſetzt und in militäriſcher Diſciplin erhalten werden.

2. Damit ſie aber in ihrem Dienſte, durch überflüſſiges Exerciren, durch Putz, Beurlaubung u. d. gl. nicht geſtöret werden; damit auch in Kommandoſachen keine Zwiſt zwiſchen dem Militär- und Zivilſtande ſich ereigne, ſo müſſen ſie unmittelbar unter der die Polizey beſorgenden Landesregierung ſtehen.

3. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, ſtets zu patrouilliren auf alle Diebsrotten ein wachſames Auge zu haben, genaue Nachrichten deshalb einzuziehen, Gewaltthätigkeiten zu verhindern, und wo ſolche dennoch vorfallen, den Excedenten nachzuſetzen, ihnen das Geraubte abzunehmen, und ſolches nebſt den eingefangenen Marodeurs in die nächſten Gerichte einzuliefern.

4. Weil indeſſen doch zuträglich ſeyn wird, im Mittelpunkte des Landes, oder da, wo die Landesregierung ſich befindet, einige Mannſchaft zur Reſerve zu haben, und weil auch Mann und Pferd ein Ausruhen erfordern: ſo bleibt die Hälfte im Quartiere, und die andere Hälfte iſt, in kleinen Abtheilungen, ſo lange in ſteter Bewegung, bis ſie von jener in beſtimmen Friſten abgelöſet wird.

5. Bey dem Patrouilliren werden die Gaſthöfe, Schenken, abgelegene einzele Häuſer viſitirt, die angetroffenen Fremden examinirt, ihre Päſſe unterſucht, und die unrichtig befundenen oder ſonſt verdächtigen angehalten.

6. Sie transportiren Inquiſiten und andere Arreſtanten.

7. Sie haben außerdem auf allerlei kleine Polizeygebrechen Aufſicht zu führen; z. B. auf die Dorfwa-

chen, auf das Tobakrauchen auf öffentlicher Straße, in Ställen, in Wäldern ꝛc.

8. Bey Jahrmärkten, Kirmſen an volkreichen Orten, und wo eine beträchtliche Menge Menſchen zuſammen kommen, werden ein Paar Mann hin kommandirt, um der Obrigkeit in Handhabung guter Ordnung zu aſſiſtiren.

9. Sie können außerdem auch zu Executionen bey Eintreibung der im Reſt bleibenden Gefälle gebraucht, und ihnen die Executionsgebühren zugeeignet werden.

10. Wie dann überhaupt darauf zu ſehen ſeyn dürfte, daß dieſen Landhuſaren ein oder andere Ergötzlichkeit, z. B. bey Einbringung eines Straßenräubers, bey gegründeter Anzeige von Nachläſſigkeit der Dorfgerichte, bey Transportirung und Bewachung ſchwerer Inquiſiten u. d. gl. zugeſtanden würde, weil dadurch ihr Eifer zu dienen gereizet, und ihr Unterhalt zugleich wirthſchaftlich eingerichtet werden kann.

11. Dagegen ſind gehörige Anordnungen zu treffen, daß ſie auf ihren Patrouillen dem Landmanne durch Abſonderungen von irgend was es ſey, frey Obdach für den Mann und das Pferd ausgenommen, keinesweges zur Laſt fallen.

12. Weil indeſſen der Landhuſar nicht allemal ſein Futter bey ſich führen kann, ſo wird zwar die Gemeinde, wo er füttert, ihm die auszuwerfende Fourage zu reichen, den gleichfalls zu beſtimmenden fixen Preis aber bey Abführung ihrer Steuern einzurechnen haben, welcher Decourt alsdann dem Landhuſaren an ſeinen monatlichen Nations-Geldern wieder abgezogen wird.

Wenn z. B. dem Huſaren 4 Rthlr. zu Unterhaltung des Pferdes monatlich gereichet werden, ſo kömmt auf jeden Tag ungefähr 3 Gr., und mithin auf jedes Futter wel-

welches auf $2\frac{3}{4}$ Pfund Hafer und $2\frac{1}{3}$ Pf. Heu zu ſetzen wäre, 1 Gr. Conventionsmünze, oder $4\frac{1}{2}$ Kr. nach dem 24 Fl. Fuß.

13. Damit dieſe Huſaren ihren Dienſt deſto ungehinderter und ſchleuniger verrichten können, ſo iſt höchſt nöthig, daß die benachbarten Landesherren ſich zuſammen dahin einverſtehen, daß, wenn die Huſaren, bey Verfolgung liederlichen Geſindels, ein fremdes Territorium betreten, ſolches nicht pro violatione territorii angeſehen, ſondern das Reciprocum ſtatuiret werde; doch können die nachſetzenden Huſaren ſich in dem nächſten Gerichte melden.

14. Mit Uibergehung mancherley Details, welche theils bey Ausführung dieſes Entwurfes ſich vor Augen ſtellen, theils vom locali beſtimmet werden, bleiben noch zwo Fragen zu berühren übrig; nämlich: wie ſtark ein ſolches Korps zu formiren ſey? und wie hoch die jährlichen Koſten dazu ſich belaufen dürften?

15. Die Anzahl der, zur Sicherſtellung des Landes, erforderlichen Mannſchaft hängt ſowohl von den öffentlichen Umſtänden, als auch der Beſchaffenheit des Staates, welcher dergleichen Vorkehrung treffen will, ab. Geſchieht ſolche zu Kriegszeiten, ſo erfordert natürlicherweiſe der intendirte Schutz ein zahlreicheres Korps, als wenn ſolches blos zu Ausrottung der Diebsbanden und Vertreibung des liederlichen Geſindels in ruhigen Zeiten errichtet wird. Eine wohlbevölkerte, mit großen Dörfern angebauete Provinz, ein fruchtbares ebenes Getraideland, bedarf wenigern Schutz, oder kann doch Marodeurs wenigern Aufenthalt verſchaffen, als waldige oder gebirgige Gegenden. Imgleichen wird der Umſtand der Nachbarſchaften, der mancherley Gränzen u. d. gl. in Erwägung zu ziehen ſeyn. Wahrſcheinlich ſollte in einem Fürſtenthume, welches 6 Meilen ins Ge-

vierte, oder eine Oberfläche von 36 Quadratmeilen in ſich hält, ein Corpetto von 30 Mann Landhuſaren allen verlangten Nutzen erreichen können; und dieſe beſtänden in 1 Wachtmeiſter, 1 Quartiermeiſter, welcher im Nothfalle Unterofficierdienſte mitleiſten müßte, 4 Unterofficiers, und 24 Gemeinen. Hievon wären 2 Unteroffiziers und 12 Mann in 4 verſchiedenen Abtheilungen auf beſtändigen Patrouillen aus.

16. In Anſehung der erforderlichen Koſten würde, nach Maßgebung eines ſolchen bereits exiſtirenden, doch mit einigen hiebey gemachten geringen Abänderungen nachſtehenden Regulatives, folgendes Bedürfniß ausfallen; und zwar:

1. Für einen Huſaren,

	Rthl.	Gr.	Pf.
an Löhnung monatlich — — — —	2	—	—
1 Portion Brod, täglich à 2 Pf. — — —	—	16	—
Fourage auf das Pferd — — —	4	—	—
Hufſchlag — — — — — — — —	—	4	—
Jährlich zur Remonte 10 Rthlr. beträgt monatlich — — — — — — —	—	20	—
Quartiergeld für den Mann — — —	—	12	—
Die Pferde würden hiebey in einem dazu aptirten Hauptſtalle unterzubringen ſeyn.			
An Beymontirungsſtücken und Lederwerk nach der Specification ſub ⊙. — —	—	18	3
An großen Beymontirungs- und Equipage-Stücken, nach der Specification ſub ☽ wovon aber der Preis nicht ſpecifice angegeben wird, ungefähr — — — —	—	10	9
Koſten eines Huſaren	9	18	—

2. Auf

2. Auf jeden der 5 Unterofficiere, iſt ein monatlicher Zuſchuß von
1 Rthlr. an Löhnung,
- — 4 Gr. zum mehrern Quartiergeld, und
- — 6 , zu erforderlichen Unterſchied an der Uniform und Propreté Stücken,

1 Rthlr. 10 Gr. in Summa, in Anſchlag zu bringen.

3. Die Unterhaltung des Wachtmeiſters oder Commandeurs, erfordert

	Rthlr.	Gr.
An Löhnung — — — —	5	12
Brodportion — — — —	—	16
Fouragegelder — — — —	4	—
Hufſchlag — — — — —	—	4
Zur Remonte — — — —	—	20
Quartiergeld — — — —	—	20
An Montirung und Beymontirung —	2	—
	14	—

Mithin würden koſten:

1 Wachtmeiſter — — —	14 Rthl.	— Gr.
5 Unterofficiers, à 11 Rthl. 4 Gr.	55 ,	20 ,
24 Gemeine, à 9 Rthlr. 18 Gr.	234 ,	— ,
Summa	303 Rthl.	20 Gr.

Wozu noch an Gewehrreparatur, imgleichen Reparaturen an den Sattler, Riemer und Sporer, auch Roß-Curen, leicht 8 bis 9 Gr. monatlich in Ausgabe zu bringen ſeyn dürften.

IV. Bey Formirung dieſes kleinen Corps; wird die Anſchaffung der Pferde, ſamt Sattel und Zeug, nebſt Montirung der Mannſchaft einen beträchtlichen und wohl auf 2500 Rthlr. hinan laufenden Aufwand verurſachen, welcher dadurch wenigſtens um zwey Drittel vermindert werden könnte, wenn die zu dieſem Dienſte angenommene Mannſchaft ſich ſelbſt tüchtig beritten machen müßte, wobey denn freylich auf Egalität der Farbe nicht geſehen werden darf. Ob gleich dieſer Vorſchlag den enrollirten

Huſaren anfänglich eine ungewöhnliche Beſchwerde verurſachet, ſo genieſzt er doch dafür die Wohlthat, ſein Pferd ſelbſt auszufüttern, und durch Sorgfalt und gute Wirthſchaft von den monatlichen 4 Rthlr. Fourage= und 20 Gr. Remontegeld, etwas zu erübrigen: die Landesherrſchaft aber erſparet nicht allein an 1600 Rthlr. Auslage, ſondern auch die Gefahr, daß durch ſchlechte Wartung der Pferde, und heimlichen Verkauf des Futters, die dienſtleiſtenden Pferde nicht verloren gehen. Daß übrigens ein Huſar, welcher in wirklicher Dienſtleiſtung ſein Pferd einbüßt, deshalb ſchadlos gehalten werde, iſt der Billigkeit gemäß, und das Gegentheil davon würde ſehr ſchädliche Folgen nach ſich ziehen.

18. Noch bleibt eine kleine ökonomiſche Bemerkung übrig. Obige Berechnung iſt nach dem Conventions= oder 20 Fl. Fuß in Anſatz gebracht. Da nun aber, bey Entwerfung des ganzen Planes, vorzüglich auf diejenigen Gegenden Rückſicht genommen worden, in welchen der 24 Fl. Fuß eingeführt iſt: ſo kann man ſicher behaupten, daß die Ausgleichung und Reducirung dieſer verſchiedenen Ausprägungen der Mark Silbers, bey gegenwärtiger Truppen=Verpflegung nicht ſtricte wie 5 zu 6 berechnet werden darf, weil ſonſt wirklich dieſe 30 Huſaren im Reiche etwas theurer, als z. B. im oberſächſiſchen Kreiſe zu ſtehen kommen würden.

Zu einiger Erläuterung wird Folgendes dienen. Fünf Rationen koſten monatlich, jede á 4 Rthlr. gerechnet, 20 Rthlr. oder 4 Piſtolen in Golde. Zwanzig Rthlr. nach dem Conventionsfuß betragen 36 Fl. im 24 Fl. Fuß; nun gelten dermalen 4 Piſtolen, jede à 8 Fl. 50 Kr., nur 35 Fl. 20 Kr.; mithin, wenn der oben ſpecifice angegebene Betrag der 303 Rthlr. 20 Gr., welcher nach dem 24 Fl. Fuß 546 Fl. 51 Kr. beträgt, in Dukaten à 5 Fl. ausgeworfen wird: ſo verlangt er nur eine Erforderniß von 536 Fl. 12 Kr., und bringt eine Erſparniß von 10 Fl. 43 Kr. der Caſſe zum Beſten.

D. Bey=

O. Beymontirungs-Auswurf für das Huſaren-Korps.

	Auf einem Mann.	Koſtet jedes Stück. Th	Gr	Pf	iſt brauchbar Jahr	Beträgt monatlich. Th	Gr	Pf
2	Unterhemden, à 14 Gr. —	1	4	—	1	—	2	4
1	Oberhemd, à 14 Gr. — —	—	14	—	1	—	1	2
1	Paar ungariſche Stiefeln —	2	9	—	1	—	4	9
1	Paar eiſerne Abſätze mit dem Sporn — — — — —	—	9	—	1	—	—	9
1	Paar Vorſchuhe — — —	1	6	—	1	—	2	6
	Zur Reparatur der Spornen und eiſernen Abſätzen beym Vorſchuhen, ſolche ab- und wieder aufzumachen — — —	—	2	—	1	—	—	2
1	Paar wildlederne Hoſen — —	5	20	—	4	—	2	11
1	Halsbindenſchloß von Dombak	—	5	—	—	—	—	1
1	Halsbinde — — — — —	—	3	—	1	—	—	3
1 / 1	ſeidenes Haarband zur Parade, à 4 Gr. / dergleichen floretſeidenes, à 1½ Gr.	—	5	6	1	—	—	5½
2	Paar Stiefelſocken, à 7 Gr.	—	14	—	1	—	1	2
	Zu Reinhaltung des Lederwerkes als: Hoſen, Carabiner- und Patrontaſchen-Riemen —	—	18	9	1	—	1	6¾
	Summa						18	3

P.

Die Equipageſtücke, beſtehen in Schabracken, Vorder- und Hinterzeug, Hauptgeſtelle, Gurten, Lederwerk, u. d. gl. Die große Leibes-Montirung, in 1 Pelz, 4 Jahr; 1 Dollman, 2 Jahr; 1 Mütze mit Federbuſch und Cordon oder Jagdſchnur, auch wachstuchenem Futteral, 4 Jahr; 1 Leib-Binde, 8 Jahr; 1 Säbeltaſche mit Deckel und wachstuchenem Futteral; 4 Jahr; 1 Säbelgehenk von Juchten, 4 Jahr; 1 Hoſen und Porte-epée-Riemen, 4 Jahr; Porte-epée oder Säbelquaſt, 4 Jahr; 1 Mantel, 8 Jahr; 1 Mantel-Sack, 4 Jahr; 1 Schabracke, 4 Jahr. Von den Preiſen der meiſten dieſer Stücke, findet man im XVII. Th. S. 678, f. Nachricht.

No. 5. des Leipz. Int. Bl. d. J. 1781, S. 50, fgg.

Huſaren=Mähne, den Pferden die Mähne auf Huſarenmanier ſtutzen; ſiehe unter Mähne.

Huſaren=Sattel, ſiehe unter Sattel.

Huſcanouiſiren, Fr. Huſcanouiment. Dieſes in Reiſebeſchreibungen vorkommende Wort bezeichnet eine abergläubige Zeremonie, welche die virginiſchen Wilden beobachten, wenn ihre junge Leute das 15te Jahr erreicht haben. Sie leſen aus dem Haufen der verſammelten Jünglinge diejenigen aus, welche ſich bisher durch Stärke, Behendigkeit und Geſchicklichkeit im Jagen ausgezeichnet haben, und verbannen ſie auf eine gewiſſe Zeit in die Wälder, wo ſie mit keinem Menſchen Umgang haben können, und nichts genießen dürfen als einen Trank von gewiſſen tollmachenden Wurzeln. Dieſer Trank, Ouiſoccan genannt, verſetzt ſie in einen Unſinn und Wahnwitz, welcher 18 bis 20 Tage anhält. Nach Verlauf dieſer Zeit führt man ſie in Proceſſion durch die umliegenden Flecken und Dörfer, wo ſie ſich anſtellen müſſen, als wären ſie taub, ſtumm, unempfindlich, und ganz blödſinnig. Wofern ſie dieſe Rolle nicht gut ſpielen, werden ſie aufs neue huſcanouiſirt. Manchen koſtet die erſte Probe das Leben. Die Abſicht bey dieſer Zeremonie iſt, die Eindrücke der Kindheit aus den Gemüthern der Jünglinge zu verbannen, und ſie zu männlichen Verrichtungen geſchickter zu machen.

Huſch! ein im gem. Leben übliches Zwiſchenwort. 1. Jemanden zu rufen, beſonders im Oberdeutſchen, wo es auch nur hſch und hſt lautet; wofür im Oberſachſen biſt! oder bſt; üblich iſt. Im Lat. heus! Im Franz. iſt hucher, rufen. 2. Stillſchweigen zu gebieten, in andern Gegenden hſt! im Oberdeutſchen höſch! 3. Ein Ausdruck einer mit einem gewiſſen ziſchenden Schalle verbundenen Geſchwindigkeit. Huſch da war es weg.

Hui!

Hui! Hurr! und ſo ferner, drucken ähnliche, aber mit andern Tönen verbundene Arten von Geſchwindigkeit aus. Siehe auch Haſchen und Haſtig.

Huſch, (der) oder die Huſche, ein im g. L. üblicher Ausdruck, verſchiedene mit einem ziſchenden Laute verbundene ſchnelle Bewegungen auszudrücken. So heißt ein plötzlicher Regen, welcher ſchnell kömmt und ſchnell wieder vergeht, in Niederſachſen ein Huſch oder eine Huſche. In andern Gegenden iſt die Huſche, im Oberd. ein Hutſcher, eine Ohrfeige. Ja ein jeder unvermutheter plötzlicher unangenehmer Zufall heißt im g. L. oft ein Huſch.

Bey den Bergleuten bekömmt der Bergmann eine Huſche, wenn ihm ein unvermuthetes Unglück wiederfährt. Siehe Huſch und das Folgende.

Huſchen, iſt gleichfalls nur im g. L. üblich; theils als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte ſeyn, ſich in ſchneller unvermerkter Eil fort begeben. Sie huſchten alle über den Gang nach ihren Zimmern; wofür auch wiſchen üblich iſt. Theils als ein Activum, wo Jemanden huſchen, ihm in der Geſchwindigkeit Ohrfeigen, oder eine Tracht Schläge geben, bedeutet. Sich herum huſchen, ſich eilfertig herum ſchlagen.

Huſe, ſiehe Hauſen.

Huſten, (mit einem langen u) die Luft auf eine heftige, mit einem laute Schalle verbundene Art aus der Lunge ſtoßen, beſonders ſo fern ſolches geſchieht, um die Luftröhre oder den Magenſchlund von einem fremden Körper zu befreyen. Immer huſten müſſen. Der Kranke hat den ganzen Tag gehuſtet. Aufhören zu huſten.

Einem etwas Huſten, ein Sprichwort, und zugleich eine kräftige Nazionalredensart. Man hört zwar dieſen Ausdruck oft bey dem Pöbel; die Sache ſelbſt aber, welche dadurch bezeichnet wird, findet man beſonders bey groſſen Herren, vornehmen Gönnern, und eigentlichen Hofleuten. Bey dieſen iſt es zwar nicht ein Ausdruck ihres Mundes, aber es iſt in vielen Gelegenheiten die Sprache ihres Herzens.

zens. Im Grunde betrachtet, iſt der Ausdruck: Einem was huſten, wahres ehrwürdiges Gepräge altdeutſcher Ehrlichkeit. Unſere Vorfahren ſprachen immer, wie ſie dachten, waren Freund oder Feind von ganzem Herzen, und wie ſie es meinten, ſo ſagten ſie es. Wenn ein ehrlicher alter Deutſcher von dem andern einen Dienſt forderte; ſo wußte er aus der Antwort ſofort, wie er daran war. Es wurde entweder mit einem trocknen Ja, und mit einem derben Handſchlage verſprochen, und alsdann hieß es: ein **Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann!** oder man hatte nicht die freundſchaftlichen Geſinnungen, einem andern den verlangten Gefallen zu thun, und da ſagte man es rund heraus, und ohne Komplimente hieß es alsdann: ich will dir was huſten. Die Sprache hat ſich gewiſſermaßen und in ſo fern geändert, daß dieſer Ausdruck nur noch bey dem gemeinen Manne als ein theurer Ueberreſt altdeutſcher Ehrlichkeit im Schwange geblieben iſt; und auch bei dieſem hat er in ſo fern etwas von ſeinem alten abgegriffenen Gepräge verloren, daß er mehr gebraucht wird, Jemanden etwas beiſſendes in einem witzigen Volkstone zu ſagen, als rund abzuſchlagen, was der andere wünſcht. Er verdient aber darum nicht weniger Aufmerkſamkeit. Der Sinn dieſes Volksſpruches iſt bey der Gönnergattung unter den Menſchen gar ſehr im Gange, und er iſt der gewöhnliche Gedanke des Herzens, welcher den innern Gehalt der meiſten Willfährigkeitsverſicherungen ausmacht. Es findet dieſes aber auch in allen Claſſen und Verhältniſſen der Menſchen Statt. Man ſchmeichelt einander durch Worte, und huſtet einander durch die That, und rühmt ſich ſeines verfeinerten Jahrhunderts, wo man ſich nicht ſagt, was man thut.

Flöhe huſten hören, im gem. Leben, und figürlich, überklug ſeyn, viele eingebildete Klugheit beſitzen.

Im Niederſ. hoſten, im Engl. houtt, im Angelſ. hweoſtan, im Dän. hoſte, im Schwed. hoſta. Ihre leitet es von dem nordiſchen Hoeſt, die Bruſt her; allein es iſt wohl, ſo wie das Lat. Tuſſis, und andre Benennungen in andern Sprachen, eine Nachahmung des durch Huſten verurſachen Schalles. Siehe das folgende

Huſten, (*) (der) (mit einem langen u) das Huſten L. Tuſſis, Fr. Toux, die Ausſtoßung der Luft aus der Lunge

(*) Bey dem Ottfried Huaſten, im Niederſ. Hooſt, im Schwed. Hoſta. Im Oberdeutſchen wird es gemeiniglich im weiblichen Geſchlechte gebraucht, die Huſte oder die Huſten.

Lunge auf eine heftige und mit einem lauten Schalle verbundene Art; beſonders ſo fern ſolches eine Art Krankheit iſt, um die Luftröhre und den Magenſchlund von einem reizenden Schleime zu befreyen. Den Huſten haben. Eine Arzeney wider den Huſten. Der trockne Huſten, bey welchen man nicht auswirft; ein trockener, aber doch nur ſchwacher Huſten, dergleichen die Schafe gemeiniglich zu haben pflegen, wird zum Unterſchiede von dem ſtärkern Reichhuſten, der Schafhuſten genannt. Ein feuchter Huſten, welcher von einem Auswurfe begleitet wird. Ein Kitzelhuſten, ein Huſten, welcher von einem Kitzel, den man an dem obern Theile der Luftröhre empfindet, verurſachet wird; L. Tuſſis titillatoria Der Bluthuſten, im g. L. das Blutſpeyen, Gr. und L. Haemoptyſis, diejenige Krankheit, da durch den Huſten Blut aus der Lunge ausgeworfen wird; deren Abhandlung ich, ſo Gott will, in den Supplementen nachholen werde.

Unter die gemeinſten Zufälle der menſchlichen Schwachheit, kann man unſtreitig den Huſten mit rechnen. Ein gewiſſer holländiſcher Arzt behauptet, daß kein Menſch ſtürbe, ohne vorher einen fieberhaften Anfall gehabt zu haben. Eben dieſes kann man auch mit allem Rechte von dem Huſten ſagen, indem ſowohl Speiſe, als Luft, Dinge, die der Menſch im Leben gar nicht entbehren kann, wegen der vielen Veränderungen, die ſie in einem höchſt empfindlichen Körper verurſachen, nothwendig dieſen Zufall hervorbringen müſſen. Ich habe nicht nöthig die Kennzeichen des Huſtens, ſo wie bey andern Krankheiten hier anzuführen. Er verräth ſich ſogleich von ſelbſt, und bedarf alſo keiner weitläuftigen Unterſuchung. Da es aber verſchiedene Arten des Huſtens giebt, welche in Anſehung der Urſache, wovon ſie entſtehen, ſehr unter-

terſchieden ſind, ſo wird zu einer glücklichen Cur nothwendig erfordert, daß man die Unterſcheidungszeichen einer jeden Art genau kennen lerne.

Gewöhnlicherweiſe pflegt der Huſten entweder von der Bruſt, oder von dem Magen, herzurühren.

Der Bruſt- oder Lungenhuſten iſt entweder trocken, oder feucht, und entweder mit, oder ohne Fieber. Es befällt derſelbe mehr die Jugend, als das Alter. Beyde Arten entſtehen von unterdrücktem Schweiß, von Verkältung des Hauptes und der Bruſt, beſonders im Zugwinde, von dünnen Strümpfen und Schuhen bey Näſſe und Kälte, von ſcharfer Feuchtigkeit, welche ſich nach der Lunge gezogen hat, von gar zu frühzeitig angelegten Sommerkleidern, von Schnupfen, und andern ungewohnten Veränderungen.

Der Magenhuſten pflegt größtentheils nur bey alten Perſonen, nach dem 50 oder 60ſten Jahre ſich einzuſtellen, wenn durch die Länge der Zeit, Schleim, Galle und andere Unreinigkeiten in dem Magen ſich gehäuft haben. So wie bei der Steinplage die Gedärme, eben ſo pflegen auch die Lunge und der Kopf zu leiden, wenn der Magen mit Unreinigkeiten angefüllt iſt.

Weder der Lungen- noch der Magenhuſten müſſen geringe geachtet werden. Beyde ſchwächen die Lunge und das Haupt, benehmen die Luſt zum Eſſen, hindern den Schlaf, und ſind inſonderheit denjenigen nachtheilig, welche einen Bruch haben, wie auch Schwangern und ſolchen, welche der Blutſtürzung, dem Schlag ꝛc. unterworfen ſind.

Der feuchte, **Fluß- oder Catarrhalhuſten**, fängt gemeiniglich mit Schnupfen, vielem Nieſen, Haupt- und Halsbeſchwerden an, und iſt allemal mit einem mehr oder wenigern heftigen Fieber, welches daher das **Huſtenfieber** genannt wird, verbunden. Er wird allemal des Abends ſtärker, und dauert bis

in die Mitte der Nacht. Der Auswurf iſt eben ſo dünn und ſchaumig, als das, was bey dem Schnupfen durch die Naſe weggeht.

Da dieſe Art des Huſtens gemeiniglich junge und vollblütige Perſonen befällt, ſo iſt beſonders, wenn ſie über heftige Kopf- und Bruſtſchmerzen klagen, und die Augen entzündet ſind, um der Lungenentzündung und dem Blutſpeyen vorzubeugen, ein Aderlaß anzuſtellen. Man nimmt bald darauf, ein Paar Morgen nach einander, einen gelinden Laxirtrank, welcher aus einer Handvoll trockner Pflaumen, eben ſo viel von den Kernen befreiter großer Roſinen, ungefähr für 6 Pfenn. Sennesblättern, und einem Eßlöffel voll Cremor tartari, beſteht, und mit einem Quart Waſſer bis beynahe zur Hälfte eingekocht worden iſt. An deſſen Statt kann man auch 4 Loth Mannazucker in reiner Pflaumenbrühe auflöſen, und ſolches des Morgens warm nehmen. Die Vorurtheile des gemeinen Mannes verabſcheuen den Gebrauch der Fußbäder bey Schnupfen und Huſten. Ich würde ſie auch nicht anrathen, wenn ich nicht durch vielfältige Erfahrungen in meiner dreyßigjährigen Praxis von ihrer guten Wirkung in ſolchen Fällen überzeugt worden wäre. So lange ein Catarrhalhuſten währet, läßt man den Kranken des Abends $\frac{1}{2}$ Stunde in einem, blos aus Büchenaſche und Salz verfertigten, Fußbade ſitzen. Man kann auch, wenn man will, einige Kräuter dazu nehmen. Sobald er heraus kömmt, bringt man ihn des Winters in ein durchgewärmtes Bette, und läßt ihn wollene Strümpfe dabey anbehalten. Nicht allein der Katarrhal-, ſondern auch ein jeder anderer Huſten ohne Fieber, mit einem etwas dicken und weniger ſcharfen Auswurf, wird durch dieſe Curart merklich gemildert.

Iſt der Auswurf ſehr flüſſig und ſchnupfenartig, ſo kann man den Kranken fette Feigen eſſen laſſen. Gegen das Fieberhafte hat man nicht nöthig, etwas zu gebran-

brauchen, es legt ſich von ſelbſt, wenn der Catarrh nachläßt.

Iſt der Huſtenauswurf dick, anhaltend, und ohne fieberhafte Anfälle, ſo kann man zwar die jetzt erwähnte Cur des Katarrhalhuſtens anwenden: doch muß man den Kranken alle Morgen einige Taſſen Thee, in deren erſten ein gutes Stück Lakritzenſaft aufgelöſet worden iſt, recht warm trinken laſſen. Des Abends kann er ſich folgenden Hausmittels mit dem größten Nutzen bedienen. Man nimmt große, von Kernen gereinigte Roſinen, 3 Eßlöffelvoll, und eben ſo viel geſtoſſenen Zuckercand, läßt es in einer eiſernen Pfanne ſtark röſten, gießt, indem es in vollem röſten iſt, einem Eßlöffel voll Franzbranntwein dazu, rührt es um, und läßt alle Abend einen mäßigen Eßlöffel voll davon nehmen. Oder, man läßt über eine gleiche Quantität von Hohlundermus und Zuckercand, Branntwein abbrennen, dabey beſtändig umrühren, und, nachdem es ausgebrannt iſt, davon nehmen. Ein anderes, in dem lange anhaltenden und hartnäckigen Huſten bewährt befundenes Hausmittel iſt, alle Morgen Mehlſuppe von grobem Rockenmehl, ohne Butter und Salz, zu eſſen.

Zuweilen iſt der mit Flüſſen und catarrhaliſchen Zufällen begleitete Huſten, inſonderheit bey alten Perſonen, ſo anhaltend, oder ſtellt ſich zu gewiſſen Zeiten wieder ein, und iſt ſo heftig, daß er, durch eine übermäßige Anhäufung des Schleimes in den Bläschen der Lunge, mit einer paralytiſchen Schlaffheit der zum Athemholen gewidmeten Theile verknüpft, ein Erſticken drohet. In ſolchem Falle empfiehlt Hr. D. Marx, im 45. St. des hannov. Magaz. v. J. 1774, zum ordinären Getränk, Alantwurzel, Iſopp, weißen Andorn, Fenchel- und Annießſamen, geblätterten Weinſtein, und Honig, in Waſſer gekocht, denen zugleich noch etwas Zimmet und Saffran hinzu gethan wird, und

ver-

verſichert dieſes Getränkes beſondere Wirkung, praemiſſis praemittendis, oft erfahren zu haben; ja, viele, welche ſonſt jährlich der convulſiviſchen Engbrüſtigkeit oder dem Steckfluſſe unterworfen zu ſeyn pflegten, ſind durch den fortgeſetzten Gebrauch dieſes Methes in den folgenden Jahren von dem Huſten völlig befreyet worden; denn dieſes Mittel beſitzt ein beſonderes Vermögen, die Säfte zu mildern, ihre Zähigkeit zu benehmen, und zugleich die Bruſt zu ſtärken, und daher nicht nur das gegenwärtige Uebel zu heben, ſondern auch künftigen Zufällen vorzubauen.

Ein ſolcher auflöſender, zertheilender und die Schärfe mildernder Bruſtmeth kann auch vermittelſt der Gährung zubereitet werden, indem nämlich, während daß der Honig mit dem Waſſer gähret, die vorerwähnten Species hinzu geſetzt werden, und nach geſchehener Gährung der Saft in ein anderes Gefäß gethan wird.

Bey allen dieſen Arten des Huſtens, muß man des Abends wenig eſſen, und Fleiſch, Saures, Salz und alles Hitzige meiden. Das Zimmer, worin man ſich aufhält, muß weder zu heiß noch zu kalt ſeyn. Fette Speiſen, beſonders von Schwein- und Lammfleiſch, ſind höchſt ſchädlich. Eben ſo ſehr muß auch alles Gebratene vermieden werden. Bier- und Waſſerſuppen mit etwas Kümmel, Perlgraupenbrühe, imgleichen dünner Haferſchleim mit Roſenwaſſer, Speiſen von Kalb- oder Hühnerfleiſch und weichen Eyern, kann der Kranke bey dieſen Arten des Huſtens genießen.

Ein mehreres vom Fluß- oder Catarrhalhuſten, ſiehe im Art. Catarrh, im VII. Th. S. 720. fgg.

Ein trockener Bruſthuſten iſt gemeiniglich ſehr heftig, und pflegt gewöhnlicher Weiſe von einer Verkältung des Körpers zu entſtehen. Es wird wenig, oder wohl auch gar nichts, dabey ausgeworfen, und was ausgeworfen wird, iſt ſehr ſalzig, ſchaumig und dünn. Man hat dabey eine ſtarke Heiſerkeit und Rauhigkeit des Halſes, und fühlt oft bey dem Athemholen

welches wegen einer kitzelnden unangenehmen Empfindung ſchwer fällt, bisweilen heftige Stiche durch die ganze Bruſt. Iſt dieſer Zufall mit Vollblütigkeit verbunden, ſo wird die Oeffnung einer Ader erfordert. Iſt aber bloß eine Schärfe daran Schuld, ſo kann man eins von den oben erwähnten Laxirmitteln einigemal geben, und alsdann den Kranken von folgendem lindernden Mittel alle Abend einen Löffel voll nehmen laſſen. Man nimmt friſchen Wallrath 4 Loth, ſchmelzt ihn auf dem Feuer, thut eben ſo viel Althäſyrupp dazu, und ſchüttelt es ſtark durch einander. Starke Purgirmittel ſind ſowohl bey einem trocknen, als auch feuchten Bruſthuſten höchſt ſchädlich.

Bey einem Magenhuſten wird zwar die Bruſt eben ſo wohl, als wie bey einem Bruſthuſten, angegriffen; doch ſitzt das Uebel nur im Magen, und der Uebergang deſſelben verhält ſich eben ſo, als die Krankheiten der Nieren mit den Gedärmen, und die Krankheiten des Halſes mit den Schamtheilen. Die Kennzeichen des Magenhuſtens ſind folgende. Der Mund und die Zunge ſind unrein; man hat Magendrücken, Ekel vor allen Speiſen, und einen aufgeblähten Leib, inſonderheit bekömmt man den Huſten nach der Mahlzeit am ſtärkſten. Bey dieſer Art des Huſtens, kann man den Athem lange an ſich halten, ohne zu huſten. Gemeiniglich empfindet man ſogleich nach dem Eſſen einen Kitzel oder eine unangenehme Empfindung an dem rechten Magenmunde. Ein ſolcher Huſten endigt ſich oft, mit einiger Linderung, durch Erbrechen der genoſſenen Speiſen, und eines zähen und ſalzigen Schleimes. Die Verdauung iſt ſchlecht, und man hat faſt gar keinen Appetit. Alle Bruſtſäfte, welche aus ſüßen, öhligen und fetten Sachen beſtehen, ſind bey dieſen Huſten ſchädlich, doch iſt man zuweilen bey Kindern, um der Würmer willen, die in ſolchem Schleime des Magens niſten, und die vom häufigen

Oehl

Oehle vertrieben werden, genöthigt, ein kleineres Uebel auf eine Zeitlang dem größern entgegen zu ſetzen.

Man gebe einem ſolchen Kranken, wofern es ſeine Leibesbeſchaffenheit verſtattet, 2 bis 3mal $1\frac{1}{2}$ Loth von Rulands Brechwaſſer, und laſſe ihn viel ſchwachen Thee oder Haferſchleim nachtrinken. Er wird dadurch von dem Schleime und andern Unrathe des Magens befreyet werden, und, wo nicht völlige Beſſerung, doch viel Erleichterung, danach bemerken.

Da aber Anſammlungen von Unreinigkeit, ſowohl in der Bruſt als im Magen, leicht zur Gewohnheit werden, ſo thut man wohl, wenn man dieſes durch folgendes Bruſt- und Magenſtärkendes Mittel zu verhüten ſuchet. Man nimmt Cardobenedicten- und Alantextract, von jedem 2 Quent; löſet es bey mäſſiger Wärme und beſtändigem Rühren, in $\frac{1}{2}$ Nößel Franzwein auf, und giebt dem Kranken alle Abend einen mäßigen Eßlöffel voll davon.

Noch muß ich einer Art des Huſtens gedenken, welche unter allen andern die heftigſte iſt, und den Kranken oft in Gefahr ſetzt, zu erſticken. Vollblütige, den Verkältungen oft ausgeſetzte, und ſolche Perſonen, welche mit ſcharfen ſcorbutiſchen Säften behaftet ſind, bekommen ſolchen vor andern. Es huſten ſolche Perſonen, mit der größten Anſtrengung des Körpers oft ganze Stunden. Man nennt dieſen Huſten, weil bey demſelben ſich ein ſtarkes Zuſammenziehen aller zum Athemholen gehörigen Muskeln befindet, den krämpfigen oder convulſiviſchen Huſten. Er gleicht im Anfange einem catarrhaliſchen Huſten, wird aber hernach ſtärker, und iſt mit Engbrüſtigkeit und einem dem Geſchreye der Hühner ähnlichen Keichen verbunden, und heißt daher das Hühnerweh, der Keichhuſten, Schreyhuſten, und Stickhuſten; weil die Kinder am häufigſten damit befallen werden,

der Kinderhuſten; und weil das Geſicht unter dem Huſten blau wird, der blaue Huſten, Niederſ. Kinkhuſten, Kinkhooſt, Kuchhooſt, Schwed. Kikhoſta, L. Tuſſis convulſiua, fera, ſ. ferina Fr. Architoux, Coqueluche, Engl. Chincough, Hooping-cough, Kinkcough. Die Zahl der Kinder, welche an dieſer Krankheit ſterben, iſt gewiß ſehr groß, und genau verfertigte Todtenliſten würden es noch mehr beſtätigen. Hieraus läſſet ſich mit Gewißheit folgern; daß auch dieſer Huſten unter diejenigen Urſachen gehöre, welche die immer mehr und mehr überhand nehmende Sterblichkeit unter den Kindern vermehren. Es giebt unter den Krankheiten der Kinder wohl wenige, welche den Aerzten ſo viel zu ſchaffen machen, als dieſer Huſten; und ſehr oft büßen die Kranken, auch bey der beſten Heilmethode, durch die Heftigkeit der Krankheit ihr Leben ein.

Im Anfange ſind alle Zufälle dieſes Huſtens ſehr geringe; und man hat Mühe, ihn von einem gemeinen Catarrh zu unterſcheiden. Zuweilen wird bald im Anfange ein heftiges, zuweilen ein mäßiges, ſehr oft aber auch gar kein Fieber verſpüret, und wenn, in den erſten Tagen der Krankheit, das Fieber den Huſten ohne Nachlaß begleitet, ſo iſt ſolche auch in dieſem erſten Zeitraume nicht ohne Gefahr. In denen Fällen, wo im Anfange gar kein Fieber iſt, entſteht es doch in der Folge, und zwar durch die lange Dauer der Krankheit. So wie in den erſten Tagen der Krankheit der Huſten nicht ſtark und oft verſpüret wird, und immer troken iſt: ſo wird derſelbe, wenn er 10 oder 12 Tage gedauert hat, feucht; und dasjenige, was aufgehuſtet wird, beſteht in einem zähen Schleime, welcher ohne Geruch iſt. Dem ungeachtet nimmt er von Tage zu Tage zu, hat kürzere freye Zwiſchenzeiten, kömmt zu gewiſſen Stunden mit der größten Heftigkeit wieder, und oft ſind die Anfälle des Huſtens ſo heftig, daß das Geſicht braun und blau, oder blutroth, und aufgetrie-

ben

ben wird, die Augen treten heraus, und thränen häufig, und oftmals kömmt überdieß, während der heftigen Erſchütterung, Blut aus Naſe und Mund, die Stimme wird heiſer, die Augenlieder ſehen roth aus, im Weißen der Augen ſieht man ausgetretenes Blut, und der Huſten hört mehrentheils nicht eher auf, als bis eine Menge Schleim ausgebrochen iſt (und wenn er ſich zuweilen ohne Brechen endigt, ſo iſt die Ruhe von ſehr kurzer Dauer, indem er gleich wiederkömmt, und gewiß nicht eher nachläßt, als bis ein häufiger Schleim ausgebrochen iſt. Nach dem Eſſen pflegen die Anfälle des Huſtens weit ſtärker zu ſeyn, und oft werden Speiſe und Trank ausgebrochen, wobey zuweilen, wenn das Brechen ſehr ſchwer hält, und man eine Erſtickung zu befürchten hat, ein Finger in den Hals geſteckt werden muß, damit das Brechen geſchwinder erfolge, und die Gefahr zu erſticken dadurch gemindert werde. Es iſt daher nicht allein deswegen nöthig, daß bey ſolchen kranken Kindern beſtändig eine vernünftige Perſon zugegen ſey, ſondern auch aus dem Grunde, weil die Kinder bey den Anfällen des Huſtens ſich gern an ihre Wärterinnen, oder an einen Tiſch, oder ſonſt an einen feſten Körper halten, indem ſie ſehr oft, während den heftigen Anfällen, umfallen, woraus zuweilen ſehr ſchlimme Folgen entſtehen können. Bey vielen bemerkt man, daß ſie den wiederkommenden Anfall des Huſtens einige Minuten vorher verſpüren, ſo daß einige ängſtlich ſchreyen, ſich an etwas feſtes recht ſtark anhalten, den Athem an ſich ziehen, und wenn der Huſten alsdenn recht heftig kömmt, ſo huſten ſie ſich dabey dermaßen außer Athem, und es zieht ihnen die Bruſt und Kehle ſo zuſammen, daß ſie kaum Zeit behalten, die Bruſt wieder voll Luft zu ziehen. Andere, die den Anfall auch vorher verſpüren, ſitzen ganz ſtill; und wenn der heftige Anfall des Huſtens kömmt, entſteht ein ſolcher Laut, als ob ſie erſti-

cken ſollten, welches die große Schwierigkeit, mit der ſie athmen, anzeigt, wobey ſie zuweilen aus Angſt mit Händen und Füßen verſchiedene Bewegungen machen. Einigen geht, unter den heftigen Anfällen des Huſtens, der Urin und die Excremente wider ihren Willen ab; mehrentheils aber findet ſich während der ganzen Krankheit ſo lange es noch nicht auf das Aeußerſte mit den Kranken gekommen iſt, eine Hartleibigkeit oder eine Verſtopfung, und bey den meiſten geht der Urin ſparſam ab.

Alle jetzt angezeigte Zufälle, welche bey dem Keichhuſten mehr oder weniger anzutreffen ſind, ſind auch bey andern Arten des Huſtens wahrzunehmen. Die größte Verwandtſchaft mit dieſem Huſten hat unſtreitig der Magenhuſten; er unterſcheidet ſich von dieſem durch folgende Umſtände. 1) Er iſt meiſtens eine Kinderkrankheit. Erwachſene Perſonen werden ſelten, und zwar gemeiniglich nur Frauensperſonen, damit befallen. 2) Er iſt von epidemiſcher Art, indem in einer Gegend ſehr viel Kinder in einem kurzen Zeitraume von dieſem Huſten befallen werden. Nach der Meinung einiger Aerzte, iſt er eine ordentlich graſſirende anſteckende und neue Krankheit, und man ſoll, wenn er graſſiret, die Kinder von dem Umgange mit den Kranken eben ſo, wie bey den Pocken, abhalten; auch ſollen diejenigen, welche dieſen Huſten einmal gehabt haben, für ihre künftige Lebenszeit davor ſicher ſeyn. 3) Dieſer Huſten verſchlimmert ſich, ſo lange er nicht durch undienliche Mittel in Unordnung gebracht worden iſt, jederzeit einen Tag um den andern zuweilen aber ſieht man auch auf einen ſchlimmen Tag bald einen bald zwey gute, ohne Ordnung folgen. Wenn es aber mit der Krankheit ſchon ſehr weit gekommen iſt, ſo ſind die guten Tage kaum von den ſchlimmeren zu unterſcheiden, weil alle Tage die Anfälle häufig und heftig ſind.

Der

Der Ausgang dieſer langwierigen und ſehr oft gefährlichen Krankheit, da ſolche 15, auch 20 Wochen, bisweilen auch noch länger, dauern kann, iſt ſehr verſchieden. So wie im Anfange weder Verluſt der Kräfte und Mangel des Appetites, noch ſchlafloſe Nächte zu ſpüren ſind, (welches aber nur in denen Fällen, wo im Anfange kein Fieber iſt, gilt,) ſo fangen die Kranken endlich doch an, ihre Munterkeit zu verlieren, und die Eßluſt wird mäßig, oder verliert ſich wohl gar; die Nächte werden ſchlaflos und ſehr unruhig zugebracht, und nach und nach verſchwinden auch noch die noch übrigen wenigen Kräfte. Einige erſticken, andere ſterben an einem Schlagfluß, an einer Blutſtürzung, oder an einer Geſchwulſt; und noch andere bekommen verzehrenden Schweis, Durchfall, hektiſches Fieber, und andere Zufälle mehr, wodurch ihr Leben gemeiniglich gar bald geendiget wird.

Der Keichhuſten graſſirt ſowohl im heißeſten Sommer, als im kälteſten Winter; am häufigſten aber herrſcht er zu der Zeit, wenn catarrhaliſche Zufälle und mit Ausſchlägen verbundene Krankheiten im Schwange gehen. Oft ſieht man, daß Kinder, welche die Pocken oder Maſern glücklich überſtanden, und ſich einige Wochen darauf vollkommen wohl befunden haben, alsdenn auch noch von dieſem ſchlimmen Huſten angegriffen werden.

Ohne mich hier in eine weitläuftige Unterſuchung der Urſache des Keichhuſtens einzulaſſen, merke ich nur folgendes an. Einige glauben, die wahre Urſache dieſes Huſtens wäre eine fremde ſcharfe Materie, oder ein Same, welcher ſich wie das Blattergift, vermehre und ausbreite. Andere ſuchen die Urſachen in der Luft. Einige behaupten, das Uibel ſitze im Magen, andere in der Lunge; und manche glauben es in der Luftröhre und in dem Schlunde zu finden. Von vielen wird einer allgemeinen Schlaffheit und Reizbarkeit der feſten

ſten Theile des Körpers, hauptſächlich des Magens, zugeſchrieben. So verſchieden die Meinungen über die Urſachen dieſer Krankheit und über den Sitz der vorzüglich angegriffenen Theile ſind: ſo verſchieden iſt auch die von den Aerzten vorgeſchlagene Curart. Folgende kann bey Kindern in allen verſchiedenen Zeiten und unter allen Umſtänden angewandt werden.

1. Man muß dem Kinde gleich im Anfange etwas von dem gewöhnlichen Maße der Nahrungsmittel abbrechen. Denn da der Huſten den Magen bald ſchwächet, ſo kann dieſer nicht ſo gut, wie ſonſt, verdauen. Erhielte aber ein Kind doch den gewöhnlichen Theil von Nahrungsmitteln, ſo würden, bey der Schwäche des Magens, noch mehrere ſcharfe und ſaure Säfte erzeuget werden. Hat der Huſten erſt überhand genommen, ſo verliert ſich die Luſt zum Eſſen von ſelbſt. Das Kind muß überdieß ſowohl vor Verkältung, als auch vor übermäßiger Hitze, verwahret werden.

2. Man gebe dem Kinde des Morgens Rhabarber-Syrupp, damit der Leib beſtändig offen gehalten werde. Dieſer Syrupp wird theils die Auflöſung des Schleimes befördern, theils ihn wegſchaffen, theils den Magen und die innern Theile ſtärken, theils den Convulſionen vorbeugen. Bey anhaltendem Huſten applicirt man auch zuweilen ein Klyſtier, oder eine Stechpille (ein längliches rundes Stückchen Seife.)

3. Man laſſe das Kind Nachmittags Waſſer, auf Rüben gekocht, mit Zuker-Cand trinken. Iſt es noch nicht entwöhnt, ſo gebe man ihm alle 2 Stungen 2 Theelöffel voll. Dieſer Trank ſchmeckt nicht unangenehm, und wird den Schleim ſehr auflöſen und verdünnen.

4. Sind die Anfälle des Huſtens ſo heftig, daß das Blut aus Mund und Naſe kömmt, und iſt das Kind vollblütig, ſo muß auf einem Arme, mehr oder weniger, nach Beſchaffenheit des Alters, Blut weggelaſſen

gelaſſen werden. Bey kleinen Kindern, wo die Aeltern den Aderlaß nicht leicht erlauben, kann man ſich der Blutegel bedienen. Wenn dieſes geſchehen, oder auch anzuwenden nicht erſt nöthig iſt, werden

5. Brechmittel gereichet, die Krankheit mag ohne, oder mit einem Fieber verbunden ſeyn, und es mag dieſelbe noch ſo lange gedauert haben, nur müſſen ſie an den guten Tagen, oder in den guten Stunden, bey einem Nachlaß der Zufälle gegeben werden. Eben dieſes iſt auch bey den Aderöffnungen zu beobachten. Nach Beſchaffenheit der Umſtände iſt es auch oft nöthig die Brechmittel zu wiederholen, und es können ſolche 2 oder 3 Tage nach einander, oder auch um den andern Tag, nämlich in guten Stunden, gegeben werden. Ob gleich dieſe Mittel die Krankheit nicht curiren, ſo erfolgt doch auf deren Gebrauch mehrentheils ein Nachlaß des heftigen Huſtens; und in denen Fällen, wo bald im Anfange ein beſtändiges Fieber dieſen Huſten begleitet, wird dieſes Fieber dadurch ſehr vermindert, oder in ein wahres Wechſelfieber verwandelt. Wenn die Brechmittel gegeben werden, ehe der Huſten überhand nimmt, iſt deſto weniger ein Naſenbluten zu befürchten. Wäre bey einigen Kindern von dem heftigen Huſten ſchon ein Bruch entſtanden: ſo muß dieſer vorher, ehe ein Brechmittel angewendet wird, gehörig zurück gebracht, und ein gutes Bruchband angeleget werden.

Die Brechmittel, welche gegeben werden, ſind die Ruhr- oder Brechwurzel (Rad. Ipecacuanhae), und der Brechweinſtein (Tartarus emeticus). Für ein Kind von 2 oder 3 Jahren wird ein Pulver verfertiget, welches aus 3 Gran friſch gepülverter Brechwurzel, und 18 Gran weißen Zucker, beſteht, und in 3 Theile getheilet wird. Das Kind bekömmt an einem guten Tage, oder in einer von den guten Stunden, zuerſt ein Theil mit ein wenig Waſſer; und wenn es in

einer Viertelſtunde keine Wirkung thut, ſo bekömmt es den zweiten Theil; und wenn auch hierauf kein Brechen erfolgt, wird, in einer Viertelſtunde, auch noch der dritte Theil des Pulvers gegeben. Damit das Brechen auch erleichtert werde, kann, ſo bald das Pulver ſeine Wirkung zeigt, viel warmer Thee, oder dünner Graupen= oder Hafer=Schleim nachgetrunken werden. Iſt das Kind älter, ſo muß mehr von der Brechwurzel gegeben werden. Auf jedes Jahr kann man immer 1 Gran mehr rechnen. Erwachſene Perſonen bekommen den dritten Theil eines Quentes, oder ½ Quent, mit eben ſo viel Zucker vermiſcht, und ebenfalls in 3 Theile getheilt. Der Brechweinſtein kann auf folgende Weiſe gegeben werden. Man nimmt, bey einem Kinde von 1 oder 2 Jahr, ½ Gran, löſet ihn in einer Taſſe Theewaſſer oder Kamillenthee gehörig auf, und giebt es auf 3 Theile, binnen einer Stunde; und wenn auf den erſten oder zweiten Theil ſchon hinlängliche Wirkung erfolgt, wird das noch zurück gebliebene nicht mehr gegeben. So bald das Brechen ſich zeigt, muß fleißig lauliches Waſſer oder Thee getrunken werden. Kinder von 2 bis 4 Jahr bekommen 1 Gran; ältere können 1½, und noch ältere 2 Gran, in laulichem Waſſer oder Thee aufgelöſet und auch in 3 Theile getheilt, bekommen. Dieſe Cur mit Brechmitteln, wird, bey einer ſparſamen Diät, einige Tage nach einander, oder um den andern Tag, wiederholt. Ganz zarten Kindern beſonders Säuglingen, kann man auch, ſtatt dieſer Mittel, ein Theelöffelchen voll von folgendem Safte, alle halbe Stunden, bis eine Wirkung erfolgt, geben. Es werden Rhabarber-Syrupp und Meerzwiebelſaft, von jedem 2 Quent, und 1 Gran Brechwurzel gut unter einander gemiſchet. Wenn der Leib, ſowohl währendem Gebrauche der Brechmittel, als auch überhaupt im Anfange der Krankheit, verſtopft iſt, werden Klyſtiere von laulicher

Milch

Milch oder Waſſer, wozu etwas Oehl oder Zucker gethan worden, angewendet.

Wenn der Huſten zu einer gewiſſen Zeit des Tages ſich heftiger einzuſtellen pflegt, muß man das Brech-Mittel eine Stunde vor der Zeit des Anfalls geben; iſt aber der Huſten in der Nacht am ſtärkſten, ſo läßt man es eine Stunde vor dem Schlafengehen nehmen. So bald die Heftigkeit des Huſtens nachgelaſſen hat, darf man das Brechmittel nur alle Wochen ein bis zweymal geben, nachdem ſich nämlich der Schleim geſchwinder oder langſamer ſammelt. Man kann dieſes nicht nur aus der Menge des Schleimes, den das Kind weghuſtet, ſondern auch aus dem Röcheln, welches derſelbe zwiſchen den Anfällen im Halſe verurſachet, beurtheilen.

Vielleicht wird es Unerfahrnen verwegen zu ſeyn ſcheinen, kleinen Kindern Brechmittel einzugeben; es darf ſich aber Niemand fürchten, nach vorſtehender Anweiſung ſolche anzuwenden; und wenn die Kinder auch ſchon ſehr abgemattet und von Kräften gekommen wären, ſind ſie doch höchſt nöthig. Ueberhaupt vertragen Kinder die Brechmittel viel beſſer, als Erwachſene. Die feſten Theile der Kinder ſind weich, biegſam und ſehr nachgebend, und ihre Nerven ſind empfindlicher, als bey alten Perſonen. Feuchtigkeiten haben ſie im Körper in Menge, daher können ſie ſich ſehr leicht und ohne Gefahr brechen, nur muß man ihnen, wie ich gezeigt habe, ſehr ſchwache Doſes geben.

Sollte Jemand Bedenken tragen, einem Kinde die Brechwurzel oder den Brechweinſtein zu geben, ſo könnte man ſich anderer gelinderer Mittel bedienen, von denen man ſich leicht überzeugen kann, daß ſie nicht zu heftig, ſondern etwa nur ein einzigesmal wirken. Man gebe nämlich dem Kinde einige Theelöffel voll laulich Waſſer oder warmes Bier, mit Oehl oder ungeſalzener Butter, ſo wird ein gelindes Brechen bald erfolgen. Wollte ein Kind dieſe Mittel nicht niederſchlucken, ſo berühre man den Schlund des Kindes einigemal mit einer in Oehl getunkten weichen Feder.

6. Wenn

6. Wenn die Brechmittel gehörig, und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, zu wiederholtermalen angewendet worden ſind, wird folgendes höchſt wirkſames Arzeneymittel gebraucht. Man nimmt 2 Theile Biſam, und 1 Theil Tobaks-Extract, miſcht es unter einander, und macht Pillen, jede $1\frac{1}{2}$ Gran ſchwer daraus. (*) Von dieſen Pillen wird an den guten Tagen, oder in den guten Stunden, einem Kind unter 1 Jahr alle Stunden 1 Pille gegeben. Kinder von 2 bis 3 Jahr bekommen jedesmal 2 Stück; von 3 bis 5 Jahr, 3 Stück; und Erwachſene können 4, auch 5 Stück nehmen. Wenn auf die erſte Doſis der Pillen, das Erbrechen bey dem Huſten nachläßt, ſo können die Pillen ſeltener gebrauchet werden.

So ſchwer es auch zuweilen iſt, ganz kleinen Kindern Pillen beyzubringen, ſo wenig geht es doch an, dieſes Arzeneymittel, und zwar wegen des höchſt widerigen Geſchmackes, in einer andern Form zu geben. Wenn man aber jede Pille in zween Theile theilt, ſo bringt man jeden Theil einzeln, mit ein wenig Thee oder Waſſer, auch den kleinſten Kindern mit leichter Mühe ein.

Ob gleich der Biſam und das Tobaks-Extract in den meiſten Fällen zur Cur dieſer Krankheit hinreichend ſind, ſo können doch Fälle vorkommen, wenn nämlich die Krankheit bereits mit einem hektiſchen Fieber vergeſellſchaftet iſt, wenn durch die lange Dauer der Krankheit die Kräfte völlig verſchwunden, und die Kranken ſehr blaß und aufgedunſen ſind, daß dieſe Krankheit nicht durch vorbeſchriebene Pillen gehoben wird. In ſolchen Fällen nun iſt

7. die

(*) Aus den Apotheken können dieſe Pillen nach folgendem Recepte gefordert werden:

Rec. Moſch. opt. ℈ij.
Extr. Nicot. ℈j.
M. F. Pilulae, pond. gr. iß. obd. fol. D. D.

7. die Chinarinde noch anzuwenden, und ſehr oft wird auf deren vernünftigen und anhaltenden Gebrauch der beſte Erfolg verſpüret. Dieſes vortreffliche Arzeneymittel kann in Pulver, Pillen, Latwerge oder als ein Tränkchen genommen werden, und man kann entweder die bloß zerſtoßene ächte Rinde, oder auch das Extract, oder, wenn es nicht zu koſtbar iſt, das Chinaſalz dazu anwenden. Dieſes Mittel muß ebenfalls nur an den guten Tagen, oder in denen Stunden, wo ein Nachlaß aller Zufälle iſt, genommen werden. Ganz kleine Kinder bekommen täglich 1, auch 2 Chinapulver; ältere bekommen mehr. Da man aber, den kleinen Kindern dieſe bittere Rinde innerlich beizubringen, nicht allemal vermögend iſt, ſo muß ſolches in Klyſtieren geſchehen. Es werden nämlich 2 Loth Chinapulver in ½ Quart Bier oder Waſſer gekocht, und das Durchgeſeihete zum Klyſtier genommen, welches täglich zweymal in den guten Stunden applicirt wird. Ein Säugling bekömmt zwar auch dieſe Klyſtiere; doch kann auch die Mutter oder Säugamme, täglich, 6 bis 8mal, jedesmal ½ Quent gepülverte Rinde nehmen. Ueberhaupt pflegen die Chinaklyſtiere, wenn ſolche bey dem Gebrauche der vorerwähnten Pillen täglich angewendet werden, dieſe langwierige Krankhei in 8 oder 14 Tagen zu curiren; wie denn auch in andern Uebeln, z. B. in nachlaſſenden und Wechſelfiebern, die Chinaklyſtieren, nebſt einem Umſchlage, welcher aus der in Waſſer oder Wein zu einem Brey gekochten Rinde beſteht, und warm auf den Magen oder Unterleib gelegt wird, bey kleinen Kindern die herrlichſten Dienſte thut. So großen Nutzen indeſſen auch die peruvianiſche Rinde in dieſer Krankheit leiſtet, ſo können doch Fälle vorkommen, wo deren Gebrauch mehr Schaden als Nutzen ſtiften würde. Wenn daher, durch die lange Dauer der Krankheit, bereits Verſtopfungen in der Lunge entſtanden

ſtanden ſind, müſſen ſolche vorher durch eröffnende Arzeneyen gehoben, und die Cur muß alsdann hauptſächlich vermittelſt der Diät aus Milch und Pflanzenſpeiſen, reiner Luft und gehöriger Leibesübung befördert, und überhaupt die ganze Krankheit wie eine Lungenſucht behandelt werden.

8. Man wasche die Füſſe des Kindes öfters des Abends mit ſtarkem Brandwein, oder beſchmiere ſie mit Butter oder Oehl, und laſſe daſſelbe vor einem Feuerkorbe oder warmen Ofen einziehen. Dieſes Verfahren vertritt bey Kindern die Stelle der Fußbäder, die nur bey erwachſenen Perſonen zu gebrauchen ſind. Ich halte aber einen ſtarken Brandwein zu dieſer Abſicht am nützlichſten, weil Oehl und Butter bey einem anhaltenden Gebrauche, die Schweißlöcher verſtopfen könnten, deren Eröffnung, zur Unterhaltung der gewöhnlichen Ausdünſtung, inſonderheit bey dem Huſten, unentbehrlich iſt. Endlich iſt, wie ich bereits erinnert habe,

9. eine ſtrenge Einrichtung der Diät in aller Abſicht nöthig und es trägt ſolche ſehr viel, ſowohl zur Beförderung der Cur, als auch zu Verhütung eines Recidives, bey. Daher müſſen nur ſolche Speiſen gegeſſen werden, welche leicht in Nahrungsſaft verwandelt werden können, ohne daß ſie in dem Magen und den Gedärmen, Säure, Blähungen, oder Cruditäten erzeigen können, wodurch der Umlauf des Blutes durch die Lunge nur ſchwerer gemacht würde. Die zu dieſer Abſicht dienlichen Speiſen ſind: Fleiſchbrühe, wovon alles Fett abgeſchöpfet worden, alle leichte thieriſche Speiſen, weiches Brod, dünner Reis- Gerſten- oder Haferſchleim, reife Früchte, und ſolche Speiſen aus dem Gewächsreiche, die am wenigſten Säure und Blähungen hervor bringen.

Das Arzeneymittel, welches der Leibmedicus Werlhof in dieſer Krankheit vorſchrieb, beſteht in ei-

ner Mixtur von 8 Unzen Korallenſaft, und 1 Unze verſüßten Salzgeiſt, wovon Morgens und Abends jedesmal 2 Theelöffel voll zu geben.

D. **Wilh. Butter**, in ſeiner 1773, zu London, u. d. T. A treatiſe on the kink-cough, with an appendix containing an account of hemlocK and its preparations, herausgekommen, und von Hrn. D. Jo. Chriſt. Fr. Scherf, u. d. T. Abhandlung von dem Keichhuſten, nebſt einem Anhang vom Schierling und deſſen Zubereitung, Stendal, 1782, auf 11 Octavb. herausgegebenen Ueberſetzung, empfiehlt das Schirlingsextract als ein ſpecifiſches Mittel gegen den Keichhuſten. Sogleich in dem folgenden Jahre kam eine ſehr cauſtiſche Gegenſchrift, u. d. T. Animadverſions on a late treatiſe on the kingk-cough, to which is annexed an eſſay on that diſorder, heraus. Hr. D. **Scherf** hatte Gelegenheit, das Schierlingsextract bey zwey Kindern, die den Keichhuſten hatten, zu verſuchen, und das Vergnügen, in 16 Tagen die Krankheit heilen zu ſehen. **Ge. Armſtrong** meldet, in ſeinem Account of the diſeaſes moſt incident to children from their birth, till the age of puberty, Lond. 1777, daß von 357 Kinderu, deueu er bey dem Keichhuſten das Schierlingsextract verordnet hatte, nur 17 geſtorben ſeyn, unter denen aber 9 ſolche üble Zufälle hatten, daß man faſt gleich alle Hoffnung bey ihnen verlieren mußte.

Armſtrong läßt 15 Gran Extrakt in 4 Unzen gemeinem Waſſer, und eben ſo viel deſtillirten Pfeffermünzenwaſſer auflöſen, und hernach ſo viel Zucker hinzu thun, daß der Geſchmack angenehm würde (*). Von dieſer Mix-

tur

(*) Aus den Apotheken wird es nach folgender Vorſchrift gefordert:

Rec. Extr. cicut. gr. XV.
▽ pur.
menth. piperit. āā. ℥iV.
Sacch. Can. q. ſ. ad gratum ſaporem.
M. D.

tur läſt er einem Kinde von ½ Jahr, alle 4 Stunden einen Theelöffel voll, und dieſe Doſis nach und nach ſo verſtärken, daß das Kind endlich einen Eßlöffel voll bekömmt. Doch muß dieſes nur in dem Falle geſchehen, wenn das Mittel keine Uebelkeiten oder andere Zufälle erregt, welches daſſelbe aber, wenn es auf dieſe Art gegeben wird, nur ſelten zu thun pflegt. Ein Kind von 1 Jahr bekömmt im Anfange 3 große Theelöffel, und endlich, weil man die Doſis nach und nach verſtärkt, 1½ Eßlöffel voll. Bey einem Kinde von 2 Jahren fängt er mit 1 Eßlöffel an, und läßt endlich 2 nehmen; nach dieſem Verhältniß, richtet er auch bey ältern Kindern die Doſis dieſer Mixtur ein.

Erwachſene Perſonen, nehmen, wenn ihr convulſiſcher Huſten mit keinen Fieberanfällen verbunden iſt, zum öftern einen Theelöffel Saft von eingemachtem Ingber. Man kann auch einen Theelöffel voll geſtoßenen und durchgeſiebten weißen Ingber mit einem guten Eßlöffel voll Honig vermiſchen, und ſie bisweilen einen Theelöffel voll davon nehmen laſſen. Oder, man gießt in einen neuen Topf 1 Quart weiß Bier, thut ein gut Stück Ingber, und zweimal ſo viel Zuckercand und ein wenig ungeſalzene Butter hinzu, läſſet es bis auf die Hälfte einkochen, ſeihet es alsdann durch, und giebt alle zwo Stunden ein Theeköpfchen voll davon. Iſt eine im Körper vorhandene Schärfe die Urſache dieſes Huſtens, ſo kann man das oben angezeigte Laxirmittel einigemal geben, und bey etwa vorhandener Vollblütigkeit auch eine Ader am Arme öffnen laſſen. Hiebey müſſen alle ſcharfe, ſaure und ſalzige Speiſen völlig vermieden, und die bereits im Vorhergehenden angezeigte Diät auf das genaueſte beobachtet werden. Sollte, bey aller gebrauchten Vorſicht in der Cur und Lebensordnung, ein ſolcher Huſten eine geraume Zeit mit gleicher Heftigkeit und ohne Auswurf, fortdauern: ſo kann man ihn als einen zur Gewohnheit gewordenen Krampf der Bruſt betrachten; und ich weiß in dieſem Falle kein zuverläſſigeres Mittel, als das Tobaksextract, vorzu-

ſchla-

ſchlagen. Man nimmt davon alle Abend beym Schlafengehen 5 Gran, welche in etwas Pflaumen = oder Fliedermus eingewickelt worden, und trinkt ein Paar Taſſen Flieder = oder auch andern Thee nach.

Auch das Anießöhl mit Zucker gerieben, iſt ein ſouveränes Mittel wider den heftigen Huſten.

Eine Dame, welche die heftigſten Steinſchmerzen und hyſteriſchen Zufälle empfand, und zugleich auf einer Seite gelähmt war, wurde noch überdieß von einem gewaltſamen und anhaltenden Huſten angegriffen. Alle Mittel, welche die Arzeneywiſſenſchaft wider den Huſten anpreiſet, wurden hiebey vergebens angewandt. Die berühmte Squilla, die berufenen Bruſtſäfte, die bekannten Bruſttränke, die ſchmerzſtillenden und lindernden Mittel, auch die Chinarinde, welche ſich ſonſt in den Keichhuſten ſo wirkſam beweiſet, wurden hier fruchtlos gebraucht. Gelinde Abführungen ſchienen das Uebel zu vermehren. Die Kranke wurde durch die faſt unaufhörliche Erſchütterungen des convulſiviſchen Huſtens, welcher einige Wochen anhielt, ſehr entkräftet. Aus Mangel anderer Arzeneyen, wurden, ohne Erwartung einiger Erleichterung, 2 Tropfen Anießöhl mit etwas Zucker ſtark gerieben, und gegen die Nacht gegeben. Die Kranke ſchlief darauf die ganze Nacht, wider alles Vermuthen, ganz geruhig, und ſpürte bey dem Erwachen eine merkliche Erleichterung in der Bruſt. Am Morgen wurde das Anießöhl wieder gegeben. Nachdem dieſes Mittel einigemal wiederholt worden war, verſchwand in ein Paar Tagen der gewaltſame Huſten, welcher durch die beſten Bruſtarzeneyen nicht gedämpfet werden konnte. Hiebey iſt auch noch anzumerken, daß dieſe Perſon von Jugend auf einen trockenen Huſten gehabt hatte, welcher durch das Anießöhl zugleich gehoben wurde.

Der praktiſche Landarzt, 1. Theil, Mietau 1773, 8. S. 63, f.

In No. 5 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1782, S. 47, wird die durch oft wiederholte Erfahrungen beſtätigte Wirkſamkeit folgenden Mittels, bey Perſonen, welche an beſchwerlichen Huſten und Bruſtſchmerzen oft Jahre lang die beſten Medicamente verſucht hatten, und bey denen wirklich eine Abzehrung eingetreten war, verſichert. „Man nimmt eine ſchwarze alte Henne,

reiniget ſie wohl ohne ſie zu brühen, füllt Kropf und Leib wechſelweiſe mit Kerbel und Hafergrütze, oder auch mit Kerbel und Perlgräupchen; wenn ſie gefüllt iſt, thut man noch ſo viel ganzen Saffran hinein, als man mit zween Fingern gemächlich faſſen kann, näht dieſelbe zu, und thut ſie ohne alles Salz in einen glaſurten neuen Topf von 8. Dresdn. Kannen, gießt ſiedend Waſſer darauf bis an den Rand, und klebt mit einer Stürze den Topf wohl zu, wie zum gedämpften Rindfleiſche, läßt es auf gelindem Feuer beſtändig 6 Stunden lang, kochen, bis es zur Hälfte eingekocht iſt, alsdann ein wenig abkühlen, und gießt es durch ein Sieb oder Tuch. Dieſe Brühe wird im Keller kühl aufgehoben, und alle Morgen 2 bis 3 Taſſen, und des Nachmittags ſtatt Caffe gewärmt getrunken. Man kann die Portjon ſo oft wiederholen, als man die gute Wirkung aus des Patienten Befinden verſpüret, bis zu deſſen Geneſung."

Des Huſtens, als eines Zufalles bey oder nach gewiſſen Krankheiten, z. B. an den Maſern ꝛc. geſchieht an ſeinem Orte Erwähnung.

Zum Beſchluß der Abhandlung vom Huſten bey Menſchen, muß ich noch des ſonderbaren Huſtens der Hildaner bey Ankunft eines Fremden Erwähnung thun. Den ſo genannten wilden Völkern in Amerika iſt es gar nicht zu verdenken, daß ſie, aus Furcht vor den anſteckenden Seuchen, den Umgang der Europäer meiden, da man ſelbſt in Europa unglaubliche Beyſpiele davon hat. Noch neulich iſt von einem ſcotländiſchen Prediger, die von den Einwohnern der kleinen Inſel St. Hilda von andern ſchon ertheilte Nachricht mit vieler Glaubwürdigkeit beſtätigt worden, nämlich, daß dieſe Leute jederzeit einen heftigen Huſten bekommen, ſo oft ein Fremder ihre Inſel betritt. Dieſer Huſten hält gemeiniglich 10 bis 12

Tage

Tage an, und breitet ſich dermaßen aus, daß das Kind an der Mutter Bruſt nicht verſchont bleibt. Wenn ein angelandeter Fremder zum Unglück vor ſeiner Ankunft das Fieber gehabt hat, ſo bekommen dieſe arme Leute nicht allein den Huſten, ſondern auch das Fieber, und von fremden Waaren wird ihnen ein noch ſtärkerer und länger anhaltender Huſten verurſachet.

Gedachter Prediger hatte dieſen Huſten der Hildaner beſtändig für eine Fabel gehalten, bis er ſelbſt, ſich auf dieſe Inſel zu begeben, veranlaſſet wurde. Er verſichert, daß bey ſeiner Ankunft alle Einwohner, außer zwo Kindbetterinnen, geſund, friſch und munter geweſen. Er ließ ſich von der ganzen Sache nichts merken, theils, um die Einbildungkraft dieſer Inſulaner nicht zu erregen, theils, ihnen keine Gelegenheit zu einem argliſtigen Betrug zu geben. Weil ſich nun auch in den beyden erſten Tagen ſeines Daſeyns, wirklich bey den Hildanern kein Huſten einfand, ſo frohlockte er ſchon heimlich bey ſich ſelbſt, daß er die Erzählung von einer Krankheit dieſer Inſulaner bey der Ankunft eines Fremden mit Recht zu den Fabeln gerechnet habe, oder daß doch wenigſtens mit ſeiner Ankunft auf dieſer Inſel keine ſolche verdrießliche Folge verbunden geweſen. Allein, am dritten Tage bekamen wirklich einige Leute einen Anſatz eines heftigen Schnupfens und Huſtens; und dieſe Krankheit wurde in wenigen Tagen auf der ganzen Inſel ſo allgemein und heftig, daß kein einziger Einwohner, von den Kindern bis zu den Greiſen, davon befreyt blieb, und einige zugleich vom Fieber und von heftigen Kopfſchmerzen befallen wurden. Die Urſache dieſes Huſtens, davon gedachter Prediger nunmehr, zu ſeiner äußerſten Beſtürzung, ein Augenzeuge geworden war, konnte er nicht in einem natürlichen Abſcheu dieſer ganz abgeſondert lebenden Leute gegen Fremde ſuchen, weil ſie ihn überaus liebreich aufgenommen hatten und ſich überhaupt bey der ſeltenen Ankunft eines Fremden jederzeit ſehr vergnügt zu bezeigen pflegen. Das Merkwürdigſte endlich in dem von dieſem faſt unglaublichen Zufall abgeſtatteten Berichte iſt dieſes, daß ihm eine, auf dieſer Inſel verheurathete und damals noch lebende Frau verſichert hat, daß ſie, in den drey erſten Jahren ihres Aufenthaltes auf dieſer Inſel, von dieſem epidemiſchen Huſten verſchont geblieben, hernach aber von dem-

demſelben eben ſowohl, wie die Eingebornen, bey jedesmaliger Ankunft eines Fremden befallen worden ſey.

4. St. des Schleswig-Holſtein. Int. Bl. v. J. 1776.
35. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, Col. 559, f.

* * *

Von Huſten der Hunde, ſiehe Th. XXVI, S. 426, f.

Von dem Huſten der Pferde, iſt meiſtentheils ein zäher Schleim, ſcharfe Säfte, oder ſonſt etwas Widernatürliches, welches ſich in der Lunge oder Luftröhre befindet, die Urſache, indem es die Lunge zu dieſer ſchnellen und heftigen Zuſammenziehung reizt. Der Huſten kann alſo entſtehen, wenn von der Drüſe, der Strenge (dem Strengel,) oder einer ähnlichen Krankheit noch etwas in der Lunge zurück bleibt, wenn die Lunge in Vereiterung übergeht, oder wenn nach einer Erkältung, oder aus andern Urſachen, die Säfte in den feinen Gefäßen der Lunge ſtocken. Nach der größern oder geringern Menge und Schärfe der ſtockenden Materie kann der Huſten heftiger oder ſchwächer, und entweder mit oder ohne einen Auswurf der Materie ſeyn. Die Arzeneyen, welche man gegen den Huſten verordnet, müſſen die in der Lunge ſtockende Materie auflöſen und ausführen. Die damit öfters verbundene Krankheit, als: Entzündung in dieſen oder jenen Theilen, erfordert ihre eigene Hülfsmittel, ſonſt aber wird der Auswurf der ſtockenden Materie durch die ſo genannten Bruſtmittel befördert. Das Honig iſt ein wirkſames Mittel dieſer Art, welches man in den meiſten Fällen nur mit einigen erwärmenden Arzeneyen vermiſchen darf, um den Huſten zu heben. Man miſchet z. B. ½ Pfund zerſtoßene Wacholderbeeren, eben ſo viel Enzianwurzel, und 8 Loth Galgant, mit einer gehörigen Quantität Honig, daß eine Latwerge daraus werde, und giebt die dem Pferde ein, oder vermiſchet auch nur das Waſſer zum Saufen mit vielem Honig.

nig. Oder, man kann auch Honig und reines friſches Mandelöhl, von jedem gleich viel, unter einander miſchen, und davon öfters einen Löffel voll eingeben. Dieſes iſt insbeſondere bey einem trocknen Huſten gut. Erfodert die größere Zähigkeit derer Säfte, welche den Huſten verurſachen, noch ſtärkere Mittel, ſo kann man ſich vornämlich den ausgepreßten Saft von weißen Zwiebeln empfohlen ſeyn laſſen, den man mit Honig zuſammen kochen kann.

Ein Huſten der Pferde, welcher zugleich mit einem beſchwerlichen Athemholen und Keichen verknüpft iſt, wird gemeiniglich der Dampf, oder die Dämpfigkeit (ſ. Th. VIII, S. 730, fgg.) und wenn die Zeichen dieſer Krankheit ſich in einem höhern Grade äußern, die Herzſchlächtigkeit (ſ. Th. XXIII, S. 130, fgg.) genannt.

Daß man ſich einbildet, der Huſten des Pferdes entſtehe öfters davon, daß es eine Feder verſchluckt hätte, iſt unrichtig; ſ. Th. XII, S. 371, f.

In England hat Hr. Goodall eine Luftmaſchiene zum räuchern, oder zu bähen, wenn Pferde engbrüſtig, oder mit einem langwierigen Huſten, Entzündungen der Lunge, Verſchwärungen ꝛc. behaftet ſind, erfunden. Die durch den Mund eingenommenen Arzeneyen haben den ganzen Kreislauf durch die Arterien und Venen auszuſtehen, ehe ſie an den leidenden oder beſchädigten Theil kommen. Dadurch leiden ſie beträchtliche Veränderungen, und zwar zuerſt in dem Magen und in den Gedärmen, wo ſie verdauet, und mit den Speiſen ſowohl, als den Säften der Eingeweide, vermiſchet werden. Der gröbere Theil derſelben wird mit den Excrementen abgeführt; der Theil hingegen, welcher in die Milchgefäße geht, leidet, bey der Vermiſchung mit dem Blute, eine andere beträchtliche Veränderung, ehe er an den verletzten Theil kommen kann; mithin kann derſelbe keine ſo un-

mittelbare Wirkung hervor bringen, als die mit Arzeneymitteln geſchwängerte Luft, welche vermittelſt dieſer Maſchine geradezu dahin gebracht wird. Bey anfangenden Verſtopfungen, wird der Aderlaß, und die Mittheilung des warmen, feuchten und ſchlüpfrig machenden Dampfes, die Spannung der Gefäße mindern, und dieſelben ſchlaff, auch die ſtockenden Flüſſigkeiten zur Abführung in den gemeinen Kreislauf geſchickt machen. Bey einer Geſchwulſt, wird der wie eine Bähung wirkende warme Dampf die Materie durch ſeine Wärme und Feuchtigkeit verdünnen, und verurſachen, daß ſie leichter durch den Huſten in die Höhe gebracht werden kann, welches unumgänglich nöthig iſt, ſo lange als irgend eine Materie in einem Theile der Lunge bleibt. Vornämlich findet der Gebrauch dieſer Maſchine auch alsdann Statt, wenn Blut, durch den Riß einiger Blutgefäße, oder irgend eine zähe oder andere Materie, von einem Geſchwüre oder einer Geſchwulſt, in den Luftröhrengängen zurück bleibt, die Luftblaſen verſtopfet, und die Blutgefäße zuſammen drückt; alsdann wird das Athemholen ſehr beſchwerlich, und der Umlauf des Blutes durch die Lunge verhindert. Außer dem, daß es ſehr ſchwer iſt, daß dieſe fremde Flüſſigkeit aus dieſen kleinen zellichten Gefäßen in die Höhe gebracht werde, wird ſie, je länger ſie da bleibt, immer fauler, bis ſie endlich ein freſſender Eiter wird, welcher die Subſtanz der Lunge ſelbſt zerſtöret. Wenn nun, durch die zeitige Hülfe dieſer Maſchine, die Gerinnung der Materie verhindert, und, wenn ſie bereits geronnen iſt, durch den Gebrauch der Dämpfe ſo ſchlüpfrig und locker gemacht worden, daß ſie durch den Huſten leicht in die Höhe gebracht, und dadurch den ſchlimmſten Zufällen, die ſonſt unvermeidlich erfolgen müßten, vorgebeuget werden kann: ſo iſt die Anwendung dieſes Mittels wohl wichtiger, als alle durch den Mund beygebrachte und ein-

eingegebene Arzeneyen. Man nimmt, in dieſer Abſicht, Rosmarin und Lavendel, von jedem einige Zweiglein, und 10 bis 12 Blätter Huflattich; gießt darauf 3 Maß kochendes Waſſer, läßt es eine Stunde, oder länger, bedeckt ſtehen; gießt alsdann 3½ Nöſſel davon ab, weil die Quantität für eine Operation zureicht; man macht es ſo heiß, daß man die Hand darin leiden kann, ohne ſie zu verbrennen, und thut ungefähr 1 Nößel in die Maſchine, vermittelſt eines Trichters, nachdem man vorher das unterſte Loch mit einem Kork zugeſtopft hat. Alsdann ſtellt ſich eine Perſon zur Rechten des Pferdes, und eine andere bringt die Maſchine an des Pferdes Naſe, und legt den langen Riemen über des Pferdes Kopf, dicht hinter deſſen Ohren; denſelben kann man, zur erſten und zweyten Operation, mit dem andern Ende in der Hand halten, die Maſchine zu unterſtützen, ohne ſie anzuſchnallen, damit das Pferd nicht unruhig werde. Auch kann das Pferd durch eine Spießgerte, die man an eins von ſeinen Ohren hält, ſtillſtehend gemacht werden, denn wenige Pferde thun einen Widerſtand, ausgenommen ſolche, die bey andern Gelegenheiten kopfſcheu gemacht worden ſind. Steht das Pferd ſtill, ſo befeſtigt man alsdann das Kiſſen an deſſen Naſe, indem man die beyden kleinen Riemen, welche daſelbſt herum gehen, anſchnallet, ſo daß keine Luft hinein gehen kann. Alsdann thut man den übrigen Theil der 3½ Nößel von dem Liquor nach und nach hinein, ſo daß man ihn nicht zu heiß mache, und läßt es hängen, bis es kalt und alſo die Operation geendiget iſt. Darauf gießt man den Liquor wieder auf die Kräuter, ſo lange als der Geruch ſtark genug bleibt, reiniget alsdann die Oeffnung der Maſchine, und macht ſie völlig trocken. Das Pferd muß an demſelben Tage, da die Maſchine applicirt worden iſt, in dem Stalle bleiben. Kann ein Pferd von der Arbeit nicht verſchont

 blei-

bleiben, ſo muß die Maſchine täglich nur einmal und zwar des Abends, angelegt werden; wird es aber nicht zur Arbeit nöthig gebraucht, ſo kann man ſie täglich dreymal appliciren, wobey man das Pferd warm hält.

Beſchreibung und Abbildung dieſer Maſchine. Fig. 1499. A, iſt ein Riemen, welcher über den Kopf des Pferdes geht, das Werkzeug zu halten. B, ein Kiſſen, welches an des Pferdes Naſe mit zween Riemen C C angeſchnallet wird, um den Eingang der Luft abzuhalten. D D, zwey Thürchen, welche ſich zum Ausathmen öffnen; auch ſind noch zwey andere Thürchen inwendig bey einer Theilung an der punctirten Linie E, welche ſich bey dem Einblaſen öffnen, um die Luft durch die Oeffnungen F auf dem Boden der Maſchine einzulaſſen, ſo daß, wenn ſie einem Pferde angelegt wird, es keine andere Luft athmen kann, als die durch den in dem untern Theile der Maſchine enthaltenen Liquor geführt wird. Dieſer Liquor wird vermittelſt einer Röhre an der Pfeiſe G hinein gethan, und nach der Operation an der Pfeiſe H abgelaſſen.

Bey dem Huſten des Rindviehes, vermiſcht man gepülverten Ehrenpreis mit Salz, und giebt davon jedesmal eine Handvoll ein. Man kann auch den Ehrenpreis in Wachholder-Decoct kochen, Salz dazu thun, und es dem Viehe zu ſaufen geben.

Oder: man nimmt Peſtilenzwurzel, 4 Loth; Angelikwurzel, Alantwurzel, Lorbeeren, Wachholderbeeren, Cardobenedicten, Liebſtöckel, Lachenknoblauch, Rainfarnblumen, von jedem 1 Loth; gelben Schwefel, 2 Loth; Salpeter 1 Loth; Teufelsdreck, ½ Loth; macht alles zu Pulver, und giebt davon jeden Ochſen oder Kuh, 1 Loth, einem Kalbe oder Schafe aber nur ½ Loth, täglich, 3 Tage nach einander, mit etwas Mehltrank.

Oder: man nimmt Königskerzenkraut (Verbascum off.) mit den Wurzeln, Blättern und Blumen, pülvert es, und giebt es wie das vorige.

Die

Die Kälber bekommen einen trocknen Huſten, wenn ſie, beſonders im erſten Jahre, durch ſpäten Aufenthalt auf der Weide, oder durch kalte naſſe und faule Witterung ſich erkälten, wobey ſie mager werden und wohl gar umkommen. Ein gewiſſes Mittel dagegen, iſt, nach Hönert's Verſicherung, in der 2ten Samml. ſeiner Beytr. zur Landwirthſch. Bremen, 1778, 8. S. 27, f. folgendes. „Man laſſe den Urin von allen ſeinen geſunden Hausgenoſſen in einem Gefäß ſammeln und ſauer werden, und gebe den huſtenden Kälbern, wenn man dieſelben auch durch den äußerſten Durſt dazu zwingen ſollte, nichts anders zu ſaufen, als ſolchen ſauern Urin. Anfänglich will freylich das junge Vieh dieſen Trank nicht gerne nehmen; bald aber gewöhnen ſie ſich zu demſelben, ſaufen ihn gern, gedeihen augenſcheinlich, und der Huſten verliert ſich gar bald.“

Siehe auch den Art. Dampf oder Reichen des Rindviehes, im VIII. Th. S. 732, fgg.

Bey den Schafen, iſt der Huſten eine ſehr gemeine Krankheit, wogegen man ihnen getrocknetes und gepülvertes Fieberkleekraut, oder griechiſch Heu, mit Kümmel und Rocken vermengt, oder ſüßes Mandelöhl mit Wein vermiſcht giebt. In dem Ardenner Walde wird bey ihrem erſten Huſten eine Grundcur, 6 oder 8 Tage lang, dadurch mit ihnen vorgenommen, daß man ihnen in Wein zerſtoßene geſchälte Mandeln in die Naſenlöcher ſpritzet. In Liefland giebt man den Schafen, wenn ſie huſten, gekochten Hopfen.

Huſten, (blauer) ſiehe oben, S. 20.
— — (Blut=) ſ. oben, S. 13.
— — (Bruſt=
— — (Catarrhal= } ſ. oben, S. 14.
— — (convulſiviſcher) ſ. oben, S. 19.
— — (feuchter=
— — (Fluß= } ſ. oben, S. 14.

Huſten, (Reich=) ſ. oben, S. 13, u. 19.
— — (Kinder=] ſ. oben, S. 20.
— — (Kink=]
— — (Kitzel=) ſ. oben, S. 13.
— — (krämpfiger) ſ. oben, S. 19.
— — (Magen=) ſ. oben, S. 14, u. 18.
— — (Schaf=) ſ. oben, S. 13.
— — (Schrey=] ſ. oben, S. 19.
— — (Stick=]
— — (trockner) ſ. oben, S. 13, u. 17.
Huſten=Fieber, ſ. oben, S. 14.

Huſten=Kraut, Huſten=Wurzel, in einigen Gegenden ein Name des im XXV. Th. S. 567, fqg. beſchriebenen Huflattiches, nach dem Lat. Tuſſilago, wegen ſeiner guten Wirkung wider den Huſten.

Huſum, eine ziemlich große und mit guten ſteinernen Häuſern wohl bebaute Handelsſtadt in dem Herzogthume Schleswig gegen der Inſel Nordſtrand über. Sie gehörte vormals dem Herzoge von Holſtein=Gottorp, jetzt aber dem Könige von Dänemark. Sie liegt an einem Waſſer, welches die Aue genannt wird, und ſich ungefähr ½ Meile von hier gegen Weſten in die Hever ergießt. Dieſer Fluß macht daſelbſt einen ziemlichen Hafen, wo auch mittelmäßige Schiffe ein= und auslaufen können. Es iſt noch nicht gar lange, da dieſe Stadt eine anſehnliche Handlung trieb, und mehr als 40 große Schiffe auf ihre eigenen Koſten auszurüſten im Stande war. Vormals ließen auch Auswärtige ihr Malz bey den Huſumern zubereiten, welche ſich etwas anſehnliches damit verdienten. Hierzu kam noch dieſes, daß der Abſatz von Auſtern und Muſcheln, welche auf den unweit dieſer Stadt gelegenen reichen Auſterbänken in Menge gefangen, und von da nicht allein nach Nieder=Sachſen, ſondern auch bis nach Ober=Sachſen, ja gar bis nach Wien, verführet wurden, den Einwohnern dieſer Stadt faſt

allein zugehörte. Aller dieſer Vorzüge aber iſt die Stadt durch lauter Unglücksfälle beraubt worden; wie denn, was inſonderheit den Auſterfang betrifft, die Auſterbänke durch den harten Froſt im J. 1740. gänzlich ruinirt ſind. Indeſſen ernähren ſich die Einwohner jetzt von der Brauerey, und von dem Handel mit Pferden und gemäſteten Ochſen. Es werden jährlich viele tauſend Stück Vieh von den Huſumern in der Niedermarſch fett gemacht, und im Herbſte nach Lübeck und Hamburg zum Verkaufe getrieben; und auf den daſigen wöchentlichen Viehmärkten werden jährlich viele hundert, und zu Kriegszeiten viele tauſend Stück in der Gegend von Huſum gefallene Pferde verkauft. Die Schifffahrt iſt zwar nur klein, es kann aber dadurch das Nothdürftigſte herbey geſchaffet werden. Neuerlich ſind auch hier Glanzkattun- und luykiſche Lederfabriken, nebſt einer holländiſchen Bleiche und Ledermanufactur angelegt worden. Im Jahr 1603. hat Huſum vom Herzog Hans Adolph das Stadtrecht bekommen, da es vorhin nur ein Flecken geweſen.

Hut, (*) (der) Diminut. das Hütchen, Oberd. das Hütlein, überhaupt eine jede Bedeckung oder Decke, eine Bekleidung; in welcher Bedeutung es aber veraltet iſt, indem es heut zu Tage nur von der äußerſten Bekleidung des Obertheiles eines Dinges gebraucht wird.

1. Im weiteſten Verſtande, da es eine von feſterer oder ſteiferer Materie verfertigte hohe Bedeckung des Obertheiles eines Dinges bedeutet, in welchem Verſtande es nur noch in einigen einzelen Fällen üblich iſt.

(*) Schon bey dem Kero Hut, in den monſeeiſchen Gloſſen Houth, im Schwabenſp. Hut, im Niederſ. Hood, im Angelſ. Hod, im Engl. Hood und Hat, im Dän. Hat, im Schwed. Hatt, im Walliſ. Hett. Es gehört zu dem zahlreichen Geſchlechte derjenigen Wörter, in welchen die Bedeckung der herrſchende Begriff iſt, folglich zu Haut, Haus, Hote, Hüte, Kutte u. ſ. w. Bey den Walliſern iſt cuddio, und im Griech. κεύθειν, bedecken, verdecken. Das Lat. Pileus ſtammt auf ähnliche Art von den alten felan, bedecken, her; ſiehe Fell.

iſt. Der Fingerhut, die metallene tiefe Bekleidung der Fingerſpitze, ſ. Th. XIII, 396, f. Der Lichthut, ein hohles Blech, in Geſtalt eines ſpitzigen Kegels, das Licht damit auszulöſchen; ſiehe in L. Der Blaſenhut, der Obertheil einer Deſtillierblaſe, welche auch nur der Hut ſchlechthin, imgleichen der Helm genannt wird; ſ. Th. V, S. 556, und Th. IX, S. 123. An den Schwämmen wird der Obertheil, welcher gemeiniglich eine zugeſpitzte, oder doch erhabene Geſtalt hat, der Hut genannt.

2. In engerer Bedeutung, eine aus einer feſtern oder ſteifern Materie gemachte Bedeckung des Hauptes; zum Unterſchiede von einer Haube und Mütze. Dahin gehören nicht nur die Hüte des männlichen Geſchlechtes, ſondern auch die Sonnenhüte, die aus Stroh geflochtenen Hüte, Strohhüte, des weiblichen, und deren beſondere Arten, als: die Tyrolerhüte; die Pferdeköpfe, d. i. diejenigen Arten Strohhüte geringer Perſonen, welche den Kopf von hinten bis in den Nacken ganz bedecken, am Geſichte aber weit hervor gehen, und demſelben die Geſtalt eines Pferdekopfes, geben; die Schaubhüte (Schobhüte), d. i. große runde Strohhüte in Geſtalt eines Siebes mit einer Höhlung für den Kopf in der Mitte der Decke, welche den ganzen Kopf vor der Sonne an den Leib vor den Regen bedecken, und bey dem weiblichen Geſchlechte auf dem Lande ſehr gewöhnlich ſind, u. a. m.

3. In noch engern wird die aus einer ſolchen feſtern Materie verfertigte Bedeckung des Hauptes des männlichen Geſchlechtes ein Hut, L. Pileus, Fr. Chapeau, genannt, deſſen beſondere Arten durch allerley Zuſammenſetzungen von einander unterſchieden werden. Dahin gehören: der Biſchofshut, oder eigentlich die Biſchofsmütze, L. Infula, eine grüne, hohe Mütze, welche oben ſpitzig zugeht, daſelbſt offen iſt, und an jeder Seite einen breiten Streif mit ſechs Quaſten herunter

umhängen hat, dergleichen die Biſchöfe in der rö- miſchen Kirche tragen; der Cardinalshut, ein ro- ther ſcharlachener Hut, mit vier Quaſten an den Schnüren, welcher das Ehrenzeichen dieſer Würde iſt; der Churhut, eine Mütze oder ein Hut von Purpur mit Hermelin gefüttert und aufgeſchlagen, den die Churfürſten an Ceremonientagen bey der Kaiſerwahl und Krönung tragen; der Doctorhut; der Feder- hut; der Filzhut, welcher in der engſten Bedeutung unter der Benennung des Hutes verſtanden wird; der Jägerhut; der Regenhut; der Reiſehut; der Sturmhut, oder die Sturmhaube, ein Helm, weil man den Kopf damit in Gefechten und Treffen zu ſichern pflegte, u. ſ. f.

(1) Eigentlich. *Einen Hut tragen. Den Hut abnehmen, abthun, abziehen. Den Hut vor Je- manden abnehmen*, zum Zeichen des Grußes oder der Ehrerbietung. *Den Hut aufſetzen. Ohne Hut gehen.* Von einem, der nicht gern grüßt, ſagt man, er *trage Sperlinge unter dem Hute*, und wolle ſie nicht fliegen laſſen. *Den Hut in der Hand, und ein gut Wort im Munde*, d. i. Höflichkeiten koſten nicht viel, und bringen einen fort. *Unter dem Hüt- chen mit Jemanden ſpielen*, mit ihm einverſtanden ſeyn, ſeine Abſicht heimlich unterſtützen. In ältern Polizeyverordnungen, wird den Hütchensſpielern nebſt den Riemenſtechern und andern Betriegern das Land verboten. *Viele Köpfe unter einen Hut brin- gen wollen*, im g. L. viele Menſchen einig, eines Sinnes machen wollen. *Es fehlt ihm unter dem Hute, er iſt unter dem Hute nicht richtig, er iſt un- ter dem Hute nicht wohl verwahrt*, ſagt man im g. L. von Jemanden, der nicht den völligen Gebrauch ſeines Verſtandes hat, und Thorheiten begeht. *Die Frau hat den Hut*, im g. L. wenn ſie die Herrſchaft hat, wo- für man in niedrigern Sprecharten auch ſagt, ſie habe

die

die Hoſen. Der Hut iſt von alten Zeiten her das Sinnbild ſowohl der Freyheit, als auch der Herrſchaft.

(2) Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt. a) Das auf beyden Seiten ſchräg abgeſtoſſene oberſte Stück einer hölzernen Wand, welches gleichſam einen Hut vorſtellt. b) Auf dem Abführungstiſche oder der zweyten Ziehbank der Golddrathzieher, ein Holz, welches ungefähr die Geſtalt eines hohen länglich-runden Hutes hat, und um welches der ſtarke Draht gewickelt wird, um hernach von dieſem Hute auf die Stockrolle gewunden zu werden. c) Die Decke der Garben auf dem Felde; ſiehe Th. XI, S. 433. d) *Ein Hut Zucker*, ein Stück gereinigten Zuckers, welches die Geſtalt eines ſpitzigen Kegels hat; ein *Zuckerhut*, wegen der Aehnlichkeit mit den ehemaligen hohen ſpitzigen Hüten der Männer; ſiehe *Hut-Zucker*. e) Das *Eiſenhütchen*, der Name einer Pflanze, wegen der Geſtalt ihrer Blumen, Aconitum *Linn.* ſ. Th. I, S. 363, fgg.

Daher der *Hutmacher*, oder *Hutwirker*, ein Handwerker, welcher Hüte aus Filz oder gefilzter Wolle verfertiget; in Niederſachſen der *Hüter*, L. Coactiliarius, Opifex pileorum, Pilearius, Fr. Chapelier.

Die Hüte ſind eine menſchliche Erfindung zu Verwahrung des Hauptes, und haben im Deutſchen den Namen von behüten, verwahren, im Franzöſ. aber von dem Theile der Verwahrung, nämlich dem Haupte, bekommen. Daß die Erfindung derſelben ſehr alt, und ſchon bey den Juden, Griechen und Römern bekannt geweſen ſey, iſt keinem Zweifel unterworfen; daraus folgt aber nicht, daß man ſolche Hüte, wie wir jetzt tragen, ſchon in den älteſten Zeiten gebraucht habe. Hiob ſagt zwar: Gerechtigkeit war mein fürſtlicher Hut; und Eſaias: Du wirſt ſeyn im königlichen Hut; in der Grundſprache aber ſtehen

Wörter, welche eher durch Bund und Krone, als durch Hut, überſetzt werden müßten. Bey den Morgenländern ſind allezeit Bunde, aber niemals Hüte, wie wir ſie tragen, im Gebrauche geweſen. Die Griechen fiengen an, Kopfdecken aus Wolle und Haaren zu verfertigen, welche mit unſern Hüten mehrere Gleichheit zu haben ſcheinen. Wir finden drey Namen, womit ſie dieſelben belegten, nämlich Πῖλος, Πῖλιον, und Πιλίδιον, von πιλόω, ich ſtampfe, preſſe zuſammen; Σκιαδιον, und Κυνέη. Ein Sciadion mag ein ſolcher Hut geweſen ſeyn, dergleichen der Reiter Fig. 1500 auf dem Kopfe hat, welche Figur aus dem Tempel der Minerva zu Athen genommen iſt, wo ſich noch mehr Bilder mit eben dergleichen Hüten befinden ſollten. Es ſind dieſelben von unſern Hüten, wenn ſie nicht umgeſchlagen ſind, wenig unterſchieden. Die Römer giengen mehrentheils mit bloßem Haupte, und hatten nur bey großer Sonnenhitze, heftiger Kälte, oder ſonſt ungeſtümem Wetter, ihre Toga von hinten herauf und über den Kopf gezogen; nichts deſtoweniger hatten ſie noch beſondere Hüte und Kappen, indem ſie dieſe Tracht von den Griechen annahmen, und mit einem neuen Zuſatze vermehrten. Sie gebrauchten die Hüte nur unter währendem Gottesdienſte, bey Schauſpielen, auf Reiſen, und im Kriege. Kranke und alte Perſonen bedienten ſich auch derſelben. In den lateiniſchen Schriften kommen drey Benennungen davon vor, nämlich Pileus, Petaſus und Galerus. Pileus war die gewöhnlichſte Kopfdecke, hatte aber bald eine kleine runde, wie ein Helm, bald eine hohe und ſpitzige Geſtalt, faſt wie unſere Zuckerhüte, oder wie Pyramiden. Die Farbe daran war meiſtentheils weiß, bisweilen auch roth, gelb, braun und bunt. Als beſondere Arten gehören dahin der Pileus pannonicus, ein Soldatenhut, von Fellen; und der Pileus theſſalicus, ein Hut mit einem breiten Rande, um dadurch die Sonne von

dem Geſichte abzuhalten, welcher mithin ziemlich unſern Hüten gleichen mochte, da hingegen die Hüte der Römer kleine, oder auch wohl gar keine Ränder hatten. Petaſus war, wie der Pileus theſſalicus, ein Hut mit einem ſehr breiten Rande, Sonne und Regen damit von dem Geſichte abzuhalten. Man trug dergleichen auf der Reiſe, zumal wenn ſolche lang ſeyn ſollte; daher reiſefertige Leute bey dem Cicero petaſati heißen. Auch Mercurius trug einen ſolchen Hut, und alsdann war er mit Flügeln verſehen. Galerus war ein Hut, wie ein Helm, dergleichen einen halb ſchwarzen und halb weißen Mercurius trug, um damit den Tag und die Nacht anzudeuten. Auch bedeutete dieſes Wort eine Sturmhaube oder einen Soldatenhut, imgleichen einen aufgethürmten Kopfputz der Frauensperſonen, dergleichen ehrbare Perſonen ſchwarz, die Huren aber gelb zu tragen pflegten. Unter andern war der Hut inſonderheit ein Kennzeichen, womit ein Knecht von ſeinem Herrn, der ihn frey gelaſſen hatte, beſchenket, und dadurch von anderen Leibeigenen unterſchieden wurde; und dieſes iſt auch die Urſache, daß auf verſchiedenen Münzen ein Hut, als ein Zeichen der freyen Republik anzutreffen iſt.

Fig. 1501, eine Form von einem Hute, dergleichen vielfältig auf Münzen angetroffen werden, deren ſich die Römer beſonders bey der Nacht bedienten, wie ſie denn auch mit unſern heutigen Nachtmützen eine Aehnlichkeit haben. Solche Hüte wurden inſonderheit den Knechten ertheilt, wenn ſie die Freyheit bekamen; daher auch die Hüte, gedachtermaßen, insgemein für ein Zeichen der Freyheit genommen werden. Suetonius erzählt, es ſey über den Tod des Nero eine ſo große Freude in Rom entſtanden, daß das ganze Volk mit Hüten bedeckt in der Stadt umher gelaufen, als wenn ſie nun ihre Freyheit wieder hätten.

Petaſus war eigentlich eine Art von einem Reiſehute, deren ſich die Griechen ſowohl, als auch die Römer, bedienten. Bisweilen waren ſie, wie die unſrigen, mit Stülpen oder einem Rande verſehen. Derjenige, den man Fig.

1502,

1502, an einem Bruſtbilde ſieht, iſt aus dem Muſeo Juſtiniano; der andere, Fig. 1503, iſt von Fabretti von einer Münze des Strada abgeſchildert.

Fig. 1504, ein Hirt, deſſen Hut einer umgeſtürzten Schüſſel ſehr ähnlich iſt. (*)

Fig. 1505, ſtellt einen Kopf faſt mit einem Turban vor.

Cauſia war ein Hut von Filz mit einem breiten Rande, wie ihn die Macedonier trugen, doch nach Unterſchied des Standes immer koſtbarer, wie denn auch die Könige dergleichen trugen, doch das königliche Diadem zugleich mit daran fügten. Man brauchte denſelben wider die Hitze, und auch wider den Regen. Man ſetzte dergleichen auch zu Rom bey Schauſpielen auf, wenn die Sonne ſchien, und der Wind die Ueberhänge (Vela) nicht überziehen ließ.

Des Hutes bedienen ſich, in dem ganzen weſtlichen Theile von Europa, heutiges Tages mehrentheils nur die Mannsperſonen, zuweilen aber auch das Frauenzimmer, zur Verwahrung des Hauptes wider die Sonne, den Regen, und andere Ungemächlichkeiten der Witterung, gewiſſermaßen aber auch zur Zierde. Durch den Hut unterſcheiden ſich ſchon in der Tracht die meiſten europäiſchen Völker von den übrigen Nationen der Erde; denn die meiſten übrigen Völker bedienen ſich, ſtatt deſſen, nicht ganz ohne vorzügliche Bequemlichkeit, der Mütze oder des Turbans. Eigentlich iſt alſo der Hut eine Decke oder Kleidung des Hauptes. Es giebt aber auch Hüte, welche man gar nicht

(*) Dieſe Statüe iſt mit vieler Kunſt verfertigt. Es ſtellt dieſelbe einen alten Mann vor, welcher müde von der Arbeit ſich niedergeſetzt hat, und ſich auf ſeinen Stab lehnet. Der Rock iſt ſehr kurz, und er hat über demſelben einen Regenmantel (Lacerna,) dergleichen grobe Kittel die Bauern tragen. Auf der linken Seite hat er ſeine Hirtentaſche hängen, darin ohne Zweifel Speiſe verwahrt worden, und neben derſelben ein Fläſchchen mit Wein. Die Schuhe ſind nicht weniger merkwürdig, indem die Zehen der Füße bedeckt ſind. Der Schuh beſteht vornämlich aus einer ledernen oder hölzernen Sohle, welche unten mit verſchiedenen über einander geſchnürten Riemen an die Fußſohle feſt gebunden iſt. Das Fläſchchen hat die Geſtalt eines Hornes, und mag vielleicht auch aus eben dieſer Materie verfertigt ſeyn.

nicht aufſetzen kann, ſondern die man beſtändig in der Hand oder unter dem Arme haben muß, und welche bekanntermaßen, Chapeauxbas heißen. Ungeachtet durch dergleichen Bedeutungen von Hüten; der Kopf ſo wenig, als durch die wie Kehrbürſten geſchnittenen Haare (Vergettes,) verwahret werden kann: ſo bleiben ſie doch allemal Hütchen, deren Gebrauch öfters nützlich und vortheilhaft iſt. Bey Hofe z. B. muß man den Hut abhaben; ein gewöhnlicher Hut iſt zu beſchwerlich unter dem Arme, auch öfters dem Kleide durch ſeinen Puder und Fettigkeiten nachtheilig: in ſolchen Fällen ſind die Chapeauxbas zu billigen; will man aber überall und beſtändig chapeau bas gehen, ſo zähle ich es unter die lächerlichen Schwachheiten des männlichen Geſchlechtes.

Man hat ſich oft beſchwert, daß diejenigen Hüte, welche unter dem Arme getragen werden, anfänglich abſchwärzten und die Kleider beſchmutzten, hernach aber ſo bald unſcheinbar würden. Es ſind darauf die Hüte mit Taffet überzogen worden; allein auch dieſes Mittel hat nur auf kurze Zeit geholfen. Neuerlich hat man lederne Hüte, welche unter dem Arme getragen werden, verfertiget, welche allen bisherigen bemerkten Gebrechen zu begegnen ſcheinen. Sie werden in Dresden zu 1 Rthlr. auch zu 1 Rthlr. 8 Gr. verkauft.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 91.

Die Materie, woraus die Hüte gemacht werden, iſt ſehr verſchieden. Man macht nämlich Hüte von Stroh, Binſen, geflochtenem Rohr, und von Haaren, auch von Pappe, oder ſteifer geleimter Leinwand, welche man mit Sammet, Seidenzeug, inſonderheit Taffet oder Atlaß, Tuch, oder Wachsleinwand, von allerley Farben, überzieht, welches letztere inſonderheit bey den Reiſehüten geſchieht. Am gewöhnlichſten aber nimmt man dazu allerley Haare oder Wolle, woraus die ſo genannten Filzhüte (Chapeaux feutrés) entſtehen, d. h. ſolche, deren Stoff weder geſponnen, noch gewirket, noch geflochten, ſondern von

Theilen

Theilen zuſammen geſetzt wird, die von allen Seiten unordentlich mit einander verwickelt ſind, und die ihr Beſtandweſen durch die ſonderbare Zubereitung, mit welcher man ſie zugerichtet und behandelt hat, erhalten kann.

Die erſte Materie, welche man zu den Hüten genommen hat, beſtand, ſo weit wir die Geſchichte der Hüte kennen, aus Schaf= oder Lammwolle. Auch noch heutiges Tages werden die gröberen, folglich die größte Menge der Hüte, daraus verfertiget, wiewohl man auch, wie ich weiter unten zeigen werde, noch geringere Materien, als z. B. das Hundehaar, beſonders von Pudeln, Kuh= und Kälberhaare, wie auch die Flocken von den Tuchmacher, ja alle Materien, denen man durch eine geſchickte Vermiſchung eine filzwerdende Eigenſchaft zu geben vermag, dazu verwendet. Die kürzeſte Schafwolle iſt zum filzen jederzeit die beſte. Daher verarbeitet der hieſige Hutmacher am liebſten die einheimiſche Lammwolle zu mittlern und feinen Wollhüten. Doch da die Lammwolle nicht zu aller Hutmacherarbeit hinreicht, ſo muß er ſich auch jeder andern einheimiſchen und lüneburgiſchen kurzen Schafwolle bedienen. Insbeſondere gehört hiezu die Wolle von jungen Hämmeln, und die kurze Wolle von der Kehle und dem Halſe der Schafe, welche in andern Manufacturen nur etwa zum Einſchlage geſponnen wird, wie auch die Wolle an dem Bauche und den Beinen der Schafe. Die Sommerwolle von zweyſchürigen Schafen iſt am brauchbarſten, welche mehrentheils mit Lammwolle vermiſchet wird. Die ſchwarze Wolle der Schafe und Lämmer bindet zwar, und nimmt auch die Farbe an, ſie iſt aber grob, und daher nicht ſehr gebräuchlich. Hieraus erhellet, daß der Hutmacher die Wolle ſortiren und ſich ausſuchen muß. Die Wolle vom Bauche nimmt er zu ordinären, die vom Halſe aber zu den feinern Woll= oder Kernhüten.

Außer der einländiſchen Wolle aber bedient ſich der Hutmacher auch verſchiedener ausländiſcher Wollarten. Doch verſtehen nur die geſchickten Hutmacher die Kunſt, dieſe nebſt den feinen Haaren zu verarbeiten. Die Wolle von däniſchen oder vielmehr norwegiſchen Lämmern wird zuweilen mit einheimiſcher Lammwolle zu feinen und dichten Hüten vermiſchet. Sie iſt derb und bindend; und die Hutmacher wiſſen aus der Erfahrung, daß einige Lothe dieſer Wolle den Hut feſter und derber machen, als ein Pfund hieſiger Landwolle.

In Frankreich werden die ſchönſten wollenen Hüte in Dauphinee und in der Gegend von Grenoble gemacht. In der Normandie, in der Gegend von Rouen, Caudebec ꝛc. macht man ebenfalls ſchöne Hüte dieſer Art, und zwar nicht nur aus der beſten Landwolle, ſondern man läßt auch Wolle dazu aus Berry, Champagne und Sologne, kommen, welche Provinzen wegen ihrer Wolle vorzüglich berühmt ſind. Die feinſten Hüte aber werden in Paris, Marſeille, Lyon und Rouen gemacht. Auf dem Lande und in kleinen Städten kaufen die Hutmacher ihre Wolle, wenn ſie es für gut befinden, unmittelbar von den Metzgern, Landleuten, oder von einem auswärtigen Kaufmann, welcher ſich damit abgiebt, die Wolle zu waſchen und von dem Fette zu reinigen. In großen Städten, und inſonderheit an ſolchen Orten, wo viel Hüte gemacht werden, kann der Manufacturier, als ein ſolcher, vermöge eines Rathsſchluſſes v. 9. May 1699, welcher die Verordnung des Wollhandels von Frankreich enthält, und eines andern v. 2. Jun. deſſ. J., welcher eine Auslegung des vorigen iſt, zu Anfange des Mayes, d. i. ungefähr 2 Monat vor der Schafſchur, bey dem Bauer oder Pachter ſich diejenige Quantität Wolle, die er nöthig zu haben glaubt, beſtellen, und Geld darauf geben. Da man aber zu den Hüten mehrentheils nur kurze Wolle gebraucht, ſo hat derjenige, welcher ſolche Manufactur treibt, gewöhnlichermaßen lieber mit einem Kaufmanne oder Commiſſionär zu thun, welcher ihm ſo viel Wolle, und wie er ſie am beſten gebrauchen kann, verſchaffet, ſtatt deſſen, daß er dieſes Recht genießen ſollte.

Es ereignet ſich ſehr oft, daß der Hutmacher nichts, als ſeine und ſeiner Geſellen Arbeit, nebſt den Färbekoſten, darauf

auf verwendet, und die Wolle bekömmt er von einem Huthändler im voraus, wofür jener dieſem eine gewiſſe Quantität Hüte giebt, wovon das Dutzend ſo und ſo viel wiegt, nachdem ſie ſich mit einander verglichen haben.

Außer der einheimiſchen Wolle, bedienen ſich die Hutmamacher in Frankreich auch noch fremder Arten Wolle, welche feiner ſind. Sie laſſen unter andern eine Art aus Hamburg kommen, welche kurz, kraus und faſt ganz weiß iſt, und Hamburger Lammwolle (Agneline d'Hambourg) genannt wird, der Beſchreibung und den Umſtänden nach aber keine andere, als die vorerwähnte däniſche Lammwolle, iſt.

Man verarbeitet daſelbſt auch eine Wolle, welche aus Perſien kömmt, und von einigen Carmeline, von andern aber Carmenie, genannt wird. (*) Letztere Benennung iſt richtiger; denn es iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die nämliche Wolle, wovon Tavernier, in ſeiner Reiſe nach Perſien, ſo vortheilhaft ſpricht, und mit welcher der Handel in Kerman, einer perſiſchen Provinz, getrieben wird. Ehedem hieß dieſe Provinz Caramanie; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Kaufleute dieſes Wort verdorben, und, bey Benennung der Wolle nach dem Lande, woher ſie kömmt, Cermanie daraus gemacht haben. Es iſt alſo dieſe Waare wohl nicht, wie Savary im Diction. du commerce, im Art. Vigogne, ſagt, die Wolle oder das Haar des ſo genannten peruaniſchen Hammels, oder Vigogne, (**) von der

(*) Unſern Hutmachern iſt ſie unter dem Namen perſiſche oder perſianiſche Wolle bekannt. Sie iſt theils roth, theils grau. Jene iſt brauchbarer und theurer, als dieſe. Erſtere iſt die Wolle vom Rücken, letztere aber vom Bauche, den Hintertheilen und Seiten.

(**) Das unter dem Namen Vigogne bekannte Thier iſt kein Hammel oder Schaf, ſondern ein Kamel, und wird das Schafkamel, Camelus laniger, Camelus Pacos, Camelus Llama L. genannt. Sein langes hellbraunes Haar, welches mit weißlich grauen Haaren melirt iſt, iſt leicht von der Wolle der Schafe zu unterſcheiden, und wird von vielen Hutmachern in Deutſchland zu den feinen Hüten mit verarbeitet. Diejenigen Schriftſteller, welche das lange Haar Wolle nennten, haben vielleicht eben ſo uneigentlich davon geredet, als von der Ziegenwolle. (Lana caprina) Die Vigogneswolle iſt jetzt ſelbſt in Amſterdam ſelten. Eine Sorte koſtet das Pfund 10, eine andere 13 Mark. Jene iſt blaſſer, dieſe aber dunkler roth.

der geringern Güte, und zwar um ſo weniger, da dieſe, wie er ſelbſt ſagt, über Spanien aus Peru kömmt.

Was die Hutmacher unter dem Namen öſtreicher **Wolle** (Laine d'Autriche) verbrauchen, iſt das Haar von alten oder jungen Ziegen, von aſchgrauer Farbe. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß es die Flaumfedern vom Strauße (Autruche) wären, wie man es ſich, nach dem Savary, könnte einfallen laſſen. (*) „Das Haar oder die Flaumfedern „des Straußes", ſagt er: „iſt zweyerley, fein und grob. „Das feine kömmt mit zu den gewöhnlichen Hüten, dergleichen „die von Caudebec ſind, u. ſ. w." Nach der umſtändlichen Beſchreibung, welche **Perrault** von dem Strauße geliefert hat, hat dieſer Vogel keine Flaumfedern, wie die andern Vögel. Geſetzt aber auch, man fände auf ſeiner Haut etwas, das dieſen nahe käme, ſo wäre es doch nicht in der Menge, und von ſolcher Beſchaffenheit, welche zu einem Gegenſtande des Handels nöthig iſt, und noch viel weniger, welches zu Verfertigung der Hüte von geringem Preiſe angewendet werden könnte.

Die peruaniſche Schafwolle wird gleichfalls von den Hutmachern gebraucht; iſt aber, wie die perſiſche, theuer;

(*) Das iſt eine lächerliche Verwechſelung der Wörter Autriche und Autruche von dem ſonſt ſo berühmten Savary. Dieſer Fehler gehört mit in des Gryphius Sammlung de exterorum, praecipue Gallorum, erroribus geographicis, im X. Th. der *Miſcell. Lipſ.*

Der Strauß hat keine Flaumfedern, noch weniger Wolle; er kann alſo den Hutmachern kein Material liefern. Da die meiſten, welche bisher etwas von Waaren haben melden wollen, ſolches aus dem Savary genommen haben: ſo iſt dadurch dieſe erdichtete Straußwolle in viele Bücher gekommen. In Ludovici Kaufmanns-Lexicon kömmt ſie an verſchiedenen Orten vor, z. B. im 3. Th. v. 1767, Col. 248, und im IV. Th. von 1768, Col. 2475. Martini hat in Büffons Naturgeſch. der Vögel, Th. III. S. 180 f., ganz richtig gelehrt, daß der Strauß keine Dannen oder Wolle habe, und doch hat er ſich, S. 255 f., von Ludovici verleiten laſſen, unter den Waaren, welche jener Vogel liefert, verſchiedene Arten Wolle zu nennen, als: Fin d'autruche, Gros d'autruche. In des *Jaubert* Dictionn. des arts & metiers, Th. I. S. 444, iſt der unrichtige Name *Laine d'autruche* beybehalten, aber richtig erklärt worden: *Laine d'autruche* n'eſt qu'un poil de chevre ou de chevreau gris cendré.

theuer; denn von dieſer koſtet das Pfund 1, von jener aber an 5 Rthlr. Man unterſcheidet ſie in die rothe und weiße. Beyde Arten, ſowohl die perſiſche, als peruaniſche, werden, ihres hohen Preiſes wegen, nie ohne Beymiſchung feiner Haare verbraucht, zumal, da ſie ohne eine ſolche Beymiſchung nicht gut filzen ſollen. Man vermiſcht ſie nicht einmal mit Landwolle, um hieraus feinere Hüte zu machen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die geringern Materien allemal durch die feinern ſtechen, und dieſe dergeſtalt decken, daß jene zur Schönheit des Hutes faſt gar nichts beytragen. Allein, wenn man ſie mit andern Haaren vermenget, haben ſie eine gute Wirkung.

Aus den aſiatiſchen Handelsſtädten bekömmt man über Marſeille eine Art Haare, welche unter denen, die man aus fremden Ländern zum Hutmachen zieht, die gemeinſte und wohlfeilſte iſt. Man bekömmt ſie in kleinen Wickeln oder Bünden, unter dem Namen Pelotage. Es ſind die abgeſchornen Haare von jungen Ziegen, wovon es ſchwache und rothe giebt. Letztere ſind feiner, und werden am meiſten geachtet. Zu eben dem Behuf gebraucht man auch das ſo genannte Kamelhaar oder Kamelgarn, welches wir aus der Levante bekommen, und welches inſonderheit die Bortenwirker ſtark verarbeiten. Es iſt nicht, wie man bisher geglaubt hat, das Haar der laſttragenden Kamele, ſondern größtentheils die Wolle der angoriſchen Ziege, oder das Haar von langhaarigen Ziegen, welche inſonderheit in Perſien in großer Menge gehalten werden. Dieſes Haar iſt jederzeit braun, aber bald dunkler, bald heller. Es iſt auch von verſchiedener Feine. Sein Glanz macht es in vieler Abſicht vorzüglich ſchätzbar.

Unter allen ausländiſchen Haaren aber iſt kein einziges, wovon die Hutmacher ſo viel verbrauchen, und welches ſich ſo gut dazu ſchickt, als das Haar vom Bi-

ber oder Caſtor, oder die ehemals ſo genannte moſcovitiſche Wolle; denn es wird hieraus der feine Caſtorhut verfertiget. Die hieſigen Hutmacher verbrauchen dieſes theure Haar nie unvermiſcht, es ſey denn daß ein ſo feiner Hut ausdrücklich beſtellt wird. Das Thier, welches dieſe Haare liefert, kann ſowohl im Waſſer, als auf dem trocknen Lande leben, und hat Nordamerika zu ſeinem Vaterlande. Die Haare ſind an der Spitze braun, und auf dem Rücken am braunſten, unterhalb aber nach der Haut zu, hell und glänzend perlfarbig. Man fängt zwar auch in Polen und Rußland Biber; allein ihr Haar iſt nicht ſo gut, als das engliſche Biberhaar. Die Engländer bringen dieſes aus Nord-Amerika, und ins beſondere aus Canada, und überlaſſen es, theils abgeſchnitten, theils noch auf den Fellen, den übrigen Völkern. Zwey Loth von den amerikaniſchen Biberhaaren ſind aber eben ſo gut, als 4 Loth von den polniſchen und ruſſiſchen. Das Haar auf dem Rücken hat jederzeit den Vorzug vor den übrigen. Man theilt inſonderheit die Haare, ſo wie auch die Häute, in fette und trockne. Fetten Biber, Fr. Caſtor gras, nennt man diejenigen Felle dieſes Thieres, welche die Wilden ſchon eine gewiſſe Zeit getragen haben, entweder ſich damit zu bekleiden, oder des Nachts damit zu decken. Hiezu ſuchen ſie nicht nur die beſten aus, ſondern ſie machen ſie auch, damit ſie dieſelben gut handthieren können, weich, wozu noch ihre Ausdünſtung kömmt; und dieſes giebt dem Haare eine Beſchaffenheit, welche daſſelbe zur Hutmaterie weit geſchickter macht, als es von Natur iſt. Trocknen Biber, Fr. Caſtor ſec, oder veule, nennt man diejenige Felle, welche noch nicht getragen worden ſind, und welche die Wilden getrocknet haben, nachdem ſie von dem Thiere abgezogen worden ſind. Dieſer wird geringer geachtet, und iſt wohlfeiler, als jener. Wenn man ihn verarbeiten will, vermengt man ihn jederzeit mit einer gewiſſen Quantität von fetten Biber, oder

mit einer andern Materie, welche ihm einen Zuſammenhang zu verſchaffen vermögend iſt. Polen und Rußland liefert uns bloß trockne Haare, England aber beydes. Die magern Haare geben einen feinern Glanz, die fetten aber einen feſtern Filz, folglich muß ein Hutmacher mit beyden verſehen ſeyn. Unterdeſſen machen die magern Haare dem Hutmacher mehr Mühe, als die fetten. Denn wenn jene gut filzen ſollen, müſſen ſie durch eine Beize vorbereitet werden, welches bey jenen nicht nöthig iſt, wovon ich weiter unten ſprechen werde. Der Biber wird auch nach der Jahrszeit, in welcher er abgeſtreift worden iſt, höher oder geringer geachtet. Wenn es im Winter geſchehen iſt, ſo iſt er am beſten unter allen, und auch am theuerſten, weil zu der Zeit das Thier am meiſten mit Haaren verſehen, und dieſes von der beſten Beſchaffenheit iſt. Nächſt dieſem folgt an Güte der Herbſt- und Frühlingsbiber; der ſchlechteſte und wohlfeilſte iſt der Sommerbiber, weil ſie zu der Zeit haaren.

Zur Sommerszeit hat der Biber, der Haſe, das Kaninchen ꝛc. faſt kein anderes als dasjenige Haar, welches der deutſche Hutmacher grobes Haar, der franzöſiſche aber Farre zu nennen pflegt. Erſt gegen den Winter verſieht die Natur dieſe Thiere mit dem Winterkleide, und dieſes beſteht aus dem weichen, feinen Haare, welches der Hutmacher braucht und Grundhaar, Fr. Poil fin, nennt.

Es giebt auch in Nord-Amerika ein der Zibethkatze ähnliches Thier, welches Hr. Graf von Büffon Ondatra, andere aber Caſtor zibethicus nennen, deſſen Balg in den Hutmanufacturen mit den Bibern gleiche Dienſte leiſtet.

Nächſt dieſem iſt das Haar von Kaninchen und Haſen dasjenige, welches am gewöhnlichſten mit der Wolle vermiſchet wird. Das Kaninchenhaar wird zu den ſo genannten Viertel- und halben Caſtorhüten gebraucht. Man hat einländiſche zahme Kaninchen, aber weil ſie nicht zureichen, und ihr Haar auch nicht

von ſonderlicher Güte iſt, ſo ſchätzt man in Berlin vorzüglich die engliſchen, weil kein Land in der Welt ſo viele und gute Kaninchen hat, als England. Auf allen Landgütern trifft man einen mit Mauern umgebenen Thiergarten an, in welchem Kaninchen gehalten, und ſo gut verwahret werden, daß ſie nicht heraus kommen und Schaden anrichten können, wie ich an gehörigem Orte ausführlicher beſchreiben werde. Ein ſolcher Kaninchengarten iſt gemeiniglich verpachtet; und es giebt Pächter, welche dafür jährlich ein Pachtgeld von 15 bis 1800 Pf. Sterl. entrichten, und doch dabey ganz wohl beſtehen. In einigen Grafſchaften macht dieſes Pachtgeld den hauptſächlichſten Theil von den Einkünften der Landgüter aus. Man vermiſchte ſonſt dieſe Haare jederzeit mit Haſenhaaren, weil dieſe letztern unvermiſcht nicht filzten; allein heut zu Tage weiß man ſchon durch die Beize das Haſenhaar, ohne ſonderliche Beyhülfe des theuern Kaninchenhaares, in den erforderlichen Stand zu ſetzen. Die Haſenhaare ſind die ſchlechteſten, geben aber doch einen guten Filz. Die einländiſchen werden am wenigſten gebraucht, und man giebt denen, die man über Holland, desgleichen aus Rußland, Litauen und Böheim erhält, den Vorzug. Die Beize verbeſſert ihre Güte, ſo daß ſie nur mit wenig Kaninchenhaaren vermiſchet werden dürfen, wenn ſie filzen ſollen.

In Frankreich, in den Provinzen Bourgogne und Nivernois, bedient man ſich zu den wohlfeilſten Hüten auch des ordinären Ziegenhaares. An einigen Orten in Frankreich nimmt man Kälberhaare von den Lohgärbern, weil ſie ſehr wohlfeil ſind, unter die Wolle, woraus man die allerſchlechteſten Hüte für das Landvolk macht. Man kann hiezu auch Kuh- und Hundehaare, ingleichen die Flocken von den Tuchmachern gebrauchen.

es iſt ein unnöthiges Verbot, dieſe Kälber- Kuh- und Hundehaare, und Flocken, unter die Filze zu miſchen; denn bey feinen Hüten verbietet es ſich von ſelbſt; und warum ſollte man bey ſchlechten Hüten, dieſe, keinen Werth habenden Materialien nicht mit gebrauchen können, da ſie der Güte eines Hutes von dieſer Art nichts ſchaden, und da wir die Wolle in vielen andern Fällen nöthiger brauchen!

Tenon, ein berühmter Wundarzt, und Mitglied der Akad. der Wiſſ. in Paris, welcher die Stärke, Geſchmeidigkeit und Elaſticität der Thierſehnen mit vieler Genauigkeit unterſuchte, und aus Ochſenſehnen eine Art von Zeuge weben ließ, welches alle vorerwähnte Eigenſchaften an ſich hatte, hat gezeigt, daß die Ochſenſehnen hauptſächlich auch den Hutmachern gute Dienſte leiſten können. Er glaubt, daß man ſie unter den Hutfilz miſchen, und die Hüte dadurch viel dauerhafter machen könne.

Jo. Ulr. Pauli gemeinnütz. Correſpondance, 1. Th. 34. St. v. 30. Jul. 1766, S. 270, f. ſ. auch das 46. St. derſ. v. 10. Sept. S. 364, f.

24. St. des 3. Th. der neuen Auszüge ꝛc. Frf. M. 1766. 8. S. 382—384.

70. St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1766, Col. 565, f.

Zu den Materialien, welche in den Hutmanufacturen angewendet werden, oder doch gebraucht werden können, gehören auch die Stuhlabgänge der Seidenweber, welche man zupfen, und ſo lang, wie das Haar, welches man in der Hutmacherey anwendet, ſchneiden läſſet, und woraus man vor einigen Jahren in Frankreich Seidenhüte zu machen angefangen hat, welche man auch jetzt in Berlin verfertiget. Man nimmt von dieſer Seide ein Drittel, und zwey Drittel gebeiztes Haſenhaar, oder auch halb Haar und halb Seide. Es läſſet ſich, wie die ganz härenen, fachen, filzen, walken und vollenden, die Farbe wird gut, und alles geräth, aber die Steife, wenn deren zu viel, oder nur wie gewöhnlich iſt, verdirbt, ſo bald ſie durch den Regen naß werden; ſie verhärten ſich, und bekommen

ihre

ihre Gelindigkeit ſchwerlich wieder. Einige überziehen auch die Seidenhüte mit 2 oder 3 Loth Biberhaar. Anſtatt der Stuhlabgänge der Seidenweber, läſſet ſich noch beſſer die ſyriſche Seidenpflanze (Aſclepias ſyriaca), dazu anwenden; denn die Seide derſelben iſt von Natur ſo kurz, als die Haare von Haſen oder Kaninchen, und darf nicht erſt kurz geſchnitten, ſondern kann ſogleich mit den Haaren meliret werden; ſie läßt ſich gut filzen, wird auch nicht wollicht oder rauch, und verliert von ihrem vortrefflichen Glanze nichts; wie ſie denn, wenn ſie mit Floretſeide meliret und zu allerley Arten von Zeugen verarbeitet wird (ſ. Th. II, S. 295. fgg.), dieſer, des Glanzes wegen, den Werth der ächten Seide verſchaffet; ſie hat alſo alle Eigenſchaften zu Hüten von der ſchönſten Art.

Nach No. XLIV. des Journal de commerce, v. J. 1769, verfertigt **Bertrault**, ein Hutmanufacturier zu Paris, eine Art Hüte, deren Hauptmaterial Baumwolle iſt; eine Materie, welche bisher bey den Hutmachern unbekannt geweſen iſt, oder vielmehr, wovon man ſeit langer Zeit Gebrauch zu machen vergeblich verſucht hat. Dieſe Hüte haben den Vorzug vor den gewöhnlichen, daß ſie gar kein Waſſer durchlaſſen, und nicht ſo leicht Fettigkeit an ſich nehmen. 50. St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1769.

Wir beſitzen in Deutſchland eine Menge Weidenbäume und Pflanzen, welche eine Art von Baumwolle liefern, die ſich in geſchickten Vermiſchungen ſehr gut von den Hutmachern gebrauchen läßt. Der O. C. R. **Hecker** in Berlin, ließ den Verſuch anſtellen, aus der Wolle der Lorbeerweide, mit Schafwolle vermiſcht, Hüte zu verfertigen. Dieſe Miſchung filzte zwar, aber mit einiger Mühe. Das Flachsgras, Linagroſtis, iſt, mit Wolle melirt, ebenfalls zu Hüten brauchbar.

Aus jetzt gedachten Materien werden nun Hüte von verſchiedener Güte und Feinheit gemacht. 1. Grobe,

be, mittel= und feine Wollhüte, wozu bis 26 Loth zweyſchürige Sommerwolle und einige Loth kurze Lämmerwolle genommen werden. Die feinſten ſind die ſo genannten Kernhüte, welche aus der Schafwolle am Halſe verfertiget und mit Kamelhaar überzogen werden. 2) Mittelfeine oder ſo genannte Bußhüte, von ungefähr 26 Loth. Sie enthalten größtentheils feine engliſche Lämmerwolle, wozu etwa der ſiebente Theil däniſche Wolle beygemiſchet, und das Ganze mit Kamelhaare überzogen wird. Zuweilen ſetzt man etwas Haſen= oder Kaninchenhaare hinzu, welches etwa ein Viertel des Ganzen beträgt. Von dieſen ſind 3) die bauchhärenen Hüte, welche auch ordinäre Hüte genannt werden, wenig unterſchieden. Das meiſte iſt Haſenhaar, mit einem Zuſatze von Kamel= und Ziegenhaar; doch werden hiezu nur die ſchlechteſten, nämlich Bauch= und Seitenhaare genommen. 4) Rückenhärene Hüte, beſtehen aus ein Paar Loth Rückenhaar vom Biber; die übrigen ſind theils Kamel= theils Kaninchenhaare. 5) Viertel-Caſtorhüte. Man macht ſie entweder ganz von Haſenhaar, oder ſetzt zu dieſen $\frac{1}{4}$ Kamelhaare oder Vigogneswolle hinzu; jederzeit aber werden ſie mit 4 bis 6 Loth Biberhaar überzogen. 6) Halbe Caſtorhüte, wozu 6 bis 8 Loth Biber=, ungefähr 4 Loth Kaninchen= und Haſenhaar, und ein Paar Loth Vigogneswolle genommen wird. 7) Dreyviertel=Caſtorhüte. Man nimmt hiezu einen Theil Haare von engliſchen Kaninchen, ſelten von Haſen, und $\frac{2}{3}$ Biberhaare. Von letztern nimmt man die eine Hälfte zum Grunde, und die andere zum Ueberzuge. 8) Ganze Caſtorhüte, welche bloß von Biberhaaren, und zwar 2 Theilen gebeizten, und 1 Theil ungebeizten Haar, beſtehen, werden nur zum Meiſterſtück, und wenn ſie ausdrücklich beſtellt werden, gemacht. Ein mehreres von den Caſtorhüten wird weiter unten vorkommen. 9) Seiden-

denhüte, ſ. oben, S. 59. Dieſes ſind die Hauptgattungen der Hüte. Es hat aber jede Gattung wieder beſondere Untergattungen, nach dem die Hüte feiner und beſſer, oder gröber und ſchlechter werden ſollen, und man in dieſer Abſicht die Materien wählet und vermiſchet. In Berlin werden Hüte, von 10 Gr. bis 8 Rthlr. das Stück, gemacht. Große Hutmanufacturen pflegen ſelten die ſchlechteſten Sorten von Hüten für den gemeinen Mann zu machen, ſondern ſie überlaſſen ſolche den Hutmachern, welche einzeln für ſich arbeiten, und mit ihrer Waare die Jahrmärkte bereiſen. Doch übernehmen große Hutmanufacturen ganze Lieferungen für die Armee.

Eine gute Wahl der Materien, die Oekonomie, mit welcher man ſie anwendet, und das richtige Verhältniß der Miſchung, erfordern, von Seiten des Manufacturiſten, Kenntniß und Aufſicht. Wer niemals geſehen hat, wie die Hüte verfertiget werden, noch ſich auf eine andere Art davon zu unterrichten geſucht hat, wird ſich ſchwerlich einbilden, durch wie viele Hände oben erwähnte Materialien gehen müſſen, noch wie viel Mühe es jedem Arbeiter koſtet, um daraus denjenigen Kopfzierrath zu bereiten, welcher den Gegenſtand des Hutmachers ausmacht. Ich werde die verſchiedenen Beſchäftigungen, ſo wie ſie auf einander folgen, in möglichſter Kürze durchgehen, und das Weſentlichſte davon anführen.

Da die Materialien, welche der Hutmacher zum Verarbeiten erhält, gemeiniglich mit Koth, Erde, und andern fremden Körpern, verunreinigt ſind, ſo macht deren Säuberung die erſte Beſchäftigung aus, welche jedoch nicht allemal durch einerley Mittel erhalten werden kann. Denn ſo muß z. B. die Schafwolle gewaſchen und vom Fette gereiniget werden.

In Frankreich iſt die Landwolle gewöhnlicherweiſe ſchon gewaſchen und vom Fette gereinigt, wenn ſie der Hutmacher kauft. (*) Er wählet nur diejenige, welche zu ſeiner Arbeit am dienlichſten iſt; und dieſes iſt die Wolle von jungem Viehe, und die kürzeſte, welche man von den Schafpelzen ausſucht. Es iſt alsdann weiter nichts nöthig, als ſie krämpeln zu laſſen, welches in vielen andern Manufacturen, wo man Wolle verarbeitet, ebenfalls geſchieht.

Das Kälberhaar, welches man aus den Lohgärbereyen bekömmt, iſt mit Kalk verunreinigt, wovon man es erſt befreyen muß, ehe es dem Krämpler übergeben wird. In dieſer Abſicht kocht man es in großen Keſſeln mit vielem Waſſer, thut es alsdann in einen Korb, und ſetzt dieſen in den nächſten Fluß, wo man es ſo lange wäſcht, bis es rein genug iſt; hernach bringt man es auf Hürden, und ſetzt ſie der freyen Luft und Sonne aus, damit ſie trocken werden.

Alle ausländiſche Wolle und Haare führen vielen Schmutz bey ſich, welchen man ihnen zuvörderſt benehmen muß. Die peruaniſche ſowohl, als auch die perſiſche Wolle iſt voll Erde und verhärteten Thierkoth. In der Pelotage und dem Kamelhaare, findet man Stückchen vom Felle oder der Oberhaut, (Fr. Chiquettes,) welche der Schafſcheerer von dem Thiere geſchnitten hat. Und überhaupt in allen und jeden findet man ein ſo genanntes grobes Haar (Fr. Jarre), welches von dem feinen abgeſondert werden muß. Es iſt was ſeltenes, wenn man in einer großen Menge dieſer Waare nicht einige Theile, die ſich erhitzt haben, verfault, oder von dem Ungeziefer verdorben ſind, antrifft. Das Ausleſen iſt demnach die erſte Arbeit, welche dieſe Sachen erforden.

In

(*) Unterdeſſen giebt es in den Provinzen Tuchmacher, welche ihre Wolle verarbeiten, ohne daß ſie vorher vom Fette gereinigt iſt, und welche keine andere Zurichtung erhalten hat, als das Waſchen des Viehes in kaltem Waſſer. Wenn der Hut bis zum Walken bereitet iſt, kochen ſie ihn in einer ſtarken Lauge.

In Frankreich ſind es gewöhnlich Weiber, welche dieſes verrichten. Die Arbeit muß aber ſehr langſam hergehen, nach dem Preiſe zu urtheilen, für welchen ſolches geſchieht. Bey der peruaniſchen Wolle bekommen ſie, für das Pfund auszuleſen, an 20 Sols. Die perſiſche Wolle und das Kamelhaar, wird das Pfund mit 10 Sols bezahlt. Das Ausleſen verurſachet viel Verluſt. Dieſer ſteigt öfters bis zum vierten, und bisweilen gar zum dritten Theil. Wenn das Pf. peruaniſche Wolle bey dem erſten Einkaufe 8 Livr. koſtet, ſo kömmt ſie, wegen des Abganges, höher als 10 Liv.; hiezu noch die 20 Sols für die Arbeit gerechnet, ſo kömmt das Pfund zuweilen bis auf 12 Livr. zu ſtehen.

Unterdeſſen daß man die ausländiſchen Arten Wolle und Haare dergeſtalt behandelt, ſortiret man ſie auch zu gleicher Zeit. Denn an jedem Felle findet ſich Wolle von verſchiedener Güte und Farbe. Die, welche von dem Rücken des Thieres kömmt, iſt jederzeit dunkler an Farbe, als die andere. Man nennt ſie Rückenwolle, Fr. Arrête, und ſie wird höher geachtet als die übrige. Diejenige, welche vom Bauche, von den Seiten und der Kehle kömmt, iſt an Farbe heller, und bisweilen weiß; man bedient ſich derſelben zu gemeinern Hüten, oder zu ſolchen, die nicht gefärbet werden ſollen.

Das iſt alſo der Anfang der Zurichtung derjenigen Arten Wolle oder Haare, die in Fellen (Pelzen) oder Wickeln ankommen. Es giebt aber noch andere Arten Haare, als: die von Haſen, Kaninchen, und Bibern, welche der Hutmacher ſamt den Fellen erhält, und die er erſt von ihrer Haut abſondern muß. Dieſes geſchieht theils durch das Ausrupfen, theils durch das Abſchneiden des Haares.

Jedes Fell beſitzt allemal zweyerley Haare. Auſſer demjenigen, welches zum Hutmachen geſchickt iſt, iſt auch noch eins daſelbſt, welches länger iſt, und grobes Haar genannt wird. Dieſes iſt grob und hart; es taugt nicht für den Hutmacher, weil es ſich nicht filzt;

filzt; und wenn er es dem ungeachtet anwendet ſo ſticht es zwiſchen die andern Haare durch, und kömmt auf eine nachtheilige Art zum Vorſchein. Man muß es deswegen von den feinen Haaren abſondern; und dieſes geſchieht bey dem Biber folgendermaßen; Fig. 1506. Derjenige, welcher den Balg des Bibers enthaart oder ausrupfet, ſitzt auf einem Seſſel ohne Lehne, und hat eine Bank vor ſich, A, welche man den Bock (Fr. Chevalet) nennt. Dieſer iſt 3 Fuß lang, 6 Zoll breit, ſteht auf 4 Füßen, welche 20 Z. lang ſind, und iſt obenher rund. Ueber dieſen wird das Fell, ſeiner Länge nach, ausgebreitet, und vermittelſt eines Fußriemens feſt gehalten, mit welchem er daſſelbe an demjenigen Ende, welches ihm am nächſten liegt, umſchließt. Der Fußriemen iſt ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der ſich an jedem Ende durch einen Ring endigt, in welchen man den Fuß ſetzt; ſiehe Fig. 824, im XV. Th. Iſt es ein trockner Biber, ſo legt ihn der Rupfer dergeſtalt auf den Bock, daß der Kopf an dem entfernteſten Ende, der Schwanz aber ihm am nächſten liegt, und die Haare mit ihren Spitzen ihm entgegen ſtehen; das Gegentheil thut er, wenn es ein fetter Biber iſt. Wenn demnach der Bock gehörig ſteht, faſſet er mit beiden Händen das Raufeiſen oder Raufmeſſer, Fr. Plane, Fig. 1507. Es beſteht daſſelbe in einer Klinge mit doppelter Schneide, welche zwiſchen beiden Stielen ungefähr 14 Z. lang iſt. Dieſes Meſſer ſetzt er unter einem rechten Winkel, oder doch beynahe, auf, und ſtreicht damit auf dem Felle der Länge nach hin, wobey er die Schneide nach der Quere wirken läßt; dieſes wiederholt er zu verſchiedenenmalen, auf dem nämlichen Striche, und zwar ſo lange, bis alles grobe Haar weggenommen iſt. Bey trocknen oder magern Bälgen, wendet es das Meſſer, d. h. er neiget die Klinge gegen das Ende des Bockes zu, wo der Kopf des Felles iſt, wenn

er vorwärts ſtreicht; ſtreicht er aber nach ſich, ſo giebt er der Klinge die entgegengeſetzte Richtung. Bey dieſer Veränderung der Neigung werden die groben Haare allezeit mit der Hand weggenommen. Bey fetten Bälgen hingegen hält der Raufer das Meſſer nach der Lage des Haares, wenn er darüber weg ſtreicht.

Wenn der Raufer das grobe Haar mit ſeinem Meſſer, ſo gut als er gekonnt, weggenommen hat, giebt er das Fell dem Nachleſer oder der Nachleſerin (Fr. Repaſſeur, Repaſſeuſe,) welcher an den Rändern und andern Orten, wo jener mit ſeinem Raufeiſen nicht hat hinkommen können, das grobe Haar vollends wegnimmt. Dieſes geſchieht vermittelſt eines, faſt dem Schuſterkneife gleichenden, Meſſers mit einer geraden Klinge, die aber vorn etwas gebogen, rund, und mit einem hölzernen Stiele verſehen iſt; Fig. 1508. Die nachleſende oder nachraufende Perſon ſitzt, wenn ſie arbeitet, und hält das Fell mit ihren Knieen, indem ſie dieſe wider eine Wand, oder ſonſt etwas feſtes ſtämmet. Sie klemmt das grobe Haar zwiſchen die Klinge und ihren Daumen, und reißt es mit der Hand weg. Da aber dieſes Haar hart, und die Thätigkeit der Hand heftig iſt, ſo iſt der Theil des Meſſers, welchen ſie angreift, mit Leinwand umwunden, und ſie hat auch einen ledernen Däumling.

In Frankreich bekömmt der Raufer für einen Ballen Biberfelle, welcher gewöhnlich 118 Pfund wiegt, 8 Livr. am Lohne. Ein guter Arbeiter wird in zween Tagen damit fertig. Das grobe Haar, welches er ausrauſt, hat er auch noch für ſich, welche er, wie die ſchlechten Haare, an die Stuhl- oder Kummetmacher, das Pfund für 9 Den. verkauft. Von den 8 Livr. aber muß er noch die nachleſende Perſon bezahlen.

Unmittelbar nach dem Raufen ſchlägt man alle Felle ſowohl von fetten als von magern Bibern, auf der Haarſeite mit leichten Stäben, damit der Lehm und Sand heraus gehe, welcher in großer Menge dar-

in iſt, und welcher das Werkzeug, womit man das Haar abſchneidet, ſtumpf macht.

Das grobe Haar von Kaninchen wird gleichfalls ausgerupfet, doch mit einiger Veränderung. Eine Weibsperſon, welch das Fell mit der einen Hand hält, das ſie mit ihrem Knie anklemmet, ſtreicht mit einem Meſſer, welches dem vorerwähnten Meſſer der nachleſenden Perſon völlig gleich iſt, und welches ſie in der andern Hand hält, dem Haare entgegen, und indem ſie die Enden der groben Haare zwiſchen den Daumen und das Meſſer kneipet, nimmt ſie bey jedem Griffe einen Theil derſelben weg. Dieſes geſchieht, ohne daß von dem Grundhaare etwas mit weggenommen wird, weil es an dem Leder feſter hält, als das grobe Haar.

In Frankreich iſt die Rupferin der Kaninchenfelle (Arracheuſe) gemeiniglich diejenige, welche die Biberfelle nachrupfet. Man bezahlt ſie mit 10 Sols für das Hundert, nebſt 4 au 6 Hundert.

Bey den Haſenbälgen verhält es ſich umgekehrt; da hält das grobe Haar an dem Felle feſter, als das feine, daher auch die Rupferin, indem ſie beyde zugleich anfaſſet, nur letzteres bekömmt. Vorher aber wird das grobe Haar mit einer Scheere weggeſpitzet (ébarber), ſo daß es nicht über das Grundhaar, welches ſie ausrupfen will, wegraget.

Dieſes Wegſpitzen wird in Frankreich beſonders bezahlt, von 100 Fellen 16 Sols, nebſt 4 vom Hundert.

Das Haſenhaar wird alſo jetzt erwähntermaßen ausgerupfet, das von Kaninchen und Bibern aber abgeſchnitten, jedoch ihnen vorher eine Zurichtung gegeben, welche die Abſicht hat, die filzende Eigenſchaft in ihnen hervor zu bringen, oder zu vermehren. Das Verfahren der Hutmacher iſt hierin verſchieden, und jeder macht aus der ſeinigen ein Geheimniß, daher man ſie auch in Frankreich Secret (das Geheimniß) nennt, und von dem Haare, welches dergeſtalt zugerichtet iſt, ſagt: il eſt ſecreté (es hat das Geheimniß

bekommen.) Unſere Hutmacher nennen dieſe Verrichtungen Beizen. Vormals, ſo wie auch zum Theil noch heu zu Tage geſchieht, that man das Haar in einen Sack von grober Leinwand, und ließ es 12 Stunden in Waſſer, worein man fette Sachen nebſt etwas Scheidewaſſer gethan hatte, kochen. Die Wahl dieſer Sachen, und ihre Quantität, waren nach der Idee und Einbildung des Hutmachers verſchieden; doch nahm man gemeiniglich 1 oder 1½ Pfund altes oder ungeſalzenes Schmeer, und ungefähr 1½ Pfund Scheidewaſſer, nämlich auf 30 Pf. Haare, welches man in ſo viel Waſſer that, als nöthig war, alles Haar damit zu bedecken. Man nahm hernach den Sack aus dem Keſſel, legte einige Breter darauf, die man mit Gewichten beſchwerte, das Waſſer dadurch heraus zu drücken; nahm das Haar, wenn es kalt genug war, handvollweiſe heraus, und drückte es zwiſchen den Händen ſtark aus, doch ohne es zu winden. Alsdann breitete man es auf Hürden aus einander, damit es trocken würde.

Vor einigen 40 Jahren rühmte ſich ein franzöſiſcher Hutmacher, Namens *Matthieu*, welcher viele Jahre in London gearbeitet, und ſich in Paris in der Vorſtadt St. Antoine niedergelaſſen hatte, daß er von den Engländern eine Art, das Haar zu beizen gelernt hätte, welche viel beſſer wäre, als alle andere Arten, die man in Frankreich ausübte. Hievon legte er Proben ab, und einige Meiſter bezahlten ihm die Bekanntmachung deſſelben. Dieſes Geheimniß aber wurde, was das Eigenthümliche betraf, bald darauf allgemein bekannt. Man wußte, daß die Mittel, welche *Matthieu* gebrauchte, mit gemeinem Waſſer verdünntes Scheidewaſſer, nebſt ungeſalzenem Schmeer waren, womit er das Haar rieb. Hernach haben viele noch etwas Queckſilber hinzu gefügt. Mit dieſem aber geht es noch jetzt, wie mit der alten Art; denn jeder hat ſeine beſondere Methode, das Scheidewaſſer zu ſchwä-

chen,

ſen, und die Quantität des Queckſilbers zu beſtimmen. Einige bedienen ſich bloß des verdünnten Scheidewaſſers, ohne etwas anderes hinzu zu thun. Andere thun, nebſt dem Queckſilber, auch noch Honig und andere Sachen hinzu, welche, ihrer Einbildung nach, von guter Wirkung ſeyn ſollen. Die beſte Proportion iſt dieſe: man löſet in jedem Pfunde verdünnten, d. i. mit der Hälfte gemeinen Waſſers geſchwächten, Scheidewaſſers, 2 Loth Queckſilber auf. Bey Anwendung dieſer Solution, hat der Hutmacher dieſelbe in einer breiten unglaſurten Schüſſel zu ſeiner Rechten vor ſich auf einem Werktiſche, vor welchem er ſteht. Das Fell, deſſen Haar auswärts gekehrt iſt, liegt auf einem ſtarken Brete ausgebreitet, welches auf dem Tiſche feſt liegt. Alsdann taucht er eine runde Bürſte, Fig. 1509, welche von Schweinborſten iſt, und die er bey dem Stiele anfaſſet, in dieſe Schüſſel, und reibet nach und nach, und zu wiederholtenmalen, alle Theile damit, welche er beizen will, indem er bald nach, bald wider die Lage der Haare fährt; doch jederzeit mit der Behutſamkeit, daß er nur höchſtens die Hälfte des Haares, nach der Spitze zu befeuchtet, die andere Hälfte aber, welche nach der Wurzel zu geht, verſchonet. Auf dieſe Art behandelt er, wie geſagt, nur diejenigen Theile des Felles, welche er beizen will; denn es giebt andere Theile, wo man ſich öfters dieſer Mühe überhebt; dergleichen iſt der Rücken des Bibers, wo das Haar lang und ſchön genug iſt, dasjenige daraus zu machen, was der Hutmacher Ueberzug nennet, und wovon ich weiter unten ſprechen werde. Man beizet demnach nur den trocknen Biber gänzlich, welcher von mittelmäßiger Güte iſt. Der Haſe und das Kaninchen werden auf eben dieſelbe Art gebeizt. Die ſolcher Geſtalt gebeizten Bälge werden auf einander gelegt, und zwar Haarſeite auf Haarſeite. Die Zurichtung verurſachet, daß die Haarſpitzen, indem ſie trocken geworden

worden ſind, eine gelbe oder röthliche Farbe annehmen, welche an denjenigen Orten, die der Weiße näher kommen, auch lichter ausfällt. Wenn man das Haar aus einander macht, und findet, daß diejenige Hälfte deſſelben, die nach dem Felle ſteht, noch in ihrem natürlichen Zuſtande iſt: ſo erkennt man daran, daß die Arbeit wohl gelungen ſey. Nach dieſem hängt man die Felle in eine beſondere Wärme- oder Trockenkammer, oder an die Sonne, damit ſie wieder trocken werden. Die Trockenkammern werden gemeiniglich mit Kohlen erwärmet. Weil aber die ſauern Dünſte der Schwärze der gefärbten Hüte, welche ebenfalls, wie ich weiter unten zeigen werde, getrocknet werden, ſchaden: ſo trocknet, wie Hr. Prof. **Beckmann** meldet, einer unſerer geſchickteſten Hutmacher, Hr. **Malpel**, erſtere im Ofen unter dem Walkkeſſel, den er zu dem Ende, gleich nach dem Walken, von Kohlen und Aſche reinigen läßt.

Die **Trockenkammer**, welche Hr. **Nollet** geſehen hat, iſt von Holz und Gyps erbauet, 6 Fuß ins Gevierte, und 8 F. hoch. Sie iſt allenthalben zu, außer daß ſie an der einen Seite eine Oeffnung von 4 F. ins Gevierte hat, wodurch man hinein gehen kann. Ueberdieß iſt auch noch eine Röhre, deren Mündung 5 F. iſt, welche ſchief in die Höhe ſteigt, und ſich in den Schorſtein des nächſten Zimmers endiget. Sie iſt deswegen da, damit die Dünſte des Scheidewaſſers, welche von den Fellen duften, wie auch diejenigen, welche die Kohlen von ſich geben, ausgeführet werden. Die 4 Wände ſind mit Nägeln ohne Kopf verſehen, die Felle daran zu hängen. Sieben Fuß hoch ſind auch noch Querhölzer, an welchen zu gleichem Behuf Haken ſind. Der Fußboden iſt mit Steinen ausgelegt, und in der Mitte iſt ein Ofen. Dieſer iſt 2 F. ins Gevierte und beſteht aus Ziegelſteinen und einem eiſernen Rahmen. Man thut 4 Boiſſeaux todte und grobe Kohlen hinein, legt zum Anzünden lebendige darauf, verſchließt die Thüre, und wartet, bis die Kohlen verbrannt ſind, ehe man hinein geht, um zu ſehen, in welchem Zuſtande die Felle ſich befinden.

Sind die Felle trocken genug, (welches in der Trockenſtube gemeiniglich in einer Zeit von 4 Stunden geſchieht,) ſo nimmt man ſie heraus, und übergiebt ſie den Abſchneiderinnen (Coupeuſes), oder denjenigen Perſonen, welche das Haar vom Felle abnehmen, und daſſelbe ſortiren. Der fette Biber, welchen man nicht beizet, geht ebenfalls durch ihre Hände.

Ehe es zum Abſchneiden kömmt, bringt die Arbeiterin die Haare, welche die Beize naß gemacht und gleichſam zuſammen geleimet hat, aus einander. Zu dieſer Abſicht bedient ſie ſich einer Kratze, Fr. Carrelet, welche nichts anders iſt, als eine kleine Krämpel, von 3 Zoll ins Gevierte, mit welcher ſie die Enden der Haare auskämmet. Dieſe Weibsperſon arbeitet gewöhnlich ſtehend, und hat einen feſten Wirktiſch vor ſich, auf welchem ein, ungefähr 18 Z. langes, und wenigſtens $1\frac{1}{2}$ Z. dickes, Stück Bret iſt. Auf dieſes Bret, welches recht eben und glatt ſeyn muß, breitet ſie das Fell nach der Länge, die rauche Seite auswärts gekehrt, ſo daß der Kopf des Felles zu ihrer Rechten iſt. Alsdann hebt ſie an dieſem Theile an, und indem ſie mit 3 Fingern ihrer linken Hand das Haar niederdrückt, ſchneidet ſie ſolches bey der Wurzel ab, und zwar vermittelſt eines Meſſers, Fig. 1510, welches aber mehr eine Art eines kurzen Meißels mit einem hölzernen Stiele iſt, deſſen Schneide, in Betracht ſeiner Länge, etwas ſchief, und welches etwas unter dem Stiele mit Leinwand umwunden iſt, damit es die Hand der Arbeiterin nicht verwunde. Die rechte Hand hat hiebey eine zweyfache Bewegung. Sie ſchneidet ſo breit ab, als ihre 3 Finger ſind, mit welchen ſie das Haar hält, ſie mag das Meſſer vor- oder rückwärts führen. Zu gleicher Zeit geht ſie mit der linken Hand, welche niederdrückt, weiter fort, wobey ſie das ſo eben abgeſchnittene Haar mitnimmt. Die ſtete Gewohnheit macht, daß dieſe Bewegungen ſehr geſchwinde vor

ſich gehen. Man ſieht, daß ein Fell in kurzer Zeit entblößt wird, welches nach Strichen geſchieht, die ſich von einem Ende des Felles bis zum andern erſtrecken, deren jeder ſo breit iſt, als die 3 Finger, mit welchen die Arbeiterin dem Meſſer die Wurzel des Haares zeigt. Fig. 1511 zeigt die Stellung der Hand und des Meſſers deutlich. Damit ſich das Fell nicht zurück ſchiebe, weil ſolches die Thätigkeit beyder Hände verurſachen könnte, ſo macht ſie es an dem Ende, wo ſie abzuſchneiden anfängt, durch ein Gewicht, oder auf andere Art, feſt. Und da, vornämlich bey dem Biber, wegen des darin befindlichen Lehmes und Sandes, die Schneide des Meſſers zum öftern geſchärfet werden muß, ſo liegt auf dem Werktiſche jederzeit ein Wetzſtein auf ſeiner flachen Seite, auf welchem die Arbeiterin ihr Werkzeug, ſo oft es nöthig iſt, wetzet.

Der trockne Biber und das Kaninchenfell, werden auf dieſelbe Art, wie der fette Biber, abgeſchnitten. Da jene aber nicht die Milde haben, wie dieſe, und im Trocknen harte und ſteife Falten bekommen haben, welche verhindern, daß man ſie nicht leicht auf das Bret ausbreiten kann: ſo werden ſie den Abend vorher zugerichtet. Die Abſchneiderin befeuchtet nämlich die ſo genannte Aaß= oder Fleiſchſeite mit einem naſſen Schwamme, und nimmt zugleich die Stückchen Fleiſch und Fett weg, welche bey dem Ausſchälen des Thieres daran hängen geblieben ſind, und welche die Dicke des Felles ungleich gemacht haben, da ſie hart geworden ſind. Die ſolcher Geſtalt befeuchteten Felle werden, ſo wie dieſes nach einander geſchieht, über einander gelegt, und zwar ſo, daß Fleiſchſeite auf Fleiſchſeite kömmt, und das Haar von dieſer Feuchtigkeit nicht zu viel empfindet, welches ihm einen Theil der filzenden Eigenſchaft, ſo man ihm durch das Beizen gegeben hat, benehmen würde. Wenn man deren 40 bis 50 Stück über einander geſchlichtet hat, legt man oben

oben darauf ein Bret, welches man mit einem Gewichte beſchweret, bis zur Zeit, da man es wieder in Arbeit nehmen will.

Die Haſenbälge werden auf gleiche Art zugerichtet, damit man das Haar deſto ehender abnehmen könne. Allein, an ſtatt daſſelbe abzuſchneiden, raufet man es, bereits erwähntermaßen, aus, und fängt gewöhnlich bey dem Rücken an, wovon man die Haare beſonders ſammlet, weil ſie die beſten ſind. Daher hat auch die Arbeiterin verſchiedene Körbe um ſich herum ſtehen, worein ſie die verſchiedenen Haare, jede Art beſonders, wirft.

Dieſe Perſon ſortiret auch den Biber und das Kaninchen. Erſtlich werden alle fette Biber von den trocknen abgeſondert. Ferner werden die Haare vom Rücken, welche lang, ſtark und glänzend ſind, von den weißen, kurzen und feinen Bauchſeiten und Wangenhaaren jeder Thierart unterſchieden. Drittens legt ſie alle diejenigen Haare noch beſonders, die von den Rändern des Felles und von den Gegenden der Löcher kommen, welche entſtehen, wenn die Ohren und Füße abgeſchnitten werden; und dieſes ſind die ſchlechteſten. Indem ſie alle dieſe Sortirungen macht, muß ſie zugleich das Haar ſäubern, nämlich alle Bißchen, welche durch das Meſſer von dem Felle losgegangen ſind, oder die man mit dem Haare zugleich weggenommen hat, ausleſen; welches inſonderheit denjenigen Fellen zuerſt wiederfährt, die ſich erhitzt und einen Anfang der Fäulniß erlitten haben, oder die von Würmern angefreſſen ſind.

Die Felle geben mehr oder weniger Haare, nachdem die Jahrszeit iſt, in welcher das Thier getödtet worden iſt. So giebt z. B. ein Ballen Winterbiber, welcher gemeiniglich 118 Pfund wiegt, ungefähr 36 bis 38; der vom Herbſte, 30 bis 34; und der Sommerbiber 24 bis 28 Pfund Haare. Von 100 Kanin-

chenfellen, welche in einer guten Jahrszeit abgeſtreift worden ſind, bekömmt man etwa 5 Pfund Haare, wovon 4 fein ſind, und 1 nur gemeines iſt. Eine gleiche Anzahl Haſenbälge giebt 9 bis 10 Pf. Haar, welches man wieder in 3 verſchiedene Sorten theilet; nämlich 5 bis 6 Pf. feines, welches vom Rücken kömmt; $2\frac{1}{2}$ röthliches, von der Kehle, und $1\frac{1}{2}$ von dem Bauche, welches das gemeinſte iſt.

In Frankreich bekömmt die Weibsperſon für das Abſchneiden von 1 Pfund Biberhaare, es mag trockner oder fetter ſeyn, 6 Sols. Da der Haſe und das Kaninchen ſchwerer zu bearbeiten ſind, ſo bekömmt ſie für jedes Pfund Kaninchenhaare 8, und für Haſenhaare 10 Sols. Sie verkauft auch noch, für ihre Nutzung, die kleinen Felle an die Leimbereiter, den Centner für 6 Livres. Die Felle, ſowohl von trocknen als fetten Bibern, werden von den Hutmachern, der Ctn. für 40 bis 50 Livr. verkauft, wenn ſie bey dem Abhaaren nicht geſchnitten und verderbt worden ſind. Die Koffer = Schuh = und Siebmacher kaufen dieſelben gemeiniglich. Sind aber dieſe Felle ſehr beſchädigt oder zerſchnitten, ſo taugen ſie zu nichts weiter, als Leim davon zu kochen, wozu man den Ctn. mit 18 bis 20 Livr. bezahlet.

Eine ſolche Perſon kann, wenn ſie fleißig und geübt iſt, täglich 5 bis 6 Pf. Haare abſchneiden. Da ſie aber öfters an Fellen arbeitet, welche man angefeuchtet hat, um ſie gelinde zu machen, und ſie ihre Arbeit nach dem Gewichte giebt: ſo wartet man mit dem Wägen des Haares, welches ſie bringt, bis daſſelbe ſeine Feuchtigkeit, die es von dem Leder hat an ſich ziehen können, verloren hat.

Der Hutmacher, welcher ſich mit Vorrath verſehen hat, er beſtehe nun in Fellen oder abgeſchnittenen Haaren, gebeizt oder ungebeizt, beſucht zum öftern ſeine Waarenlager, und ergreift alle Maßregeln, dem Verderben ſeiner Waare vorzubeugen. Die Biber = Haſen= und Kaninchenfelle ſind in Gefahr, von Ratzen und Mäuſen angefreſſen zu werden. Dieſe ſucht man durch Katzen oder Fallen zu tödten. Gewiſſe Arten Käfer, wie auch die Motte, würden großen Schaden daran anrichten, wenn man nicht dafür ſorgte, ſie ab=

zuſchütteln, und die Felle von Zeit zu Zeit auszuklopfen. Bey Gelegenheit einiger Feuchtigkeit könnte auch eine Fäulniß darin entſtehen, wenn die Ballen lenge zuſammen gepackt, und durch Stricke, oder durch ihr eigenes Gewicht zuſammen gedrückt, liegen blieben.

Die ſortirten Haare werden, jede Sorte beſonders, in Fäſſern aufbewahret, welche gezeichnet, und mit eingefalzten Deckeln, wie die Mehlfäſſer, aufs genaueſte zugeſchlagen ſind. Und um zu verhüten, daß Inſecten und Feuchtigkeit nicht hinein kommen, bekleidet man die Fäſſer inwendig mit wohlgeleimten Papiere. Außerdem muß man auch Sorge tragen, dieſe Waare nicht zu ſehr auf einander zu häufen, oder zuſammen zu drücken, weil ſie ſich ſonſt ſehr erhitzen, zum Theil filzen, und zum Theil zuſammen preſſen würden, ſo daß man ſie nicht verarbeiten, noch krämpeln könnte. Der fette Biber, welcher am theuerſten iſt, erfordert deswegen mehr Sorgfalt, als alles andere Haar.

Wenn ein Haar noch zu friſch iſt, d. h. wenn es von einem unlängſt getödteten oder geſchorenen Thiere kömmt: ſo nennt es der Hutmacher grün, und er verarbeitet es nicht eher, als bis es einige Zeit in ſeinem Waarenlager gelegen hat, deren Dauer er nach Verſchiedenheit der verſchiedenen Thiere beſtimmt. Das Haſen- und Kaninchenhaar erfordern nicht ſo viel Zeit, als das Haar vom Biber; dieſer will wenigſtens ein Jahr haben.

Aus gedachten Fäſſern nimmt der Meiſter die Materialien, wenn er ſie zum Hutmachen nöthig hat. Die Wahl, welche er damit anſtellt; das Verhältniß, welches er in der Miſchung beobachtet; die Summe der zuſammenzuſetzenden Theile, werden von der Güte und dem Gewichte der Hüte, welche man machen will, beſtimmet.

Der biberhärene oder ſo genannte Caſtorhut muß bloß aus Biberhaar gemacht ſeyn und darf von einem andern Hute, welcher denſelben Namen führet, und daſſelbe Gewicht hat, in nichts unterſchieden ſeyn, als durch die Wahl der Haare, indem der Grad der Schönheit in ein und eben derſelben Art ſehr unterſchieden iſt.

Die Erfahrung lehrt, daß das gebeizte Haar ſich nicht allein beſſer filzet, im Walken eingeht und ſich leichter zuſammen zieht, ſondern daß es alsdann auch die nämlichen Eigenſchaften bey andern Materien hervorbringt, welche weniger Fähigkeit hiezu haben, und ohne dieſe ſchlaff blieben und keine Feſtigkeit bekämen. Wenn dennoch die Hutmacher Hüte von lauter Haaren machen wollen, richten ſie ihre Miſchung nach dieſem Grundſatze ein, und nehmen 2 Theile gebeiztes zu 1 Th. ungebeizten Haar. So macht man z. B. einen ſchönen und weiten Hut aus 10 Loth gebeiztem, und 5 L. ungebeiztem Biberhaar, davon die Hälfte aus fettem Biber beſteht. Sind die Haare dazu beſonders ausgeſucht, ſo erreicht der Hut den höchſten Grad der Vollkommenheit. So macht man ebenfalls auch Hüte von leichterm Gewichte, wobey man aber dieſelbe Proportion beobachtet.

Aus Frankreich werden nach Spanien für die Colonien viele biberhärene Hüte weiß geſchickt. Auch tragen gewiſſe Ordensleute in Frankreich keine andere, als ſolche. Dieſe Hüte werden ebenfalls aus erwähnter Miſchung gemacht; und man ſucht hiezu mit Fleiß diejenigen Haare, welche an Farbe die lichteſten ſind, aus.

Was man halben Caſtorhut nennt, iſt nicht etwa ein ſolcher Hut, welcher aus der Hälfte Biberhaaren beſteht, wie man aus der Benennung ſchließen ſollte. Nur der ſo genannte Ueberzug oder die Bedeckung wird davon gemacht. Ehedem mußte ein guter Halbcaſtor 18 Loth wiegen. Er beſtand aus einem Drittel peruaniſcher oder auch perſiſcher Wolle, und zwey Dritteln Kaninchen- oder Haſenhaare, oder ſtatt deſ-

deſſen aus dem beſten Kamelhaare, welches zuſammen genommen 16 Loth wiegen mußte; und alsdann bedeckte man ihn mit 2 Loth Biberhaare. Jetzt wiegen viele nur 12 Loth. Sie enthalten 6 Loth gebeiztes Haſenhaar, 4 Loth gebeiztes, und 2 Loth ungebeiztes Kaninchenhaar. Will man ſie aber ſtärker und ſchöner machen, ſo legt man noch 2 Loth Biberhaar auf die Oberfläche. Die halben Caſtorhüte dieſer Art ſind nicht ſo fein, wenn mehr Haar von Kaninchen, als von Haſen, dabey iſt; denn das Haſenhaar iſt von dieſen beyden das feinſte, aber auch die theuerſte Art. Wenn es aber wohl gelingen ſoll, muß es allezeit gebeizt ſeyn. Dieſe Hüte ſind allezeit feſter, wenn peruaniſche, oder auch auserleſene perſiſche Wolle beygefüget wird; und wenn ſie überdieß noch einen Ueberzug von Biberhaaren bekommen, ſind die ſchönſten und beſten dieſer Art. Halbe Caſtorhüte, welche weiß bleiben ſollen, können aus 2 Dritteln gebeiztem Haſenhaar, welches vom Rücken genommen iſt, und 1 Drittel Kaninchenhaare, gleichfalls vom Rücken, wovon die Hälfte gebeizt iſt, gemacht werden; doch können dieſe auch ganz gebeizt ſeyn, wenn man 2 oder 3 Loth Biberhaare zum Ueberzuge nimmt; es muß aber der Ueberzug jederzeit von trocknen, weder gebeitzten noch gekrämpelten, ſondern von bloß gefachten Bibern ſeyn. Einige Hutmacher pflegen aber auch bey halben Caſtorhüten, wenn ſie geringer ſeyn ſollen, den Ueberzug nur von Haſenrückenhaar, wovon die Hälfte gebeizt iſt, zu machen. Andere machen ihn von der Hälfte ungebeizten Biber, und der Hälfte gebeizten Haſenhaar. Dieſe Ueberzüge aber ſind weder ſo gut, noch ſo fein, als diejenigen, welche man aus lauter Biberhaaren machet.

Von Viertel- und Dreyviertelcaſtorhüten, ſiehe oben, S. 61.

Das

Das Biberhaar muß um das J. 1509 in Deutſchland höchſt ſelten geweſen ſeyn. Denn weil die Bürger von Worms von den Frankfurthern jährlich die Zollfreyheit mit Ueberreichung eines biberhärenen Hutes zu erbitten pflegten: ſo ſchrieb der Rath von Worms an den Rath von Frankfurth: „Da die Biberen Hutt ſeltſam und ſchwerlich „oder zu Zeiten nicht zu bekommen wären, im maſſen ihnen „desfalls fürgefallen, daß ſie ihre Bothſchaft ausgehabt, „aber nicht zu Wege bracht, als bethen ſie freundliches „Fleiß, ob ein edler Rath noch einen Biberen Hutt hätte „oder wüſte, ihrem Boten anzuzeigen, daß ſie den möchten „kaufen, ehrlichen bezahlen und zu Einholung gemeldeter „Freyheiten gebrauchen.“ Die Frankfurther antworteten, „daß ihr Bürgermeiſter Carl von Hynſperg des Biberen „Huts halben allenthalben ſich befragt auch einen gefun„den hätte, der den Abgeordneten von Worms um Geld be„hendigt werden ſolle.“

In großen Manufacturen werden die Miſchungen von wenigſtens 12 bis 15 Pfund gemacht. Wenn der Meiſter alle Materialien, welche in die Miſchung kommen, gewogen hat, übergiebt er ſie den Krämplern, welche ſie ihm nach demſelben Gewichte wieder überliefern müſſen. Ehe ſie aber gekrämpelt werden können, müſſen ſie mit kleinen Stöcken geſchlagen werden (baguetter). Dieſes iſt der Anfang, ſie locker zu machen, d. h. die Theilchen, die in den Fäſſern oder Packeten, wo ſie lange Zeit dicht auf einander gelegen haben, zuſammen geknollet und gebacken, oder klümperig geworden ſind, von einander zu bringen; wie auch ſie zu reinigen, indem man ſie ſchüttelt, wodurch der Staub und die Erde, die ſich, ſowohl da das Thier lebendig, als nachdem es abgezogen war, daran gehängt hatten, wegkommen.

Man macht öfters den Anfang, jeden Theil, welcher in die Miſchung kommen ſoll, insbeſondere zu ſchlagen. Sie werden, in dieſer Abſicht, auf den Fußboden gelegt. Ein Arbeiter, welcher in jeder Hand einen Stock hat, und vor dem Haufen knieet, ſchlägt als=

alsdann mit beyden zugleich nieder; wobey er genaue Obacht hat, daß beyde Stöcke an einander ſchlagen, wenn er ſie wieder in die Höhe hebt, damit der Theil Haare, welchen er mitnimmt, noch beſſer zerſchüttelt und zertheilt werde. Wenn das Haar auf dieſe Art eine gewiſſe Zeitlang geſchlagen iſt, und keine große Knoten oder Klumpe mehr darin ſind, endiget der Arbeiter das Oeffnen und Zertheilen folgendermaßen. Erſtlich legt er alles zu ſeiner rechten Hand zuſammen auf einen Haufen, ſchlägt alsdann auf den nächſten Rand deſſelben, und läßt die Stöcke zuſammen ſtoßen, indem er ſie dergeſtalt in die Höhe hebt, daß er den leichteſten Theil, den ſie mit in die Höhe genommen haben, zu ſeiner linken Hand fallen läßt. Auf dieſe Art fährt er fort, bis zu Ende, wodurch denn alle Knöllchen und Flocken, welche er hat zertheilen wollen, gänzlich verſchwunden ſind.

Nachdem alle dieſe Theile, jeder insbeſondre, geſchlagen ſind, thut ſie der Arbeiter zuſamen, und fängt aufs neue an, ſie zu ſchlagen, damit ſie ſich recht innig vermengen, und man keinen Theil von dem andern unterſcheiden könne. Zu dieſer Abſicht ſchneidet er ſie zwey bis dreymal ab. Er klemmet nämlich mit ſeinen Stöcken die Haare zuſammen, rupfet kleine Theile davon ab, welche er alsdann von ſeiner rechten zur linken, und hernach wieder von der linken zur rechten Hand legt. Hiedurch vermiſchen ſich die verſchiedenen Materien in ſo kleinen Theilen mit einander, und verlieren ſich, wie man ſich auszudrücken pflegt, unter einander, daß das Auge ſie kaum von einander unterſcheiden kann. Wenn viele Materien zu ſchlagen ſind, ſo ſtellen ſich zween Arbeiter einander entgegen, und arbeiten zuſammen. Da aber einige Haare, wie z. B. das vom Haſen, leicht fliegen, d. i. ihrer großen Leichtigkeit wegen ſich in die Luft ausbreiten und verſchwinden, wodurch denn Abgang verurſachet wird: ſo ſuchen

chen die Krämpler, welche dieſelben nach dem empfangenen Gewichte wieder überliefern müſſen, dieſer Unbequemlichkeit dadurch vorzubeugen, daß ſie das Haar, ehe es geſchlagen wird, mit etwas Leinöhl reiben. Dieſes verhindert das leichte Fliegen, und erſetzt einigermaßen das Gewicht des Haares, welches verloren geht. Die Meiſter dulden auch dieſen kleinen Kunſtgriff; allein, der Geſell ſetzt ſich demſelben zuwider, ſo ſehr er kann, weil ein ſolches öhliges Haar ſich ſchwerer fachen läßt.

Anſtatt dieſes Mengſel mit Stöcken zu ſchlagen, geſchieht dieſes zu Paris in einigen Hutmachereyen mit einem gewiſſen Inſtrumente, welches man Violon (die Geige nennt. Man findet es im XVI. B. S. 670, beſchrieben, und Fig. 873 in der Thätigkeit vorgeſtellt.

Nachdem die Mengſel wohl geſchlagen ſind, werden ſie gekrämpelt, damit die Theile, woraus dieſelben zuſammen geſetzt ſind, ſich vollends unter einander verlieren. Das Krämpeln, oder Kratzen, iſt ein dem Wollkratzen der Tuchmacher ähnliches Geſchäft. Der Krämpler giebt ſeinen Krämpeln zweyerley Art der Bewegung, wenn er arbeitet. Erſtlich thut er eine Hand voll Wolle, oder Haare, auf dasjenige Krämpelblatt, welches er in ſeiner linken Hand hält, und zieht, breitet und kämmet ſie aus einander, indem er mit dem andern Blatte darüber wegfährt. Dieſe Bewegung nennt man Ziehen, Fr. Trait. Zweytens ſtreicht er mit dem einen ſeiner Krämpelblätter auf dem andern rückwärts, und ſtreicht es aus, bringt es wieder zwiſchen die beyden Blätter, und zieht aufs neue; ein ſolches Verfahren wird Umwenden, Fr. un Tour de cordes, genannt.

Wenn der Krämpler des Hutmachers die Materialien, welche neulich und hinlänglich geſchlagen ſind, in Arbeit nimmt: ſo giebt er ihnen zuerſt ein viermaliges Ziehen, und dreymaliges Umwenden; dieſes nennt man reißen, Fr. briſer. Alsdann hebt er die

Arbeit aufs neue an. Sie wird wieder dreymal gezogen, und zweymal umgewendet; dieſes wird krämpeln, Fr. repaſſer, genannt. Bey dieſen beyden Arbeiten wird die Handvoll, welche durch die Krämpeln gehen ſoll, von dem Rande des Haufens, keinesweges aber von der Mitte deſſelben, genommen. Er drückt die Krämpeln auch nur leicht gegeneinander, und zieht ſie ſanft, damit er das Haar, welches er unter der Arbeit hat, nicht zerreiße, ſondern nur kämme.

Nachdem der Manufacturiſt ſein Mengſel aus den Händen der Krämpler bekommen hat, wäget er es aus, und giebt es ſeinen Geſellen. Dasjenige, was er auf einmal wäget, enthält ſo viel, daß wenigſtens zween Hüte daraus werden, welches das gewöhnliche Tagewerk eines Geſellen iſt. Wenn die Hüte, wozu der Meiſter die Mengſel austheilt, Ueberzüge bekommen ſollen, ſo giebt er das Biberhaar, welches zu jedem kommen ſoll, insbeſondere mit dazu, und dieſes wird nicht gekrämpelt. Soll aber der Ueberzug von Haſen- oder Kamelhaar gemacht werden, ſo wird dieſer Theil insbeſondere für ſich gekrämpelt, aber eben wie jenes, nebſt dem abgewogenen Mengſel zu den Hüten ausgetheilet.

Alle Arbeiter, von welchen ich bisher geſprochen habe, ſind noch keine Hutmacher, ſondern es ſind nur Zurichter; ſie richten die Materialien nur vor, und ſetzen ſie in einen ſolchen Stand, daß ein Hutmachergeſell dieſelben in Arbeit nehmen kann. Unter deſſen Händen nimmt eigentlich die Verfertigung des Hutes erſt ihren Anfang.

Die Hüte, welche beſſer, als die ſo genannten gemeinen ſind, werden Jederzeit aus vier Stücken gemacht, welche Fache, Fr. Capades, genannt werden, die der Hutmacher zuſammenſetzt, und denen er das Beſtandweſen und die Geſtalt, welche man haben will, giebt. Die Verfertigung des Hutes hängt demnach

von drey Hauptverrichtungen ab. In der erſten macht man die Fache; in der zweyten vereiniget man ſie, welches Filzen heißt; und bey der dritten giebt man dieſer Vereinigung die Ausdehnung, Geſtalt und Feſtigkeit, die der Hut in ſeiner Art haben ſoll, welches Walken heißt. Die wollenen oder andern gemeinen Hüte werden nur aus zwey Fachen gemacht.

In der Werkſtatt der Geſellen befindet ſich eine Wage, auf welcher man den empfangenen Zeug in ſo viel gleiche Theile bringt, als man Hüte daraus haben will. Hiezu wird kein Gewicht gebraucht, ſondern ſie theilen es in beyden Wageſchalen ſo lange ein, bis ihnen das Gleichgewicht anzeigt, daß auf einer Seite ſo viel, als auf der andern iſt.

Die Quantität des Zeuges, woraus ein Hut gemacht werden ſoll, wird ebenfalls wieder in 4 gleiche Theile auseinander gewogen; aus dieſen werden die 4 Fache gemacht, welche der Geſell nacheinander folgendermaßen verfertiget.

Obgleich der Zeug zu verſchiedenenmalen geſchlagen und gekrämpelt, auch die Materien, woraus das Mengſel zuſammen geſetzt iſt, wohl vermiſchet worden, und wie man zu ſagen pflegt, ſich genug verloren haben: ſo muß derſelbe doch noch mehr getheilet und feiner gemacht werden, und zwar bis dahin, wo der Geſell ihn zu ſeiner Arbeit gebrauchen kann. Er macht demnach den Anfang mit dem Fachen, Fr. arçonner, oder mit dem Bearbeiten vermittelſt eines Werkzeuges, welches der Fachbogen (Wollbogen) oder Fachbaum, Fr. Arçon, genannt wird, und in Fig. 1512 abgebildet iſt. A B, iſt eine runde Stange, gewöhnlich von Fichtenholze, welche 8 Fuß lang iſt, und 2 Zoll im Durchmeſſer hat. An dem einen Ende derſelben, B, iſt ein Stückchen zugerichtetes Bret, C, welches 8 Zoll vorraget, vermittelſt eines Zapfens und Zapfenloches befeſtigt; es wird die Naſe, Fr. le Bec

de Corbin, genannt. An dem andern Ende iſt nach der nämlichen Richtung, und auf gleiche Art, noch ein Bretchen D befeſtigt, welches durchbrochen iſt, und das Hauptbret, Fr. le Panneau, heißt. Es iſt 15 Z. lang, 6 bis 7 breit, und ſeine Dicke, welche an beyden Enden 15 Lin. beträgt, vermindert ſich nach und nach bis zur Mitte. Auf dem äußerſten Theile des Hauptbretes, E F, iſt ein Streifen von Biberleder, welcher an beyden Enden durch Saiten gehalten wird, die in G und H um die Bogenſtange gehen; und da ſie doppelt ſind, ſo kann man ſie vermittelſt zwey Knebelhölzer, I K, welche diejenigen, wodurch man die Sägen ſpannet, ähnlich ſind, nach Belieben zuſammen drehen und anſpannen. Der lederne Streifen, welcher ſolchergeſtalt ſeiner Länge nach ausgeſpannt iſt, wird das Bogenleder, Fr. le Cuiret, genannt. Anſtatt aber unmittelbar auf dem Hauptbrete zu liegen, iſt es zu nächſt bey E oder F, welches gleichgültig iſt, vermittelſt eines Stückchen Holzes, ungefähr auf 1 Lin. weit, davon entfernt. Dieſes Stückchen Holz nennen die franzöſiſchen Hutmacher Chanterelle. Es thut beynahe eben das, was der Steg auf einer Violine thut. Unſere deutſche Hutmacher ſtecken auch nur eine Federſpule unter, welches alsdann verurſachet, daß die Saite ſchnarret. An dem Ende A der Stange iſt eine Darmſaite, von 1 Lin. im Durchmeſſer, vermittelſt eines Schleifenknotens befeſtigt. Von da geht ſie über die Mitte der Breite des Bogenleders weg, und zu dem andern Ende der Stange. Hier liegt ſie erſtlich in einem auf die Naſe gemachten Einſchnitte, von da geht ſie weiter durch einen Spalt in B, bis zu den Nägeln Hacken L, L, L, wo ſie der Arbeiter, nach dem Grade der Spannung, welche er für nöthig erachtet, befeſtiget. Dieſes beurtheilt er am meiſten nach der Gewohnheit, oder auch nach dem Laute, welchen dieſes Hölzchen von ſich giebt. Denn wenn die Saite ge-

ſchlagen wird, ſo verurſachen ihre Schwingungen, daß der lederne Streifen an das Hauptbret ſchlägt, und nach dem Tone, welcher hieraus entſteht, urtheilt er, ob ſie, nach ſeiner Art zu arbeiten hinlänglich geſpannt ſey oder nicht. Ich ſage mit Bedacht: nach ſeiner Art zu arbeiten; denn jeder Geſell hat ſeine beſondere Art. In einer Werkſtatt, wo ſechs Facher (Arçonneurs) arbeiten, ſind faſt eben ſo viel verſchiedene Töne zu hören; und aus dieſen können auch ſolche Arbeiter, die eine gewiſſe Zeit über beyſammen gearbeitet haben, einander kennen, ohne ſich zu ſehen, bloß an dem Tone des Fachbogens. Die Saite wird durch das ſo genannte Schlagholz, (Schnellholz,) oder den Schlagſtock, Fr. la Coche, Fig. 1513 in Bewegung geſetzt. Es iſt eine Art eines Klöppelholzes, von Buchsbaum oder einem harten Holze, 7 bis 8 Z. lang, und endigt ſich durch zween runde und gedrückte Knöpfe, die beynahe wie der Hut eines Bilzes geſtaltet ſind. Der Arbeiter hält es mit ſeiner rechten Hand in der Mitte, hängt die Seite an den einen Knopf, zieht ſie ſo lange nach ſich zu, bis ſie über die Rundung des Knopfes wegrutſchet, ihm entflieht, und, vermöge ihrer Schnellkraft in das Schwingen geſetzt wird.

Den Fachbogen recht zu führen, iſt für die Lehrlinge das ſchwerſte. Sie machen ſich erſt durch eine lange Uebung dazu geſchickt, und es ſind ihrer nur wenige, welche es dahin bringen, auf eine leichte Art zu fachen, ohne eine mühſame und gezwungene Leibesſtellung anzunehmen, welche bisweilen ſo weit geht, daß ſie ihre Leibesgeſtalt verderben und ungeſtaltet machen.

An der Mitte der Fachbogenſtange iſt ein Strick, welcher oben an der Decke befeſtigt iſt, woran der ganze Fachbogen hängt. Er hängt 4 Z. hoch über einem Werktiſche, welcher 5 bis 6 F. lang, wenigſtens 5 breit iſt, und auf Böcken, oder auf eine andere Art, 2 F. 8 Z. von dem Fußboden abſteht, Siehe Fig. 1519. Dieſer Werktiſch iſt mit einer von feinen Weidenruthen

then geflochtenen Hürde bedeckt, wo man zwiſchen jeder ſo viel Raum gelaſſen hat, als nöthig iſt, daß der Staub und Unrath, welcher durch das Fachen von dem Zeuge los geht, hindurch fallen kann. Fig. 1514, ſtellt einen Theil dieſer Hürde vor, welcher aber größer entworfen iſt, damit man deſto beſſer ſehen könne, wie die Flechten gemacht ſind. Dieſer mit ſeiner Hürde bedeckte Werktiſch iſt nur an der vorderſten Seite, wo ſich der Arbeiter hinſtellt, frey; die übrigen drey Seiten aber ſind eingeſchloſſen. Eine derſelben muß ein Fenſter haben, wodurch hinlängliches Licht fällt. Die andern können mit Holze oder etwas anderm zugemacht ſeyn. Hierin beſteht das Weſentliche; das beſte und gewöhnlichſte aber beſteht in folgendem. Dem Arbeiter iſt das Fenſter gegenüber; zu ſeinen beyden Seiten aber hat er zwo Hürden, die oben ein wenig gegeneinander neigen, und deren Weidenruthen parallel geflochten ſind. Man nennt ſie Vorſetzer, Fr, Doſſiers; ſie dienen, das Verfliegen der leichteſten Theile des Zeuges, oder der Flocken, zu verhüten. Der Arbeiter hält die Stange des Fachbogens ungefähr bey dem dritten Theile ſeiner Länge. Seine linke Hand ſteckt er in eine Handhabe, M, Fig. 1512, welche von weichem Leder, oder verſchiedenen Leinwandſtreifen gemacht iſt. Da ſich nun dieſe Handhabe auf den Rücken der Hand ſtützet, ſo hilft ſie ihm das Gewicht des Hauptbretes und der Naſe tragen, welches die Saite *unterwärts* zieht, indem es verurſachet, daß die Stange ſich um ſich ſelbſt dreht. Hierauf ſtreckt er ſeinen Arm aus, die Saite zu ſchlagen, welche er vermittelſt der Stange in einer Neigung, die mit dem Werktiſche beynahe parallel iſt, hält. S. Fig. 1519. Wenn ſich dieſes Inſtrument in einer ſolchen Verfaſſung befindet, ſo iſt die Saite viererley Arten der Bewegung fähig. Erſtlich kann ſie durch das Schlagholz in das Schwingen gebracht werden, wie ich bereits gezeigt habe;

Zweytens kann man ſie, der Oberfläche des Werktiſches parallel erhöhen und erniedrigen; drittens kann man ihr eine willkührliche Neigung gegen dieſe Oberfläche geben; und endlich viertens kann man ſie, vermittelſt der Stange, horizontal um den Punct drehen, an welchen ſie angehängt iſt. Dieſe vier zuſammengeſetzte und mit Geſchicklichkeit geführte Bewegungen ſind es, wodurch der Facher zu ſeinem Endzwecke gelangt, nämlich den Zeug ſo einzurichten, und in diejenige Verfaſſung zu ſetzen, wie es nöthig iſt, ſeine Fache daraus zu machen. Er macht den Anfang durch das Herunterläutern, oder Schlagen, Fr. battre, und endiget durch das Fachen, Fr. voguer.

Um den Zeug zu einem Fache zu ſchlagen, thut er ihm mitten auf den Werktiſch. Hierauf bringt er die Saite des Fachbogens hinein, und ſetzt ſie mit dem Schlagholze in eine ſtarke Bewegung, wobey er beſorgt iſt, ſie bald höher, bald niedriger, wie auch von vorn hinderwärts zu führen. Dieſes wiederholt er ſo lange, bis ſich die Krämpelſtriche überall verloren haben, alle Theile, durch die Bewegung der Saite, auf eine gleichmäßige Art von einander getrennt ſind, und bey dem geringſten Hauche ſich abſondern und davon fliegen.

Der durch dieſes Verfahren zerſtreuete Zeug wird ohne ihn mit der Hand zu berühren, wider zuſammen gehäufet, und zwar bloß mit dem Ende des Fachbogens, welchen der Arbeiter von der linken zur rechten, und von der rechten zur linken Hand führt. Wenn es nun zu Ende geht, und er nur noch mit kleinen Flocken zu thun hat, ſo ſchlägt er ſchwächer und langſamer, weil ſich ſonſt dieſe Flöckchen, wenn er ſie mit größerer Heftigkeit triebe, von der übrigen Maſſe abſondern würden.

Wenn er demnach ſeinen Zeug genug geſchlagen oder geläutert hat, ſo fachet er ihn auch; und hier iſt der

der Zeitpunct, wo es nöthig iſt, daß der Fachbogen mit Geſchicklichkeit geführt werde. Daß Fachen des Zeuges geſchieht durch folgende Operation. Der Facher verfährt mit dem Bogen dergeſtalt, daß die kleinſten Theilchen des Zeuges, welche die Saite nach und nach faßt, empor gehoben, und von der linken zur rechtɘn Hand des Arbeiters gebracht werden, wobey ſie in der Luft einen Weg von mehr als 2 Fuß nehmen. Nach dieſem Verfahren wird aus einer kleinen Menge Materie ein großer Haufen, aber von einer ſo großen und gleichförmigen Verdünnung und Leichtigkeit, daß man glauben ſollte, einen Haufen der feinſten Flaumfedern vor ſich zu ſehen.

Bisweilen wird zweymal gefachet. Zu dieſer Abſicht bringt er ſeinen Zeug wieder zur Linken auf den Werktiſch. Doch geſchieht dieſes nicht mit der Hand, ſondern mit dem Schieber, Fr. le Clayon, Fig. 1515, auf die feinſte Art. Dieſer Schieber iſt eine kleine Hürde von geſchälten Weidenruthen, 14 Z. lang, und 12 Z. breit, und hat in der Mitte eine Handhabe. Mit dieſem macht er einen Haufen, welcher beynahe rund, in der Mitte aber erhabener als am Rande iſt. Wenn er hierauf die Saite wieder zur Thätigkeit bringt, muß er nicht nur ſeinen Zeug von der linken zur rechten fachen, wie das erſtemal, ſondern, welches das weſentlichſte und ſchwerſte iſt, das Haar muß, nach dem Maße, wie es hinüber gefachet wird, in einen Raum fallen, welcher eine beſtimmte Geſtalt, gewiſſe Größe, und an gewiſſen Orten verſchiedene Höhe hat.

Dieſer Raum muß eine Art eines Dreyeckes ſeyn; Fig. 1516 a). Zwo dieſer Linien, AD und BD, ſind beynahe gerade, die dritte AEB aber iſt ein Abſchnitt eines Zirkels, oder doch beynahe. Seine Gröſſe iſt verſchieden; ſie richtet ſich nach der Größe des Hutes, zu welchem man daſſelbe haben will, und noch

mehr nach der Natur des Zeuges, welchen man hiezu anwendet; denn einige Materien laufen im Walken weit mehr ein, als andere, und aus dieſen muß man die Fache größer machen. Zu den feinen Hüten iſt der Durchſchnitt der Grundbreite, oder die Länge von A bis B, gemeiniglich 40 bis 42 Zoll, die Höhe aber 24 Zoll, nämlich von D bis C 14, und von C bis E 10 Zoll. Es fängt demnach der Arbeiter an, durch kleine Schläge zu fachen, und nimmt nur wenig Zeug auf einmal, die Spitze b B zu machen. Nach dem Maße aber, als ſich der Haufen des gefacheten Zeuges vermehrt und breiter wird, ſchlägt er auch die Saite ſtärker, daß ſie mehr hinüber wirft, indem er den Bogen nach und nach zurück zieht. Er füllet alles, was zwiſchen der Spitze B b und der Linie D E iſt, aus. Eben dieſes geſchieht auch mit dem Raume, welcher zwiſchen dieſer Linie, und der andern Linie A a iſt, indem er die Schläge der Saite nach eben dem Verhältniſſe wieder mäßiget, nach welchem der Raum, den er ausfüllet, nach und nach enger wird. Hierauf endiget er ſeine Arbeit dadurch, daß er das Uebrige des Zeuges noch auf diejenigen Stellen wirft, wo er ſieht, daß derſelbe mangelt, damit er den Haufen überall die gehörige Dicke gebe. Seine Dicke muß ſich bey dem Umriſſe a d b c zu verlieren anfangen, bis an die Linien A D B E, welche die Figur einſchließen. Fig. 1516 a) b) und c) ſtellen die Beſchaffenheit des Haufen Zeuges vor, wie er zuſammen gefachet ſeyn muß. Fig. 1516 a) zeigt den Grundriß dieſes Haufens; Fig. 1516 b), iſt der Abſchnitt deſſelben nach der Länge, oder nach der Linie A B; und Fig. 1516 c) iſt der Abſchnitt deſſelben Haufens nach der Breite, oder nach der Linie D E.

Bey der größten Geſchicklichkeit des Fachers iſt es doch etwas ſeltenes, den Haufen durch das bloße Schlagen der Saite zu dieſer ſeiner beſtimmten Geſtalt

zu

zu bringen. Was aber hieran noch fehlt, erſetzt der Arbeiter durch den Schieber. Er geht damit um den ganzen Haufen herum, diejenigen Theile hinan zu bringen, die ſich von ſeinem Entwurfe entfernt haben. Und da dieſer Schieber etwas gebogen iſt, ſo drückt er anfänglich mit ſeiner Erhabenheit ganz leiſe auf dem Rande A a, D e, B b, E e, herum, endlich aber drückt er ſtärker, ſowohl auf dem Rande, als in der Mitte, und zwar ſo lange, bis es die Stärke eines Fingers, oder doch beynahe, bekömmt. (*)

Der Schieber macht demnach den Anfang, dem Fache Geſtalt und Feſtigkeit zu geben. Wenn es dieſer verläßt, ſcheint es ein Stück dicker Watte zu ſeyn, welche die Geſtalt von Fig. 1516 a) hat. Die Arbeiter unterſcheiden verſchiedene Theile daran. D d, nennen ſie den Kopf oder die Spitze des Faches; dasjenige, was durch die beyden Punkte A a und B b umgrenzet wird, nennen ſie die Zipfel (les Ailes), und den Rand A E B den Schnitt (l'Arête.) Endlich bringt der Arbeiter das Fach vollends zu Stande, indem er daſſelbe mit der Pappe zuſammen drückt, Fr. marcher la Capade avec la Carte. Es wird nämlich mit einem großen Stücke Pergament, oder viereckigen Stücke Kalbleder, welches wie die Sohlen gemeiner Schuhe zugerichtet iſt, bedeckt, und alsdann wird mit beyden Händen darauf gedrückt, die man allmählich überall herum führt. Das Flache der Hand muß in dieſer Verfaſſung allenthalben durch geringe Stöße wirken; und wenn ſie von einem Orte zum andern geht, darf ſie die Pappe nicht verlaſſen, ſondern muß nur auf derſelben wegrutſchen. Wenn die Hände das Fach

(*) Anſtatt des Schiebers, bedienen ſich einige, um die von dem Fachbogen zerſtäubten Haare oder die Wolle wieder zuſammen zu bringen, und nieder zu drücken, eines Siebes, welches daher das Fachſieb genannt wird.

Fach ſolchergeſtalt gänzlich übergangen haben, hebt der Arbeiter die Pappe in die Höhe, und ſieht zu, wie es beſchaffen iſt; und wenn er einige Stellen wahrnimmt, welche nicht hinlänglich zuſammen gedrückt ſind, fängt er ſein voriges Verfahren wieder an, wobey er auf diejenigen Stellen ſtärker oder öfter drückt, die deſſen benöthigt ſind, und die er ſich angemerkt hat. Wenn dieſes geſchehen iſt, nimmt er die Pappe aufs neue weg, und hebt das Fach ganz leiſe von der Hürde ab. Er wendet daſſelbe um, und drückt es auf der andern Seite, welche vorher unten lag, zuſammen. Bey allem dieſen iſt er aber jederzeit dahin beſorgt, die Pappe von Zeit zu Zeit aufzuheben, und nachzuſehen, ob ſein Zeug ſich allenthalben gleichförmig filzet.

Nachdem das Fach ſolchergeſtalt wohl niedergedrückt iſt, legt der Arbeiter daſſelbe doppelt zuſammen, ſo daß der rechte Flügel oder Zipfel auf den linken zu liegen kömmt, wie Fig. 1517 a) zeigt. Er rupfet auch mit zween Fingern der rechten Hand das über die punctirte Linie A G E hervorragende behutſam weg, indem er es auf das Ebene gelegt hat, und mit der linken Hand hält; und wenn die Ränder, welche von den Zipfeln zum Kopfe gehen, über einander vorragen, nimmt er das übrige gleichfalls weg. Wenn der Schnitt rund gemacht iſt, ſo wird er der Bogen eines Zirkels, deſſen Mittelpunct in D iſt. Allein der Arbeiter braucht hiezu weiter nichts, als das Augenmaß und die Uebung. Was er abgenommen hat, thut er allein, desgleichen auch das Fach, nachdem er es reinlich zuſammen gelegt hat.

Jeder legt das Fach nach ſeiner Art zuſammen. Gemeiniglich aber geſchieht es folgender Geſtalt. Zuerſt legt der Arbeiter daſſelbe nach der Linie A F, Fig. 1517 b), zuſammen, indem er den Kopf D zum Puncte E bringt. Alsdann nimmt er die Zipfel, welche vorher ſchon auf einander gelegt waren, und bringt ſie

in a b, wobey die Legung in G H, gemacht wird. Auf ſolche Art wird das Fach zuletzt zu einem beynahe viereckigen Packete, E F G H.

Wenn nun alle vier Fache ſolchergeſtalt gemacht und zuſammen gelegt ſind, nimmt der Arbeiter allen Zeug, welchen er von den Rändern abgenommen hat, zuſammen, bringt ihn auf die Mitte ſeiner Hürde, ſchlägt und fachet ihn, ſo daß ein ſchmaler Streifen daraus wird, welcher durch ſeine ganze Länge ungefähr 4 Zoll breit iſt. Nachdem dieſer Streifen mit dem Schieber zuſammen geſchoben, und mit der Pappe zuſammen gedrückt iſt, wird es die Buße, oder das Bußſtück, Fr. E'toupage, oder Pièce d'étoupage, genannt, weil er ſtückweiſe zum ausbüßen (étouper), d. h. auf diejenige Stellen, welche zu dünn ſind, zu legen gebraucht wird, wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Soll der Hut einen Ueberzug (*) bekommen, welcher mehrentheils von ungebeiztem Biberhaar gemacht wird, und alsdann des Krämpleins nicht bedarf, im entgegen geſetzten Falle aber beſonders gekrämpelt werden muß: ſo theilt der Arbeiter das zum Ueberzug beſtimmte Haar, welches beym Biber gewöhnlich 2 Loth, bisweilen auch weniger beträgt, in zween gleiche Theile, entweder vermittelſt einer Wage, oder nach dem bloſſen Augenmaße, und fachet jeden Theil beſonders.

Soll der Kopf und die umgekehrte Seite des Randes überzogen werden, ſo macht der Arbeiter aus dem einen Theile ſeines Zeuges, welches etwas ſtärker als der andere iſt, die beyden Stücke, welche man die Rand-

(*) Ueberzug, Fr. Dorure, nennt der Hutmacher eine dünne Lage des beſten und ausgeſuchteſten Haares, womit die Oberfläche des Hutes oder der gröbere Filz bedeckt oder überzogen wird. Bisweilen wird nur der Hutkopf, öfters aber die eine Seite, oder auch beyde Seiten des Randes, niemals aber das Inwendige des Kopfes, überzogen.

Randfache, Fr. les Traves, nennt; von dem andern Theile aber macht er die beyden andern Stücke, welche Kopffache, Fr. les Pointus, heißen. Er macht den Anfang mit dem erſten Theile, welchen er ſchlägt, und dergeſtalt fachet, daß er eine einförmige Geſtalt bekömmt, oder ein langes Viereck wird, deſſen Winkel ſehr rund ſind; Fig. 1518. a) Es muß daſſelbe überall von gleicher Dicke werden. Wenn die Grenzen ſeinem Vorhaben nicht gemäß erſcheinen, bringt er ſie mit dem Schieber vollends zurecht, womit er ganz leiſe an dem Rande hinfährt. Alsdann drückt er es mit der Pappe zuſammen wie er es bey den Fachen that, und rollt es von beyden Enden, ſeiner ganzen Länge nach zuſammen, ſo daß die beiden zuſammen gerollten Theile bey der Linie E F einander begegnen, und aneinander ſtoßen wie Fig. 1518 b) vorſtellt. Endlich faſt er dieſen doppelten Wickel mit beyden Händen, zunächſt der Linie g h, reißt es auseinander, und macht zwey Stücke daraus deren jedes, wenn es wieder auseinander gewickelt iſt, die Geſtalt C B E, Fig. 1518 a) hat. Das Uebrige des Zeuges zum Ueberzuge wird abermal in zween Theile getheilet, die aber einander gleich ſind. Wenn ſie alsdann jedes beſonders mit dem Fachbogen geſchlagen und gefachet, wie auch mit der Pappe niedergedrückt ſind, ſo hat man zwey kleine Fache, welche, eine geringe Dicke ausgenommen, den großen ähnlich ſind.

Soll ein Hut ganz überzogen werden, d. i. wenn der Ueberzug vom Kopfe bis zum Rücken gehen ſoll: ſo wird der größte Theil des Zeuges, welchen man hiezu gebraucht, in zwo gleiche Hälften getheilet, und es werden davon zwey Stücke gemacht, welche, wie die vorigen, nicht nur die Geſtalt, ſondern auch beynahe die Größe eines Faches haben. Da dieſer kleine Theil des Ueberzuges nur bey dem Walken, und nachdem der Hut ſchon etwas zuſammen gegangen iſt, aufgelegt wird,

wird, ſo wäre es auch unnöthig, denſelben ſo groß zu machen, als ein Fach vor dem Filzen iſt.

Soll ein Federhut, Fr. Chapeau à plumet, d. h. ein Hut mit einer Franſe von Haaren, welche 7 bis 8 Lin. von dem äußerſten Rande vorſtößt, und eine Feder nachahmet, gemacht werden: ſo müſſen die Stücke vorher zugerichtet werden, ehe ſie den Fachbogen verlaſſen. Dieſe werden von dem Rückenhaare des Bibers, als den ſchönſten und längſten, gemacht. Sie werden gefachet, und, wie die Randſache, mit der Pappe niedergedrückt, auch faſt in derſelben Geſtalt; doch mit dem Unterſchiede, daß man ſie an dem äußerſten Ende, welches vor dem Rande hervor ragen ſoll, etwas ſtärker macht, anſtatt es durchgängig gleich zu halten. Sie werden in der Walke zu verſchiedenenmalen auf einander geſetzt, wie aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird. Die Anzahl iſt unbeſtimmt. Einige brauchen deren 5, andere 6, welches verurſachet, daß man 10 oder 12 Stücke zu machen hat; denn man muß deren zwey haben, den Umkreis des Hutes auszufüllen. Zu einer ſolchen Feder iſt nur etwas weniges Zeug, und 3 bis 4 Loth Haar, nöthig.

Wenn der Arbeiter die Fache, die Buße, den Ueberzug ꝛc. macht, muß er vorzügliche Aufmerkſamkeit anwenden, ſeinen Zeug zu ſäubern. Außer dem Staube, welcher von ſelbſt durch die Hürde auf den Tiſch fällt, findet ſich noch anderer Unrath, welcher ſich angehängt hat, und den man mit den Fingern wegnehmen muß; als: die abgeſtorbenen und zuſammen gepreßten Haare, welche weder durch die Krämpel, noch durch den Fachbogen auseinander gegangen ſind; desgleichen die Stücken Haut, welche diejenige Perſon, die das Haar gerupfet oder abgeſchnitten hat, mit vom Felle nahm, und die ſich von dem Haare nicht los begiebt. Es ſey demnach im Herunterläutern, oder im Fachen, oder ſo bald der Arbeiter einen fremden Kör-

per darin wahrnimmt, ſo faßt er ihn ganz leiſe mit den Fingerſpitzen, und nimmt ihn weg. Auch lieſet er die Fache ſorgfältg aus, wenn er ſie zuſammen drückt, ſowohl auf der einen, als auf der andern Seite, und ſäubert ſie, ſo gut er immer kann.

Fig. 1519 ſtellt die Werkſtatt vor, wo gefachet wird, und wo alle diejenige Stücke, aus welchen ein Hut zuſammen geſetzt wird, gemacht werden. Sie iſt nach einer dreyfachen Abtheilung vorgeſtellt.

In der erſten, zur linken Hand; ſieht man die Hürde frey auf dem Werktiſche liegen. Es iſt auch eine Wageſchale da, womit der Arbeiter ſeinen Zeug abtheilt. Desgleichen ſind fertige und zuſammengelegte Fache daſelbſt zu ſehen; und der Arbeiter hat die Saite ſeines Fachbogens angeſpannt, nachdem er Feuerabend gemacht hat, und ehe er ihn beyſeit ſetzte.

Der Arbeiter, bei der zweyten Abtheilung, hat ſeinen Fachbogen in Thätigkeit, und fachet eben damit. Zu ſeiner Rechten iſt der Schieber, womit er das Stück oder Fach, welches er machen will, zurecht ſchiebet, es gelinde zuſammen drückt, und deſſen Umfang in Ordnung bringt.

In der dritten Abtheilung drückt der Arbeiter ſein Fach mit der Pappe zuſammen, welches ein Stück Pergament iſt, ſo wie das, welches zur Rechten an der Wand hängt.

Unter dem Werktiſche ſieht man Kaſten, welche zugeſchloſſen werden können. Jeder Geſell hat den ſeinigen, damit er den Zeug oder die Arbeit, welche man ihm anvertrauet hat, unter ſeinem Schloſſe verwahren könne.

Die auf das Fachen folgende Beſchäftigungen des Hutmachers, beſtehen in dem Aufſchließen des Faches, in dem Filzen, und in Auflegung des Ueberzuges.

Die Fache aufſchließen und filzen, Fr. baſtir le chapeau, heißt nichts anders, als ſie aneinander ſetzen, ſie durch das Filzen mit einander verbinden, und dieſer Zuſammenſetzung ſo viel Feſtigkeit geben, als ſie nöthig hat, um die Heftigkeit des Walkens aushalten zu können. Dieſe Arbeit wird entweder kalt oder warm verrichtet. In Frankreich geſchieht es kalt auf einer Taſel, welche feſt ſteht und eben iſt. Ihre Länge beträgt

4 bis 5, und ihre Breite wenigſtens 2½ Fuß. Sie ſteht auf vier, 30 Zoll hohen, Füßen, und iſt ſo geſtellt, daß der Arbeiter, wenn er ſich an der einen groſſen Seite beſchäftiget, ſo viel Licht, als nur möglich iſt, vor ſich hat. Fig. 1520. Ehemals war in der Mitte dieſer Tafel eine runde Oeffnung, 20 Zoll im Durchmeſſer; unter derſelben aber ein Ofen, in welchem man Feuer unterhielt. Der Rand dieſer Oeffnung hatte einen Falz, damit man eine gegoſſene eiſerne Platte hinein legen konnte, welche mit der Tafel waſſerrecht lag. Auf dieſer metallenen Platte, welche bis zu einem gewiſſen Punkte erhitzt war, wurde dieſe Arbeit verrichtet, welche man auf dem Bleche filzen, (Fr. baſtir au baſin,) nannte. Heutiges Tages iſt dieſes Verfahren beynahe durchgängig abgeſchaffet, wenigſtens in denen Werkſtätten, wo man feine Hüte macht. Um ſich doch von dieſer Gewohnheit nicht gänzlich zu entfernen, verrichtet man dieſe Arbeit, zu den feinen Hüten, noch unter einem gewiſſen Grade der Wärme, vermittelſt einer Stube, wenn es eine kalte Jahrszeit iſt.

Unſere deutſche Hutmacher verrichten dieſe Arbeit auf dem Filzbleche oder der Filzplatte, d. i. auf einem kupfernen Bleche, oder einer Platte, ab, Fig. 1521, welche über einen kleinen Ofen liegt, in welchen man, während der Arbeit des Filzens, eine Kohlengluth unterhält. Uebrigens beruhet der Unterſchied in Frankreich bloß darauf, daß man, wie geſagt, auf einem gewöhnlichen Tiſche oder einer Tafel walket, und den Mangel der Wärme durch ein längeres Filzen erſetzt.

Ehe man zum Aufſchließen der Fache ſchreitet, werden ſie, um ihnen mehrere Feſtigkeit zu ertheilen, als ſie durch die Pappe haben erlangen können, in dem Filztuche wohl bearbeitet; denn ſonſt thut ſich der aufgeſchloſſene Hut im Filzen auf, d. h. er erweitert ſich mehr, als er ſoll, ehe man ihn zum Walken bringt.

Das Filztuch, Fr. la Feutrière, iſt ein, etwa 1 Elle breites, und $\frac{5}{4}$ langes Stück braune und weiche oder geſchmeidige Leinwand. Gewöhnlichermaßen iſt es ziemlich ſchmutzig; denn es wird oft angefeuchtet, welches veranlaſſet, daß ſich der Staub daran hängt. Wenn man wahrnimmt, daß es vom Schmutze hart wird, ſo wäſcht man es in Lauge aus, welches in Zeit von einem Jahre ein- oder zweymal geſchieht. Der Arbeiter breitet ungefähr die Hälfte davon, quer über die Tafel, Fig. 1524, und das übrige deſſelben läßt er vor ſich herunter hängen. Hierauf befeuchtet er ſolches, ſo wenig und gleichförmig, als er kann, welches mit einem Büſchel Mäuſedorn (Ruſcus *L.*) und Waſſer, welches er in einer kleinen Schüſſel bey ſich ſtehen hat, geſchieht. Dieſes Beſprengen hat zur Abſicht, dem Filztuche viel Geſchmeidigkeit zu geben, und etwas Feuchtigkeit beyzubringen, welche ſich dem Zeuge mittheilen könnte, ohne es naß zu machen, weil ſonſt die Fachen ſich an die Leinwand hängen und gewiß zerreißen würden. Er legt demnach das eine Fach auseinander, und breitet es auf den erwähntermaßen zugerichteten Filzlappen, auf daſſelbe aber ein Blatt Papier, ſo groß wie das Fach, welches etwas dick, aber doch weich, und ohne alle Steiſe ſeyn muß. Auf dieſes Papier legt er noch ein Fach, welches Theil für Theil jenes decken muß. Beyde haben alsdann den Schnitt nach der Seite des Arbeiters gekehrt, und den einen Zipfel zu ſeiner Rechten, den andern aber zur Linken. Alsdann hebt er den herabhängenden Theil des Filztuches in die Höhe, und breitet es über ſeine Fache weg. Dieſe befinden ſich ſolchergeſtalt zwiſchen zwey Tüchern, nebſt einem Blatt Papier, welches ſie von einander ſcheidet, und hindert, daß die beyden Fache nicht zuſammen filzen. Der Arbeiter iſt auch noch immer bemüht, die Leinwand durch ein leichtes Beſprengen anzufeuchten. In dieſer Verfaſſung drückt er die Fache von verſchiedenen

nen Seiten; d. h. er legt ſie bald doppelt bald vier- bald ſechsfach, zuſammen; bald thut er dieſes vom Schnitte nach dem Kopfe zu, alsdann vom linken Zipfel zum rechten; bald legt er es gerade nach der gegenſeitigen Richtung zuſammen, indem er dasjenige, was inwendig war, auswärts bringt; legt es hierauf nach einer Richtung, welche mit voriger ſchief iſt; bey dem Zuſammenlegen aber drückt er mit beyden Händen zu wiederholtenmalen darauf, und giebt ihnen beſtändig kleine Stöße. Dieſes Drücken geſchieht nicht bloß von oben gerade unterwärts, ſondern auch zugleich in etwas von vorn hinterwärts und von hinten vorwärts. Er macht auch von Zeit zu Zeit das Filztuch auf, um zu ſehen, ob das Filzen gut von Statten geht; auch wiederholt er das Beſprengen, damit die Schmeidigkeit und Feuchtigkeit erhalten werde, welche beyde die Arbeit erleichtern.

Es iſt gleichgültig, wie dieſes Zuſammenſchlagen geſchieht, wenn nur das Drücken mit den Händen, an allen Orten der Fache nach und nach, und gleichförmig vor ſich geht. Es hängt dieſes von der Gewohnheit und Uebung ab. Jeder Arbeiter wählt diejenige, welche ihm gefällt. Die gewöhnlichſte Art des Verfahrens aber iſt folgende.

Nachdem der Theil A B C D des Filztuches, Fig. 1522 a), herauf und auf die Fache geſchlagen iſt, nimmt der Arbeiter einen der beyden Winkel, und zwar denjenigen, welcher ſich in c befindet, und legt ihn nach E; desgleichen den aus d in F; alsdann legt er den Theil A G vorwärts, nachdem er ihn mit beyden Händen angefaßt hat, und legt es hierauf vielmal nach der Linie H I zuſammen. Hieraus entſteht ein Packet, wie es Fig. 1522 b) vorſtellt. Nachdem die erſten 4 Zuſammenlegungen wohl gefilzt ſind, wird es aus einander gewickelt; und in 4 andere gebracht, indem man den Theil B H, der Linie G K gerade gegen über legt, und abermal wohl filzet. Man wickelt es wiederum auf, und macht 3 neue Biegungen, indem man den Theil A B gegen den Kopf I K bringt, welches einen gedrückten Winkel macht, wie Fig. 1522 c) vorſtellt. Nachdem er leztere 3 Lagen wohl durcharbeitet hat, legt er ſie aus einander, damit er

zendere anfangen könne, welche vom Kopfe I K nach der Linie A B gehen, wo er dasjenige einwärts ſchlägt, was zuletzt auswendig war, wie Fig. 1522 d) zeigt. Endlich legt er es vierfach zuſammen, indem er den Theil I K nach dem Winkel A, und G K nach B zu, bringt, und alsbald darauf jeden dieſer Winkel zu dieſen beyden Linien.

Dieſes iſt die Art, wie man die Fache, zwey und zwey zugleich filzet. Alsdann nimmt man ſie heraus und auseinander. Das Weſentliche deſſelben beſteht darin: jedes derſelben, nachdem ſie alle 4 durch dieſe Arbeit gegangen ſind, müſſen in ihrem ganzen Umfange durchaus gleichförmig gefilzt ſeyn, und zwar ſo ſtark, daß ſie im Aufſchließen nicht aus einander gehen; ſie müſſen aber doch noch weich genug ſeyn, damit ſie ſich an einander hängen, und gleichſam an einander löthen, wenn man ſie zuſammen gelegt hat, und ſie ſolchergeſtalt unter einander, wie auch mit dem Ueberzuge, unmittelbar auf einander filzet.

Nun kömmt es zum Aufſchließen der Fache, welches folgendergeſtalt geſchieht. Der Arbeiter breitet die Hälfte ſeines Filztuches quer über die Tafel; auf dieſes breitet er das eine ſeiner Fache, und zwar ſo, daß die Randſeite nach ihm zu kömmt, welches er mit einem zwar dicken, aber weichen, und rundlich geſchnittenen Stücke Papier Fig. 1523 a), welches man den Filzkern, Fr. Lambeau, nennet, bedeckt, a D, Fig. 1523 b). Da aber zu deſſen beyden Seiten zween Theile unbedeckt bleiben, ſo legt man noch 2 Stücke Papier, b und c, daneben. Die Ränder A B und A C des Faches müſſen über dieſe 3 Stücke, 1½ Z. oder etwas mehr, hervor ragen. Dieſes ſchlägt man um das Papier herum, und zwar dergeſtalt, daß A in a, B in B, und C in c, kömmt, wobey der Arbeiter dieſe umgeſchlagene Räder mit den Fingern ſo zu recht zieht, daß keine Falte darin bleibt. Alsdann legt er das zweite Fach darauf, welches wie A B C D iſt. Aus letzterm folget, daß A B und A C eben ſo weit vorſtoßen, als bey dem erſten

erſten Fache über den Filzkern herüber geſchlagen worden iſt. Daher legt er es alles zuſammen herum auf die andere Seite, und ſchlägt die Hervorragung um, wie bey jenem; wobey er am Kopfe anfängt, und den Zeug, welcher vorraget, mit den Fingern ſorgfältig und behutſam aus einander zieht, damit keine Falte bleibe, und alles von gleicher Dicke werde. Sodann deckt er es mit dem herab hängenden Theile des Filztuches zu, und ſchlägt die Winkel ein, wie ich bey Fig. 1522 a) gezeigt habe. Hierauf faltet und filzet er es von verſchiedenen Seiten, wie er that, als er die Fache zum aufſchließen verrichtete, und ſucht zugleich durch gelindes Sprengen die Mildigkeit und Feuchte zu erhalten, welche in dieſer Abſicht jederzeit nöthig ſind. Die Ränder dieſer Fache, welche ſolchergeſtalt zuſammen gelegt und über einander gefilzet werden, faſſen einander, und verbinden ſich auf eine unzertrennliche Art. Die Zwiſchenlage des Filzkernes verurſachet, daß keine andere, als erſterwähnte Theile, einen Zuſammenhang unter einander bekommen. Nun iſt es eine Art eines zugeſpitzten Sackes, welcher noch die Geſtalt eines Faches hat, wenn man ihn ſo legt; daß er eben bleibt. Allein dieſer Sack hat zu ſeiner Dicke nur die Hälfte desjenigen Zeuges, welchen er haben ſoll; er muß demnach durch die zwey Fache, welche noch rückſtändig ſind, verdoppelt werden, welches auf folgende Art geſchieht. Nachdem das Filztuch aufgemacht und der Filzkern weggenommen iſt, ſteckt der Arbeiter beyde Hände zwiſchen die beyden zuſammen gefügten Fache, wovon ich jezt geſprochen habe, hebt ſie in die Höhe, und dreht erwähnten Sack dergeſtalt herum, daß die Seiten e f und f g, Fig. 1523 c), wo ihre Zuſammenfügungen ſind, in die Mitte auf die Linie f h kommen, die eine oben, die andere unten. Es zieht den Zeug auf beyden Seiten dieſer Linie etwas aus einander, damit keine Falte bleibt; alsdann beſprengt

ſprengt er es gelinde, und legt das dritte Fach darauf aber ſo, daß er 2 Querfinger breit auf jeder Seite verſtößt, wie E F G. Hierauf wendet er es um, und das hervor ragende nieder, wobey er aber allezeit am Kopfe F anfängt und alle Falten, vorzüglich in der Mitte, f h, auszumachen bemüht iſt. Wenn dieſes geſchehen iſt, beſprengt er es wieder gelinde, legt das vierte Fach auf, welches, eben wie das dritte, vorſtoßen muß, wendet es um; drückt den Vorſtoß nieder, wie bey jenem, legt den Filzkern wieder dazwiſchen, deckt den herab hängenden Theil des Filztuches wieder darüber weg, ſchlägt die Winkel um, wie bey Fig. 1522 a), faltet und filzet es, auf oben beſchriebene Art.

Wenn der Hut bey dem Filzen niemals anders, als nach den Linien e f, f h, oder f g, und ihres gleichen, zuſammen geleget würde, ſo blieben dieſe beide Linien, welche ſich in der Spitze durchkreuzen, gezeichnet, und würden üble Folgen verurſachen. Dieſes aber zu vermeiden, macht der Arbeiter ſein Filztuch öfters auf, und legt ſeinen Hut nach andern Linien zuſammen. Er bringt, z. B. f e allmählich in f i, f k, u. ſ. f. welches man ins Kreuz ſchlagen, Fr. décroiler, nennet.

Das Filzen, wenn man die Fache aufſchließt, erfordert demnach viererley. Erſtlich muß man durch gelindes Beſprengen die Feuchtigkeit und Geſchmeidigkeit zu erhalten ſuchen. Zweytens muß man durch das zwiſchengelegte Papier, das Zuſammenhängen allenthalben verhindern, wo es nicht Statt finden ſoll. Drittens muß man es von allen Seiten her zuſammen falten, damit das Filzen überall gleichförmig geſchehe. Viertens muß man ſo vielmal ins Kreuz ſchlagen, als nöthig iſt, um zu verhindern, daß, vom Kopfe nach dem Rande zu, keine Runzeln entſtehen. Nunmehr iſt es leicht zu begreifen, warum man die beyden Seitenränder, welche vom Rande nach dem Kopfe zu

ge-

gehen, dünn hielt, als man die Fache verfertigte. Denn weil man die Fache bey dem Aufſchließen mit einander vereiniget, ſo müſſen die Ränder über einander weggehen; und man macht alſo dieſe Theile deswegen dünner, damit der Filz da, wo ſie über einander zu liegen kommen, nicht zu dick werde.

Die größte Dicke des Hutes muß in derjenigen Gegend ſeyn, wo Kopf und Rand an einander gränzen, und welche man das Band, Fr. le Lien, nennet. Von da bis zum Schnitte desgleichen auch bis zum Kopfe, muß ſich deſſen Dicke nach und nach vermindern. Eben deswegen giebt man den Fachen die obengedachte und durch Fig. 1516 a), b) und c) vorgeſtellte, Proportion. Allein, ſo viel Sorgfalt man auch immer anwenden mag, dieſe Dicke zu erlangen und zu unterhalten, ſo giebt es doch allezeit ſchwache Stellen, welche dieſe Ordnung unterbrechen, und die den Hut fehlerhaft machen würden, wenn man ſie ließe. Deswegen ſtellt der Arbeiter, während dem Filzen, nach Aufſchließung der Fache, eine genaue und öftere Unterſuchung an. So oft er kreuzet, macht er den Hut auf, hält ihn mit beyden Händen gegen das Licht, Fig. 1524, faßt den Filz bald einfach, bald doppelt, zwiſchen die Daumen und Zeigefinger, und fühlt damit allenthalben, von der Linken zur Rechten, herum. So bald er nun gewahr wird, daß die eine Stelle dünner iſt, als die andere, ſo bemerkt er ſie mit dem Finger, welchen er darauf hält, und bedeckt dieſen dünnern Fleck mit einem Stückchen Buße. Dieſes wird nur mit den Fingern abgezupfet, keinesweges aber mit der Scheere abgeſchnitten, weil die Ränder dieſer Stückchen dünn ſeyn und faſerig bleiben müſſen; und nachdem er verſchiedene Flecke ſolcher Geſtalt bedeckt hat, breitet er Stückchen Papier darauf, bedeckt es wieder mit dem Filztuche, macht es, wenn es nöthig iſt, feucht, und filzet wieder gewöhnlicher Maßen. Dieſe Art, die

ſchwachen Stellen auszubeſſern, nennt man Ausbüſſen, Fr. garantir; und da dieſes ſowohl im Walken, als im Filzen geſchieht, ſo unterſcheidet man das Ausbüßen beym Filzen, Fr. garantir au Baſſin, von dem Ausbüßen beym Walken, Fr. garantir à la Foule. Von dem letztern werde ich weiter unten ſprechen.

Der nunmehr aufgeſchloſſene und ausgebüßte Hut befindet ſich im Stande, den Ueberzug zu bekommen. Soll er dieſen bloß auf dem Kopfe erhalten, ſo bekömmt er ihn erſt beym Walken. Soll der Rand an einer ſeiner Seiten einen Ueberzug bekommen, ſo iſt es die unrechte (umgewandte, ebige,) Seite (Fr. l'envers), welche man unmittelbar nach dem Aufſchließen überzieht. Die unrechte Seite iſt diejenige, welche an dem Zeuge das Inwendige des Kopfes ausmacht, und welche, wenn der Hut aufgeſtutzt iſt, auswendig kömmt. Dieſe Seite iſt während dem ganzen Filzen nach dem Aufſchließen auswendig geweſen, und iſt diejenige, auf welcher man ausgebüßet hat, daher ſie auch bey den deutſchen Hutmachern die Bußſeite heißt. Iſt es nun feſtgeſetzt, einen Ueberzug auf die eine Randſeite, welche am meiſten zum Vorſchein kömmt, zu machen, ſo läßt man den Hut auf ſeinem Filztuche ausgebreitet liegen, ſo wie er iſt, nachdem man aufhört ihn zu filzen, Fig. 1525, ſamt dem Filzkerne oder Papiere, welches deswegen hinein gebreitet iſt, damit die Theile, welche nicht zuſammen ſollen, einander nicht berühren. Alsdann nimmt man ein Randfach, wickelt es aus einander, und breitet es über die ganze Randſeite LMQONP; wobey man aber in Acht nehmen muß, theils den Zeug mit den Fingern ganz ſanft aus einander zu ziehen, und anzudrücken, damit ja keine Falte oder Runzel bleibe; theils dasjenige, was an den beiden Enden lm und no zu viel iſt, wegzurupfen, damit er nicht ganz bis ML, und NO, zudecke. Hierauf kehrt man den Hut um auf die Gegenſeite,

das

das andere Randfach ebenfalls aufzulegen. Endlich ſchlägt man das Filztuch herum, faltet ihn zuſammen, und filzet wieder nach der gewöhnlichen Art. Iſt dieſes geſchehen, ſo öffnet man das Filztuch, und überkreuzet den Filz, ſo daß die Linie N O an die Stelle der Linie P Q, und L M an die Stelle derjenigen, welche dieſer unten entgegen geſetzt iſt, kömmt. Man hat zween kleine Streifen Ueberzug, womit man die beyden Theile, welche noch keinen bekommen haben, ausbüßet. Auch werden davon allenthalben Stückchen an diejenigen Stellen gelegt, wo er fehlt.

Hier hat das Aufſchließen ein Ende, wenn man weiter nichts als den Kopf des Hutes zu überziehen hat, weil dieſes, erwähntermaßen, in der Walke zu geſchehen pflegt. Soll aber der Ueberzug vom Kopfe an bis zum Rücken gehen, ſo iſt folgendes dabey zu thun. Der Arbeiter wendet den Hut um, und kehrt das Inwendige auswärts. In dieſer Abſicht ſteckt er die linke Hand bey P, Fig. 1525, hinein, den Obertheil in die Höhe zu heben. Wenn der Hut offen iſt, kehrt er die Spitze R dadurch einwärts, daß er mit ſeiner rechten Hand ſachte darauf klopft; hierauf faßt er dieſen Theil inwendig an, und zieht ihn auswärts, worauf der übrige Theil von ſelbſt nachfolgt, indem er durch ſein eigenes Gewicht zurück fällt. Alsdann legt er dieſen umgewandten Hut wieder auf das Filztuch; und nachdem er inwendig wieder Papier ausgebreitet hat, damit der neu aufgelegte Ueberzug ſich nicht an einander hänge, ſo breitet er ein Kopffach darauf, mit eben der Vorſicht, mit welcher er die Randfache auflegte. Er endiget es auch, wie dieſe, ſo daß an den Seiten L M R, und O N R, 1 Zoll, oder etwas weniger, unbedeckt bleibt. Sodann kehrt er den Hut herum auf die andere Seite, daſelbſt das Kopffach ebenfalls aufzulegen. Hierauf filzet er ein wenig, damit dieſer Ueberzug ſich anhänge. Bald hernach ſchlägt er den Hut

ins Kreuz, damit er die beyden Streifen O N R, und L M R, wie auch alle andere Stellen ausbüßen könne, welche deſſen benöthigt ſind. Endlich ſchlägt er das Filztuch wieder darüber weg, und filzet zum letztenmal. (*)

Der Arbeiter muß im Filzen, ſo wie im Fachen, die Sorgfalt beobachten, ſeinen Zeug, ſowohl den zum Hute ſelbſt, als auch den zum Ueberzuge, zu reinigen. Es findet ſich faſt jederzeit etwas von dem großen Haare darunter, welches nicht filzet, und ſich nach dem Maße, wie die Arbeit von Statten geht, auswärts begiebt. So bald ſich nun dergleichen auf der Oberfläche zeigt, muß er es wegnehmen; denn wenn es zurück bleibt, giebt es der Arbeit ein ſchlechtes Anſehen, und verurſachet, daß ſie grob anzufühlen iſt.

Iſt nun das Aufſchließen völlig geendigt, der Ueberzug aufgelegt, und alles wohl zuſammen gefilzt, ſo legt der Arbeiter ſeinen Hut reinlich zuſammen, und thut ihn ſo lange beyſeit, bis er ſeiner zum Walken bedarf.

Die Art und Weiſe, den Hut nach dem Filzen zuſammen zu legen, iſt ſehr willkührlich. Folgende aber iſt am gewöhnlichſten. Zuerſt ſchlägt man ihn nach der Linie A B, Fig. 1526, zuſammen, wo man den Schnitt A C B auf die Linie A c B bringt. Alsdann macht man eine zweite Biegung nach E F, den Kopf D in c zu legen. Die dritte geſchieht nach der Linie E G; die vierte nach F H, wo beyde Zipfel zuſammen kommen; und endlich wird die letzte Biegung durch I K gemacht. Hieraus entſteht ein viereckiges Packet, welches etwas länger als breit iſt, wie es Fig. 1527 vorſtellt.

Das Walken, Fr. la Foule, hat zur Hauptabſicht, dem Filze die erforderliche Feſtigkeit, und dem Hute die beſtimmte Geſtalt und Ausdehnung zu geben. Dieſe ganze Arbeit geſchieht in einer Werkſtatt, welche auf

(*) Dieſes Verfahren wird von vielen Meiſtern gemißbilliget, weil es die Freyheit benimmt, in der Walke ausgebüßet zu werden.

auf der Erde, bedeckt und hell genug iſt, und wo man ſich auch mit leichter Mühe Waſſer verſchaffen kann.

Die Zurüſtung zu dieſer Arbeit beſteht in Folgendem. Das erſte iſt ein Keſſel, welcher länger als breit iſt und in einem aufgemauerten Ofen ſteht. An deſſen beyden Seiten ſind zwo ſtarke hölzerne Tafeln, welche ſich längs der langen Seite hin erſtrecken, und zwo ebene Flächen vorſtellen, die ſich gegen einander neigen. Der Menage und Bequemlichkeit wegen pflegt man bey dem Eingange zum Ofen eine Stube zu bauen, welche warm genug wird, des Nachts die Hüte zu trocknen, welche man am vorhergehenden Tage gewalkt hat. In Fig. 1528, ſieht man die ganze Zurüſtung zum Walken. Zween Arbeiter, welche ſich beſchäftigen, haben das Werkzeug, deſſen ſie ſich in dieſer Werkſtatt bedienen, um ſich herum liegen. Zur Rechten ſieht man die Trockenſtube, welche die Hitze des Walkofens empfängt, und in welcher die Hüte, nachdem ſie gewalkt ſind, getrocknet werden. Es iſt nöthig, dieſes alles umſtändlich zu beſchreiben.

Der Walkkeſſel, Fig. 1529, iſt von Kupfer. Seine Geſtalt iſt ein langes Viereck, deſſen Winkel etwas verbrochen ſind, und deſſen vier Seiten ſich dergeſtalt gegen einander neigen, daß er unten enger und kürzer als oben, iſt. Sein Rand iſt auswärts gebogen, und macht einen platten Streif, welcher 2½ bis 3 Z. breit ſeyn kann. In einer Werkſtatt, wo 6 oder 8 Geſellen zuſammen arbeiten, iſt der Keſſel obenher an 4 F. lang, 13 bis 14 Z. breit, und eben ſo tief, oder auch noch etwas tiefer.

Der eigentlich ſo genannte Ofen, A B C, Fig. 1530, iſt aus Mauerziegeln, oder Stücken Dachziegel, und einem Mörtel, welchen man gewöhnlich Ofenlehm nennt, aufgebauet. Er iſt oval, vorn etwas enger als hinten, und 7 bis 8 Z. ſtark. Sein Eingang iſt bey A, an einem ſeiner Enden. Er iſt auch noch überdieß mit

einem Mauerwerke aus Bruchſteinen und Gypſe, D E F G: welches wenigſtens 7 bis 8 Z. dick iſt, eingefaßt. Sechs Zoll hoch, vom Boden dieſes Ofens an gerechnet, liegen 3 oder 4 eiſerne Stäbe, a, b, c, d, quer über; ſie ſind viereckig, und jede Seite beträgt ungefähr 1½ Zoll. Man legt das Holz zum Heizen des Ofens darauf. Da das Feuer groß iſt, und 8 bis 10 Stunden dauert, ſo müſſen dieſe Stäbe ſtark ſeyn, damit ſie ſich nicht biegen, wenn ſie glühend werden. Sieben Zoll hoch über dieſem Roſte muß ſich der Boden des Keſſels befinden, welcher vermittelſt ſeines platten Randes an dem Rande des Ofens hängt und feſtgehalten wird, wie bey g h, Fig. 1531 a) und b), zu ſehen iſt. Das Obertheil des Ofens, nebſt dem Mauerwerke, womit er umgeben iſt, iſt nicht horizontal, ſondern die beyden langen Seiten ſind dermaßen gegen einander geneigt, daß von den beyden dicken hölzernen Tafeln, womit es bedeckt iſt, alles Waſſer, welches darauf gebracht wird, auf das reinlichſte wieder herunter in den Keſſel läuft. Man hat aber, in Abſicht deſſen, nur ſo viel dafür zu ſorgen, als nöthig iſt; denn wenn die Tafeln eine noch ſtärkere Neigung gegen den Keſſel hätten, ſo hätte der Arbeiter, welcher davor walken ſollte, dazu keine Macht mehr. Jede derſelben macht mehr der Horizontalfläche einen Winkel von ungefähe 25 Grad. Der Rand jeder dieſer Tafeln darf nicht mehr, als höchſtens 3 F. hoch, von dem Fußboden ab ſtehen. Wenn es zu hoch iſt, wird zu beyden Seiten etwas untergeſetzt. Dieſe beyde Tafeln, H I und L M Fig. 1531 b), werden die Walktafeln, Fr. les Bancs à fouler, genannt. Sie ſind gemeiniglich von Nußbaum- oder Rüſternholz, 2 oder 2½ Z. dick, 10 bis 12 F. lang, und 22 bis 24 Z. breit. Sie müſſen eben, ohne Riſſe und ohne Löcher ſeyn, und den Rand des Keſſels dergeſtalt bedecken, daß das hinab laufende Waſſer nicht etwa in den Ofen gehe. Der untere Rand

iſt

iſt mit einer, 1 Z. dicken und eben ſo breiten, Leiſte von eichenem Holze eingefaßt. Wenn man dieſes Stück aufſetzt, ſchließt man einige Streifen Papier dazwiſchen, welche die Verbindung genauer machen, und verhindern, daß kein Waſſer durchlaufen kann. Von dieſem Rande wird alles, was dem Keſſel gegenüber iſt, weggeſchnitten, einige Stellen K L, k l, ausgenommen, welche man Knöpfe (Boulons) nennet, dadurch eine hölzerne Walze, deren ſich der Arbeiter öfters bedient, zu halten.

Vor dem Eingange A des Ofens, Fig. 1530, iſt eine kleine viereckige Kammer A M N O. Sie iſt ungefähr 8 F. hoch, und $3\frac{1}{2}$ F., höchſtens 4 F. breit. Sie muß von Mauerwerke gemacht, oder wenigſtens inwendig mit Kalk überzogen ſeyn. Ihr Eingang O iſt ſehr enge und niedrig, gemeiniglich nur 16 Z. breit, und $2\frac{1}{2}$ F. hoch. Man macht ihn auch niemals dem Eingange zum Ofen gegenüber. Dieſe Kammer iſt zum Trocknen beſtimmt. Der Rauch und die Hitze des Ofens werden vermittelſt einer Röhre P, Fig. 1531 a), welche der Rauchfang (Ventouſe) heißt, hinein geführet. Den Tag über werden ſie noch durch einen andern Gang abgeleitet, welcher ſich entweder in einen Schorſtein, oder in die freye Luft, endiget; des Nachts aber verſchließt man die Thüre, und ſchiebt einen Ziegel in die Fuge m n, welcher in dem Ausgange querüber geht und ihn verſchließt, durch beydes die Wärme inne zu halten. Die Wände dieſer Trockenkammer ſind inwendig mit eiſernen Nägeln verſehen, an welche man die Formen mit den Hüten zum Trocknen hängt.

Der vordere Theil des Ofens, welcher nach dem Rauchfange hin gerichtet iſt, iſt in dem Raume zwiſchen beyden Tafeln, einige Zolle höher gemauert, als der Rand des Keſſels ſteht, und mit einer kleinen, 2 Z. dicken, Tafel von Eichen oder Rüſternholze bedeckt,

wor-

einem Mauerwerke aus Bruchſteinen und Gypſe, D E F G: welches wenigſtens 7 bis 8 Z. dick iſt, eingefaßt. Sechs Zoll hoch, vom Boden dieſes Ofens an gerechnet, liegen 3 oder 4 eiſerne Stäbe, a, b, c, d, quer über; ſie ſind viereckig, und jede Seite beträgt ungefähr 1½ Zoll. Man legt das Holz zum Heizen des Ofens darauf. Da das Feuer groß iſt, und 8 bis 10 Stunden dauert, ſo müſſen dieſe Stäbe ſtark ſeyn, damit ſie ſich nicht biegen, wenn ſie glühend werden. Sieben Zoll hoch über dieſem Roſte muß ſich der Boden des Keſſels befinden, welcher vermittelſt ſeines platten Randes an dem Rande des Ofens hängt und feſtgehalten wird, wie bey r h, Fig. 1531 a) und b), zu ſehen iſt. Das Obertheil des Ofens, nebſt dem Mauerwerke, womit er umgeben iſt, iſt nicht horizontal, ſondern die beyden langen Seiten ſind dermaßen gegen einander geneigt, daß von den beyden dicken hölzernen Tafeln, womit es bedeckt iſt, alles Waſſer, welches darauf gebracht wird, auf das reinlichſte wieder herunter in den Keſſel läuft. Man hat aber, in Abſicht deſſen, nur ſo viel dafür zu ſorgen, als nöthig iſt; denn wenn die Tafeln eine noch ſtärkere Neigung gegen den Keſſel hätten, ſo hätte der Arbeiter, welcher davor walken ſollte, dazu keine Macht mehr. Jede derſelben macht mehr der Horizontalfläche einen Winkel von ungefähr 25 Grad. Der Rand jeder dieſer Tafeln darf nicht mehr, als höchſtens 3 F. hoch, von dem Fußboden ab ſtehen. Wenn es zu hoch iſt, wird zu beyden Seiten etwas untergeſetzt. Dieſe beyde Tafeln, H I und L M Fig. 1531 b), werden die Walktafeln, Fr. les Bancs à fouler, genannt. Sie ſind gemeiniglich von Nußbaumoder Rüſternholz, 2 oder 2½ Z. dick, 10 bis 12 F. lang, und 22 bis 24 Z. breit. Sie müſſen eben, ohne Riſſe und ohne Löcher ſeyn, und den Rand des Keſſels dergeſtalt bedecken, daß das hinab laufende Waſſer nicht etwa in den Ofen gehe. Der untere Rand iſt

iſt mit einer, 1 Z. dicken und eben ſo breiten, Leiſte von eichenem Holze eingefaßt. Wenn man dieſes Stück aufſetzt, ſchließt man einige Streifen Papier dazwiſchen, welche die Verbindung genauer machen, und verhindern, daß kein Waſſer durchlaufen kann. Von dieſem Rande wird alles, was dem Keſſel gegenüber iſt, weggeſchnitten, einige Stellen K L, k l, ausgenommen, welche man Knöpfe (Boulons) nennet, dadurch eine hölzerne Walze, deren ſich der Arbeiter öfters bedient, zu halten.

Vor dem Eingange A des Ofens, Fig. 1530, iſt eine kleine viereckige Kammer A M N O. Sie iſt ungefähr 8 F. hoch, und $3\frac{1}{2}$ F., höchſtens 4 F. breit. Sie muß von Mauerwerke gemacht, oder wenigſtens inwendig mit Kalk überzogen ſeyn. Ihr Eingang O iſt ſehr enge und niedrig, gemeiniglich nur 16 Z. breit, und $2\frac{1}{2}$ F. hoch. Man macht ihn auch niemals dem Eingange zum Ofen gegenüber. Dieſe Kammer iſt zum Trocknen beſtimmt. Der Rauch und die Hitze des Ofens werden vermittelſt einer Röhre P, Fig. 1531 a), welche der Rauchfang (Ventouſe) heißt, hinein geführet. Den Tag über werden ſie noch durch einen andern Gang abgeleitet, welcher ſich entweder in einen Schorſtein, oder in die freye Luft, endiget; des Nachts aber verſchließt man die Thüre, und ſchiebt einen Ziegel in die Fuge m n, welcher in dem Ausgange querüber geht und ihn verſchließt, durch beydes die Wärme inne zu halten. Die Wände dieſer Trockenkammer ſind inwendig mit eiſernen Nägeln verſehen, an welche man die Formen mit den Hüten zum Trocknen hängt.

Der vordere Theil des Ofens, welcher nach dem Rauchfange hin gerichtet iſt, iſt in dem Raume zwiſchen beyden Tafeln, einige Zolle höher gemauert, als der Rand des Keſſels ſteht, und mit einer kleinen, 2 Z. dicken, Tafel von Eichen oder Rüſternholze bedeckt,

wor-

woranf die Arbeiter ihr Werkzeug, deſſen ſie ſich bey dem Walken bedienen, legen. Dieſe ſind: der Rollſtock, ein Napf, die Bürſte, der Krummſtampfer, der Plattſtampfer, der Zwicker, die Handleder, und die Handſocken.

Der Rollſtock, Fr. le Roulet, A, Fig. 1532, iſt ein Stück rund gedrechſeltes Holz, welches 18 bis 20 Z. lang iſt, und 12 bis 14 Lin. im Durchmeſſer hat. In der Mitte iſt es etwas ſtärker, als an den übrigen Theilen. Zu den geringen Hüten iſt der Rollſtock von Eiſen, und ſtumpfeckig nach ſeiner Länge. Der Napf, Fr. la Fatte, B, iſt von Holze, und enthält etwa 1 Pinte Waſſer, oder etwas mehr. Die Bürſte, Fr. la Broſſe, C, iſt von Sauborſten gemacht, und faſt wie diejenigen, deren man ſich zum Abreiben der Dielen oder Fußböden der Zimmer bedient. Der Krummſtampfer, Fr. le Choc, Choque, D, iſt eine, etwa 1 Lin. dicke, 6 Z. hohe, und 4 Z. breite, Platte von Meſſing- oder Eiſenblech, deren ſich der Arbeiter bedient, die Schnur nieder zu ſtoßen, wenn ſie um den Hut, in welchen ſich die Form befindet, gebunden iſt. Sie iſt ihrer Länge nach etwas gekrümmt, und oben zuſammen gerollet, um bequemer damit handthieren zu können; ihr unterer Rand aber iſt etwas rund ausgeſchnitten, und geht dünner zu, ohne aber ſchneidend zu werden. Der Plattſtampfer, oder die Plattfauſt, Fr. la Pièce, E, iſt dem Krummſtampfer gleich, außer daß er ſeiner Länge nach dicht gebogen, und der untere Rand, welcher dem zuſammen gerollten Griffe entgegen ſteht, gerade, und nur die Schneide rund verbrochen iſt; man bedient ſich deſſen, das Waſſer und die Heſen aus dem Hute zu ſtreichen; welchen er im Walken an ſich gezogen hat. (*) Der Zwicker, oder das Zwick-

(*) Anſtatt des meſſingenen Plattſtampfers, bedienen ſich Einige nur eines hölzernen Werkzeuges, welches das Streichbret genannt wird; E*

Zwickeiſen, la Pince, F, womit der Arbeiter den Unrath oder die fremden Körper wegnimmt, die er während der Arbeit auf der Oberfläche des Filzes wahrnimmt, iſt von Stahl, und mit einer Feder verſehen. Seine beyde Arme gehen ſpizig zu, und müſſen vorn ſo genau auf einander treffen, daß man eine Sache, die ſo fein wie ein Haar iſt, damit faſſen kann. Die Handleder, Fr. les Maniques, G, welche der Arbeiter um die Hände bindet, wenn er ſtark zu walken hat, ſind zween alte Schuhe, davon man die Abſäze, Hinterquartiere, und einen Theil des Oberleders geſchnitten hat. Die Handſocke, Fr. le Pouſſoir, iſt ein alter wollener Strumpf, womit der Arbeiter die Hand verſieht, den Filz auszuſtoßen, wenn er den Hut richtet.

Das Walken der Hüte geſchieht in Brunnen = oder Flußwaſſer, welches beynahe kochend iſt, und worein man eine gewiſſe Quantität Weinheſen, im Nothfalle auch Biereſſig, gerührt hat. (*) Die Weinheſen, welche man dazu nimmt, holt man von dem Weineſſigbrauer. Man zieht die vom rothen Weine, denen vom weißen vor. Man wählt auch die friſchen; denn wenn ſie alt werden, werden ſie ſcharf und ſchwarz.

In Paris bezahlt man gemeiniglich für $\frac{1}{2}$ Muid 10 bis 12 Livres. In einen Keſſel, welcher $\frac{1}{2}$ Muid Waſſer hält, brauchet man des Tages etwa $1\frac{1}{2}$ Eimer Heſen, ein Eimer aber enthält deren ungefähr 25 Pfund.

Monntags und Donnerſtags pflegen die Pariſer Hutmacher nicht zu walken. Die Geſellen brauchen dieſe Tage bloß zum Fachen und Filzen, damit ſie auf die folgenden Tage vorgerichtet haben. An den übrigen Tagen der Woche, kommen ſie faſt jederzeit nicht eher, als um 10 oder 11 Uhr Vormittags, zum Walken, weil 2 bis 3 Stunden nöthig ſind, den Keſſel vorzurichten, und das Waſſer in den gehörigen Stand zu ſezen. Da überdieß jeder Geſell den Hut,

(*) Unſere Hutmacher nehmen gern Branntweinſpühlicht.

Hut, den er vornimmt, anfängt und endigt, ſo muß er auch ſeine Zeit zum Walken und zu den übrigen Arbeiten, welche vor dieſen hergehen, gehörig eintheilen; und wenn viel Geſellen ſind, müſſen ſie ſich unter einander verſtehen, damit ſie alle zugleich gehen, und der Ofen, wenn er einmal geheizt iſt, für alle diene.

Es giebt viele Arbeiter, die weder Fachbogen noch Oefen haben, und doch Hüte machen. Dieſe gehen in Werkſtätten, wo es an Geſellen fehlt. Was ſie den Meiſtern dafür bezahlen, kömmt ihnen dadurch zu gute, daß ſie nicht für eine kleine Anzahl Arbeiter, Feuer anzünden dürfen. Einen Hut zu facken, wird 1 Sol bezahlt; 5 Sols aber, wenn er gewalket wird.

Dem Meiſter liegt es ob, zu beſorgen, daß der Keſſel voll gefüllet, vorräthiges Waſſer zum Nachgieſſen herbey geſchaffet, und Holz in hinlänglicher Menge, an einen nahen Ort bey der Werkſtätte getragen werde; auch muß er Hefen und Erleuchtung anſchaffen. In den wenigſten Werkſtätten wird Talglicht gebrannt, weil der Dunſt von dem kochenden Waſſer verurſachet, daß ſie laufen; ſondern man macht durch zwo Lampen, die an beyden Seiten des Keſſels hängen, hell. Es geht unter den Geſellen Reihe um, den Ofen zu heizen, das Waſſer bis zum Sieden zu erhitzen, und die gehörige Quantität Hefen hinein zu thun. Er rührt es mit einem birkenen Stabe, oder dergleichen Ruthen um, damit alles wohl unter einander komme, und ſich nichts an den Seiten oder an dem Boden des Keſſels anhänge. Alsdann reiniget er auch dieſe kochende Flüſſigkeit mit einer Schaumkelle, und giebt alsdann ſeinen Mitgeſellen Nachricht davon, welche hierauf ihre gefilzte Hüte bringen, und ſich längs den beyden Tafeln, nach dem Range des Alters, ſtellen, nachdem ſie in dieſer Werkſtätte arbeiten; denn da dieſe Tafeln viel länger, als der Keſſel ſind, ſo ſtehen auch diejenigen, welche das Recht haben, ſich in die Mitte zu ſtellen, vortheilhafter.

Die

Die Geſellen müſſen, nach der Reihe, Holz anlegen das Feuer mit einem Schürhaken ſchüren, ſo viel Waſſer, als verdunſtet, nachfüllen und von Zeit zu Zeit den Keſſel ſchäumen. Wenn ſie 3 oder 4 Stunden gearbeitet haben, thut auch einer von ihnen wieder etwas Hefen hinein, dieſe Walkbrühe dadurch anzufriſchen. Wenn nun alles ſolchergeſtalt zugerichtet und angeordnet iſt, wird zum Walken geſchritten. Ich werde das Verfahren, welches man bey den feinen Hüten beobachtet, beſchreiben. Bey den andern findet zwar eben dieſes Verfahren Statt; man läßt aber einiges, was Zeit und Koſten erfordert, weg.

Ob gleich alles, was bey dem Walken vorgeht, gewöhnlichermaßen auf einander folgt: ſo kann man es doch füglich in dreyerley Zeiten abtheilen. Ein Hut, welcher nicht weiter, als auf der Filztafel, oder auf dem Filzbleche, geweſen iſt, ſo wie man ihn in die Walke bringt, und welchen die Franzoſen Baſtiage nennen, iſt nur noch unvollkommen gefilzt. Sein Zeug hat faſt noch gar keine Feſtigkeit; und wenn man zu roh mit ihm umgienge, nachdem er in das heiße Waſſer getaucht iſt, würde er ſich erweitern und zerreißen; er würde, wie es die Profeſſioniſten nennen, aus einander gehen, Fr. l'ouvrir. Es iſt daher nöthig gemächlich und vorſichtig zu walken, bis man gewahr wird, daß er gewiſſermaßen zuſammen gegangen und dicker iſt, und daß er Feſtigkeit genug hat eine ſtärkere Bearbeitung auszuhalten. Und dieſes iſt es, was in der erſten Zeit geſchieht. Alsdann werden die ſchwachen Stellen belegt, welches man im Walken ausbüßen nennt, und es wird der Ueberzug aufgelegt. Denn wenn man hiemit länger verzögerte, würden ſich dieſe neue Theile nicht mehr damit verbinden, oder man müßte befürchten, daß ſie, wenn der Hut fertig wäre, wieder abgiengen. Sie müſſen mit dem Filze nur einen einzigen Körper ausmachen, und mit ihm nach dem

Ma=

Maße, nach welchem der Arbeiter mit Walken fortfährt, zuſammen gehen. Dieſes macht die zweyte Zeit aus. Der dritte Zeitpunct iſt der, wo der Filz nach hinlänglichem Walken ausgeſtoßen wird, d. i. wo man dem Hute die Geſtalt giebt, und ihn in den Stand ſetzt, in die Trockenkammer gebracht werden zu können. Ueber dieſes alles muß ich mich deutlicher erklären.

Wenn der Filz ſeine gehörige Feſtigkeit bekommen ſoll, müſſen ſich alle Theile des Zeuges, von allen Seiten her einander nähern, und ſich dermaßen unter einander verbinden, daß ſie, ohne große Gewalt, nicht wieder von einander getrennet werden können. Durch das heiße Waſſer und die Säure der Weinhefen aufgeſchwollen und erweicht, verwickelt und verbindet er ſich von allen Seiten. Dieſem muß aber durch ein wohlgeführtes Drücken zu Hülfe gekommen werden, welches ſich über den ganzen Umfang des Zeuges gleichmäßig ausbreitet, damit ſich die Dicke gleichförmig vermehre, und die andern Ausdehnungen ſich nach eben der Propotion verringern. Der Arbeiter drückt den Filz, welchen er walket, mit beyden Händen. Hiezu rollet er ihn entweder auf ſich ſelbſt oder auf den Rollſtock, indem er den Theil, welchen er zuerſt aufgerollet hat, nach ſich führt; und in währendem Abwickeln drückt er ihn zwey oder dreymal.

Damit alle Theile gleichförmig gewalket werden, beobachtet der Arbeiter eine gewiſſe Ordnung. Man muß, um ſich einen deutlichen Begriff hievon zu machen, in Erwägung ziehen, daß der bloß gefilzte Hut, wenn er mehr auseinander wäre, einem kegelförmigen Sacke gleiche; daß man ihn aber, wenn man ihn walken will, platt zuſammen legt, und er alsdann die Geſtalt eines Faches, oder vielmehr zwey auf einander gebreiteter Fache, hat. Fig. 1533 a). Man unterſcheidet den Kopf A, das Band EFG, und die beyden Zipfel EB, GD. Ferner muß man erwägen, daß die bey-

beiden Seiten AEB und AGD, zwo Biegungen ſind, welche nothwendig weggebracht werden müſſen, weil ſie ſonſt an dem Hute merklich blieben, und beyde Stellen nicht, wie das übrige, gewalket würden. Dieſes zu vermeiden, verändert der Arbeiter öfters die beiden Biegungen, wie er es bey dem Filzen thut, welches man in das Kreuz ſchlagen nennt. So oft er aber aufs neue in das Kreuz ſchlägt, ſo oft walket er auch den Hut auf 7 verſchiedene Arten, welches man unter der Benennung eines Kreuzſchlages verſteht. 1. Er walket dergeſtalt, daß er den Theil A Fig. 1533 a) einwärts rollet, ſo daß er erſt in E, und hernach in B kömmt. 2. Nachdem er ihn wieder aus einander gewickelt hat, walket er ſo, daß derſelbe Theil gegen G und D gerollet wird. Unter dieſen beiden Arten des Walkens bekömmt der Filz die Geſtalt des Wickels, welchen Fig. 1533 b) vorſtellt, welches den Kopf walken, Fr. fouler en tète, heißt. 3. Er rollet im Walken die Seite AB einwärts, nach der entgegen geſetzten Seite AD zu, wodurch er dem Winkel eine kegelförmige Geſtalt giebt, Fig. 1533 c), an deren Spitze ſich der Theil A befindet. 4. Nachdem er den Wickel wieder aus einander gerollet hat, verfährt er auf eben dieſe Art, indem er die Seite AD gegen AB führt, welches man das Band walken, Fr. fouler en lien, nennet. 5. Er rollet die Spitze des Zipfels B einwärts, damit ſie nach E und A komme, Fig. 1533 d). 6. Er thut daſſelbe, indem er die Spitze D in G und H führt. Und endlich 7. rollet er den Rand C in F, welche drei leztere Arten den Rand walken, Fr. fouler en arête, heißen. Allein bei einem Filze, welcher ſolcher Geſtalt, entweder auf ſich ſelbſt, oder über das Rollholz gewickelt wird, iſt die eine Fläche enger, die andre aber ausgedehnter. Diejenige, welche auswärts gekehret wird, iſt natürlicherweiſe am meiſten ausgedehnt. Um aber den übeln Folgen, welche dieſes nach ſich ziehen

hen würde, vorzubeugen, wendet der Arbeiter den Filz bey jedem Kreuzſchlage auf die andre Seite; er kehret nämlich die Seite ABD Fig. 1533 [a]), welche oben war, nunmehr unterwärts, daß ſie auf die Tafel zu liegen kömmt, damit die andere Seite bey dem neuen Kreuzſchlage auch einwärts gewickelt werde, wie es dieſer bey dem vorigen geſchehen iſt.

Alle dieſe verſchiedene Walkungen, nebſt den öftern Kreuzſchlägen, ſind ſehr wohl ausgeſonnen, den Hut allenthalben gleichförmig zuſammen zu walken. Da aber dieſe Arbeit lange dauert, und der Arbeiter niemals recht verſichert iſt, ob er ſich ſtets in einer völligen Gleichförmigkeit darin erhält: ſo muß er auf ſeine Arbeit beſtändig Acht haben, und alle Gegenden fleißig unterſuchen, welche entweder nicht genug, oder auch zu viel zuſammen gehen, damit er dieſem Uebel abhelfen könne, wozu er am Kopfe, im Bande, oder am Rande, bald ſchwächer bald ſtärker walket. Denn der Filz muß ſchlechterdings im Zuſammengehen, d. i. indem ſeine Größe vermindert wird, beſtändig die Geſtalt behalten, die man ihm bey dem Aufſchließen gegeben hat.

Um dieſes zu bewirken, wirft der Arbeiter ſeinen zuſammen gewickelten Filz in das heiße Waſſer des Keſſels, taucht ihn darin unter, und rührt ihn mit dem Ende des Rollholzes etwas um, ohne ihn aber zu Boden ſinken zu laſſen. Iſt er genug eingeweicht, ſo nimmt er ihn heraus auf die Tafel, drückt mit dem Rollholze etwas Waſſer aus, und ſchüttet mit dem oben erwähnten hölzernen Napfe etwas kaltes Waſſer darauf, um ihn, ohne ſich zu verbrennen, hanthieren zu können. (*) Alsdenn nimmt er ihn aus einander

(*) Wenn man den Filz zu walken anfängt, und derſelbe noch zu ſchlaff iſt, ſo nimmt er aus dem Keſſel viel Waſſer an, und wird dadurch ſo heiß, daß der Arbeiter mit den bloßen Händen

der, und walket ihn ein wenig mit beyden Händen, und zwar im Bande von beyden Seiten, d. h. er rollet erſt die Seite AEB, Fig. 1533 [a]), einwärts, und hernach auch die entgegen geſetzte Seite. Hierauf ſchlägt er den Filz ins Kreuz, legt ihn auf die Tafel, begießt ihn gelinde mit warmen Waſſer aus dem Keſſel, und ſchlägt ihn an vier Orten um, wobey er A in a B in b, C in c, und D in d, bringt; Fig. 1533 [e]). Endlich walket er zweymal, und zwar ſo, daß er anfänglich den Theil E hinein, und nach E zu wickelt; alsdann rollet er F zuerſt auf, und geht damit nach E zu. Sodann macht er die vier Umſchläge wieder auf, ſchlägt den Filz ins Kreuz, macht die Biegungen an den Seiten aus, begießt ihn mit warmen Waſſer, walket den Rand von beiden Seiten, begießt den Filz nochmals, walket vom Schnitte nach dem Kopfe zu, taucht den Kopf in das Waſſer, und walket nach dem Schnitte zu. Alles dieſes Verfahren wird zu verſchiedenenmalen, aber allezeit naß, wiederholt. Wenn der Arbeiter den Filz ins Kreuz ſchlägt, geht er ſehr vorſichtig damit um; denn da er noch ſchlaff iſt, und wenig Zuſammenhang hat, würde ein etwas rohes Verfahren denſelben in Unordnung bringen. Erſt ungefähr nach einer halben Stunde unterſteht er ſich, etwas ſtärker zu walken. Nach dieſer Zeit, oder auch etwas ſpäter, nach dem der Zeug beſchaffen iſt, wenn der Arbeiter wahrnimmt, daß ſein Filz ſo weit zuſammen gegangen iſt, als nöthig war, die andern Arbeiten auszuhalten, macht man ihn eben, damit er zu derjenigen Arbeit, die man das Aufſchließen im Walken nennt, geſchickt werde.

den kaum denſelben handthieren kann; und eben deswegen gießt man kaltes Waſſer darauf. Einige pflegen ihn auch in ein Gefäß mit kaltem Waſſer, und hernach erſt in den Keſſel zu tauchen.

Das Aufſchließen im Walken, Fr. baſtir à la Foule, iſt diejenige Verrichtung, da man während dem Walken, Stückchen Buße auf die ſchwachen Stellen legt, wie auch dem rückſtändigen Ueberzuge, und überhaupt allem demjenigen, ſo im Aufſchließen bey den Filzen nicht aufgelegt worden iſt, ſeinen Platz anweiſet. Hiezu müſſen die Oberflächen des Tuches fein gleich und ſauber ſeyn. In einen ſolchen Zuſtand aber verſetzt man ſie durch Walken auf dem Rollholze, und durch das Ausreiben; und dieſes iſt es, was der Profeſſioniſt gleichrichten, Fr. arranger, nennt.

Auf dem Rollholze zu Walken, wickelt der Arbeiter den Theil des Filzes, welcher bearbeitet werden ſoll, auf das Rollholz, anſtatt daß er ihn vorher auf ſich ſelbſt wickelte, indem er es nach ſich führt. Alsdann nimmt er entweder das Rollholz an den beyden Enden welche verſtoßen, oder er legt beyde Hände auf den zuſammen gerollten Filz, und rollet ihm ab, indem er zugleich darauf drückt. Der Filz wird ſolcher Geſtalt zuſammen gepreſſet, es geſchehe nun zwiſchen der Hand und dem Rollholze nach der einen Art, und nach der andern zwiſchen dem Rollholze und der Tafel. Da derſelbe alſo auf ſeine Dicke zuſammen gepreſſet wird, wird er hiedurch gleicher. Der Arbeiter walket ihn auch an denen Orten am ſtärkſten, wo er es am meiſten nöthig zu haben ſcheint.

Das Ausreiben des Groben, Fr. Ebourer, beſteht darin, daß der Arbeiter den ganzen Hut im Keſſel naß macht, ihn auf die Tafel breitet, mit der flachen Hand darauf drückt, und ihn ſolcher Geſtalt allenthalben reibt. Hiedurch bekömmt er, nebſt dem Waſſer, welches aus dem Hute geht, auch zugleich das grobe Haar, welches in dem Zeuge geblieben iſt, und überhaupt alles das, welches der Filz auswärts treibt, ſo wie er nach und nach zuſammen geht. Er ſchlägt ihn dabey oft ins Kreuz, wendet aber eben ſo vielmal auch den

Rand um, das Untertheil ebenfalls auszureiben. Und auf ſolche Art wird der Hut geſäubert. In dieſem Verfahren nimmt der Arbeiter, er möge am Kopfe, am Bande, oder am Rande arbeiten, bey jedem Kreuzſchlagen in Acht, erſtlich auf dem Rollholze, alsdann aber mit der Hand zu walken, und zuletzt das Grobe auszureiben.

Wenn der Hut zur Walke kömmt, iſt ſein Obertheil auswärts gekehrt; und wenn ſein Rand einen Ueberzug bekommen ſoll, ſo liegen die Randfache inwendig. In dieſem Zuſtande bleibt er, bis das Aufſchlieſſen im Walken geſchehen iſt. Und alſo iſt es auch die obere Seite des Hutes; auf welcher man ausbüßet, und auf welche man den Ueberzug des Kopfes legt.

Wenn der Arbeiter ausbüßen will, ſo hält er den Hut offen, wie Fig. 1534 zeigt, wobey er den Rand bald mehr, bald weniger in die Höhe hebt. Er faſſet ihn ſacht zwiſchen den Daumen und Zeigefinger, und geht damit von der einen Biegung bis zur andern, da er dann durch das Gefühl diejenigen Stellen wahrnimmt, welche Buße nöthig haben, und die er ſogleich mit den Finger bezeichnet. Hierauf belegt er jede ſolche ſchwache Stelle mit der nöthigen Buße, beſprengt ſie mit der in den Keſſel getauchten Bürſte, und drückt ſie mit dieſer durch gelindes Stoßen nieder. Hat er ſolcher Geſtalt alle Stellen ausgebüßet, nachdem er es zwiſchen A und B nöthig befunden hat, ſo ſchlägt er den Filz ins Kreuz, hebt einen andern Theil des Randes in die Höhe, und büßet ihn ebenfalls an allen Orten, wo es nöthig iſt, aus. Hiemit fährt er ſo lange fort, bis ihm die Decke der verſchiedenen Theile überall das gehörige Maß zu haben ſcheint; und alsdann legt er den Ueberzug auf den Kopf.

Dieſer Ueberzug wird in zween Stücken darauf geſetzt, welche man die Stecher oder Kopffache, Fr. les Points, nennt und welche die Geſtalt der Herzfache

che haben, nur daß ſie, wie ich bereits geſagt habe, kleiner ſind. Nachdem nun der Arbeiter ſeinen Hut in den Keſſel getaucht und auf die Tafel gebreitet hat, legt er das eine ſeiner Kopffache dergeſtalt darauf, daß es einen guten Querfingerbreit an beyden Seiten vorraget, wie CD und CE in Fig. 1534 vorſtellt. Er macht ihn wieder naß, und klopft ihn mit der Bürſte an, wie er es bey der Buße that. Hierauf legt er ſeinen Hut auf die andere Seite herum, ſchlägt den vorragenden Theil um, klopft es mit der Bürſte, die er aufs neue eingetaucht hat, gelinde nieder, und legt das andere Kopffach auf, ſo daß es, wie das erſte, verſtößt. Alsdann wendet er den Hut wieder auf die erſte Seite um, ſchlägt das verſtoßende ebenfalls um, wie er dort that, und verurſachet durch das Anklopfen mit der Bürſte, daß es ſich ebenfalls anhängt und mit dem Hute vereiniget.

Nachdem die Stücke beſchriebenermaßen aufgelegt ſind, werden ſie mit dem Hute zuſammen gefilzet, und ſie müſſen ſich mit demſelben dergeſtalt verbinden, daß beyde nur einen einzigen Körper ausmachen. Hiezu gelangt man durch das Walken aller derjenigen Stellen, wo ſie aufgelegt ſind. In dieſer Abſicht macht der Arbeiter den Hut auf, und kehrt das, was vorher inwendig war, auswärts, ſo daß diejenige Stelle, welche ausgebüßet, und mit den Kopffachen belegt worden iſt, ſich inwendig befindet. Alle dieſe Theile würden, indem ſie einander berühren, ſich unfehlbar unter einander ſo ſtark verbinden, als ſie es mit dem Filze thun, nachdem man ihn zuſammengelegt auf die Walktafel breitete. Dieſem nun vorzubeugen, legt man ein Stück härenes Tuch dazwiſchen, ehe der Hut zuſammen gedrückt wird, welches der Profeſſioniſt das Haarſieb, Fr. le Tamis, nennt. Alsdann walket man diejenigen Stellen, wo die Buße und der Ueberzug aufgelegt worden ſind, gelinde, wobey man aber jeder-

jederzeit bedacht iſt, den Hut oft ins Kreuz zu ſchlagen, ihn beim Anfange jeden Walkens entweder in den Keſſel zu tauchen, oder mit dem Napfe zu begieſſen, und ihn endlich ſo oft zu beſichtigen, und die Arbeit zu unterſuchen, als man das Haarſieb heraus nimmt und anders legt. Hat nun der Arbeiter eine Zeitlang auf jetzt erzählte Art gearbeitet, und ſieht, daß alles wohl gefaßt hat, und der Hut ſo feſt geworden iſt, daß er ſtärkere Behandlungen aushalten kann, ſo nimmt er die oben erwähnten Handleder, und fängt ſtärker, als er bisher gethan hat, zu walken an. Die Handleder werden mit Bändern über die Hand befeſtiget, und die Hand vorher mit Leinwand umwickelt, damit die Bänder des Handleders dieſelbe nicht wund drücken. Das Flache der Hand kömmt auf die Sohle zu liegen, der kleine Finger und Daumen aber an dem rückſtändigen Oberleder, und werden davon bedeckt, ſo daß ſie gleichſam zwey Flügel vorſtellen und verhindern, daß die Handleder nicht von ihrer Stelle weichen, indem ſie ſich ſonſt zur Linken oder Rechten drehen könnten.

Dieſe ganze Arbeit geſchieht mit den Händen und auf dem Rollholze, wobey man aber folgendes ſtets zu beobachten hat. So oft man den Filz über das Kreuz ſchlägt, wie auch bey jedem Walken macht man ihn naß, und reibet ihm aus; auch hebt man zum öftern den Rand auf, und befühlt ihm, um diejenigen Stellen wahrzunehmen, welche auf das Rollholz gebracht werden müſſen. Jmgleichen lieſet man mit dem Zwicker alles Fremde weg, welches ſich ſowohl auf der innern als auch äußern Oberfläche befindet. Zu gleicher Zeit bearbeitet man auch dieſen oder jenen Theil weniger oder mehr, nachdem er es nöthig hat, um mit den andern Theilen gleichförmig zuſammen zu gehen, bis endlich der Hut zu derjenigen Größe, welche der Meiſter vorgeſchrieben hat, gelanget iſt.

Die Zeit und Dauer dieſer Arbeit hängt von der Beſchaffenheit der Materien, die man hiezu anwendet, von der Quantität derſelben, die man auf einmal zu einem Hute nimmt, von der Güte des heißen Waſſers, und von der Geſchicklichkeit des Arbeiters, ab. Ueberhaupt aber wird ein 16 Loth ſchwerer Kaſtorhut welcher im Aufſchließen 27 bis 28 Z. hoch, und 3½ Z. weit war, durch das Walken aber bis zu 13 oder 14 Z. Höhe, und 23 Z. Weite gebracht werden ſoll, nicht leicht unter 3 Stunden geendiget, von der Zeit an gerechnet, da man ihm im Walken aufſchloß.

Wenn die Arbeit zu Ende geht, wird der Hut von Zeit zu Zeit gemeſſen, damit er nicht über das Maß, welches er haben ſoll, zuſammen gehe. In dieſer Abſicht legt der Arbeiter denſelben auf die Walktafel, wie ihn FGH, Fig. 1535, zeigen, und ſetzt die hölzerne Form, über welche der Kopf geformet werden ſoll, ſo nahe an die Spitze F, als er nur kann. Soll nun ein Hut gemacht werden, deſſen Rand z. B. 4 Zoll breit ſeyn ſoll, ſo macht er den Theil IK dieſem Maße gleich; er walket ihn nämlich ſo lange, bis von lFm, bis zu GHK, d. h. vom Bande bis zum Schnitte, nur 4 Z. Zwiſchenraum iſt; und nun hat man ihn nur noch auszuſtoßen.

Dieſes iſt der Zeitpunkt, wo man die Feder auflegt, vorher aber muß man den Hut ſengen (flamber.) Hierzu wird erſt das Waſſer mit Plattſtampfer, E, Fig. 1532, ausgedrückt, und alsdann hält man ihn über die Flamme von brennendem Stroh, wodurch man ihm ſein längſtes Haar benimmt; hernach macht man ihn durch Eintauchen in den Keſſel wider naß, legt ihn auf die Walktafel, und reibt ihn mit dem Rücken der Bürſte. Die Stücke, welche die Feder vorſtellen ſollen, ſind, wie ich bereits oben erwähnt habe, mit dem Fachbogen und durch das Niederdrücken mit der Pappe zugerichtet, wie die Randfache des Ueberzu-

berzuges. Sie haben deren Geſtalt, ſind aber nicht ſo groß; denn man legt deren zwey auf den ganzen Umfang des Hutes, und dieſer iſt ſchon faſt gänzlich zuſammen gegangen, wenn man ſie aufſetzt. Man ſetzt dieſe Stücke lagenweiſe auf einander, und zwar auf diejenige Seite des Randes, welche der, ſo die Randfache des Ueberzuges bekommen hat, entgegen geſetzt iſt, ſo daß ſie ungefähr 18 Lin. über den Schnitt vorſtehen. Dieſe Arbeit wird folgendermaßen verrichtet. Nachdem der Arbeiter den Hut in den Keſſel getaucht und auf die Walktafel gebreitet hat, legt er das eine Stück auf, welches aber, wie ich ſo eben geſagt habe, über den Schnitt vorſtehen, wie auch an beyden Enden, vorragen muß. Alsdann klopft er es mit der vorher in den Keſſel getauchten Bürſte leiſe an. Hierauf wendet er den Hut auf der Tafel um, und ſchlägt dasjenige, was über den Rand vorſtößt, um. Sodann ſetzt er das andere Stück auf, wie es mit dem erſten geſchah, nachdem er den Hut naß gemacht hat, es möge nun ſolches durch Eintauchen in den Keſſel, oder durch Begießen mit dem Napfe, geſchehen. Hierauf kehrt er die auf der Tafel liegende, untere Seite nochmals aufwärts, und ſchlägt die beyden Enden um, die wie an Randfachen dünner zulaufen, damit ſie keine zu große Dicke verurſachen, wo ſie über einander zu liegen kommen. Sind dieſe beyde Stücke auf jetzt beſchriebene Art aufgelegt, ſo muß man veranſtalten, daß der Hut ſie faſſe, und mit demjenigen, welches über den Schnitt verſtößt, dergeſtalt umgehen, daß es ſich von beyden Seiten nicht zuſammen hänge. In dieſer Abſicht ſteckt man einen ſolchen in einen gemeinern Hut, welcher groß genug iſt, ihn zu umfaſſen, oder wickelt ihn in ein Stück wollene Decke. Alsdann walket man ihn allmählich, und ſchlägt ihn zu rechter Zeit über das Kreuz, damit der Theil, welcher über den Schnitt verſtößt, ſich nicht mit einander verbinde, oder

zuſammen hänge. Dieſem kömmt man auch noch dadurch zuvor, daß man ein Stück Haarſieb dazwiſchen legt. Wenn der Filz die beyden erſten Stücke gefaßt hat, bedeckt man ſie mit noch zwey andern, welche dieſen gleich ſind, wobey man Achtung giebt, daß die Mitte dieſer auf die Stelle zu liegen trifft, wo die vorigen über einander gelegt ſind, und alsdann walket man ſie an, wie jene. Auf ſolche Art wird alles, was zur Feder kommen ſoll, aufgelegt, Lage auf Lage; und wenn alles wohl an einander gefaßt hat, fährt man fort, den Hut etwa noch eine gute halbe Stunde zu walken. Hernach reißt man alles, was rings um den Hut über den Schnitt vorraget, ab, wobey man aber Sorge trägt, eine ungefähr 7 bis 8 Lin. hohe Franſe zu laſſen, welche eine Feder vorſtellt, nachdem ſie wohl aus einander gezauſet und mit der Kratze ausgekämmet iſt. Doch ich komme wieder zum gewöhnlichen Hute zurück.

Nach geendigtem Walken hat der Hut beynah die Geſtalt einer Glocke, und iſt feſt genug, ſich ſelbſt zu erhalten, wenn man ihn nach ſeiner Rundung aufgemacht hat, und auf ſeinen Rand ſtellet. Hierauf wird ihm dieſe Geſtalt genommen, und diejenige gegeben, welche ein brauchbarer Hut hat, wenn er nicht aufgekrämpt iſt. Die Profeſſioniſten nennen dieſes den Hut ausſtoßen, Fr. dreſſer. In dieſer Abſicht muß ſich die Spitze A, *Fig.* 1536 in a hinunter begeben; d e muß bis in f g erweitern; und alles, was unter dem Bande hi, bis zum Schnitte iſt, muß ſich ſo aus einander dehnen, daß ſich alles nach ein und eben derſelben ebenen Fläche richtet; imgleichen kömmt B in b C in c, u. ſ. f. Dieſes zu erreichen macht der Arbeiter den Anfang, den Hut in den Kranz zu ſchlagen, Fr. mettre au coquille wie ſolches *Fig.* 1537 a) vorſtellt. Er drückt erſtlich den Schnitt rund um den glockenförmigen Hut mit dem Daumen und Zeigefinger in die Höhe, ſo daß eine Art von Rinne entſteht, welche

che etwa $1\frac{1}{2}$ Z. breit, und 1 Z. tief iſt. Siehe k l, Fig. 1537 [b)], welche den Abſchnitt des Durchmeſſers vom Kranze vorſtellt. Hierauf kehrt er den Hut um, daß die Spitze u in o zu ſtehen kömmt, und macht ebenfalls eine zirkelförmige Biegung die im Abſchnitte mit mm bezeichnet iſt. Alsdann wendet er ihn nochmals um, daß n in o kömmt; und abermal, daß n in r ſteht; woraus wieder zwey Biegungen, pp und qq, entſtehen. Endlich macht er noch die Biegung tt, wo er r in s bringt. Die Anzahl der Biegungen iſt willkührlich. Gemeiniglich macht man deren nicht weniger als 4. Das Weſentliche aber kömmt darauf an, alles ſo zu ordnen, daß die Zipfel kein Hinderniß machen, wenn man den Kopf ausſtoßen will, und daß alles Zirkelförmig werde.

Wenn nun der Hut beſchriebenermaßen in Kranz geſchlagen iſt, taucht ihn der Arbeiter in den Keſſel, legt ihn flach auf die Walktafel, und arbeitet mit beyden Daumen, wodurch er die Spitze, welche in der Mitte iſt, ausſtreicht, indem er von dem Mittelpunkte bis zu der Kreislinie der erſten Biegung geht, es eben zu machen. Alsdenn taucht er ihn wieder in den Keſſel, und fährt fort, ihn entweder mit dem Daumen, oder mit der Fauſt, auszuſtoßen, bis die erſte Biegung gleichfalls verſchwunden iſt, und der daraus entſtehende zirkelförmige Raum breit genug iſt, das Stück, welches man die Hutform oder den Hutſtock Fr. la Forme, nennt, zu faſſen. Dieſe Form beſteht aus einem Stücke Rüſternholz, welches nach dem Jahrwuchſe genommen iſt, und entweder wie Fig. 1538 [a)], oder faſt walzenförmig, wie Fig. 1538 [b)], gedrechſelt iſt. Das Untertheil iſt gerade abgeſchnitten, ſo daß die Achſe ſenkrecht darauf ſteht; das Obertheil aber iſt etwas bauchig, und der Rand iſt rund verbrochen. Die Höhe iſt $3\frac{1}{2}$ bis 4, und der Durchmeſſer 6 bis 7 Zoll; doch iſt dieſes ſo verſchieden, als

es

es die Köpfe ſind, auf welche die Hüte geſetzt werden ſollen. Die Grundfläche iſt mit 3 Löchern verſehen, in welche man die Finger ſtecken, und das Stück beſſer faſſen kann; eins derſelben aber iſt gewöhnlich ganz durchbrochen, bis zum andern Ende, damit man Gelegenheit habe, die Höhe deſto leichter zu meſſen. Nachdem alſo die Platte heraus geſtoßen iſt, welches von derjenigen Seite, die dem Ueberzuge entgegen geſetzt iſt, geſchehen muß, ſo ſtecke der Arbeiter die Form hinein, nachdem er den Hut in den Keſſel getaucht hat, ihn dadurch geſchmeidiger und geſchickt zu machen, daß er ſich anformen laſſe. Alsdann bindet er gegen die Mitte der Höhe der Form das Formband, Fr. Ficelle, welches er zweymal um den Hutkopf windet, und durch einen Knoten, auf welchen er eine Schleife ſetzt, zumacht. Endlich ſetzt er den oben beſchriebenen Krummſtampfer mit dem untern Rande auf dieſe Schnur, und drückt ſie nach und nach, um und um damit nieder, bis ſie der Grundfläche der Form gleich iſt.

Fig. 1538 c), iſt ein Hut auf der Form. Auf letzterer ſitzt bloß der Kopf a c; e d iſt der Rand des Hutes, und a b iſt die Schnur, oder das Formband. Vermittelſt dieſer Schnur kann der Hutmacher auch den Hut nach der Form dergeſtalt ziehen, daß der Kopf glatt wird, und gerade in die Mitte fällt.

Alsdann taucht der Arbeiter den Hut ſamt der Form in den Keſſel, läßt ihn darin ſich ſtark erhitzen, nimmt ihn wieder heraus auf die Tafel, ſtreicht mit dem Plattſtampfer E, Fig. 1532, alle noch zurück gebliebene zirkelförmige Runzeln heraus, und hebt dasjenige, welches den Rand ausmachen ſoll, in die Höhe; Fig. 1539. Nunmehr iſt es Zeit, dieſen Rand nieder zu drücken; und mit der ebenen Fläche, welche durch die Grundfläche der Form erzeuget wird, gleich zu machen. In dieſer Abſicht muß man dem Rande einen größern Umfang geben, als er gegenwärtig beſitzt;

ſitzt; dieſes geſchieht, wenn er eingeweicht und heiß aus einander gezogen wird. Der Arbeiter ſetzt ſeine beyde Hände zwiſchen den Kopf des Hutes, und deſſen aufgehobenen Rand, und drückt auf dieſen, ihn dadurch nieder zu bringen, ſo gut er nur kann. Hernach greift er mit der linken Hand an dem einen Orte des Randes an, ihn dadurch feſt zu halten; alsdann faßt er mit der rechten Hand denjenigen Ort, welcher zunächſt vor jenem iſt, an, und zieht, ſeiner Länge nach, aus aller Macht vorwärts. Er nimmt alsdann in Acht, wenn er weiter alſo ausſtreckt, daß es allezeit an demjenigen Orte geſchehe, wo er bey dem vorigen male gehalten hatte. Dieſes heißt *ausfauſten*. Wenn dieſes rings um den Hut herum geſchehen iſt, fängt er aufs neue an, ihn auszufauſten, aber ohne den Ort wieder anzuwenden, den er mit der rechten Hand ausgezogen hat, und endiget dieſe Arbeit dadurch, daß er etwas gegen die Breite fauſtet, dasjenige dadurch zu recht zu bringen, was durch das Fauſten nach der Länge etwa hätte leiden können.

Iſt nun der Hut in einem ſolchen Zuſtande, ſo mißt der Arbeiter allenthalben die Breite des Randes. Wenn er wahrnimmt, daß der Kopf nicht recht in der Mitte iſt, bindet er die Formſchnur auf, und zieht zu wiederholtenmalen an dem Theile, welcher die Form deckt, und zunächſt an der Seite iſt, wo er den Rand nicht breit genug gefunden hat; alsdann bindet er das Formband wieder um, wie es vorher war, und drückt es mit dem Hohlſtampfer nieder.

Wenn der Filz auf ſolche Art gezogen wird, es ſey nun, den Rand nieder zu fauſten, oder den Kopf, wenn er nicht in der Mitte wäre, dahin zu bringen, ſo iſt es faſt unmöglich, daß nicht einige Runzeln entſtehen ſollten, und etwa eine unebene Stelle zurück bliebe. Der Arbeiter iſt demnach bemüht, ſie wegzubringen; in welcher Abſicht er den Hut öfters in den

Keſſel

Keſſel taucht, und alsdann eben ſo oft mit dem ſchärfern Untertheile des Plattſtampfers alle Stellen, welche er wahrgenommen hat, überſtreicht, welche Verrichtung das Gleichfauſten, Fr. eſtamper, genannt wird.

Iſt der Hut überall gleich und geebnet, ſo iſt weiter nichts übrig, als das Waſſer auszuſtreichen. Der Arbeiter taucht ihn demnach zu verſchiedenenmahlen in den Keſſel, und ſo oft er ihn heraus nimmt, legt er denſelben auf das Flache auf die Walktafel, und drückt mit dem Plattſtampfer alles Waſſer, ſo gut als er kann, aus; zugleich reibt er es auch überall mit der flachen Hand, und wenn dieſes zum letztenmal geſchehen iſt, zieht er den Schnitt rings um ein wenig in die Höhe. Er zieht auch mit der Fingerſpitze einen Buchſtaben oder ein anderes Merkmaal darauf, um ſeine Arbeit von der Arbeit ſeiner Mitgeſellen unterſcheiden zu können, und legt ihn beyſeit, damit er nebſt den übrigen, zu Ende des Tages, in die Trockenkammer gebracht werden könne.

Die Form iſt, bereits erwähntermaßen, mit zween Löchern durchbrochen. Das eine derſelben dient dazu, die mit Hüten überzogenen Formen an die in der Trockenkammer eingeſchlagenen Nägel zu hängen. Die Nacht iſt hinlänglich, ſie zu trocknen, und am Morgen, ehe Feuer angemacht wird, nimmt man ſie heraus, wo alsdann jeder Geſell den ſeinigen kennt und zu ſich nimmt.

Der Hut iſt, ſo wie er aus der Trockenkammer kömmt, noch nicht im Stande, dem Meiſter übergeben werden zu können. Es iſt allezeit noch etwas Schmutz daran, wovon man ihn reinigen muß. Er iſt auch noch mit groben Haaren bedeckt, die man wegnehmen muß; und ſein Haar muß aus einander gezogen, geſäubert und geöffnet werden, damit er die Farbe deſto beſſer annehme. Um ihn zu ſäubern, nimmt

der

der Arbeiter denſelben von der Form ab, und thut die Hefen weg, welche etwa inwendig zwiſchen den Kopf und die Form gekommen ſind, und ſich daſelbſt verhärtet haben. Er ſäubert auch den übrigen Theil des Hutes, ſowohl oben als unten, indem er ihn mit der Hand reibt, und nimmt ſogleich mit der Zange alle fremde Körper, die er gewahr werden kann, weg. Das grobe Haar bringt er durch Reiben mit Bimſtein weg. Hiebey fängt er gemeiniglich an dem Rande an, welchen er flach auf eine Tafel legt, die recht eben und abgewiſcht iſt, und reibet ihn mit einem Stücke Bimſtein, welches zu dieſem Behuf recht gerade gemacht iſt, damit es den Filz mehr berühre; und wenn er einige Zeit auf der Stelle gerieben hat, ſo bläſt er darauf, oder ſtreicht es mit der Hand weg, was der Bimſtein abgerieben hat, damit er ſehen könne, ob die Haare genug abgerieben ſeyn. Von dieſer Stelle geht er alsdann auf eine andere, und verfährt mit dem ganzen Rande auf gleiche Art. Solcher Geſtalt reibt man mit Bimſtein den Rand aus; allein den Kopf auszureiben, ſetzt man ihn erſt auf die Form, welche man vorher ebenfalls wohl ſäubern muß, damit ſich kein Unrath unter dem Theile, welchen man reibt, befinde; denn die geringſte Ungleichheit verurſachte im Filze ein Loch.

Ehedem machte man Caſtorhüte mit langen Haaren, vornämlich für die Geiſtlichen. Dieſe wurden nicht mit Bimſtein ausgerieben, ſondern man brachte das Haar vermittelſt einer Kratze, Fr. Carrelet, zum Vorſchein, welche einer Bürſte ſehr ähnlich, doch aber von dieſer darin unterſchieden, daß ſie anſtatt Borſten, feine drähterne Zähne hat, oder eine kleine Krämpel, von 3 bis 4 Z. ins Gevierte, iſt, wodurch die Haare des Filzes aufgekratzt werden. Jetzt aber macht man faſt keine andere, als abgeriebene Caſtorhüte.

Nach dem Reiben mit Bimſteine folgt noch eine Zurichtung des Hutes, welche man das Aufrupfen, Fr. robber, nennt, und darin beſteht, daß man den Hut allenthalben ſanft und ſo gleichförmig als es möglich iſt, mit einem Stücke Fiſchhaut, welches wohl ausgezogen und recht gleich iſt, reibt, wobey man dieſelbe Vorſicht, wie mit dem Ausreiben mit Bimſteine, anwendet. Dieſe Zurichtung bringt auf dem Hute ein kurzes Haar zum Vorſchein, welches ihn gleicher und beim Anfühlen weicher macht. Die Hutmacher behaupten auch, daß er dadurch zugleich geſchickter und geneigter, die Farbe wohl anzunehmen, werde.

Das Mengſel, worunter man ein Drittel oder die Hälfte Seide thut, läßt ſich zwar nicht ſo genau walken, wie die Haare, vermengt ſich aber doch ſehr gut mit ihnen, und bleibt auch mit ihnen ſo genau zuſammen hängend, als es das Beſtandweſen des Filzes erfordert.

Diejenigen Hüte, welche grau oder weiß bleiben ſollen, dergleichen von einigen Ordensleuten getragen werden, ſind, nachdem man ſie mit Bimſtein abgerieben hat, fertig; alle andre hingegen werden erſt, und zwar die meiſten ſchwarz gefärbet.

In den meiſten Hutmanufacturen iſt eine beſondere Werkſtatt zum Färben; und ob gleich dieſes vielen Raum erfordert, ſo gewinnt doch der Hutmacher dabey, welcher bey ſich Färben läßt, indem er die Farbewaaren giebt, das Geräth, Holz u. ſ. w. anſchaffet. Die wollenen Hüte nehmen die ſchwarze Farbe weit leichter an, als die von Haaren gemachten, wozu vermuthlich viel beyträgt daß man der Wolle keine Beize giebt. Und obgleich das Walken vor dem Färben vorher gehen, und wahrſcheinlicherweiſe von dem Scheidewaſſer, womit ſie gebeizt ſind, das meiſte dadurch weggenommen wird: ſo iſt doch zu vermuthen, daß noch genug dabey bleibt, der Schwärze, welche die

Hüte annehmen ſollen, ein Hinderniß in den Weg zu legen. Die Färbwerkſtatt muß ſich auf der Erde befinden, gepflaſtert ſeyn, und fließendes Waſſer, oder doch einen Brunnen nahe haben.

Wenn die Hüte nicht beſtimmt ſind, weiß oder grau zu bleiben, und man ſie zum Färben bringt, ſo müſſen ſie zuvörderſt auf die bereits oben erklärte Art, und mit der dabey erwähnten Sorgfalt mit der Fiſch-Haut aufgerupſt werden! alsdann werden ſie zum Färben angeformet, rein angeſtrichen, gefärbet, in kaltem und warmen Waſſer ausgewaſchen, in der Trockenſtube abgetrocknet, und endlich geglänzet.

Das Anformen zum Färben, Fr. aſſortir, beſteht darin, daß man in jeden Kopf der Hüte eine hinein paſſende Form ſteckt, und ſie mit einer Schnur feſt bindet. Die Formen zum Färben, ſind den oben beſchriebenen gleich, nur etwas höher. Das Reinſtreichen, Fr. dégorger, geſchieht, wenn man den nach den Walken etwa noch im Innern oder auf der Oberfläche des Filzes zurück gebliebenen Weinſtein vermittelſt ſiedenden Waſſers heraus bringt. Dieſe erſte beide Zurichtungen erfordern ein gelindes Walken von vier Seiten. Es iſt übrigens demjenigen, welches ich bereits beſchrieben habe, gleich; ausgenommen, daß, bey dem Reinſtreichen der untere Theil der Tafel, anſtatt gegen den Keſſel zu geneigt zu ſeyn, nur etwas Neigung nach ſeiner Länge gegen den Keſſel hat, damit das Waſſer ablaufen könne; und daß der Keſſel nicht lang, ſondern viereckig iſt. Hiezu gebraucht man weiter nichts, als ganz reines Waſſer, welches man ſtets im Kochen erhält, weshalb man den Keſſel beſtändig mit einem hölzernen Deckel zuhält, den man nur alsdann, wenn man es nöthig hat, aufdeckt. Zu Ende jeder dieſer beyden Walkbänke iſt eine hölzerne Säule eingegraben, welche 6 bis 7 Z. im Durchmeſſer hält, ungefähr 3 F. hoch iſt, und der Block genannt wird.

Wenn der Färber anformen will, ſo ſteckt er diejenige Form, welche er für gerecht hält, anfänglich zum Theil in den Hutkopf; und wenn ſie ſo weit darin ſteckt, daß ſie nicht etwa durch ihr eigenes Gewicht heraus fallen können, ſo taucht er alles zuſammen in das heiße Waſſer, zieht es aber bald nachher wieder heraus, ſetzt die Grundfläche der Form auf die Tafel, und zieht mit den Händen den Filz von oben unterwärts, ſo daß er faſt gänzlich ſich darauf befindet. Alsdann bindet er eine Schnur, faſt in der Mitte der Höhe des Kopfes herum, die er zweymal umwindet, und entweder mit dem ſo genannten Treibeeiſen, oder auch mit dem oben beſchriebenen Krummſtampfer niederdrückt. An dem Treibeeiſen, Fr. Avaloir, Fig. 1540, befindet ſich eine Kerbe, mit welcher man die Schnur faſſet. Der Arbeiter ergreift das Werkzeug bey dem Stiele, welcher kurz und dick iſt, und drückt mit ſeinem Daumen auf die oben an das Inſtrument gemachte Art eines Ohres. Iſt die Schnur faſt gänzlich nieder getrieben, ſo ſchlägt der Arbeiter die Formen verſchiedenemal auf den Block, bis der Filz genug nachgegebn hat, und darauf iſt. Alsdann legt er ihn flach auf die Tafel, und treibt die Schnur vollends nieder. Da die Form des Färbers, gedachtermaßen, etwas höher iſt, als diejenige, worüber der Kopf bei dem Walken gezogen wurde, ſo befindet ſich auch das Formband, welches gänzlich nieder getrieben iſt, um einige Linien tiefer, als das erſte Band war, und dieſes beugt dem Abſchneiden des Hutes an dieſem Orte vor. Hierauf nimmt der Färber den Hut bey dem Rande, und taucht ihn völlig, ſamt den Form, in das kochende Waſſer, zieht ihn wieder heraus auf die Tafel, und ſtreicht ihn mit dem Plattſtampfer überall aus; alsdann kratzt er ihn über ſeiner ganzen Fläche mit der Kratze auf, damit das Haar hervor komme, und alsdann iſt der Hut zum Färben bereit.

Das

Das Hutfärben geſchieht in einem großen eingemauerten kupfernen Keſſel. Dieſer iſt auf einem Ofen, wo man mit Holze feuert, und an deſſen Ende ein Rauchfang, nebſt einer Röhre, welche den Rauch in die freye Luft, oder auch in einen benachbarten Schorſtein führt. Die Geſtalt und Stellung des Keſſels iſt willkührlich. Bey einigen Färbern iſt ſie länglich, bald viereckig, bald oval; bey andern aber rund, und oben etwas weiter. Die Größe richtet ſich nach der Werkſtatt, und der Menge der Arbeit, welche man darin zu machen hat. Die gewöhnlichſten faſſen 100 Hüte auf einmal, und in die größten gehen deren wohl 150 bis 160.

Fig. 1541, ſtellt den Abſchnitt nach dem Durchmeſſer des Keſſels und Ofens vor. A B C, iſt ein runder und gewölbter Ofen, welcher von Ziegelſtein und Lehm aufgeführt iſt. Im Durchmeſſer hält er wenigſtens 6 ½ Fuß. Bey A hat er ein Mundloch, von 1 F. ins Gevierte, wodurch man in demſelben handthieren kann; hinten geht ein Rauchfang heraus, auf welchen eine Röhre von Eiſenblech, X, geſetzt iſt, dadurch den Rauch auszuführen. In dem Rauchfange iſt ein Falz y, in welchen ein Dachziegl paſſet, wodurch man dem Zuge des Rauches und der Luft entweder den Weg freyer machen, oder mehr verſperren, und folglich die Wirkſamkeit des Feuers nach Willkühr regieren kann. D E F G, iſt die Küpe, oder der Keſſel, welcher rund und obenher etwas weiter iſt. Er iſt von Kupferblechen, welche mit kupfernen Nägeln vernietbet ſind, zuſammen geſezt. Damit die Vereinigung genauer ſey, ſind die Streifen Papier dazwiſchen gelegt. Der Boden, welcher auf eben dieſe Art angeſezt iſt, beſteht aus einem einzigen Stücke, welches außerhalb ein wenig erhoben iſt. Alles zuſammen ſtellt ein Gefäß vor, welches im größten Durchmeſſer 5 ½ F. hat, und ungefähr 4 F. hoch iſt.

Das Gewölbe des Ofens, welches in ſeiner Mitte offen iſt, faſſet das Untertheil des Keſſels, und läßt daſſelbe 3 bis 4 Z. hineingehen, ſo daß zwiſchen dem Keſſelboden und dem Heerde eine Höhe von ungefähr 14 Z. bleibt. Das Obertheil des Keſſels, und das Gewölb des Ofens, ſind auswendig mit einer Mauer, H I K L, M N O P, umgeben; dieſe hält alles

zuſammen, und verhindert, daß das Waſſer, welches neben gegoſſen wird, nicht in den Feuerheerd läuft. KO, iſt ein Tritt rings um den Keſſel, 3 oder 4 Z. höher als der Fußboden der Werkſtatt. Zum Ofenloche ſteigt man vermittelſt einer kleinen Stiege, welche 3 oder 4 Stufen hat. Die Mauer um den Keſſel: HI, MN, iſt 2½ F. hoch. Oben auf derſelben liegen Felgen, d. i. Abſchnitte von einem Rade QRST, von Rüſternholze, welche 2½ Z. dick ſind, einen Kreis um den Keſſel machen, und den Rand deſſelben halten, welcher mit Nägeln daran befeſtigt iſt. Dieſe Felgen müſſen wenigſtens 8 bis 9 Z. breit ſeyn, und einen etwas ſtarken Hang gegen den Keſſel haben, damit man die Hüte, ſo wie man ſie nach und nach aus der Farbe nimmt, zum Ablaufe darauf ſtellen könne, oder auch, ehe man ſie hinein ſetzt, wenn ſie ſich abkühlen ſollen

Nachdem der Keſſel mit Fluß- oder auch nur mit Brunnenwaſſer gefüllet worden, wirft man in das noch kalte Waſſer einen Theil derjenigen Materialien, aus welchen die Farbe gemacht wird; nämlich 120 Pfund klein gehacktes Braſilien- oder Campecheholz, 8 Pf. Gummi von Pflaumen- Aprikoſen- oder andern dergleichen einländiſchen Bäumen, und 16 Pf. geſtoßene Galläpfel; alles dieſes läßt man 2½ Stunde über kochen; während der Zeit rührt man ſie, ſo oft ſie zu Boden fallen, mit einem Stocke um. Hernach vermindert man das Feuer, damit das Kochen nachlaſſe, und füget noch 7 Pf. Grünſpan, und 12 Pf. grünen oder Eiſenvitriol hinzu, rührt alles wohl durch einander, und fängt einige Zeit nachher an, die Hüte in den Keſſel zu ſetzen. Mit itzt genannter Quantität der Ingredienzen kann man 300 halbe Caſtorhüte in die Farbe nehmen, welche man in zween gleiche Theile theilt, jedem von 150 Stück, damit man den einen nach dem andern in den Keſſel ſetzen könne. Dieſe Farbe wird die Nacht über zubereitet, damit ſie zu der Stunde fertig und heiß ſey, wenn man des Morgens zu arbeiten anfängt.

In Holland macht man die Haare zu den Hüten, auf folgende Art ſchwarz. Man nimmt Scheidewaſſer, 1 Pfund; Queckſilber, 2 Loth, und Campher 1 Loth. Nachdem man mit dieſer Solution und Miſchung die Haare gepinſelt hat, läßt man ſie mit der Haut trocken werden. Ein Hut, dazu die Haare auf dieſe Art bereitet worden, ſoll um 1 Rthl. feiner werden.

J. A. Webers phyſikaliſch-chemiſches Magazin, 2. Theil. Berl. 1780, 8. S. 296.

Nachdem man mit einer Stange, oder einem alten Beſen das Färbeholz, die Galläpfel ꝛc. in Ordnung gebracht hat, welche, als die Hefen der Farbe, auf dem Boden des Keſſels ſind, ſetzt man die Hüte mit der Hand hinein, (*) und ſtellt einen neben den andern auf den Kopf, ſo viel als der Keſſel faſſen kann. Auf dieſe erſte Schicht wird eine zweite geſetzt, und zwar Form auf Form, dergeſtalt, daß, da jene mit dem Kopfe unterwärts geſetzt wurden, dieſer ihre Köpfe aufwärts geſtellt werden. Die dritte Schicht wird wie die erſte geſetzt; die vierte wie die zweyte u. ſ. f. bis alle 150 Hüte im Keſſel ſind. Um die oberſte Schicht gleichfalls unter die Farbe zu tauchen, bedeckt man ſie mit ſtarken Bretern, die wie Faßdauben geſchnitten ſind, welche man flach neben einander legt. Auf dieſe Art legt man auch noch einige andere quer über, die man mit ſchwerem Gewichte beläſtiget. Und ſo werden durch dieſe Art von Deckeln, welche in den Keſſel hinein gehen, und die Hüte niederdrücken, dieſelben gänzlich untergetauchet und in einer gleichen Wärme erhalten. In einem ſolchen Zuſtande läßt man die Hüte anderthalb Stunden über ſtehen, und nimmt ſie alsdann heraus, welches man eine Hitze Fr. Chaude, nennt.

(*) Man kann die Hüte mit der Hand ordnen; weil ſie nicht unterſinken, ſondern ſie bleiben oben, bis die Schwere der andern ſie zu Boden drückt. Einige Färber, wenn ſie die Hüte in den Keſſel ſetzen, beobachten obiges nicht, ſondern ſtellen ſie insgeſamt auf die Köpfe.

Wenn man die Hüte aus dem Keſſel nehmen will, gießt man vorher, nach weggenommenen Gewichten und Bretern, 3 bis 4 Eimer kaltes Waſſer hinein, nicht nur um dasjenige, was durch das Ausdünſten und auf andere Art verloren gegangen iſt, wieder zu erſetzen, ſondern auch die große Hitze zu dämpfen, welche nicht verſtatten würde, die Sachen aus dem Keſſel zu handthieren; und dieſes geſchieht ſo oft, als man die Hüte nach einer Hitze heraus nimmt. Alsdann ſtellen ſich verſchiedene Arbeiter an dem Keſſel, ziehen die Hüte, welche oben ſchwimmen, mit einem Stocke zu ſich, und ſetzen eine gewiſſe Quantität erſt auf die Felgen, von wannen ſie dieſelben auf Geſimſe tragen, neben einander ſtellen, und, um Raum zu gewinnen, die Ränder in die Höhe ſchlagen. Daſelbſt läßt man ſie die ganze Zeit über ſtehen, ſo lange als der andere Theil der Hüte in dem Keſſel iſt, welches zwo gute Stunden beträgt. Die Hüte, welche ſolcher Geſtalt auf den Geſimſen ſtehen, erhalten von der Luft einen Eindruck, wodurch die Farbe erhöhet, und auf dem Zeuge befeſtiget wird. Dieſes Verfahren, welches die Färber auslüften nennen, iſt ſchlechterdings nothwendig. Die beyden Theile der Hüte, welche ſich in eine Farbe theilen, ſind demnach wechſelweiſe im Keſſel und in der freyen Luft; und dieſes wird 8mal wiederholt, indem nämlich jeder Theil 8mal in den Keſſel und eben ſo vielmal in die Luft kömmt. Ehe man den andern Theil der Hüte in den Keſſel thut, friſchet man die Farbe wieder an, wozu man 3 Pf. Grünſpan und 4 Pf. Vitriol nimmt. Dergleichen Anfriſchungen giebt man ihr noch 2mal, die eine vor der 5ten, und die andere vor der 6ten Hitze, nämlich ehe man jeden dieſer beyden Theile Hüte zum drittenmal in den Keſſel ſetzt.

Wenn die Hüte ſo vielmal in der Farbe, und wieder in der freyen Luft geweſen ſind, als nöthig iſt,

ſie vollkommen gut zu färben: ſo wäſcht man ſie einigemal in kaltem Waſſer aus, die groben und überflüſſigen Farbentheile wegzuſchaffen, welche mit dem Filze nicht genug zuſammen hängen, und die alles das, was der Hut berühret, ſchwärzen würden. In dieſer Abſicht bringt man ſie zu einem Brunnen, oder an einem Fluß, wo der Arbeiter einen nach dem andern in ein Faß mit Waſſer taucht, ihn auf ein abſchüſſiges Bret legt, und mit einer Bürſte von groben Haaren, ſowohl von oben als unten, im Waſſer ſo lange reibt, bis er das Waſſer beynahe gar nicht mehr färbet. So wie er die Hüte gewaſchen hat, ſetzt er ſie nach einander auf Breter oder Hürden, welche auf die Erde gebreitet ſind. Er ſtellt ſie auf dem Kopf in verſchiedene Schichten, bis er das erſte Auswaſchen geendigt hat. Zugleich thut er wieder reines Waſſer in das Faß, wenn er ſieht, daß daſſelbe zu ſchwarz iſt. Dieſes Gefäß muß nahe bey dem Boden ein Loch von 2 Z. im Durchmeſſer haben, welches man mit einem Zapfen zuſchließt, damit das Waſſer darin bleibe, und man doch auch aufmachen könne, wenn man das gebrauchte Waſſer heraus laſſen und wieder reines hinein haben will. Alsdann thut ſie der Arbeiter zum zweytenmal in reines Waſſer; und wenn er ſieht, daß ſie faſt nicht mehr abfärben, nimmt er ſie auf den Hürden zuſammen, um ſie in den Keſſel zum Reinſtreichen zu bringen, wo ſie in kochendem Waſſer gewaſchen werden; und alsdann läßt er ſie ablaufen. Der Keſſel, in welchem man reinſtreicht, iſt, bereits erwähntermaßen, von demjenigen, in welchem gewalket wird, darin unterſchieden, daß er ſo breit als lang iſt. Er enthält ſo viel klares und kochendes Waſſer, daß er, wenn man 25 Hüte auf einmal hineingeſetzt hat, voll iſt. Alsdann nimmt der Arbeiter einen auf einmal heraus, breitet ihn auf die Tafel, und ſtreckt ihn aus (Fr. retirer); d. h. er drückt die Ränder nie-

der, und zieht ſie mit der Hand, um ſie dadurch auszudehnen, und die etwa vorhandenen Runzeln wegzubringen; hernach ſtreicht er das Waſſer aus, ſowohl am Kopfe, als am Rande, unten und oben, und zwar vermittelſt des Plattſtampfers, oder eines Bretchens von hartem Holze, welches beynahe von derſelben Geſtalt, und unten ſcharf geſchnitten iſt. Indem er nun, mit der Schärfe dieſes Werkzeuges, mit Gewalt über den Filz wegſtreicht, drückt er das Waſſer größtentheils heraus, und nimmt ihm auch das Uiberbleibſel der überflüſſigen Farbe. So wie er die Hüte nach und nach heraus nimmt, ſetzt er auch wieder andere an deren Stelle, damit beſtändig einerley Anzahl bleibe. Auf dieſe Art fährt er mit ſeiner Arbeit fort, und nimmt allemal diejenigen, die am längſten im Waſſer gelegen haben, heraus. Durch das Ausſtreichen mit dem Plattſtampfer iſt das Haar des Filzes nieder gelegt und ſtark zuſammen gepreſſet worden. Dieſes hebt man wieder empor, welches durch ein rohes Bürſten des Hutes auf ſeiner ganzen Oberfläche mit der oben erwähnten Katze geſchieht. Dieſe Arbeit, welche man das Haar aufkratzen, Fr. retirer à poil, nennt, iſt die letzte, welche der Hut bekömmt, ehe er in die Trockenſtube gebracht und daſelbſt abgetrocknet wird. Fr. ſecher á l'etuve.

Fig. 1542, bildet die itzt beſchriebenen verſchiedenen Arbeiten des Hutfärbers ab.

Zur linken Hand iſt der Keſſel mit der zugerichteten Farbe, nebſt den Hüten, welche man zum Färben eingeſetzt hat. Zween Arbeiter nehmen einen nach dem andern heraus, und ſtellen ihn auf den Rand des Keſſels; und eben ſo nimmt ſie ein dritter weg, und ſetzt ſie auf Geſimſe zum Auslüften.

Zur rechten Hand iſt der Ort, wo man die Hüte reinſtreicht; und man ſieht auch daſelbſt einen Arbeiter, welcher mit einem Plattſtampfer dieſe Arbeit verrichtet. Hinter ſich hat er auf einem Brete die Formen, von welchen er nach Willkühr wählen kann. Zur Seite hat er den Kloz, worauf er mit der Form ſtößt, damit ſie in den Kopf des Hutes, welchen er

anfor

anformet, gehe; vor ſich hat er aber die Bürſte liegen, mit welcher er die Hüte ausreibet. Man ſieht auch dabey einen Brunnen und eine große Kufe, in welcher die Hüte, nachdem ſie aus der Farbe gezogen ſind, ausgewaſchen werden. Der Wäſcher hat Hürden oder Breter bey ſich, auf welche er die Hüte, ſo wie ſie gewaſchen ſind, nach und nach ſtellet.

Die Trockenſtube des Färbers iſt, im Weſentlichen von derjenigen, die man bey dem Walken gebraucht, nicht unterſchieden, außer daß ſie größer iſt, denn ſie muß alle 300 Hüte, die man zu gleicher Zeit gefärbt hat, auf einmal faſſen. Die Wände ſind ebenfalls mit Nägeln verſehen, woran man die Formen, auf denen die Hüte ſind, hängt. Oben, nicht weit von der Decke, ſind noch zwo Querſäulen gelegt, gleichfalls Formen mit Hüten darauf zu bringen. In der Mitte auf der Erde iſt ein, 3 bis 4 Z. tiefes, Becken, worein man Kohlen thut, welche man, zu Verhütung der Feuersgefahr, mit einem eiſernen Gitter bedeckt. Sind die Hüte in die Trockenſtube in ihrer Ordnung, ſo wird das Feuer angezündet, und die Thüre verſchloſſen. Nach 2 Stunden werden wieder friſche Kohlen nachgeſchüttet, und die Stube wird abermal zugeſchloſſen. Nach dem Trocknen, wozu gemeiniglich 6 Stunden nöthig ſind, nimmt man die Hüte heraus, und ſetzt ſie auf Tafeln, oder auf Breter, welche an der Wand der Werkſtatt befeſtigt ſind, in Haufen, nimmt ſie alsdann einzeln, reibt ſie allenthalben mit einer rauhen Bürſte, giebt ihnen hernach durch das Bürſten mit kaltem Waſſer den Glanz, (welches man glänzen, Fr. luſtrer, nennt,) bringt ſie darauf wieder auf 1 Stunde in die Trockenſtube, wo ſie nur eine gelinde Hitze bekommen, nimmt ſie ſodann wieder heraus, und macht ſie von den Formen ab. Hiemit iſt die Arbeit des Färbers geendigt.

Ich habe oben geſagt, daß derjenige Hutmacher gewinnt, welcher bey ſich färben läßt, die Farbematerialien anſchaffet, und den Arbeitslohn bezahlt. Dieſes findet aber nur bey einem ſolchen Hutmacher Statt, welcher viele Arbeit verfertiget, und z. B. alle 8 oder 14 Tage 300 Stück zu färben hat. Denn außerdem dürften die Koſten, welche ihm der Miethzins ſeiner Werkſtatt, die Anſchaffung und Erhaltung des Ofens, der Trockenſtube, des Keſſels, und andern zum Färben nöthigen Geräthes, verurſachet, dem Gewinne beym Färben das Gleichgewicht halten, oder denſelben wohl gar überſteigen. Dieſes iſt aus folgender von Hrn. **Nollet** angelegten Berechnung zu erſehen.

Färbekoſten für 300 halbe Caſtorhüte.

120 ℔ Braunſpäne, der Ctn. zu 26 Livr.	31 Livr.	4 Sols.
8 ℔ Gummi, der Cntn. zu 40 Livr.	3	4
16 ℔ Galläpfel, à 2 Livr. 10 Sols	40	—
13 ℔ Grünſpan, à 1 Livr. 8 Sols	18	4
20 ℔ Vitriol, à 2 Sols	2	—
Aufzurupfen, für 3 Tage Lohn, den Tag 2 Livr. 5 Sols	6	15
Anzuformen und zu richten, wie vorher	6	15
Rein zu ſtreichen, wie vorher	6	15
Glanz zu geben, und in die Trockenſtube zu bringen, für 2 Tage Lohn	4	10
Den Keſſel anzufüllen und auszuwaſchen	6	—
Eine Fuhre kleingemachtes Holz	21	—
Eine Fuhre Kohlen	4	4
Summa	149 Livr.	14 Sols.
Bekömmt er nun für das Dutzend ſolcher Hüte 7 Livr. 10 Sols, ſo beträgt erwähnte Anzahl	187 Livr.	10 Sols.
Folglich iſt der Gewinn des Hutmachers, welcher in ſeinem Hauſe und für ſeine Koſten färbt	37 Livr.	16 Sols.

Wenn der Keſſel leer gemacht wird, um ihn zu ſäubern und eine neue Farbe anzuſetzen, ſo wird das Uiberbleibſel der al-

alten Farbe nicht weggegoſſen. Sie iſt ein Accidens für die Geſellen, welche ſie an diejenigen, welche wollene Zeuge färben, für 3 Livr., oder 3 Livr. 10 Sols, verkaufen. Das Färbeholz aber, welches nebſt den Galläpfeln auf dem Boden des Keſſels liegt, bekommen die Geſellen nicht, ſondern der Meiſter hebt es für ſich auf, und ſammelt es, um es im Winter zu verbrennen. Es heizt nicht allein ſehr gut, ſondern theilt auch, wegen des Grünſpanes, den dieſes Holz in ſich gezogen hat, der Flamme eine das Geſicht ergözende Mannigfaltigkeit der Farbe mit.

Die gefärbten Hüte müſſen noch durch die Hände des Steifers, Fr. Apprêteur, gehen, und dadurch in den Stand geſetzt werden, ſich aufrecht zu erhalten, und den lezten Glanz zu empfangen. Den Hut ſteifen, Fr. apprêter, heißt, eine Art Leim (Hornleim) oder Hauſenblaſe (*) in den Filz hineinbringen, doch dergeſtalt, daß nichts auf der Oberfläche zurück bleibe. Dieſes Verfahren iſt ſehr delicat. Wenn es nicht gelingt, es ſey nun daß der Schleim ſchlecht zugerichtet iſt, oder weil man ihn nicht geſchickt genug aufgetragen hat, ſo zeigt der Hut jederzeit die übeln Folgen davon: die geringſte Feuchtigkeit, welche ihn befällt, verurſachet, daß er ſchuppig und wie von einer mehlichten Materie überkleiſtert wird, und er verliert alle Güte.

Man kocht, auf 2 Pfund einländiſches Gummi, 14 Pfund oder 7 Quart Waſſer, 2 Stunden lang, in einem eiſernen oder kupfernen Keſſel, und ſetzt, wenn alles Gummi zergangen iſt, und die Stückchen Schale, Blätter rc. von den Bäumen, welche ſich faſt jederzeit darin befinden, gänzlich abgeſondert ſind, 2 Pfund Leim, welchen man 5 bis 6 Stunden vorher mit etwas Waſſer eingeweicht hat, und 1 Nößel Rindergalle, oder, in deren Ermanglung, eben ſo viel Weineſſig, hinzu.

(Ei-

(*) Zum Steifen der Hüte dient auch der Schleim verſchiedener Samen, z. B. von Leinſamen, Quittenkörnern und Flöhſamen (Plantago Pſyllium).

(Einige Hutmacher nehmen 2 oder 4 Loth Gummi weniger, und erſetzen deſſen Stelle durch ſo viel arabiſches Gummi.) Man ſchlägt es alsdann, wenn es noch warm iſt, durch ein Haarſieb, und hebt es in einem Gefäße auf, welches nicht zerſpringt, wenn man es an das Feuer ſetzt, damit man es ſo oft, als man ſich deſſen bedienen will, warm machen könne, indem die Steife allemal warm aufgetragen werden muß. Die Steife zum Hutkopfe enthält weder Rindergalle noch Weineſſig; ſie muß aber ſtärker, als die zum Rande ſeyn. Und da man das Steifen dieſes Theiles bis zuletzt verſparet, ſo iſt die dünneſte Maſſe auch ſchon verbraucht; was ſich noch auf dem Boden des Keſſels befindet, iſt nicht ſo flüſſig, und wird auch nicht ſo warm aufgetragen. Der Steifer muß mit einer gewiſſen Quantität Leim verſehen ſeyn, welcher, wie ich weiter unten zeigen werde, für ſich allein zerlaſſen iſt. Diejenigen Hüte, welche weiß oder grau bleiben ſollen, bekommen keine andere Steife, als ganz reinen Leim.

Die Werkſtatt zum Steifmachen muß gepflaſtert, oder ſonſt mit Steinen ausgelegt ſeyn, weil man faſt beſtändig Feuer darin hat; und wenn die Oefen, welche ich ſo gleich beſchreiben werde, unter dem Mantel eines Schorſteines ſeyn können, welcher dem Kohlendunſt und Rauch faſſet und abführt, ſo wird man ſich beſſer dabey befinden.

Gemeiniglich ſind zween Oefen neben einander; iſt aber auch nur einer vorhanden, ſo hat er doch zwey Feuerlöcher. Jedes derſelben geht trichterförmig zu, und endiget ſich durch einen eiſernen Roſt, auf welchen man die angezündeten Kohlen legt, unter welchem ein Aſchenloch iſt, wie bey den Küchenöfen. Den obern Rand, welcher im Durchmeſſer von 15 Z. ſeyn kann, in Ordnung zu erhalten, faſſet man ihn mit einem eiſernen Ringe ein, welcher in dem Obertheile des Heerdes iſt. Oben ſetzt man bey jedem Feuerheerd 3 Stücke

Zie-

Ziegelſtein, worauf eine Platte von Kupfer, oder auch nur von Gußeiſen, welche 2 F. im Durchmeſſer hat, geſtellet wird. Dieſe Platte bedeckt alſo den Heerd zwar gänzlich, doch ſo, daß die dazwiſchen liegende Ziegelſtücke Raum genug laſſen, wodurch das Feuer nicht erſticket wird. Man bedeckt die Platte mit zwey Stücken grober Leinwand, welche angefeuchtet ſind und auf einander liegen. Hieraus treibt das Feuer einen dicken Dunſt, welchen es von unten heftig auswärts treibt. Dieſe beiden Platten werden Blech, Fr. Ballins, genannt; und der Dampf oder Brodem, welcher von der naſſen Leinwand aufſteigt, und den man durch öfteres Beſprengen (*) und ein ſtarkes Feuer ſtets zu unterhalten ſucht, wird Dunſt, Fr. Buée, genannt, daher der Hutmacher ſagt: der Leim oder die Steife wird eingedunſtet.

Fig. 1543, ſtellt den doppelten Ofen des Steifmachers vor. Zur Rechten iſt er im ganzen vorgeſtellt, und zur Linken nach dem Abſchnitte von oben nach unten zu. A, iſt der Ofen, welcher mit der eiſernen oder kupfernen Platte, der naſſen Leinwand, einem Hute, an welchen man die Steiſe eindunſtet, bedeckt iſt. B, iſt der Abſchnitt vom Ofen, nach dem Durchmeſſer genommen, damit man am Boden den Roſt ſehen könne. Mitten zwiſchen beiden Oefen iſt ein kleiner Keſſel, in welchem Waſſer nebſt einem Sprengwedel iſt, deren ſich der Steifer zum Beſprengen der Leinwand bedient.

Wenn man viele Hüte hat, pflegt man zween Steifer beyſammen arbeiten zu laſſen, da dann der eine die Bleche beſorget, und der andere ausbüßet, und jedem Hute den gehörigen Leim giebt. Das Ausbüßen in dem Steifen, iſt nichts anders, als die ſchwachen Stellen des Filzes aufſuchen, und ihnen ſo viel Leim geben, als man nach dem Grade ihrer Schwäche für nö-

(*) Dieſes Beſprengen geſchieht hier, wie bey dem Filzen, mit einem Bündel Mauſedorn; dasjenige aber, welches man bey dem Steiferbleche gebraucht, iſt größer, als dort.

nöthig erachtet. An dieſen Orten iſt es, wo der Arbeiter zu ſteifen anfängt. Er ſtellt ſich, ſitzend oder ſtehen, (*) vor einem Werktiſch, oder eine kleine Tafel, die ſie Block, Fr. Bloc, nennen, Fig. 1544, welche höchſtens 2 F. ins Gevierte hält, und in der Mitte ein rundes Loch von 7½ Z. im Durchmeſſer, hat, worein der Hutkopf dergeſtalt paſſet, daß weiter nichts, als der Rand heraus bleibt, welcher platt auf der Tafel liegt, und diejenige Seite zeigt, welche am Hute, nachdem man ihn geſteift hat, die ſichtbareſte iſt; dieſes iſt jederzeit die Seite, die man ausbüßet, und auf welche man den Leim ſetzt. Der Arbeiter hält die 4 Finger ſeiner linken Hand unter den Rand, oben auf denſelben aber legt er den Daumen, und indem er ſolchergeſtalt den Rand herum dreht und befühlt, wird er die ſchwachen Stellen des Filzes gewahr. In ſeiner rechten Hand hat er eine Bürſte, Fig. 1545, welche er in den Keſſel taucht, und womit er alle Stellen, die er ſich bemerkt hat, ausbüßet. Alsdann taucht er die Bürſte aufs neue in den Leim, und ſtreicht damit über den ganzen Rand des Hutes 1, 2 und auch wohl 3mal, nachdem der Hut groß, und der Filz ſtark, iſt. Bey dem Herumfahren mit der Bürſte aber verſchont er den Schnitt, und verhütet, daß kein Leim dahin komme; und alsdann fährt er mit der Bürſte nochmals da herum, wo etwas davon in den Kopf gekommen ſeyn kann. Hierauf geht er ſogleich zum Bleche, beſprengt die Leinwand, und deckt den Hut ſo darauf, daß die Seite, wo der Leim aufgetragen iſt, auf das Tuch kömmt. Der aufſteigende Dunſt verurſachet, daß ſich in wenigen Minuten aller Leim in den Filz gezogen hat. Alsdann nimmt er ihn weg, ſtellt ihn in daſſelbe Loch der

(*) Der Steifer ſitzt, wenn noch einer da iſt, der die Bleche beſorgt. Iſt er aber allein, ſo muß er ſtehen, weil er, bald zum Ofen, bald aber wieder von dieſem zu der Tafel zu gehen, genöthigt iſt.

der Tafel, und ſtreicht mit der flachen Hand über denjenigen Theil hinweg, welcher den Leim empfangen hat, um zu erkennen, ob noch etwas klebriges darauf ſey. Nach dieſem zieht man mit der Kratze das Haar wieder etwas auf, und ſtreicht es auf dem ganzen Rande, vom Kopfe nach dem Schnitte zu; und alsdann iſt die Steife an dieſem Theile geſchehen.

Wenn ein Steifer allein arbeitet, ſetzt er einen andern Hut auf das Blech, wenn er dieſen wegnimmt. Unterdeſſen nun, daß jener auf dem Bleche von dem Dunſte durchdrungen wird, gewinnet er ſo viel Zeit, als nöthig iſt, dieſen mit der Hand, und hernach mit der Kratze zu übergehen, und auch denjenigen, welcher nach jenem auf das Blech kommen ſoll, in Leim zu ſetzen.

So bald man gewahr wird, daß der Leim ſich nicht genug hinein gezogen hat, wenn der Hut abgenommen wird, ſo ſetzt man ihn noch einen Augenblick auf den Brodem, welches mehrentheils hinlänglich iſt. Hat man aber durch ein zu ſtarkes Feuer, oder weil man ihn nicht zeitig genug weggenommen hat, verurſachet, daß der Leim durch den Filz gedrungen iſt, und ſich auf der Gegenſeite des Filzes befindet: ſo iſt dieſe Arbeit mißlungen, und alsdann muß man ſolchen Hut mit warmen Seifenwaſſer wieder reinſtreichen. Beyde Seiten des Randes muß man mit einer ſteifen Bürſte wohl ausreiben, und hernach zu verſchiedenenmalen das Waſſer mit einem ſcharfen Bretchen ausſtreichen, ſo lange, bis aller Leim den der Hut bekommen hat, wieder heraus iſt; und alsdann richtet man ihn aufs neue mit Leim zu.

Sind die Ränder der Hüte mit Leim zugerichtet, ſo haben ſie es nur an dem Kopfe nöthig; zu dieſer Arbeit aber braucht man kein Blech mehr. Man nimmt einen Hut nach dem andern bey dem Kopfe in die Hand, und macht mit einem, 1 Daumen dicken

Pinſel, welchen der Arbeiter mit der rechten Hand hält, eine zirkelförmige Lage Leim, von 2 oder 3 Zoll im Durchmeſſer, welche der Steifer eine Roſe Fr. Roſette, oder Rozette, nennt, mitten in den hohlen Kopf des Hutes, und ſetzt darauf noch zwo Lagen Steife, welche dicker, aber nicht ſo warm iſt, als diejenige war, die er zu den Rändern gebrauchte. Die eine von dieſen beyden Lagen breitet er durch den ganzen inwendigen Theil des Kopfes bis zum Bande aus. Die Steife am Kopfe treibt man nicht hinein, weil ſie durch das Hutfutter bedeckt wird, ſondern man läßt ſie nur trocken werden.

Iſt es nothwendig, die Hüte zum Staffiren bald wieder zu haben, ſo bringt man ſie in die Trockenſtube, damit ſie nach etlichen Stunden zu gedachter Verrichtung fertig ſeyn. Außerdem hängt ſie der Steifer an Nägel, welche in der Werkſtatt ſind, wo ſie zum Trocknen, 2 oder 3 Tage hängen bleiben, welches beſſer iſt, weil man gemerkt hat, daß die Wärme der Trockenſtube der Steife nachtheilig iſt, und daß ſie beſſere Dienſte leiſtet, wenn man ſie langſam und durch bloße Luft hat trocken werden laſſen. In der Werkſtatt befinden ſich viereckige Latten, welche 7 bis 8 Zoll von der Decke entfernt, und mit dieſer parallel ſind, und welche Nägel haben, woran man die Hüte vermittelſt einer hölzernen Gabel hängt, welche dieſelben, wenn ſie nur erſt geſteift ſind, bey dem Bande faſſet; Fig. 1546.

Die, oben erwähntermaßen, mit einem Drittel Seide und zwey Dritteln Haare, und ſo gar halb aus Haaren und halb aus Seide, verfertigten Hüte, laſſen ſich zwar, wie die andern von lauter Haaren, fachen, filzen, walken und endigen, gerathen auch in der Farbe wohl, wollen aber in der gewöhnlichen Steife nicht ſo gut gelingen. Sie nehmen zwar ſolche mit eben der Leichtigkeit an, und behalten ſie auch ſo; wenn ſie aber hernach vom Regen oder auf eine andere Art naß werden, ſo werden ſie ſehr hart, und bekommen ihre Gelindigkeit nicht leicht wieder. Ein geſchickter Hutmacher müßte noch einige Miſchung der Seife aus-

ausfündig machen, welche dieſem Zeuge beſſer bekömmt, und wovon er nicht mehr in den Filz ſetzt, als diejenige Menge, welche ihm zuträglich iſt.

Dem Steifen des Hutes folgt das Ausputzen deſſelben, Fr. approprier, welches drey Zurichtungen, nämlich das Plattſetzen, Fr. dreſſer, das Gutbügeln, Fr. repaſſer, und das Glänzen, Fr. luſtrer, unter ſich begreift. Der Arbeiter nimmt einen hinlänglich getrockneten Hut zur Hand, bindet die Schnur, welche der Färber um das Band gebunden hatte, ab, legt den Hutrand auf die vor ihm ſtehende Tafel, und reibt ihn mit einer Bürſte, deren Haar von Sauborſten, und nur ein Z. lang iſt, ſowohl unten, als oben, recht ſtark; und eben dieſes thut er auch an dem auswendigen Theile des Kopfes. Hierauf nimmt er eine andere Bürſte zur Hand, deren Haare länger und geſchmeidiger ſind, welche man die Glänzbürſte, Fr. Broſſe à luſtrer, nennet. Dieſe taucht er ganz gelinde in eine Schüſſel mit kaltem Waſſer, und führt ſie zu wiederholtenmalen über die Oberfläche des Randes, indem er den Hut flach auf der Tafel, den Kopf aufwärts gekehrt, vor ſich liegen hat. Hernach überfährt er den ganzen angefeuchteten Theil mit einem heißen Eiſen, welches dem Bügeleiſen der Wäſcherinnen ähnlich iſt. Da nun Hitze und Feuchtigkeit zugleich auf den Theil wirken, ſo wird er geſchmeidig, und geſchickt, daß der Arbeiter den Rand, welchen die Steife im Trocknen empor gezogen hat, niederbügeln (abattre) kann.

Das Bügeleiſen des Hutmachers könnte ein gewöhnliches Plätt- oder Bügeleiſen ſeyn, dergleichen die Zeugwäſcherinnen haben; und im Nothfalle bedient man ſich auch deſſen, und macht es öfters heiß; man läſſet aber ausdrücklich dergleichen von Gußeiſen machen. Sie ſind 1 Z. dick, 6 Z. hoch, und unten $3\frac{1}{2}$ Z. breit. Sie ſind mit einer Handhabe von geſchmiedetem Eiſen verſehen, welche in daſſelbe, als es gegoſſen worden, feſtgeſetzt iſt; Fig. 1547. Die Unterfläche deſſelben, welche auf den Filz kömmt, iſt mit

mit einer Sohle von geſchmiedetem Eiſen verſehen, welches recht gleich gemacht und polirt iſt. Sie iſt auch breiter, als das Obertheil, wo die Handhabe ſteckt, und geht verjüngt zu, ſo daß deſſen Stärke den Kopf nicht berührt, ob gleich das Eiſen ganz nahe dabey das Band nieder drückt. Die Handhabe wird mit doppelt oder dreyfach zuſammen gelegten Lappen umwickelt, damit es ſich beſſer mit derſelben handthieren laſſe, ohne ſich zu verbrennen. Die Erhitzung des Eiſens muß mit Vorſicht geſchehen; denn iſt daſſelbe zu heiß, ſo läuft man Gefahr, den Filz zu verbrennen; iſt es hingegen nicht heiß genug, ſo bügelt es nicht nieder, und ſetzt nicht hinlänglich platt. Der Grad ſeiner Hitze muß ſo beſchaffen ſeyn, daß ein Tropfen Waſſer, den man darauf fallen läßt, ungefähr in 2 Secunden verdunſtet.

Der Hutmacher braucht wenigſtens zwey Bügeleiſen, um das eine auf das Feuer zu ſetzen, wenn er mit dem andern arbeitet. Man erhitzt ſie auf einem Kohlenbecken, welches von Gußeiſen, oder auch nur von Thon gemacht iſt, und länger als breit iſt, in welchem man glühende Kohlen hat; Fig. 1548.

Nachdem man, wie ich ſchon geſagt habe, die aufwärts ſtehende Fläche des Filzes durchgängig befeuchtet und mit dem Eiſen einmal überbügelt hat, beläſtiget man den Kopf mit einer Form, welche man oben darauf ſetzt, damit das Band allenthalben auf der Tafel aufzuliegen komme. In einigen Werkſtätten pflegt man in den Kopf des Hutes eine Form zu ſtoßen, welche nur halb ſo hoch, als gewöhnlich iſt, und deren Umfang, anſtatt walzenförmig zu ſeyn, einen etwas ſpitzigen Winkel mit ihrer Grundfläche macht. Iſt nun der Hut in einer ſolchen Verfaſſung, ſo feuchtet der Arbeiter die Fläche des Randes, welche aufwärts gekehrt iſt, mit der Glänzbürſte noch einmal an, und überbügelt ſie. Hierauf faſſet er den Rand mit der linken Hand, desgleichen auch mit der rechten nahe bey dem Schnitte, und ſtreckt ihn rund herum aus, indem er jederzeit den Theil, welchen er hält, vorwärts zieht.

Dieſe Arbeit, die von einer feuchten Wärme begleitet wird, welche die Steife erweicht, und dem Filze Geſchmeidigkeit giebt, vermehrt die Weite des Randes nach dem Schnitte zu, und drückt ihn dergeſtalt nieder, daß er ſich alsdann flach auf die Tafel legt. Da aber jederzeit, nachdem er ſolchergeſtalt ausgezogen worden iſt, einige Runzeln bleiben, ſo bügelt er ſie mit dem Eiſen wieder aus, indem er diejenigen Stellen, die deſſen benöthigt ſind, nochmals damit übergeht.

Um die andere Fläche des Randes eben ſo zu bearbeiten, bringt der Arbeiter den Kopf in das Loch der Tafel, wo ſich ihm dann die verlangte Fläche darſtellt. Dieſe feuchtet er gleichfalls gelinde an, und bügelt ſie allenthalben aus, wobei er aus aller Macht aufdrückt. Er hält ſich auch an denen Stellen, wo er Runzeln oder Buckeln bemerkt hat, etwas auf. Alsdann bürſtet er ihn überall, vom Kopfe nach dem Schnitte zu, um dadurch das Haar des Filzes wieder empor zu heben, und überfährt ihn ſodann nochmals rund herum, doch ganz gelinde mit dem Eiſen.

Wenn demnach der Rand ſolchergeſtalt platt geſetzt iſt, ſo ſtellt der Arbeiter den Hut auf eine Form, welche etwas hoch iſt, damit er die Tafel nicht berühre, wenn ſie herum gedrehet wird. Alsdann benetzt er die ganze Oberfläche des Kopfes mit der Glänzbürſte gelinde, und überbügelt den ganzen Umfang des Kopfes, welchen er auf den Rand der Tafel legt, indem er den Hutrand an ſeine Bruſt und den Bauch hält. Hienächſt übergeht er ihn mit der groben Bürſte, um das Haar wieder aufzuheben, und macht, durch ein gelindes Uiberſtreichen mit dem Eiſen, dieſer Arbeit ein Ende.

Nachdem alſo der Umfang des Kopfes überbügelt iſt, bügelt er auch die Platte deſſelben aus. Er bürſtet ſie wieder aus, und überfährt ſie nochmals mit dem Bügeleiſen.

Wenn alles dieſes geſchehen iſt, ſo iſt der Hut allenthalben genug platt gebügelt. Allein das Haar muß an derjenigen Seite wieder hervor gebracht werden, welche am Rande die ſichtlichſte wird nachdem der Hut aufgekrämpet iſt. Der Arbeiter nimmt demnach die Form heraus, und legt den Kopf in das Loch der Tafel, wobey der Rand auf das Flache derſelben zu liegen kömmt. Hierauf bürſtet er die aufwärts gekehrte Seite recht ſtark aus, wobey er den Hut ſo lange herum dreht, bis er den Rand überall ausgebürſtet hat. Anfänglich ſtreicht er mit der Bürſte vom Schnitte nach dem Bande, und vom Bande nach dem Schnitte zu, zuletzt aber legt er das Haar nur nach einerley Richtung, indem er mit der Bürſte bloß vom Bande nach dem Schnitte zu, ſtarke Striche thut. Und endlich übergeht er die ganze Fläche, deren Haar er aufgebürſtet hat, nochmals mit dem Bügeleiſen, doch ganz gelinde, und ohne es anzufeuchten. Sodann legt er die geendigte Seite flach auf die Tafel, und giebt der andern einige derbe Striche mit der Bürſte, welche er aber nicht nach der Rundung des Hutes, ſondern gerade von dem einen Theile des Schnittes zum andern führt. Er übergeht auch den Kopf ſolchergeſtalt mit der Bürſte, und endlich überbügelt er alles das, was er jetzt aufgebürſtet hat, zum letztenmal.

Bey dem Plattbügeln der Hüte muß der Arbeiter genau beobachten, daß er die Hüte nicht ſtärker anfeuchte, als zum Niederbügeln nöthig iſt. Denn wenn er zu feucht aus der Hand des Auspuzers gienge, würden die Ränder ſich gewiß wieder in die Höhe ziehen, und während dem Trocknen üble Runzeln bekommen. Man muß ſie auch an keinen gar warmen Ort legen, bis ſie völlig ausgetrocknet ſind.

Aller bey den verſchiedenen Arbeiten angewandten Sorgfalt ungeachtet, wird es doch ſelten fehlen, daß nicht grobe Haare, welche der Filz während dem Zuſammen-

ſammenziehen auswärts getrieben hat, zum Vorſchein kommen ſollten. Dieſe grobe Haare werden, bey ganzen und halben Caſtorhüten, mit einem ſtählernen Zwicker, Fig. 1549, welcher ſich zuſchließt, wenn man ihn zuſammen drückt, und vermöge ſeiner Federkraft wieder aufthut, wenn man ihn nachläſſet, ausgerupfet. Dieſe Verrichtung nennt man das grobe Haar auszwicken, Fr. ejarer. In Paris bezahlt man einer Weibsperſon, die ſolches thut, für das Dutzend 24 Sols. Da die Hüte, welche aus dieſer Arbeit kommen, etwas unſcheinbar geworden ſind, und bisweilen gar garſtige Runzeln bekommen haben, ſo giebt man ſie wieder in die Hände des Ausputzers, welcher ſie wieder ausbürſtet, und mit dem Bügeleiſen übergeht, um ihnen dadurch den Glanz wieder zu geben, ehe ſie ſtaffirt werden.

Das Staffiren oder Aufſtutzen des Hutes, Fr. garnir un chapeau, hat überhaupt, den Hut zum Tragen geſchickt zu machen, zum Gegenſtande, und beſteht insbeſondre darin, daß man ein Futter in den Kopf ſetzt; den Rand des Hutes der Mode gemäß beſchneidet; eine Schnur oder etwas ähnliches um denſelben unten bey dem Bande (d. h. an dem Orte, wo Kopf und Rand an einander gränzen,) füget, damit man ihm mehr oder weniger zuſammenziehen könne; Schnüre durchzieht, oder Hefte annähet, den aufgekrämpten Rand zu halten; wie auch, auf Verlangen, eine Treſſe, Feder, Schleife, oder was ſonſt für Zierrathen der Hut haben ſoll, aufſetzt.

Das Hutfutter, (die Haube,) d. i. der Zeug, womit der innere Theil des Hutkopfes gefüttert wird, Fr. Coëffe oder Coiffe de chapeau, wird mehrentheils von Glanzleinwand, welche ſchwarz gefärbt, gummirt und gerollet iſt, oder auch von ſeidenem Zeuge, inſonderheit Atlaß gemacht. Zu den ganz gemeinen Hüten

 nimmt

nimmt man nur grobe, ſchwarz gefärbte, ſteife Leinwand (Glanzſchetter.)

In Frankreich wird grobe Glanzleinwand zu Cholet im Bezirke von Anjou gemacht oder verkauft. Die feinſte und ſchönſte aber kömmt von St. Gallen in der Schweiz, und ſie iſt in Paris unter dem Namen deutſche Glanzleinwand bekannt. Sie iſt von guter Farbe, weil ſie vorher blau gefärbet wird, ehe man die ſchwarze Farbe darauf ſetzt. Die Stücke halten 6 Ellen, oder etwas darüber, ſind wenigſtens ¾ breit, und werden, nach ihrer Feine, von 6 bis zu 18 Livres bezahlt.

Ein **Hutfutter** wird aus zwey Stücken gemacht, welche **der Rand**, Fr. le Four, und die **Platte**, Fr. le Fond, heiſſen. Es möge nun daſſelbe von ſeidenem Zeuge, oder von Leinwand, ſeyn, ſo wird das Stück zum Rande niemals nach der Länge des Fadens geſchnitten, ſondern ſchiefüber, damit es nachgebe, und ſich beſſer nach dem Hutkopfe ziehe.

Das Stück Leinwand, Fig. 1550, iſt nach ſeiner Länge doppelt zuſammen gelegt. Man macht demnach den Anfang, den Theil a b c abzuſchneiden, wobei man aber a b, 3 oder 4 Zoll länger, als b c, nimmt. Alsdann legt man es nach und nach, nach den Linien d e f g, u. ſ. f. zuſammen, Streifen, von 3 bis 4 Z. breit, dadurch zu bezeichnen, welche man hernach mit der Scheere abſchneidet, wobey man der Falte folgt, welche man vorher durch das Biegen gemacht hat. Da nun die Leinwand doppelt liegt, ſo giebt jeder ſolcher abgeſchnittener Streifen, 2 Futterränder, welche man nach der Linie a d von einander ſchneidet.

Die Platten werden von einem andern Stücke Leinwand, welches jenem ähnlich iſt, geſchnitten. Es wird auch, wie jenes, doppelt zuſammen gelegt, und man ſchneidet Streifen daraus, welche 6½ Z. breit ſind, wie in h i k l, und h k m n. Da nun die Leinwand doppelt liegt, ſo giebt jeder ſolcher Streifen 5 Vierecke, wie o k p l, und o q r p, ſind, welche eben ſo viel Futterplatten geben, als es Stücke ſind.

Der Arbeiter, (oder die Arbeiterin,) welcher ſtaffirt, macht den Anfang bey dem Zuſammengehen der beyden Enden a d und c e, und alsdann wird dieſer Rand auf die viereckige Platte kreisförmig aufgenähet, wie o k l p zeigt. Solchergeſtalt wird eine gewiſſe Anzahl dieſer Futter gemacht;

eins größer, das andere kleiner, damit man ſie hernach nach der Größe der Hüte ausſuchen könne.

Wenn er demnach ein Futter einheften will, ſucht er dasjenige aus, welches ſich am beſten für den Hut ſchickt. Die linke Seite der Leinwand kömmt inwendig auf den Filz. Er bringt es mit den Fingern rund herum, wie auch am Kopfe in Ordnung. Was davon vorſtößt, ſchlägt er gegen den Rand des Kopfes um, und nähet es mit Zwirne, welcher nach Seidenart gefärbt iſt (*) an, und zwar ſo, daß die Stiche der Naht ſich in der Dicke des Filzes verlieren. Alsdann nähet er das Futter an dem Kopfrande, nicht weit von der Platte, nochmals an, wo er ebenfalls die Stiche in der Dicke des Filzes zu verbergen ſucht.

Bey ſeidenem, inſonderheit atlaſſenem Hutfutter, pflegt man gemeiniglich ein rundes Stück Papier zwiſchen daſſelbe und die Platten des Hutkopfes zu legen, um den ſeidenen Zeug zu unterſtützen, welcher nicht ſo viel Feſtigkeit beſitzt, als eine Leinwand, die man durch Gummi gezogen und gemandelt (gemanget) hat. Unter die gewöhnlichen Hüte laſſen einige unter das Futter auch eine Kappe von Blaſe machen; allein der Hutmacher läßt nichts darunter ſetzen, als was man von ihm verlangt, außer etwa einen, 2 Querfinger breiten, Streifen ſchwarzen Corduan den man auf das Futter ſetzt, dadurch zu verhindern, daß der Schweiß nicht die Leinwand zu bald verderbe.

Das Untertheil des Hutkopfes pflegt gemeiniglich auswendig mit einer Schnur, oder einem Bande, (Hutband, Hutcordon, Hutſchnur. Fr. Cordon de chapeau, oder Leſſe, verſehen zu werden, damit man es, nach Erfordern der Umſtände, enger zuſam-

(*) Der Zwirn, welchen man in Paris zum Staffiren gebraucht, und Hutmacherzwirn nennt, kömmt von Rouen. Es iſt gut gefärbt, und wird das Pfund von 6 bis zu 9 Livers bezahlt.

men ziehen, oder mehr erweitern könne. Der Hutmacher legt eine ſchwarz gefärbte Schnur (*) darum, welche man verſchiedenemal umwindet, und durch einen Schleifknoten endiget. Eine ſolche hat die Unbequemlichkeit nicht, die eine hänfene Schnur verurſachet, denn dieſe zieht ſich ſehr zuſammen, wenn ſie naß wird, und erweitert ſich gegentheils nach eben dieſem Maße, wenn ſie wieder trocken iſt. Anſtatt einer ſolchen härenen Schnur, laſſen viele eine ſeidene, ſilberne oder goldene Schnur, oder ein ſeidenes Band, auch wohl eine goldene oder ſilberne Treſſe mit einer Schnalle darum machen. In letzterm Falle nennt man es eine Bourdaloue, von deren erſten Urſprunge ſiehe Th. VI, S. 280. Ehedem war eine ſolche etwa nur 4 bis 5 Lin. breit; jetzt ſind es Treſſen 1 Zoll breit, welche die halbe Höhe des Hutkopfes und öfters noch mehr bedecken, und an der Stelle des Knotens eine doppelte Schleife machen.

Der angeſchlagene Rand eines Hutes, wird die Krämpe, in einigen Gegenden auch die Stülpe, oder Hutſtülpe, genannt.

Ein Hut wird ſelten ganz unaufgekrämpt getragen, außer bey einem ſtarken Regen, oder in großer Sonnenhitze. Gemeiniglich iſt derſelbe mehr oder weniger aufgekrämpt, nach dem Stande und Geſchmacke desjenigen, der ihn trägt. Ob gleich hierin eine große Verſchiedenheit iſt, und die Mode, welche über alles herrſchet, uns dieſen Kopfputz faſt in jedem Jahre unter einer andern Geſtalt zeigt: ſo geht doch der größte Theil von derjenigen Gewohnheit nicht ab, die man ſchon ſeit langer Zeit gehabt hat, nämlich den Rand des Hutes an drei Stellen in die Höhe zu ſchlagen, und ihm dadurch eine dreyeckige

Geaſtlt

(*) Die härenen Hutſchnuren werden zu Rouen gemacht und gefärbet. Doch machen ſie auch die Schweizer in Paris. Ein Pack von einem Dutzend gilt 3 Livres.

Geſtalt zu geben, wie Fig. 1551 zeigt. Da die alten Hüte größere Ränder hatten, als die jetzigen haben, ſo hatte man vermuthlich bei der Art, ſie dreyeckig aufzukrämpen, zur Abſicht, ſich drey Rinnen zu verſchaffen; zwo überſ die Schultern und über das Geſicht weg, welche lang genug wären, das Waſſer eines großen Regens weit genug abzuführen. Wären deren nur zwo, ſo wäre der Körper nicht ſo gut bedeckt, als er es durch drey iſt. Und vier derſelben ließen dem Waſſer zum gehörigen Abfluſſe nicht Fall genug. Andere geben der dreyeckigen Figur des Hutes einen militäriſchen Urſprung. So lange man nämlich im Kriege das Haupt mit Helmen und Bickelhauben bedeckte, trug man die Hüte rund; da aber jene abkamen, war die Runde dem Reiter an Faſſung ſeines Schwertes, und dem Muſketier am Tragen des Gewehres und beym Exerciren hinderlich, deswegen ſtülpte oder krämpte, man erſt beyde Seiten auf. Als hernach das Granatwerfen hinzu kam, wurde der hintere Theil ebenfalls aufgeſchlagen, um die Flinte deſto leichter über den Kopf auf die Schultern zu bringen. Hieraus iſt endlich die künſtliche dreyeckige Figur entſtanden, und von den meiſten beybehalten worden. Eine Anmerkung über die Hüte der Soldaten, wird bey dem Schluſſe dieſes Artikels vorkommen.

Daß die erſten Hüte unſerer alten Deutſchen mit einem großen Rande verſehen, und ſolcher herunter gelaſſen geweſen ſey, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, weil ſie ihre Kleidungsſtücke nicht als einen Zierrath angeſehen, ſondern dieſelben zu dem Gebrauche, zu welchem ſie gemacht worden ſind, angewendet haben. Nachdem man damals die Hüte beſtändig getragen hat, und man die Unbequemlichkeit der breiten Ränder, und daß ſolche an geradem Sitzen und Liegen hinderten, bemerkte, hat man eine oder zwo Seiten des Randes aufgeheftet, aber ſo, daß bey Regenwetter oder ſtarkem Sonnenſchein ſolche herunter gelaſſen werden konnten. So wie in neuern Zeiten die Modeſucht öfters faſt allen unſern Kleidungsſtücken den wahren Ge-

brauch benommen hat: ſo iſt es auch mit den Hüten gegangen. Bald waren die Hüte ſehr niedrig; bald machte man die Köpfe der Hüte wieder ſo hoch, daß man nicht aufrecht damit durch eine Thüre gehen konnte. Unter König Edward III. trugen die Mannsperſonen in England kleine Hüte, die man unter dem Kinne band, wie das Frauenzimmer. Um das J. 1650 trugen in England beyde Geſchlechter ſo hohe Hüte, daß auf der Straße immer eine von beyden Händen beſchäftigt ſeyn mußte, ſie gegen den Wind zu erhalten. Bald waren hohe, bald niedrige Ränder Mode; bald waren ſolche feſt, bald locker angemacht. Zu Heinrich IV., Königs in Frankreich, Zeiten befand ſich in Paris ein angeſehener Kaufmann, welcher mit Hüten handelte, und von den damaligen Modehüten mit breitem Rande für viele tauſend Thaler vorräthig hatte. Ein junger Herr, oder ſogenannte Stutzer, hatte das Unglück, den breiten Rand ſeines Hutes am Kamin, als er die Kohlen anfachen wollte, zu verbrennen; es fehlte ihm an Geld einen neuen zu kaufen, und der Kaufmann wollte ihm ſolchen nicht borgen. Sein Witz brachte ihn auf den vernünftigen Einfall, den Rand ſeines Hutes ganz kurz abzuſchneiden, denſelben auf eine neue Art aufzuſtutzen, und damit als mit einer neuen Mode bei Hofe zu erſcheinen. Zu allem Unglück für den Kaufmann mit den großen Hüten, war der junge Herr als ein Cavalier von gutem Geſchmack bei dem ſchönen Geſchlechte berühmt und beliebt. Dieſe lobten ſeinen neuen Hut, und den Anſtand, welchen er ihm gäbe. Sogleich wollte Jedermann Hüte mit kleinen Rändern haben, und der Kaufmann, welcher die Hüte mit groſſen Rändern hatte, war nicht im Stande einen einzigen mehr zu verkaufen, und ſtand daher in Gefahr, zu verderben. Er ſtellte zwar vor, daß ſeine Waare weit geſchickter ſey, unter dem Hute zu ſpielen, und daß die Generalpächter ſich durchgehends ſeiner Waare bedienten; es half aber alles nichts, und es wäre mit ihm gethan geweſen, wenn er nicht zu dem Könige gegangen wäre, und ihn gebeten hätte, Se. Majeſtät möchten doch nur 2 Tage lang wieder einen großen Hut tragen. Der Monarch bewilligte ſein Bitten, ſuchte ſich zween ſchöne große Hüte aus, erſchien damit im Parlamente, und rettete dadurch den Kaufmann vom Verderben.

Bey

Bey den Hüten der Kirchendiener uud Kloſterleute, welche nicht ſo ſehr aufgekrämpt ſind, braucht man keine Schnüre, ſondern man giebt ihnen mehr Steife, richtet den Rand an 3 gleichen Orten in die Höhe, wenn ſie noch feucht ſind, und bieget ſie etwas vom Bande nach dem Schnitte zu. In dieſer Verfaſſung erhält man ſie, bis ſie völlig trocken ſind; und alsdann erhaltrn ſie ſich ſelbſt, vermöge des Leimes, der ſich in dem Filze verhärtet hat.

Bey andern Hüten macht man den Rand dem Kopfe näher, als dort. Man befeſtiget ihn daſelbſt durch Hefte oder Schlingen, oder auch vermittelſt einer doppelten ſeidenen Schnur, welche an dem einen Ende am Hutkopfe angenähet, am andern aber mit einem Hefte verſehen iſt, den man in eine Schlinge hängt; Fig. 1552. Uiberdieß iſt auch die eine von den drey Krämpen in der Mitte mit einem Knopfe geziert, welchen eine doppelte ſeidene Schnur umfaſſet, die am Kopfe des Hutes befeſtigt iſt; Fig. 1553; und welche man ſowohl, als den Knopf, nach der Treſſe ausſucht, woraus die Schnur gemacht, oder womit ber Hut eingefaßt iſt.

Die ſchwarzen Hefte und Schlingen, deren ſich die Hutmacher in Paris bedienen, werden von den Nadlern verfertiget, und pfundweiſe, das Pfund für 24 bis 28 Sols verkauft.

Sowohl die runden als gekettelten Schnüre werden ſtückweiſe, das Stück von 72 Ellen, für 3 Livr. 15 Sols, von gemeiner Seide, verkauft; die von grenadiſcher Seide hingegen gelten bey den Arbeitern, ſie mögen ſolche gekettelt oder gewirkt haben, 6 Livres.

Die härenen Knöpfe kommen von Beauvais; doch verfertigen auch zu Paris die Schweitzer dergleichen. Das Groß (12 Dutzend) wird für 28 Sols verkauft. Die goldenen und ſilbernen Knöpfe verkaufen die Knopfmacher.

Die Hüte, welche aus Frankreich nach den Colonien geſchickt werden, werden nach engliſcher Art aufgekrämpet, d. h. man gebraucht dazu weder Heft noch Schlinge,

Schlinge, ſondern der Rand iſt gleichſam wie an den Kopf genähet, und zwar auf folgende Art. Vermittelſt einer großen Nadel, welche man eine Heftnadel, Fr. Carrelet, nennet, zieht man von der inwendigen Seite des Kopfes, durch dieſen und den Rand, eine ſchwarze ſeidene Schnur, z. B. bey a, Fig. 1554, heraus, und zieht ſie bey b wieder hinein; hernach bringt man ſie bey c wieder heraus, und ſteckt ſie bey d abermal hinein. Die beyden Enden der Schnüre befinden ſich alsdann in dem innern Theile des Kopfes. Man läßt ſie ziemlich lang, damit die Krämpe, nach Belieben, herunter geſchlagen werden könne. Man zieht ſie an und bindet ſie zuſammen, wenn er wieder aufgekrämpet werden ſoll.

Anſtatt der drey gleichen Ecken an dem Hute, macht man zuweilen vorn weiter nichts, als einen ſehr aufgeworfenen Schnabel, wobey die andern Ecken viel breiter bleiben; Fig. 1555. Dergleichen iſt der, nach der jeȥt in Berlin üblichen Mode aufgeſtuȥte Hut, Fig. 1556. Oder man hält die beyden Ecken an den Seiten ganz enge, die vorderſte hingegen, oder den Angriff, breit, damit man eine breite goldene oder ſilberne Treſſe, womit der Kopf des Hutes ausgeſchmückt iſt, könne hervor ſchimmern laſſen, wie dann auch gemeiniglich an der linken Hutſpiȥe ein Quaſt (eine Troddel) herunter hängt; Fig. 1557.

Bey dieſen verſchiedenen Arten, den Hut aufzukrämpen, bleibt doch der Rand ganz, und die Zahl der Ecken jederzeit dieſelbe. Es giebt aber Gelegenheiten, wo die Seitenecken zur Unbequemlichkeit ſind; und deswegen hat man auch, ihrer los zu werden geſucht. Daher ſind die beiden Arten von Reiſehüten entſtanden, davon der eine, Fig. 1558 a), Chapeau en Cabriolet, und der andere, Fig. 1559 a), Bonnet à l'Angloiſe, genannt wird.

Die

Die erſte Art dieſer beyden Hüte wird, wie die andern, verfertiget und geſtiftet. Sein Rand iſt gemeiniglich nur 3 Zol breit. Man pflegt ihn ſelten zu färben, ſondern läſſet ihm mehrentheils die natürliche Farbe des Filzes. Was er Beſonderes hat, beſteht darin, daß man ſeinen Rand ſymmetriſch beynahe ſo ausſchneidet, wie Fig. 1558 b) zeigt. Damit man aber nicht fehl ſchneide, ſo zeichnet man erſtlich den Schnitt nach einem Muſter von Pappe oder ſtarkem Papiere ab, welches man folgendergeſtalt verfertigen kann. Man beſchreibt einen Zirkel a b c, von 6½ Z. im Durchmeſſer, welcher den Hutkopf vorſtellt; einen halben Zoll weiter, einen andern Zirkel e f g, aus demſelben Mittelpunkte. Aus eben dieſem Punkte beſchreibt man deren noch zwey, h i k, und l m n, davon der erſte 13½ Zoll, der andere aber einen Zoll weniger im Durchmeſſer hat. Ferner zieht man eine gleiche Linie o p, welche aber mit der Durchmeſſerlinie c d parallel iſt. Alsdann theilt man den Halbmeſſer r s in zween gleiche Theile, und zieht durch den Theilungspunkt eine Linie l m, welche mit ihm gleiche Winkel macht. Endlich geht man mit Kreide oder Bleyſtifte durch die Punkte h o e l n m g p, und ſchneidet mit der Schere nach dieſem Entwurfe, ſo wird man das verlangte Muſter haben. Wenn man alsdann den Hut umgekehrt, und dieſes Muſter concentriſch auf deſſen Rand gelegt hat, ſo macht man mit Kreide einen Umriß, und ſchneidet ihn nach demſelben ab. Iſt nun der Hut ſolchergeſtalt ausgeſchnitten, ſo beſeſtiget man die beyden Krämpen l m, mit Heſt und Schlinge an den Kopf. Eben ſo richtet man auch den Theil h empor, welchen man nach der Linie o p aufſchlägt; oder man hält ihn auch wohl mit einer doppelten Schnur zurück, die ſich um einen Knopf ſchlinget, welcher mitten auf den Hutknopf geſetzt iſt.

Bey der andern Art wird der Rand an zween Orten ausgeſchnitten, damit man ihn an den Kopf ankrämpen könne. Wenn dieſes geſchieht, iſt er noch weiß, und hat noch keine Steife bekommen; und wenn man dem Rande, bey dem Gleichrichten in der Walke, dieſe Geſtalt gegeben hat, iſt man der Mühe überhoben, den Rand, wie gewöhnlich, nieder zu ſtoßen. Man macht demnach an demſelben zween Ausſchnitte, wie bey a und b, Fig. 1559 b), zu ſehen iſt; und da er noch ſehr geſchmeidig iſt, ſchlägt man den Rand nach der punctirten Linie a b d faſt zur Hälfte ein und

und hängt ihn an den Hutknopf, vermittelſt zwo Schleifen von Schnüren, die man in a und q annähet, nebſt zweeen Knöpfen, in b und f. In g und h ſind ebenfalls zwo Schleiſen angenähet, die an einen Knopf geſchlungen werden, wodurch man die beyden Enden, h i und g k, nahe an den Knopf bringt; und hieraus entſteht die Hutecke A, Fig. 1559. a) Man pflegt dieſe Schleifen gemeiniglich von goldenen Schnüren zu machen, und die Ecke A, welche vorwärts kömmt, mit einer ſchmalen Treſſe zu beſetzen, wovon man auch noch einige andere Verzierungen daran macht.

Die Hutmacher machen auch noch eine andere Art von Reiſehüten, welche man Poſthüte, Fr. Bonnets de poſte, oder, ihrer Geſtalt wegen, Schiffhüte, Fr. Bonnets en bateau, nennt; Fig. 1560. Sie ſind wie die andern Hüte gefilzt; man läßt ſie auch, wie die engliſchen Reiſehüte, ohne Steife und Farbe. Da man etwa nur 6 Loth Zeug dazu nimmt, ſo ſchließt man ſie aus zwey dreyeckigen Fachen a b c zuſammen, wo der Schnitt einwärts geht, wie die Bogenlinie b d c anzeigt. Sie werden als fertig angeſehen, ſo bald man ſie angeformt hat. Denn man hat nicht nöthig, den Rand hinunter zu ſtoßen; vielmehr ſucht man denſelben, ſo gut, als es nur möglich iſt, an den Kopf zu ſchließen, hält auch den Kopf etwas tiefer, als bey andern Hüten. Dieſer muß ſich, ohne angeheftet zu werden, aufrecht erhalten. Man pflegt ihn gemeiniglich mit Golde zu bebrämen.

Fig. 1561, iſt ein Hut mit einem ſchmalen, ungefähr 3 Finger breiten Rande, welcher geründet in die Höhe geht, ſo wie er jetzt in Berlin von einigen jungen Leuten und Kindern beyderley Geſchlechtes, ſchwarz, weiß, grau ꝛc. getragen wird. Er iſt gemeiniglich mit einem Bande eingefaßt, um den Kopf aber mit einem nach Belieben gewählten Bande, oder auch mit einer Schnur von Gold- oder Silberfäden umfaſſet. Man giebt auch nach der neueſten Mode dem Hute nur zwo Krämpen, ſo daß der breite Rand vorn und hinten,

ten, doch vorn breiter, als hinten, herab hängt, welches beſonders im Sommer ein Schutz des Geſichtes vor der Sonnenhitze iſt. Die inwendige Form iſt für Mannsperſonen, wie an den gewöhnlichen Hüten, es wäre dann, daß man ſich in ſehr hohen Haarlocken, welche bis an das Toppeh (Toupet) reichen, friſiren ließe, und um ſolche zu ſchonen, ſich der Form der Frauenzimmerhüte bedienen wollte, welche ich weiter unten beſchreiben werde.

Perſonen, welche durch hohes Alter oder auf andere Art ihr Haar verloren haben, und doch keine Perrücke tragen wollen, inſonderheit Geiſtliche, bedienen ſich einer tiefen Kappe, womit ſie ſich, während den Amtsverrichtungen, vor der Kälte ſchützen. Man nennt ſie eine Ohrkappe, Fr. Calotte à oreilles, Fig. 1562. Die Hutmacher verfertigen dergleichen aus Filz. Man ſchließt ſie aus zwey kleinen Fachen zuſammen, welche eben die Geſtalt haben, wie die groſſen. Sie werden auch eben ſo gewalket. Sie werden auf eine Form, welche hoch und obenher erhaben iſt, gerichtet. Man färbet ſie, und bringt ſie, wie die andern Hutmacherarbeiten, zu Stande, nur mit dem Unterſchiede, daß man ihnen keine Steife giebt. Die Größe und der Schnitt des Hintertheiles richten ſich nach dem Haupte und Geſchmacke desjenigen, der ſie trägt. Man füttert ſie gemeiniglich mit Kattun aus, und faſſet ſie mit ſchwarzem Floretbande ein.

Das Anſetzen der Borten, wie auch der goldenen und ſilbernen Treſſen an die Hüte, iſt eine Arbeit der Hutſtaffirer. Die Feder ſetzt bald der Federſchmücker, bald der Hutmacher, an.

Da man bey dem Ausſtaffieren, mit dem Hute ſo viel zu handthieren hat, iſt es faſt nicht möglich, ihn ſo zu erhalten, daß er nicht einen Theil ſeines Glanzes verlieren ſollte. Dieſen giebt ihm der Hutſchmücker wieder, indem er ihn wieder mit der Bürſte und dem

Bügel=

Bügeleiſen, und hernach mit einem mit Plüſch überzogenen Stückchen Metall Fig. 1563, übergeht, damit der Hut wieder Glanz bekomme.

An einigen Orten ſind die Hutſtaffirer, welche auch Hutſchmücker, und im Oeſterreich. Hutſteppe genannt werden, Fr. Chapellier, Garniſſeur eine von den Hutmachern noch verſchiedene Art Handwerker, oder eigentlich Krämer, welche dem von dem Hutmacher verfertigten Hute diejenige Geſtalt geben, welche die Mode oder der Käufer verlangt, und mit ſolchen aufgeſtutzten Hüten handeln; an einigen Orten aber verrichten ſolches die Hutmacher ſelbſt, und es iſt ihnen das Garniren oder Einfaſſen ihrer eigenen Hüte, wie auch das Einſetzen des Futters oder der Hauben, und überhaupt alles, was zum Staffiren und Aufſtutzen gehört, erlaubt. In einigen großen Städten haben die Hutſtaffirer, außer den Hüten, auch allerley Federn auf die Hüte, welche ſie theils ſelbſt verſchreiben, theils von den Federſchmückern daſelbſt kaufen, imgleichen indianiſche oder koſtbar beſchlagene Röhre, parfumirte Handſchuhe, ſeidene und feine wollene Strümpfe, Federmützen und Müffe, nicht aber von Rauch- oder Pelzwerk, als welches die Kürſchner ſich allein zu machen und zu verkaufen zueignen, doch dürfen die Hutſtaffirer wohl davon, inſonderheit bebrämte Handſchuhe, Kragen oder Palatine, führen, wenn ſie ſolche nur nicht ſelbſt bebrämen, oder das Pelz- und Rauchwerk dazu zuſchneiden, ſondern ſolche Arbeit den Kürſchnern überlaſſen. Was die übrige Nadelarbeit betrifft, mit welcher ohnedieß die Hutſtaffirer wohl umzugehen wiſſen, und halbe Schneider oder Perlenſticker abzugeben pflegen: ſo bleibt ihnen ſolche vorbehalten, daher auch von ihnen die Prieſter- und Rathsherren-Barete, die Wulſt- oder Fallhüte für die Kinder, die ehemals gebräuchlichen und jetzt wieder Mode gewordenen Schuhroſen, Halskrauſen,

Achſel-

Achſel= und Hutſchleifen, nebſt den Degenbändern und einigen andern Leibesziertathen, gemacht werden. In Deutſchland ſind die Baretkrämer gemeiniglich zugleich auch Hutſtaffirer; ſ. Th. III, S. 543.

Wenn die Hüte geſteift und aufgeputzt ſind, bringt man ſie gewöhnlichermaßen in das Waarenlager. Man pflegt ſie mehrentheils nicht eher auszuſtaffiren, als bis ſie dazu beſtimmt, oder verkauft ſind. Die ſchwarzen haben weiter nichts, als den Staub, zu befürchten. Um ſie dagegen zu verwahren, ſchließt man ſie in Schränke, welche mit Fächern von breiten Bretern verſehen ſind, auf welche man ſie in Haufen ſetzt, ſo daß immer der Kopf des einen in den Kopf des andern geſetzt wird. Graue und weiße Hüte aber ſind, außer dem Staube, auch der Gefahr unterworfen, daß Motten ſich hinein ſetzen, und dieſelben anfreſſen. Deswegen muß man ſie öfters durchſehen, und mit der Bürſte überfahren, oder man legt einige mit Terpenthin überzogene Stücke Zeug, Leinwand, oder Papier hinzu. Denn der Terpenthingeruch hält die Inſecten ab; und man hat auch nicht zu befürchten, daß er ſich auf beſtändig in den Hut einziehe, ſondern er verliert ſich wieder, ſo bald man den Hut der freyen Luft ausſetzt.

Der Meiſter, oder derjenige, welcher dem Waarenlager vorſteht, pflegt, wenn ein Hut zu kaufen verlangt wird, vorher das Maß von einem andern Hute, welchen dieſelbe Perſon getragen hat, zu nehmen. Der Maßſtab des Hutmachers, Fig. 1564, beſteht aus zwey Stücken. Das erſte derſelben, A B, iſt eine cylindriſche Röhre von Meſſing, welche 5 Zoll lang und 4 Lin. dick iſt, mit einem platten Knopfe, auf welchem ſich das Zeichen des Meiſters befindet. Das zweyte Stück, C D, iſt von derſelben Materie, 4½ Z. lang, rund, durchgängig von einerley Dicke, und ebenfalls mit einem platten Knopfe; es geht ſehr gedränge in

das erſtere hinein, ſo daß es auf dem Puncte feſt bleibt, wo man es hingeſchoben hat, wenn man es aus- oder einzieht, und das Maß, welches man von dem Durchmeſſer des Hutkopfes haben will, zwiſchen beyden Knöpfen angiebt. Jedes dieſer beyden Stücke enthält auf einem Theile ſeiner Länge eine Abtheilung. Der Theil B E des erſten Stückes, enthält 17 Linien, iſt in 10 gleiche Theile getheilt, und numerirt. Der Theil D F hat 9 Lin., aber ohne Abtheilung; allein der übrige Theil, von F bis C, iſt in 14 gleiche Theile, welche der Hutmacher Puncte (Points) nennet, abgetheilt. Dieſe leztere Abtheilung dient dazu, das Maß des Hutkopfes zu nehmen. Man nimmt den inwendigen Durchmeſſer, indem man den Theil C D, in A B ſo weit hinein ſchiebt, als es nöthig iſt, und berechnet ihn nach der Anzahl der Puncte, welche die Ziffern anzeigen, die ſich außerhalb des Stückes A B befinden. Der auf dieſem lezten Stücke befindlichen Abtheilung bedient man ſich, die Breite des Randes zu meſſen, und rechnet, daß ſie niemals geringer, als die Länge B D, ſey. Iſt ſie größer, ſo drückt ſich ſein Uebermaß jederzeit durch die Ziffer aus, welche ſie reichet. In Ermangelung eines ſolchen Maßes, kann man auch den Kopf eines Hutes, es ſey nun der Durchmeſſer, die Höhe oder Breite des Randes, leicht nach Zollen und Linien ausmeſſen, und der Werkſchuh findet ſich allenthalben.

Um die ganze, bisher umſtändlich beſchriebene, Kunſt des Hutmachers, gleichſam mit einem Blicke zu überſehen, will ich alle dazu gehörige Verrichtungen in einem kurzgefaßten Zuſammenhange wiederholen. Es gehören zur Hutmacherkunſt: die Zurichtung der Materien, aus welchen die Hüte gemacht werden; die Verfertigung der Hüte ſelbſt, und endlich das Färben, Steifen und Aufputzen, und das Staffiren der Hüte.

I. Die Zurichtung der Materien, aus welchen die Hüte gemacht werden, beſteht in Folgendem: 1. Wolle und Haare zu ſäubern, welche faſt ſtets mit ausgedorretem Thierkothe, mit Sande, Erde und andern fremden Körpern verunreinigt ſind. 2. Diejenige Wolle von dem Fette zu reinigen, und zu waſchen, die deſſen benöthigt iſt. 3. Von den Biber- und Kaninchenfellen das grobe Haar auszurupfen, welches in die Miſchung des Filzes nicht kommen darf. 4. Gewiſſe Haare mit Scheidewaſſer zu beizen, um ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, daß ſie ſich filzen und zuſammen gehen. 5. Das gebeizte Haar, entweder in der Trockenſtube, oder an der Sonne, zu trocknen. 6. Dieſelben Haare, welche das Scheidewaſſer zuſammen gebacken hat, wieder aus einander zu bringen. 7. Die Felle vom Biber und andern Thieren anzufeuchten, welches auf der Fleiſchſeite geſchieht, wo das Haar nicht iſt; und zwar deswegen, damit ſie geſchmeidig und in den Stand geſezt werden, ſich auf dem Werktiſche auszudehnen, wo man ſie abſchneidet. 8. Die verſchiedenen Haare abzuſchneiden und zu ſortiren. 9. Die Miſchungen zu machen, woraus man die verſchiedenen Arten Hüte verfertiget. 10. Die Miſchung oder den Zeug abzuwägen, und dadurch das Gewicht des Hutes, welcher gemacht werden ſoll, zu beſtimmen. 11. Die Mengſel zu ſchlagen, das Haar dadurch lokker zu machen, und die Knötchen zu vertreiben. 12. Dieſelben Mengſel zu reißen und zu krämpeln, bis ſich die verſchiedenen Arten Haare, welche zur Miſchung kommen, unter einander verloren haben.

II. Die Art und Weiſe, wie die Hüte gemacht werden, begreift das Verfahren bey dem Fachbogen, bey dem Filzen, und bey dem Walken, unter ſich.

Das Verfahren bey dem Fachbogen, iſt folgendes. 1. Derjenige, welcher fachet, theilt ſeinen Zeug, nach der Zahl der Hüte, welche dieſer geben ſoll, und nach dem Gewichte, welches jeder von ihnen haben ſoll. 2. Alsdann theilt er wiederum den Zeug jedes Hutes, nach der Zahl und Größe der Stücke, aus welchen er verfertiget werden ſoll. 3. Nachdem er jeden Theil ſeines Zeuges geläutert und gefachet hat, formiret er die Fache. 4. Alsdann drückt er ſie mit dem Schieber und der Pappe zuſammen. 5. Hierauf macht er die Schnitte rund, die Seiten gleich, und legt ſie zuſammen. 6. Er läutert und fachet alsdann auch dasjenige, was er abgezupfet hat, da er die Fache gleich und rund machte, die Buße

 dar-

daraus zu machen, welche er ebenfalls zuſammen drückt. 7. Gleichergeſtalt macht er auch die Kopffache und Randfache, wenn der Hut einen Ueberzug haben ſoll, imgleichen die 10 oder 12 Stücke zur Feder, wenn er Willens iſt, eine daran zu machen.

Bey dem **Filzen**, filzet 1. der Arbeiter die Fache, zwey und zwey in dem Filztuche beſonders, ihnen dadurch die nöthige Feſtigkeit zu geben. 2. Alsdann vereiniget er deren zwey mit einander, wobey er alle Runzeln zu verhüten ſucht. 3. Hierauf drückt und filzet er ſie in dem Filztuche von allen Seiten, damit ſie ſich mit einander verbinden, wo man ſie unmittelbar auf einander gelegt hat. 4. Er legt die andern beyden Fache dergeſtalt auf, daß ihre Mitten auf die Fugen von jenen kommen, und vereiniget ſie durch das Filzen. 5. Mit dem Filzen wird fortgefahren, wobey er den Hut oft in das Kreuz ſchlägt. 6. Er büßet die ſchwachen Stellen aus, wozu er Stücke von der Buße abreißet. 7. Alles dasjenige filzet er in dem Filztuche zuſammen, was er von der Buße aufgelegt hat. 8. Alsdann legt er auch die Randfache, welche zum Ueberzuge kommen, auf die eine Fläche des Randes. 9. Er filzet beyde Stücke in dem Filztuche, damit ſie den Filz des Hutes wohl faſſen. 10. Und endlich legt er ſeinen Filz zuſammen, wie er ihn zum Walken bringen will.

Bey dem **Walken**, füllet der Arbeiter 1. den Keſſel mit Waſſer an, thut die gehörige Quantität Hefen hinein, zündet das Feuer in dem Ofen an, bringt das Waſſer zum Sieden, ſchäumet es und giebt ſeinen Mitgeſellen Nachricht, daß zum Walken alles fertig ſey. 2. Alsdann hat jeder von ihnen einen gefilzten Hut, welchen er gänzlich in den Keſſel taucht, ihn wieder heraus zieht, und von allen Seiten walket, und zwar die erſte halbe Stunde mit den bloßen Händen, und ganz ſanft. 3. Er richtet ihn gleich, um ihn dadurch zum Ausbüßen in der Walke bereit zu machen. 4. Hierauf belegt er alle ſchwache Stellen mit Stückchen von der Buße, und walket ſie an. 5. Sodann legt er auch die Kopffache auf, welche den Ueberzug vom Kopfe abgeben ſollen, die er gleichfalls, eines nach dem andern, anwalket. 6. Mit dem Walken wird fortgefahren, und zwar vermittelſt der Handleder und des Rollſtockes. 7. Alsdann werden die Stücke zur Feder aufgelegt und angewalket, wenn der Hut dergleichen haben ſoll. 8. Wo nicht, ſo fährt er, ver-

vermittelſt der Handleder und des Rollſtockes, mit dem Walken fort, ſo lange bis der Hut hinlänglich zuſammen gegangen iſt. 9. Hierauf reibt er am ganzen Hute das grobe Haar aus. 10. Er ſchlägt ihn in das Kreuz. 11. Er formet ihn an. 12. Er fauſtet den Rand nieder. 13. Er ſtreckt ihn platt, ſtreicht das Waſſer allenthalben aus, und zeichnet ſich denſelben. 14. Endlich hängt er ihn, nebſt den andern, in der Trockenſtube auf, damit er abtrockne. 15. Iſt ſein Hut trocken, ſo reibt er ihn ſowohl am Kopfe, als am Rande, mit Bimſtein ab, und überliefert ſolchen dem Meiſter.

III. Bey dem Färben, Steifen und Aufputzen, und Staffiren der Hüte, kömmt folgendes vor.

Bey dem Färben, giebt der Arbeiter, wenn ſeine Farbe fertig iſt, dem Hute folgende Zurichtungen. 1. Er reibt ihn mit der Fiſchhaut überall auf. 2. Alsdann formet er jeden, auf eine ihm paſſende Form, zum Färben an. 3. Er ſetzt ihn achtmal in die Farbe, und nimmt ihn eben ſo vielmal zum Auslüften heraus; beydes dauert jedesmal 1½ Stunde. 4. Hierauf wäſcht und bürſtet er ihn in kaltem Waſſer aus. 5. Alsdann geſchieht daſſelbe auch in heißem Waſſer. 6. Hernach ſtreicht er mit dem Plattſtampfer alles Waſſer aus. 7. Er bringt ihn in die Trockenſtube. 8. Nach dieſem bürſtet er die Farbe aus. 9. Sodann glänzet er ihn mit kaltem Waſſer. 10. Endlich bringt er ihn nochmals in die Trockenſtube.

Bey dem Steifen und Aufputzen, büßet der Steifer 1. den Rand aus; d. h. er giebt erſt Leim auf die ſchwachen Stellen, welche er daſelbſt findet. 2. Alsdann übergeht er die ganze Fläche des Randes, welche er vor ſich hat, mit Leim. 3. Er ſetzt ihn auf den Dunſt, die Steife hinein zu treiben. 4. Er kratzet das Haar mit der Bürſte und Kratze wieder empor. 5. Hienächſt ſteifet er auch den Kopf, und hängt ihn zum Trocknen hin. 6. Er bügelt den Hut aus. 7. Alsdann glänzet er ihn. 8. Er ſchickt ihn zu einer Perſon, welche die groben Haare auszwicket. 9. Hierauf übergeht er ihn nochmals mit dem Bügeleiſen und der Bürſte. 10. Endlich beſchneidet er den Rand mit einer Scheere, damit er nicht an einem Orte breiter, als an dem andern, ſey.

Zu dem Staffiren gehört Folgendes. 1. Der Hut wird, entweder mit Glanzleinwand, oder mit Atlaß, gefüttert.

füttert. 2. Er wird mit einem Bande verſehen, welches entweder eine Schnur, oder eine Treſſe iſt. 3. Es werden auch Hefte und Schlingen angemacht, ihn dadurch aufzukrämpfen. 4. Oefters wird der Rand auch mit einer Treſſe eingefaſſet. 5. Bisweilen auch mit einer Feder, welche man anheften muß. 6. Wenn der Hut aufgekrämpft iſt, ſchickt man ihn öfters zum Goldſticker, ihn mit allerley Schmucke beſetzen zu laſſen. 7. Und nachdem der Hut völlig ſtaffirt iſt, wird er nochmals mit dem Bügeleiſen übergangen, und ihm der letzte Glanz gegeben.

Ob ich gleich das Weſentliche der Hutmacherkunſt erklärt habe: ſo geben doch die alten Hüte noch einen Handel ab, welcher Aufmerkſamkeit verdient, weil man durch Ausbeſſerung alter Hüte den Verbrauch der Materialien, die zum Theil von Ausländern kommen, vermindert, und zugleich manchem unbemittelten Hutmacher Verdienſt verſchaffen, und den Hutträgern Koſten erſparen kann.

Ein Hut, welcher grau geworden iſt, oder, deſſen Farbe ſich abgenutzt hat, deſſen Geſtalt verloren iſt, und deſſen Filz zu ſchlaff geworden iſt, kann wieder in guten Stand geſetzt werden, welches man ausbeſſern, Fr. repaſſer, nennt. Derjenige Hutmacher, welcher neue Hüte verfertiget, oder ein Waarenlager von dieſen unterhält, darf, nach den Statuten dieſer Zunft in Frankreich, keine alte Hüte ausbeſſern, außer für ſeine Kundleute. Das Recht, die alten Hüte wieder auszuarbeiten, iſt bloß für ſolche Meiſter aufbehalten, denen das Vermögen fehlt, für ihre Rechnung dergleichen neue Waare zu verfertigen, oder damit zu handeln. Allein, dieſes Recht wird ihnen nicht eher zugeſtanden, als bis ſie ſich erklärt haben, daß ſie bloß bey dieſer Arbeit bleiben wollen; ſie ſind aber dieſes Rechtes ſogleich wieder verluſtig, ſo bald ſie anfangen, ſich der Freyheit zu bedienen, die ihnen jederzeit vorbehalten iſt, ihren Handel mit neuer Waare wieder anzu-

zufangen, wenn ſie die Mittel dazu haben. Kein Hutmacher darf die alte Arbeit wählen, wenn er nicht vorher 6 Jahr Meiſter geweſen iſt; und überdieß muß er noch dieſe Zeit über, in einer öffentlichen Bude, mit dergleichen neuer Waare gehandelt haben.

Einen alten Hut wieder auszubeſſern, muß derſelbe zuvörderſt mit warmem Seifenwaſſer wohl ausgewaſchen und zu wiederholtenmalen ausgeſtrichen werden, ſo lange bis ſeine vorige Steife, und der Schmutz, den er durch das Tragen bekommen hat, heraus iſt. Um dieſe Arbeit zu verkürzen, macht man eine Farbe von den bereits bekannten Ingredienzien, wozu man aber noch Rindergalle thut, damit das Fett deſto geſchwinder und leichter los gehe. Dieſes wird in einem Keſſel, dergleichen man ſonſt zum Reinſtreichen gebraucht, zugerichtet. Wenn dieſe Farbe noch ſiedend iſt, ſetzt der Arbeiter etwa 20 Stück Hüte hinein, läſſet ſie eine gute halbe Stunde, oder auch etwas länger darin weichen, nimmt alsdann einen nach dem andern heraus auf die Tafel, und ſtreicht ſie überall, und zu wiederholtenmalen, mit dem Plattſtampfer, oder dem Streichbrete, wohl aus.

Nachdem nun alle alte Hüte ſolchergeſtalt in der Farbe ausgeſtrichen ſind, wäſcht man ſie etlichemal in Waſſer aus, und richtet ſie zur Steife zu, wenn ſie nur einer einfachen Ausbeſſerung benöthigt ſind. Wenn ſie aber umgewendet werden ſollen, muß man ſie anformen, und das Inwendige auswärts kehren. Alsdann bindet man ein Formband darum, welches man zweymal umwindet, und mit einem Schleifknoten befeſtiget, wie auch mit dem Hohlſtampfer, oder dem Treibeeiſen, der Grundfläche der Form gleich, hinunter ſtößt, eben ſo, wie man bey dem Anformen der neuen Hüte zum Färben verfuhr. Sind nun die Hüte in einem ſolchen Zuſtande, ſo ſetzt man ſie eine gute halbe Stunde lang in den Keſſel, und ſtreicht ſie,

vorerwähntermaßen, auf der Tafel aus. Nach dem Färben und Reinſtreichen, wäſcht man ſie in warmem, und nachher in kaltem Waſſer ſo lange aus, bis ſie keine Farbe mehr von ſich geben. Alsdann ſtreicht man das Waſſer vollends aus, und bringt ſie in die Trockenſtube. Hierauf bürſtet man ſie ſtark aus, und glänzet ſie mit kaltem Waſſer, wie bey den neuen Hüten geſchah. Sie werden, wie die andern Hüte, geſteifet, es wäre denn, daß man ihnen eine geringere Quantität Steife gäbe. Man büßet die ſchwachen Stellen aus, ſetzt ſie in Leim, und bringt ſie über den Dunſt des Bleches. Man hebt auch das Haar mit der Kratze und Bürſte auf, und bügelt ſie endlich aus, wie bereits oben, bey Beſchreibung des Aufputzens, gezeigt worden iſt.

Auch diejenigen Hüte, welche voll Löcher, voll Kleiſter und Fett, weich wie ein Stück Tuch, gänzlich glatt getragen ſind, und deren Schwärze abgenutzt iſt und ins Röthliche fällt, ſind nicht ohne Hülfe. Ein geſchickter Arbeiter reiniget ihn von aller Unſauberkeit, wenn er ihm eine neue Farbe giebt. Er bringt das Haar wieder empor, und giebt ihm durch neue Steife die Feſtigkeit eines neuen Filzes. Er beſſert die zerriſſenen und durchlöcherten Stellen durch Stücke aus, welche er künſtlich einſetzt, und durch Nähte, die ſich in der Dicke des Filzes verlieren, welche ein geſchicktes Glanzgeben vor den Augen des Käufers verbirgt. Dieſe ganze Kunſt aber bringt zum Unglück keine Vortheile, welche von langer Dauer wären, hervor. Mehrentheils verurſachet der erſte Regen, nach dem Gebrauche von einigen Tagen, daß der Leim ſich auf die Oberfläche begiebt; alsdann wird der Filz welk, die Nähte zeigen ſich auch nach einigem Abnehmen und Auffetzen, und entdecken alles Uebel, welches ſich darin verborgen hielt. Doch ſind dergleichen Trümmer eines Hutes noch allemal ſehr brauchbar für diejenigen,

wel-

welche theils aus Achtung gegen ihre Friſur, theils auf Befehl der Mode, ihrem Hute ſeinen Platz unter dem Arme anweiſen.

Iſt endlich der Hut gar in Stücken, ſo kann man ihn doch bey verſchiedenen Gelegenheiten nutzen. Man macht Sohlen daraus, und legt ſie, den Winter über, in die Schuhe. Man ſetzt auch Stücke zwiſchen die Fugen ſolcher Sachen, die man recht genau zuſammen ſchließen will, den Durchgang einer Flüſſigkeit zu verhindern. Es werden auch ſolche Theile damit belegt, welche ſanft und ohne Geräuſch an einander ſtoſſen ſollen. Die Mäurer, Dachdecker, Steinſetzer ꝛc. machen ſich Stücke davon an die Knie. Die Spinnerinnen laſſen ihre Spindeln in Flügeln von Filze gehen, damit ſie ſich nicht zu geſchwinde abnutzen, und ſich durch den ſchnellen Umtrieb des Rades nicht zu ſehr erhitzen. Die von den Rändern der Hüte bey dem Staffiren und Aufſtutzen abgeſchnittenen Streifen, ſind in den Gärten zum Anbinden zu gebrauchen u. ſ. w. Kurz, man kann ſagen, daß dieſe Art Zeug, welcher urſprünglich gemacht iſt, das Haupt eines Menſchen zu decken, von einem ſehr bequemen und mannigfaltigen Gebrauche zu vielen Sachen iſt, und nicht aufhört, nützlich zu ſeyn, als bis er eine gänzliche Zerſtörung erlitten hat.

Der Hutmacher verfertiget nicht nur allerley Arten von Hüten, ſowohl für Mannsperſonen, als für das Frauenzimmer, ſondern auch Huſaren- und Heiduckenmützen, Filzſtiefeln und Filzſchuhe ohne Naht, falſche Waden, Filtrirhüte, graue und grüne Jagdhüte, und andere Sachen von Filz. Das Hutmachergewerbe wird an einigen Orten manufactur- und an andern handwerksmäßig getrieben; denn die Hutmacher arbeiten entweder für ſich und für ihren eigenen Handel, oder in beſonders eingerichteten Manufac-

turanſtalten um Lohn, und für den Entrepreneur oder Manufacturherren.

Eine jede Mannsperſon, von dem Regenten an bis auf den Bauer, hat einen Hut nöthig. Dieſes macht die Hutmacher zu ganz unentbehrlichen Handwerkern für einen Staat. Da aber die meiſten Hutmacher, inſonderheit in kleinen Städten, gemeiniglich nur geringe und ſchlechte Hüte für die unterſten Claſſen der Menſchen verfertigen; hohe Standesperſonen aber, Staatsbediente, und reiche und bemittelte Leute ſolche Sorten von Hüten für ſich viel zu verächtlich halten, ſondern feine Hüte tragen wollen: ſo wird man ſelbſt einſehen, daß es allerdings nöthig iſt, dafür zu ſorgen, daß auch feine Hüte im Lande ſelbſt verfertiget werden, wenn nicht anſehnliche Summen Geldes dafür in fremde Länder gehen ſollen.

Die weſentliche Beſtimmung eines Hutes iſt, den Kopf des Menſchen vor Regen, Kälte und Sonnenſtrahlen zu beſchützen. Hieraus folgt, daß derjenige Hut der vollkommenſte ſey, bey welchem man dieſen Endzweck am vollkommenſten erreicht, welcher daneben leicht, und ſanft anzufühlen, auch von ſchöner und dauerhafter Farbe iſt. Dieſe Eigenſchaft beſitzen ganz vorzüglich die engliſchen Hüte, welchen die franzöſiſchen und däniſchen folgen.

Anfänglich wurden nur in Frankreich Hüte verfertiget; denn dieſem Reiche wird die Erfindung derſelben zugeſchrieben. Frankreich hat noch jetzt vortreffliche Hutmanufacturen. Geringe Hüte werden faſt in allen Provinzen gemacht; vorzüglich aber in der Normandie, in der Gegend von Rouen, Caudebec, (*) zu Neufſchatel, Dauphiné u. ſ. w. und in den Gegenden von

(*) Weil in Caudebec, der Hauptſtadt des Landes Caux, in der Normandie, die erſten feinen Hüte aus Schafwolle und Ziegenhaar verfertigt worden ſind, ſo wird dieſe Art Hüte ein Codebec (Caudebec) genannt.

von Grenoble. Die feinere Art wird mehrentheils in Paris, Marſeille, Lyon und Rouen, gemacht; und unter dieſen vier Städten iſt Paris diejenige, welche, wegen der feinen Hüte, im beſten Rufe ſteht. Und ob gleich in dieſen großen Städten keine gemeine Hüte verfertiget werden, weil daſelbſt der Arbeitslohn zu koſtbar iſt: ſo hat man doch welche von dieſer Art zu verkaufen. Denn die Hutmacher aus kleinen Städten bringen ſie dahin, welche ſie denen Meiſtern, welche Waarenläger in der Hauptſtadt haben, entweder zum Debit anbieten, oder dieſe haben ſie bey jenen ſchon beſtellt. In Paris müſſen alle Hüte, welche anderwärts herkommen, auf das Zimmer der Hutmacherinnung gebracht werden, wo ſie eine Abgabe zu entrichten haben. Die Geſchwornen beſichtigen ſie daſelbſt; und beſtimmen den Preis derſelben; alsdann werden ſie verloſet, und den Meiſtern der Stadt ausgetheilet, die ſich angeben, Hüte zu kaufen, und ihre Waarenläger damit zu verſehen. Dieſer Handel aber iſt ſeit einigen Jahren ſehr gefallen, weil ſie für die Soldaten nicht mehr in Paris gekauft werden, wie ehedem geſchah; wozu noch kömmt, daß der gemeine Mann in Paris wenig wollene Hüte trägt, weil mit den alten feinen Hüten daſelbſt ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Der Gebrauch der Hüte in Frankreich erſtreckt ſich nicht über drey Jahrhunderte hinaus. Als Carl VII. Rouen wieder eingenommen hatte, und in dieſe Stadt einzog, hatte er ſein Haupt mit einem Hute bedeckt. Und er iſt der erſte, deſſen die Geſchichte Erwähnung thut. Dieſem Beyſpiele folgte die, jederzeit das Neue liebende, Nation ſogleich. Der Chaperon, eine Art Kappen, welche damals die gewöhnliche Kopfdecke der Mannsperſonen war, wurde von jedem, der an keine gewiſſe Tracht gebunden war, und dem es frey ſtand, ſein Haupt nach ſeinem Gefallen zu bedecken, abgeſchaffet. Die Kirchendiener, Kloſterleute, und diejenigen, welche von der Univerſität abhiengen, behielten den alten Kopfſputz länger bey. Man ſieht ihn, ob er gleich ſeine

ſeine Geſtalt ziemlich verändert hat, noch immer an den Mönchskappen, Biſchofsmützen und Doctorhüten. Denn der Chaperon deckte damals das Haupt, übrigens aber ſchwebte er auf den Schultern. Man fing an, dieſe beyde Stücke von einander zu trennen. Man bedeckte das Haupt mit einer Mütze, welche man an vier Orten aufſchlug, um ſie deſto leichter anfaſſen zu können; den abhängenden Theil aber brachte man auf eine einzige Schulter. Uebrigens iſt alles, wie ehedem, von einem Zeuge gemacht, welcher entweder durch ſeine Güte, oder durch ſeine Farbe, zum Unterſcheidungszeichen geworden iſt.

Unmittelbar nach den Reizungen der Neuigkeit, wurde man durch vernünftige Bewegungsgründe dahin gebracht, daß man den Hut den Chaperons vorzog. Kein gewebter Zeug iſt, wie der Filz, im Stande, der Sonnenhitze und dem Regen zu widerſtehen; und der breite Rand an demſelben, welchen man niederſchlagen kann, wird, im Nothfalle, ein Regenſchirm, welcher allemal mehr Dienſte leiſtet, als ein Collet oder eine Rotonde von Tuche oder Camelot.

Da ſich die neuen Erfindungen nicht gleich Anfangs in aller ihrer Vollkommenheit zeigen, ſo waren die erſten Filzhüte vermuthlich weiter nichts, als ſpitzige Mützen, deren Rand man rund herum in die Höhe ſchlug. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der Hut auch fertig, ſo bald er bis zur glockenförmigen Geſtalt gelanget war, d. h. nachdem er ſo weit gewalket war, daß er nunmehr ausgeſtoßen werden ſoll. Alsdann machte man vielleicht ausfündig, den Rand nach der Ebene, welche durch die Grundfläche des Hutkopfes geht, nieder zu ſtoßen, die Schultern dadurch zu bedecken, zugleich aber auch ihn bey gutem Wetter, oder für die Jugend, durch Hefte in die Höhe zu halten. Hierauf wurde dieſe überflüſſige und unbequeme Spitze, welche über den Kopf empor ragete, von Zeit zu Zeit abgekürzet, und man fand nach und nach die Mittel, ihn durch das Breitermachen zu erniedrigen. Vor dem Gebrauche der Biber- und anderer feinen Haare, waren die Hüte ſo grob, daß Perſonen, die ſich gut kleideten, ſie mit Sammet, Taffet, oder anderm ſeidenen Zeuge überziehen ließen. Man trug ſie niemals bloß, als nur aus Sparſamkeit, oder in den Regen damit zu gehen.

In England ſtanden ehemals die Hutmanufacturen im ſtärkſten Flor; denn ſie verſahen die nordiſchen

ſchen Länder, ingleichen Deutſchland, Spanien, Portugal, Italien und die Colonien mit Hüten, haben aber dadurch, daß die wegen der Religion vertriebenen Franzoſen dieſe Manufactur mit nach Holland und Deutſchland brachten, und daſelbſt an vielen Orten Hutmanufacturen anlegten, einen ziemlichen Stoß gelitten.

Grobe Hüte hat man, vom Anfange dieſer Mode an, faſt allenthalben machen können; feine aber erſt ſeit der Wiederrufung des Edictes von Nantes, welche dieſe Manufactur aus Frankreich nach England, Holland und Deutſchland verpflanzte. Dieſe blühete am Ende des vorigen, und im Anfange des jetzigen Jahrhundertes, weit ſchöner in England, als in Frankreich ſelbſt, indem die Franzoſen bis zum utrechter Frieden ſehr wenige Biberfelle aus Canada erhalten konnten, (*) und dieſelben aus England entweder unmittelbar, oder über Holland ziehen mußten. Aber nach 1714 fiengen ſie an, eine ſolche Menge Biberfelle aus Canada zu holen, daß ſie mit dem Zufluſſe dieſer Häute aus England, ihre Hutmanufacturen bald wieder in den größten Flor brachten, und die Engländer in allen fremden Ländern aus dem Huthandel verdrängten. Die Schuld lag an der engliſchen Zollordnung, welche den Franzoſen einen ziemlichen Vorſprung vor den engliſchen Hutmachern einräumte. (**) Dieſe würden nebſt den franzöſiſchen gar nicht haben fortkommen können, wenn ſie kein Biberhaar aus Rußland zollfrey bekommen hätten. Und auch mit dieſer Aushülfe würden die Engländer keine Caſtorhüte in fremden Ländern haben abſetzen können, wenn nicht

(*) Da Canada durch die mit England verbundenen 6 Stämme der Wilden, welche von den Engländern die 5 oder 6 Nationen, und von den Franzoſen die Iroqueſen genannt werden, unaufhörlich beunruhiget ward: ſo konnten die Franzoſen nicht viel Pelzwerk von dort her erhalten, bis der Utrechter Friede Canada von allen Feindſeligkeiten und Einfällen dieſer Wilden befreyete.

(**) Denn vom 8. März 1704 an, betrug der ganze Zoll, welcher bey der Einfuhre der amerikaniſchen Biber in England entrichtet werden mußte, 16 Stüber von einem Felle. Da aber bey der Wiederausfuhre in fremde Länder 12 Stüber davon zurück gegeben wurden: ſo bezahlten die franzöſiſchen Hutmacher wirklich 12 Stüb. weniger Zoll, als die engliſchen ſelbſt.

nicht der Krieg, welcher 1700 wegen der ſpaniſchen Erbfolge entſtanden war, die franzöſiſchen Hutmanufacturen herunter gebracht hätte. Doch erholten ſich dieſelben nach dem Utrechter Frieden ziemlich wieder, und ſtürzten, gedachtermaßen, die engliſchen, bis endlich das Geſchrey der brodloſen Hutmacher, im J. 1721, in das Parlament drang, welches hierauf den Fehler des Zolltarifts etwas verbeſſerte. (*) Doch behielten die Franzoſen noch immer den Vorſprung. (**) Sie hatten damals ihre Hutmanufacturen in einen ſehr blühenden Stand geſezt, ihre Herrſchaft über die großen Landſeen in Nord-Amerika, welche von Bibern wimmeln, widerrechtlich ausgebreitet, und eine neue Colonie an der Mündung des Miſſiſſippi angelegt, auf welchem ſie einen beträchtlichen Pelzhandel mit den Wilden, etliche hundert Meilen den Strom hinauf, eröffneten. Auf ſolche Weiſe war ihre Einfuhre der amerikaniſchen Biberhüte eben ſo ſtark, als diejenige der Engländer, geworden; inſonderheit, da der engliſche Handel nach Hudſons Meerbuſen als ein ausſchließendes Recht einer eigenen Geſellſchaft zugehört, welche, nach der Denkungsart aller monopoliſchen Handelsgeſellſchaften, ſich immer hütete, den Preis der Biber durch eine gar zu ſtarke Einfuhre derſelben zu erniedrigen. Dieſe Vortheile der franzöſiſchen Hutmacher über die engliſchen vergrößerten ſich noch, als das Parlament im J. 1748 den Zoll der Biberfelle wieder erhöhete, ſo daß die franzöſiſchen Hutmacher für dieſelben in England wirklich 4 Stüb. vom Stücke, weniger Zoll, als die engliſchen ſelbſt, zu bezahlen hatten. (***)

Die

(*) Durch die Acte 8 Georgs I. Cap. 15, wurde der Zoll von 16 Stüb. bis auf 6 herunter geſezt, und bey der Ausfuhr nur halb, mit 3 Stüb. zurück gegeben. Allein, hernach legte das Parlament durch die Acte 21 Georgs II. Cap. 2, eine neue Abgabe auf Biber, welche bey der Ausfuhre ganz zurück gegeben wurde.

(**) Sechs Stüber Zoll auf eine Waare, deren erſter Einkaufpreis nicht über eine halbe Krone, oder drittehalb Schill. iſt, betragen 20 pro Cent. Eine einländiſche Fabrik, welche für ihre rohe Materien 20 pro Cent betragen muß, kann niemals mit einer ausländiſchen Fabrik, welche gar keinen, oder doch einen ganz niedrigen Zoll, wie die franzöſiſchen Hutmanufacturen, zu entrichten hat, gleich arbeiten.

(***) Es iſt wirklich ſchwer, eine gültige Urſache zu finden, welche das Parlament zu dieſer Erhöhung der Zölle bewegen konnte, auſ-

Die Wirkung zeigte ſich bald. Einige Jahre nach 1748 fiengen die Franzoſen an, mit ihren wohlfeilen Caſtorhüten die Engländer allenthalben auszuſtechen, nur nicht in Portugal, bis die Portugieſen ſelbſt eine Hutmanufactur zu Liſſabon anlegten, und hiezu die Biberhäute mit einem geringen Zoll aus England kommen ließen. (*) Als nun die engliſchen Hutmanufacturen in der augenſcheinlichſten Gefahr ihres Unterganges ſtanden, ſo giengen endlich dem Parlamente die Augen auf, welches im Jahr 1764 alle bisherige Fehler des Zolltarifes in Anſehung der Hutmanufacturen durch eine neue Acte glücklich verbeſſerte. Dieſe erhielt d. 5. Apr. gedachten Jahres die Kraft eines Geſetzes, und nahm ſchon am 7ten ihren Anfang. (**) Das Jahr 1764 iſt der Zeitpunct, ſeit welchem die engliſche Hutmanufactur wieder blühet.

Die Aufmerkſamkeit und Achtung des ganzen franzöſiſchen Volkes, ja des königlichen Hofes ſelbſt, für die Handlung und Manufacturen, verdient nicht allein das größte Lob, ſondern auch die Nachahmung aller Nationen, denen ihr eigenes Wohl am Herzen liegt. So bald die Franzoſen alle

außer, daß der Staat, wegen der großen Schulden, welche der koſtbare Krieg 1748 hinterlaſſen hatte, Geld brauchte. Wenn die Vermehrung der Staatseinkünfte und das Wohl der Manufacturen und Fabriken, mit einander in Colliſion gerathen: ſo muß letzteres in den meiſten Ländern zuweilen nachſtehen. Biberhaar aus Rußland wurde zollfrey eingeführt; warum denn nicht auch die Biber aus den engliſchen Colonien? Es ſollte eine unveränderliche Grundregel ſeyn, keine Zölle auf rohe Materien für Manufacturen und Fabriken zu legen; den einzigen Fall ausgenommen, wenn dadurch die Hervorbringung, Cultur, oder Sammlung dieſer Materien in dem Lande ſelbſt begünſtiget wird.

(*) Die Portugieſen hatten aus ihrer vortreflichen Wolle ſchon lange vorher grobe Hüte gemacht, aber niemals feine aus Biberhaar.

(**) Der Inhalt iſt dieſer: Der Zoll von jeglicher Biberhaut iſt bis auf 1 Stüb. vermindert, und wird nicht zurück gegeben, ſondern es müſſen vielmehr bey der Wiederausfuhre 7 Stüb. vom Stück bezahlet werden. Biberhaar, welches vom Fell abgeſchnitten, aber ungekämmet iſt, wird zollfrey eingeführt. Iſt es ſchon gekämmet, ſo muß für jedes Pfund ſchwer ein Zoll von 14 Schill. entrichtet werden; das gekämmte Biberhaar aus Rußland allein ausgenommen, welches zollfrey iſt. Bey der Wiederausfuhre werden dieſe 14 Schill. zurück bezahlet, und das ungekämmte mit 1 Schill. verzollet.

alle Hoffnung, einen Theil von Nord-Amerika den Engländern wieder abzujagen, 1762 aufgegeben hatten, ſahen ſie voraus, daß Pelzwerk und Biber die Stapelwaare von England werden müſſe. Deswegen faßten ſie den Entſchluß, den Gebrauch von beyden, ſo viel möglich, zu hindern. In dieſer Abſicht brachten ſie die neue Mode auf, Federmüffe und ganz kleine Harlekinhüte zu tragen; eine Mode, welche die meiſten Europäer nachäffeten, ohne den Urſprung und die Abſicht derſelben zu wiſſen!

Die Engländer betrachten ſich als Herren über alle amerikaniſche Biber; allein, es fehlt noch viel daran, denn ſie beſitzen nur die Oſtſeite, die Spanier aber die Weſtſeite der nördlichen Hälfte von Amerika. Wenn die Spanier ſich von ihrer Höhe herab laſſen, und mit den Wilden, ich will nicht ſagen chriſtlich, ſondern nur menſchlich umgehen wollten, würden ſie von ihnen leicht eben ſo viele Biber, als die Engländer, eintauſchen, (*) und in Spanien ſo gute und wohlfeile Caſtorhüte, als die engliſchen ſind, verfertigen können. Was würde alsdann aus der engliſchen Hutmanufactur werden? Es hoffeten auch die Engländer, daß die Eroberung von Canada bey ihnen die Biberfelle wohlfeiler machen würde; allein, dieſe Hoffnung iſt noch nicht ganz erfüllet worden, theils, weil die Franzoſen mit den Einwohnern von Canada noch immer in einer heimlichen Verbindung ſtehen, theils, weil die Biberfelle, welche pfundweiſe verkauft werden, keine große Ballen ausmachen, mithin zum Schleichhandel beſonders geſchickt ſind. Nicht nur aus Canada, ſondern auch aus England ſelbſt, werden jährlich ſehr viele Biberfelle heimlich nach Frankreich geſchleppet, weil ſie auf mancherley Art genutzet werden können.

Es

(*) Daß die Abendſeite von Nord-Amerika eben ſo viele Biber, als die Morgenſeite dieſes großen Landes, beherberge, haben die neuern Entdeckungen der Ruſſen, von Kamtſchatka aus gegen Amerika zu, bereits wahrſcheinlich, ja faſt gewiß, gemacht. Ein kaltes Land, welches dick mit Buſchwerk bewachſen, ſchlecht bevölkert iſt und von Flüſſen durchſtrömet wird, wie die amerikaniſche Weſtſeite, iſt das Vaterland der Biber, welchen der Trieb zur Selbſterhaltung ſo tief eingeprägt iſt, daß ſie die Nachbarſchaft der Menſchen, ihrer Feinde und Mörder, äußerſt verabſcheuen. In den ungariſchen Ländern werden auch Biber gefangen, und wegen ihres Fleiſches in Wien lebendig verkauft.

Es iſt ſonderbar, daß faſt alle **Cardinalshüte** der katholiſchen Kirche in dem ketzeriſchen England gemacht werden, indem die Franzoſen die Kunſt nicht wiſſen, dem Biberhaar eine ſo glänzende Farbe zu geben, als die Cardinalshüte haben müſſen, welche in England auf 5 bis 6 Guineen (ungefähr auf 50 Fl.) zu ſtehen kommen.

Man macht in England, ſo wie in Frankreich und andern Ländern, nur ſelten **feine Caſtorhüte** aus lauter Biberhaar, ſondern dieſes wird gemeiniglich mit peruaniſcher Wolle, auch wohl mit etwas Kaninchenhaar vermenget. Die **mittlere Sorte** der engliſchen Hüte beſteht aus Kaninchenhaar, welches ſehr gute, ſchöne und dauerhafte Hüte giebt. Die **ſchlechteſte Sorte** beſteht aus ſpaniſcher und engliſcher Wolle, und wird meiſtens nur von Matroſen getragen. (*) Man findet in den Hutmanufakturen Hüte von 1 Penny (2 Kreuzer) bis zu 1 Guinee das Stück (von 2 Kr. bis zu 9 ½ Fl.). Die feinſten und beſten, welche aber beſtellet werden müſſen, und welche aus bloßem Biberhaar verfertiget werden, koſten an 2 Guineen. In Mancheſter und der benachbarten Gegend, wie auch in London und vielen andern Orten, wird eine große Menge Hüte, zur Ausfuhre in fremde Länder, verfertiget. Dieſe Ausfuhre iſt aber nicht mehr ſo ſtark, als ſie vormals, inſonderheit zwiſchen 1690 und 1714 war. In vielen Ländern, in welchen man damals noch keinen einzigen Caſtorhut machen konnte, wird jetzt eine Menge verfertigt. In Böhmen iſt dieſe Manufactur zu einer großen Vollkommenheit gediehen. (**) Ja, in allen öſtreichiſchen Ländern, in verſchiedenen deutſchen und wälſchen Staaten, und 1768 auch zu Madrid, und in der benachbarten Gegend, iſt die Einfuhre aller fremden

(*) In London giebt man den Lackeyen und Livreebedienten keine ſchlechtere Hüte, als von 5 bis 6 Fl. das Stück.

(**) Die böheimiſchen Haſenbälge ſind zum Hutmachen die beſten; die daraus verfertigten Hüte geben den engliſchen und franzöſiſchen nichts nach. Böheim braucht hiezu jährlich 40000 Stück Haſenfelle. Jedes Kammergut in Böhmen lieferte ſonſt jährlich 13 bis 1400 Stück. Ein Hundert Stück koſtet 20 bis 24 Gulden. Die ungariſchen und türkiſchen Haſenfelle ſind viel wohlfeiler, aber auch nicht ſo gut. Da die böheimiſchen Hüte weit wohlfeiler, als die engliſchen, ſind: ſo wird verſichert, daß durch den Schleichhandel viele ungefärbte Hüte aus Böheim nach England gehen, daſelbſt gefärbet und alsdann für engliſche verkaufet werden.

den Hüte gänzlich verboten worden. Die engliſchen Hutmanufacturen haben alſo mit den franzöſiſchen das Schickſal gemein, daß ihr Abſatz ſich in fremden Ländern vermindert, ob gleich die Engländer Biber und Kaninchen beſſer, häufiger und wohlfeiler, als jene, bekommen können. Indeſſen finden die engliſchen Hüte doch noch einen ſehr anſehnlichen Abſatz in Weſt-Indien,(*) Amerika, Spanien und Portugal, wo die Hutmanufacturen ſchlechten Fortgang haben. Auch gehen noch viele engliſche Hüte nach Rußland, Deutſchland und in die nördlichen Länder, ungeachtet die Franzoſen ihre Marſeillettes, oder Halbcaſtorhüte von Marſeille, imgleichen ihre Chatellains und Caudebecs auch dahin führen, welche leztere in Italien ſtark geſuchet und getragen wurden, bis Venedig und andere wälſche Staaten die Einfuhre fremder Hüte verboten, und ſolche ſelbſt zu machen anfiengen, wozu ſie Haſenfelle aus der Wallachey und andern türkiſchen Ländern brauchten. Sollten die Ruſſen ihre Entdeckungen auf der weſtlichen Küſte von Nord-Amerika weiter treiben, und das Biberhaar aus dortigen Gegenden ſelbſt verarbeiten, ſo müſſen die engliſchen und franzöſiſchen Hutmanufacturen fallen.

Hrn. Reg. R. v. Taube Abſchilder. der engländ. Manufacturen, Handlung rc. 1. Th. Wien, 1777, gr. 8. S. 196, fgg.

Der jetzige berühmteſte Hutmacher in London, iſt ein Deutſcher, und heißt **Wagner**. Er ſchreibt ſich Hatmakar of his Majeſty and all the royal family; und engliſche Hutmacher erwerben ſich dadurch Credit, daß ſie in ihren Schildern ſich für Lehrlinge des Wagner's ausgeben.

H. J. Hinze Beytr. zur Oek. Cameral- und Polizeywiſſenſch. Deſſau, 1782, gr. 8. S. 177.

Die vornehmſten Manufacturen, in welchen die feinſten, den engliſchen und franzöſiſchen nichts nachgebenden, Hüte in Deutſchland gemacht werden, befinden ſich unſtreitig in Berlin, und hienächſt in Erlang, einer Hauptſtadt des Fürſtenthumes Culmbach.

Hüte

(*) Die engliſchen Hüte, welche nach Jamaika und in andere ſüdliche Inſeln gehen, werden nicht ſchwarz gefärbet, ſondern bleiben weiß.

Hüte von mittlern und ſchlechten Sorten, werden in den meiſten deutſchen Städten von einzelen Hutmachern verfertiget. Unter den Einwohnern der churmärkiſchen Städte, befanden ſich im J. 1777, 207 Hutmachermeiſter, und 115 Geſellen. In Berlin beſtand damals das Hutmacher-Gewerk aus 55 Meiſtern, und es beſchäftigten ſich überhaupt dabey 123 Perſonen. Außerdem giebt es noch zwo vom Könige conceſſionirte Hutmanufacturen; die eine, unter der Firma Paſcal und Düfay; und die andere, ſeit dem April des (1782) Jahres, unter der Firma Fromm und Paſcal, welche letztere jetzt ſchon 30 Perſonen in Arbeit hat. Dieſe beyde Manufacturen liefern Hüte von vorzüglicher Güte und Feinheit. In Potsdam hat Peter Franz Bock zu ſeiner im J. 1775 errichteten Manufactur, ein von dem Könige geſchenktes Haus, die ſo genannte Meßvergütung von 2 pro Cent, und Lieferung an die Regimenter. Uebrigens befanden ſich, am Ende des J. 1777, in Potsdam 18 Hutmachermeiſter, und 15 Geſellen nebſt Jungen. In dem Flecken Leer, im Fürſtenthume Oſtfriesland, befindet ſich eine zu Anfange dieſes Jahrhunderts etablirte Hutmanufactur, welche 18 Perſonen beſchäftiget, und im J. 1779, 5100 Hüte geliefert hat.

Hiſtoriſche polit. geogr. ſtatiſt. und militär. Beyträge, die Königl. Preuß. und benachbarte Staaten betreffend. Deſſau, (1781,) 4. S. 139, f.

Polen liefert außer andern Gattungen von Pelzwerk, eine Menge Haſenfelle nach Breslau, welche von da nach Lyon, nach London und nach Holland verſchickt werden. Dort werden ſie von den daſigen Hutmachern gebraucht, und die daraus verfertigten Hüte verſchönern theils deutſche Köpfe, theils dienen ſie zum Handel mit Spanien, Portugal, und mit Oſt- und Weſt-Indien. In Breslau nennt ſich kein einziger unter den daſigen Hutmachern Fabrikant, und kein ein-

ziger unter ihnen hat ein prahlendes Schild über ſeiner Thüre; dieſes hindert aber nicht, daß ihre Waare nicht vorzüglich gut ſeyn ſollte. Die Breslauer Kaufleute verkaufen Hüte, worein ein gedruckter Zettel zwar ſagt, daß ſie von *James Bracker*, Hatmaker in London, verfertigt ſind, die aber Illing oder ein anderer Hutmacher in Breslau geformt hat. So gar der Ausländer bedient ſich dieſer Liſt, und der Warſchauer Kaufmann zieht, wenn er nicht unwiſſend iſt, ſeine Hüte mit beſſerm Vortheile aus Breslau, als aus Paris und London. Sie ſind nicht nur ihrer Güte, ſondern auch des wohlfeilen Preiſes wegen, vorzüglich. Dieſe Art von Manufacturen verdient Aufmunterung und Unterſtützung. Wenn die ſchleſiſche Armee ihre Hüte aus Breslau bekäme, ſo wäre dieſes vielleicht ein Mittel, wodurch beydes bewirket werden könnte.

Sinapius kaufmänniſch, polit. Zeitung, v. 2. März, 1782, S. 130, f.

In dem Churfürſtenthume Sachſen, werden zu Dresden, Leipzig, Meiſſen, Pirna und Zwickau, von einigen Meiſtern eben dergleichen feine Hüte verfertiget; ingleichen ſind die döbeliſchen Hüte bekannt, welche wie die franzöſiſchen Caudebecer, nicht leicht durchgenetzet werden können. Den döbeliſchen werden die in der Ober-Lauſitz, zu Budiſſin und Görlitz, desgleichen die in der Nieder-Lauſitz zu Chriſtianſtadt verfertigten Hüte gleich geſchätzet. Die Dresdner Hutmacher excelliren nicht nur in den Caſtorhüten, ſondern es werden in Dresden auch die oben erwähnten in Paris neuerlich erfundenen Hüte, wozu die Hälfte Seide genommen wird, und welche leichter, feiner und waſſerhaltender; als die gewöhnlichen Hüte, ſind, wie auch engliſche Reit- und Jagd-Hüte von Leder, welche ſehr kühlen, und auch ſo verfertiget werden können, daß ſie Hiebe und Kugeln aushalten, fabriciret. In Hamburg werden ebenfalls ſaubere Hüte gemacht.

Die Anlegung einer feinen Hutmanufactur iſt jetzt keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen. Man hat ſie, mit beträchtlichen Koſten zu unterſtützen, gar nicht nöthig. Die Materialien, welche dazu erfodert werden, und zum Theil deutſche Landesproducte ſind, verurſachen der Manufactur ſo wenig, als das Handwerkszeug und die Geräthſchaften, im Anfange übermäßige Koſten, zumal da man ſich allemal nur auf ein Jahr mit Materialien zu verſorgen nöthig hat. Der am Ende des erſten Jahres bleibende reine Gewinn wird, wenn man hiebey einen ſtarken Abſatz der Waare voraus ſetzt, allemal hinreichend ſeyn die Manufacturen in ihren nöthigen Ausgaben zu unterſtützen. Ein Entrepreneur darf alſo im Anfange nur einige Tauſend Thaler in der Hand haben.

Vor einigen 30 bis 40 Jahren ſuchte ein geſchickter Hutmacher, welcher mit einer eingerichteten Werkſtatt ſchon verſehen war, einen Entrepreneur, welcher zum Verlage Geld herſchießen, und dagegen den Profit mit dem Hutmacher gleich theilen ſollte. Er übergab zu dem Ende folgenden Anſchlag.

Zu $2\frac{1}{4}$ Dutzend feine Hüte wird erfodert:

	Fl.	Kreuzer.
1. Hundert Stück Haſenfelle, koſten im Ankauf - - - - - -	16	—
2. Macherlohn - - - - - -	5	20
3. Für Haare abzuſchneiden, das Pfund à 8 Kreuzer - - - - -	1	12
4. Scheidewaſſer - - - - - -	2	16
5. Kamelhaar - - - - - -	1	—
6. Blauholz - - - - - -	—	28
7. Gummi und Traganth - - -	—	22
8. Holz und Kohlen - - - -	—	46
9. Brandweinſpühlicht - - - -	—	4
10. Galläpfel - - - - - -	—	4
11. Grünſpan - - - - - -	—	4
12. Hutſchetter - - - - - -	—	48
13. Hutſtaffirlohn - - - - -	—	6
14. Papier zum Einpacken - - - -	—	6
Koſten alſo die $2\frac{1}{4}$ Dutzend feine Hüte	28	36

	Fl.
Nach bevorſtehender Berechnung würden 45 Dutzend Hüte koſten - - - - - - -	572
Hiezu noch für die Kiſten zum Einpacken, für Fracht, Reiſe = Zehrungs = und einige andere Koſten - - - - - - - - -	64
Würden alſo 45 Dutzend Hüte koſten -	636
Unter dieſen 45 Dutzend befinden ſich	
25 Dutzend feine Hüte, à 24 Fl. - -	600
20 = geringere, à 21 Fl. - -	420
Summa	1020
Wenn nun hievon die vorher ſpecificirten Koſten abgezogen werden - - - - - -	636
ſo bleibt reiner Gewinn -	384

Dieſe werden zwiſchen den Verleger und Hutmacher in zween gleiche Theile getheilet, bekömmt jeder 192 Fl. Nun können jährlich 4 Meſſen frequentiret werden, nämlich 2 in Zurzach in der Schweitz, und 2 in Frankfurth am Mayn. Wenn nun auf jeder Meſſe, eine in die andere gerechnet, 40 Dutzend Hüte debitiret werden können, ſo beträgt ſolches 160 Dutzend; und dieſe würden, nach obigem Anſchlag, 1365 Fl. mithin einem jeden Theile 682 ½ Fl. Gewinn bringen.

Zu dieſem Verlag würde ein Capital von ungefähr 12 bis 1300 Fl. erfodert.

Die Waaren, welche von dieſem Capital nach und nach eingekaufet werden, bleiben allemal in den Händen des Verlegers, welcher davon nichts mehr abgiebt, als was alle Woche verarbeitet wird. Der Hutmacher liefert ihm alle Sonnabend die verfertigte Waare, und erhält dagegen friſche Materialien. Es hat alſo der Verleger ſowohl die fertigen Waaren, als auch die Materialien, in ſeiner Hand, und iſt mithin wegen ſeines Capitales dabey vollkommen verſichert.

Man ſieht aus dieſem Anſchlage zugleich, wie ſich ein einzeler Hutmacher, dem es an eigenem Vorſchuß fehlt, auf eine vortheilhafte Art helfen kann.

Die Hutmanufacturen gehören weder zu denjenigen, durch welche Deutſchland große Geldſummen von Fremden an ſich ziehen kann, noch zu denen, welche,

che, wie ich ſo eben gezeigt habe, beträchtliche Einricht- und Unterſtützungskoſten erfodern; allein, es iſt doch immer ſehr gut, wenn man die Einführe fremder Hüte entbehren; und den Hutmanufacturen eine beſſere Geſtalt geben, und ſie der Vollkommenheit immer näher bringen kann. In dieſer Abſicht muß man 1) den Zwang der Innungen und Handwerksgebräuche abſchaffen, und dieſes Gewerbe, wenigſtens in Anſehung der ſogenanten ganzen und halben Caſtorhüte, manufacturmäßig tractiren. Man muß 2) dieſe Manufacturen mit Reglements über ihre ganze Verfahrungsart verſehen, und Beſchauanſtalten verordnen. Man muß 3) auf diejenigen Materialien, welche ſie nöthig haben, inſonderheit auf das Biberhaar, und andere fremde Haare, keinen hohen Impoſt legen, die Einführung der fremden Hüte hingegen entweder gänzlich verbieten, oder ſie doch wenigſtens mit ſtarken Abgaben beſchweren; und man muß nicht geſtatten, daß die Hutmachermaterialien, welche im Lande gezeuget werden, heraus geführet werden.

In den königl. preußiſchen Staaten wird vom Thaler Biber- Kamel- Kaninchen- und Haſenhaare, welche die Hutmacher gebrauchen, 5 Pfenn. Acciſe gegeben. Die fremden wollenen Hüte, ſind laut Ordre vom 20. Jul. 1747, und Edict v. 17. Dec. 1765, gänzlich verboten. Ein jeder fremder ganzer Caſtorhut, iſt, nach dem Patent v. 24. Jun. 1734, mit 2 Rthlr.; ein halber, mit 1½ Rthlr.; ein Carolinhut, mit 1 Rthlr und ein Caudebec mit 12 Gr. Acciſe beſchwert; nur von den lüneburgiſchen Hüten, wird, nach der Ordre v. 24. Apr. 1759, vom Thaler 1 Gr. Acciſe gegeben. In dem Königreiche Preußen giebt es auch Biber, allein die Biberfelle dürfen, nach dem Reſcript v. 15. Jan. 1751, ſo wenig, als die Haſenfelle, außer Landes verſendet werden.

Man muß 4) dafür ſorgen, daß die Abgänge aus den Seidenmanufacturen, bey den Hutmachern in ſchicklicher Proportion angewendet, und daß 5) durch Naturforſcher und Scheidekünſtler beſſere und wohlfeilere

lere Färbematerialien, wie auch noch unbekannte inländiſche Materien zum Hutſtoff, ausfindig gemachet werden. Die Aufnahme unſerer Hutmanufacturen kömmt alſo auf guten Unterricht, auf gehörige Aufſicht, auf vernünftige Freyheit, auf Mäßigung der Auflagen oder Abgaben, und auf Beſorgung eines Ueberfluſſes an inländiſchen, zur Abſicht dienlichen, wohlfeilen Materialien, an.

Amſterdamer Preiſe der Hutmacher=Materialien, von 24. Apr. 1779, nach Pfunden.

Kamelhaar, erſte Sorte — —	50	bis	60	Stüber.
— — zweyte . — — —	40	:	50	—
— — dritte . — — —	30	:	40	—
Perſianiſche Wolle, Bundels —	24	:	25	—
Carmenie=Wolle, rothe — —	65	:	70	—
weiße — —	55	:	60	—
Biber, geſchnittene, braune, magere	20	:	21	Fl.
— — — — — — fette	$14\frac{1}{2}$	:	15	—
Kaninchen, Rückenhaar — — —		:	$4\frac{3}{4}$	—
— — Seitenhaar — —	50	:	52	Stüber.
Haſen, Rückenhaar — — —	$4\frac{3}{4}$	:	5	Fl.
Ruſſiſche Haſenfelle, 105 Stück	68	:	72	—
Litauiſche und polniſche — —	50	:	56	—
Deutſche — — — — — —	47	:	50	—
Vigognes=Wolle — — — —	70	:	75	Stüber.
Däniſche Krull=Wolle — —	15	:	19	—

Die Hutmacher haben ein freyes, geſchenktes und zünftiges Handwerk. Doch findet das Geſchenk nur in Deutſchland Statt, und pflegt daſſelbe in 4, 5 bis 6 Groſchen, nachdem die Anzahl der Meiſter in einer Stadt ſtark iſt, zu beſtehen; auch haben die eingewanderten Geſellen eine Mahlzeit und das Nachtlager frey. Auch iſt dieſes Handwerk nur in einigen Ländern, als: in Deutſchland, Dänemark, Schweden, Polen und in der Schweiz, zünftig. Ihre Lehrburſche lernen 5 bis 7 Jahr, wenn ſie kein Lehrgeld erlegen, oder auch eine kürzere Zeit, nach der Größe des erlegten Lehrgeldes.

Im

Im Würtembergiſchen muß er, wenn er 15 Jahr alt iſt, 3 Jahr lang, wenn er aber jünger iſt, noch längere Zeit lernen.

Herzogl. Würtembergiſche Hutmacherordn. v. 30. Sept. 1581, und confirmirt d. 8. Jun. 1644.

Die Lehrburſche haben während ihres Lehrſtandes alles frey. Das halbe Lehrgeld wird nur alsdann bezahlt, wenn ſie vor der Zeit losgeſprochen werden wollen. Das Lehrgeld iſt nicht immer einerley; es kömmt dabey auf einen Vergleich zwiſchen Aeltern und Lehrherrn an. Die Geſellen müſſen 3 Jahr wandern. Sie bekommen, außer dem ſchon angezeigten Geſchenke, noch 6 Gr. und mehr, von den Geſellen, wenn ſie auswandern. An einigen Orten hat ein Meiſters-Sohn, wenn ihn ſein Vater braucht, daß er ſeine Stelle verſehen ſoll, das Vorrecht, daß er ohne zu wandern, Meiſter werden kann. Doch wird auch zuweilen von andern Geſellen, (wenn ſie, wie in Berlin, 30 Rthr. erlegen,) die Wanderſchaft abgekauft. Das Meiſterſtück iſt nicht aller Orten gleich. In den preußiſchen Landen beſteht es in einem weißen Kernhute. einem halben oder feinen gemiſchten und einem ganzen Caſtorhute (der leztere aus ½ Pfund Biberhaar), und einer Heiduckenmüze. Die Koſten bey dem Meiſterſtücke belaufen ſich in Berlin au 150 Rthlr.

Königl. Preußiſches Patent, daß die Hutmacher ſich nicht unterſtehen ſollen, leinen- und halbwollene Zeuge zu färben, *d. d.* 22. May 1717, ſt. in *Mylii* Corp. Conſt. March. 5. Th. 2 Abtheil. 4. Cap. No. 50, S. 306.

Edict, daß die königl. Bediente und Vaſallen zu den Livreen der Domeſtiken, keine andere als einländiſche Hüte gebrauchen ſollen, *d. d.* 26. Apr. 1718, eb. daſ. No. 58, S. 314.

General-Privilegium und Gildebrief des Hutmacher-Gewerkes in der Chur- und Mark Brandenburg, insonderheit in Berlin, *d. d.* 22. Aug. 1735. ſt. eb. daſ. 10. Cap. Anh. No 52, S. 544.

Declaratio des Hutmacher-Gewerks, *Privilegii*, daß ein angehender Meiſter 6 Thaler erlegen ſolle, it. das Geſellenmachen betreffend, *d. d.* Berl. d. 10. Jul. 1737, ſt. in *Mylii* Corp. Conſtit. March. Col. 61.

General-Privilegium und Gildebrief des Hutmacher-Gewerkes im Königreich Preuſſen, Litthauiſchen Departements, *d. d.* Berl. d. 25. Jul. 1752, ſt. im *Novo Corp. Conſt. March.* 1. Th. Col. 1159.

Im Würtembergiſchen beſteht das Meiſterſtück in einem Spitzhute, einem Jägerhute mit einer breiten Schnaupe, und einem Paar völlige bis an den Leib herauf gehende Filzſtiefeln.

Die Innungsartikel, wie ſolche in einigen Städten des Churfürſtenthumes Sachſen, nach hoher landesherrlicher Verordnung und Confirmation, beobachtet werden müſſen, findet man in **Marpergers** Beſchreib. des Hutmacher-Handwerkes, S. 122, fgg.

In den neuen revidirten und approbirten Taxen für die Reſidenz Berlin, v. 1. Febr. 1771, iſt S. 17, folgende Taxe der Hutmacherarbeit vorgeſchrieben.

	Rthlr.	Gr.	Pf.	bis	Rthlr.	Gr.	Pf.
Ein feiner Caſtor-Hut	6	—	—	-	8	—	—
Ein halber dergleichen	3	—	—	-	3	8	—
Ein feiner Hut - - -	2	6	—	-	2	8	—
Ein dergleichen mit ſeidenem Futter - - -	3	—	—	-	—	—	—
Ein Hut, wie ſolcher von Offiziers getragen wird	2	4	—	-	—	—	—
Ein Mittelhut -	1	8	—	-	1	12	—
Ein Staatslivreehut -	1	4	—	-	—	—	—
Ein Ordinärer Hut -	—	16	—	-	—	20	—
Ein ſchlechter Hut - -	—	10	—	-	—	12	—

Was die Zunftverfaſſung der Hutmacher in Frankreich betrifft, ſo vergieng doch, ſo guten Fortgang auch der Gebrauch der Hüte in dieſem Reiche, ſeit ihrer erſten Erſcheinung, immer hatte, eine geraume Zeit, ehe die Hutmacher eine Innung unter ſich errichteten, und die Kunſt Verordnungen unterworfen wurde. Heinrich III. gab ihnen die erſten, im J. 1578. von Heinrich IV. erhielten ſie die Beſtätigung derſelben, im Jun. 1594, und von Ludwig XIII., im März 1612, mit einigen Veränderungen. Endlich wurden dieſe Verordnungen unter 38 Artikel gebracht, und unter der Regierung **Ludwig's XIV.,** im

im März 1658, durch öffentliche Befehle autoriſiret. Man findet ſie, nebſt andern die Hutmacherinnung angehenden Sachen, in der unter dem Titel: Articles, Statuts, Ordonnances & Reglement des Gardes jurés, anciens Bacheliers & Maitres de la Communauté de Chapeliers de la Ville, Fauxbourgs, Banlieue, Prevoté & Vicomté de Paris, heraus gekommenen Sammlung. Unter dieſen 38 Artikeln giebt es einige, von denen die Hutmacher durch das Wachsthum der Kunſt und die Umſtände der Zeit, gleichſam befreyet worden ſind, und die Niemand unter ihnen mehr beobachtet, dahin gehört z. B. der 5te Artikel, welcher zum Meiſterſtücke einen Hut verordnet, der aus einem Pfunde gekrämpelter Schurwolle gemacht, gefärbet, und mit Sammet überzogen iſt. Derjenige, welcher Meiſter werden wollte, und ſonſt keine, als eine ſolche Arbeit machen könnte, (welche außerdem nicht mehr üblich iſt,) der verdiente heutiges Tages keinesweges, daß er zu Meiſter angenommen würde. Von gleichem Schlage iſt auch der 33ſte Art. welcher befiehlt, daß kein Biberhut gemacht werden ſollte, wenn ſolches nicht von lauter Biberhaaren geſchehe. Dieſe Waare iſt jezt ſo ſelten und theuer, daß man ſolche Hüte niemals macht, als wenn ſie ausdrücklich beſtellet werden. Dem ungeachtet nennt man diejenigen Hüte, wozu man noch einen Theil anderes Haar miſchet, Caſtorhüte.

Vermöge des 10. Art. erwähnter Verordnungen, wird die Innung der Meiſter des Hutmachergewerkes in Paris durch einen Obermeiſter und drey Geſchworne regieret, deren Wahl durch die Mehrheit der Stimmen vollzogen wird, welches alle 2 Jahr, den 15. Oct. vor dem königl. Procurator im Chatelet geſchieht, nebſt eidlicher Verſicherung von Seiten der Hutmacher. Der Obermeiſter wird jederzeit aus den 3 alten Geſchwornen gewählet; die 3 neuen aber müſſen, ein jeder derſelben, wenigſtens 10 Jahr das Meiſterrecht haben. Die Verrichtungen dieſer vier Bedienten beſtehen darin, daß ſie auf die Vollſtreckung der Verordnungen Acht haben, den Meiſterſtücken beywohnen, bey den andern Meiſtern Beſichtigungen anſtellen, allen Uebertretungen dadurch vorzukommen und hinderlich zu ſeyn, und überhaupt vor Gerichte und anderwärts alles das zu ſchlichten, was der Innung nachtheilig ſeyn könnte. Damit ſie ſich aber die nöthige Zeit dazu nehmen können, ſind ſie während den 2 Jahren dieſes Amtes von allen, ſowohl gewöhnlichen

lichen als auch ungewöhnlichen, Auflagen der Stadt und Gerichtbarkeit befreyet.

Die Lehrzeit der Lehrburſchen dauert 5 Jahr; und wenn ſie Meiſter werden wollen, müſſen ſie nach dieſen erſt noch 4 Jahr als Geſellen bey Meiſtern gearbeitet haben. Die Meiſterſöhne werden umſonſt aufgenommen, und ſind von allem Meiſterſtücke befreyet. Die Lehrlinge der Stadt, welche Meiſterwittwen oder Meiſtertöchter heurathen, bezahlen nur ein Drittel der Gebühren, welches etwa 200 Livres beträgt. Die Wittwen genießen die Freyheiten dieſer Zunft, doch nur ſo lange ſie im Wittwenſtande leben; oder wenn ſie ſich wieder verheurathen wollen, dürfen ſie keinen andern, als einen Hutmachermeiſter, nehmen.

Ehedem hatten die Geſellen auch eine Brüderſchaft, welche ihnen Gelegenheit gab, ſich an gewiſſen feſtgeſetzten Tagen zu verſammeln; auch außer dieſen, wenn ſie etwas unter ſich zu berathſchlagen hatten. Die Meiſter behaupteten, daß ſie ſolches mißbrauchen, und ihnen Geſetze vorſchrieben, ſowohl wegen des Arbeitslohnes, als auch wegen der Wahl und des Gebrauches der Arbeiten; weshalb ſie auch ihre Klagen an gehörigem Orte anbrachten. Durch eine Erklärung des Königes, welche im J. 1704 gegeben worden, wurde den Hutmachergeſellen ausdrücklich verboten, einige Zuſammenkunft zu halten, es möchte ſolches ſeyn wo es wolle, unter dem Vorwande der Brüderſchaft, oder unter einem andern Namen. Und in den Befehlen über den Rathſchluß v. 2. Jan. 1749, wurde daſſelbe Verbot wiederhohlt; wie auch dasjenige, vermöge deſſen kein Geſell von ſeinem Meiſter ohne Abſchied aus der Arbeit gehen ſollte, und ehe er nicht ſeine angefangene Arbeit vollendet hätte; noch auch Ränke unter einander zu ſpielen, daß einer den andern zu dieſem oder jenem Meiſter bringt, oder verurſachet, von ihm wegzugehen; oder auch beſagte Meiſter zu verhindern, es geſchehe auf was für Art es wolle, ſich ſelbſt ihre Arbeiter zu wählen, es mögen Franzoſen oder Ausländer ſeyn, bey 100 Livres Strafe.

Der Menſch in ſeinen verſchiedenen Lagen und Ständen für die Jugend geſchildert. Augsb. 1779, 8. S. 67.
Hrn. Prof. Beckman Anleit. zur Technologie, 2 Ausg. Gött. 1780, 8 S. 84 — 92.
Bergius Polizey- und Cameral-Magazin, 3. Band, S. 235 — 242.

(Hrn.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff menſchlicher Fertigkeiten 1. Th. Lpz 1778, 8. S. 237 — 241.

Halle Werkſtätte der heut. Künſte, 2. B. Brand. und Leipz. 1762, 4. S. 182 — 186; und 5. B. 1772. S. 83 — 104.

Jakobsſon Schauplatz der Zeugmanufact. in Deutſchl. 2. B. Berl. 1774, gr. 8. S. 521 — 560.

Eb. Deſſ. technologiſches Wörterbuch, 2. B. Berl. und Stett. 1782, gr. 4. S. 295, fgg.

v. Juſti Abh. von den Manufacturen und Fabriken, nach der mit Hrn Pr. Beckmanns Verbeſſerungen und Anmerk. begleiteten 2. Ausgabe, Berl. 1780, gr. 8. 2. Th. S. 21 — 24.

Marpergers Beſchreib. des Hutmacher-Handwerkes, Altenb. 1719, 8. 10 B.

Meliſſantes hiſtor. Handbuch für Bürger und Bauern, Frf. und L. 1744, 8. S. 554 — 557.

L'art de chapelier, ou art de faire des chapeaux, par Mr. l'Abbé *Nollet*. à Par. 1765. f. 94 S. u. 6. K. T.

D. überſ. u. d. T. Die Hutmacherkunſt, vom Hrn Abt. Nollet, ſt. im 6. B. des von Schreber überſ. Schauplatzes der Künſte und Handwerke, Lpz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 161 — 272.

Lettre d'un Fabriquant des chapeaux (Mr. *Thierry*) à l'Auteur du Merc. de Fr. qui regarde le Diction. encycl. & Mr. l'Abbé Nollet, ſt. im *Merc. de Fr.* Oct. 1765. 2 Vol. S. 180 — 186; und im *Extr. d. meill Iourn. d'Eur.* Fev, 1766. S. 495 — 501.

Reponſe de Mr. l'Abbé *Nollet* à la lettre de Mr. Thierry, ſt. im *Merc. de Fr.* Janv. 1766, 1 Vol. S. 171 — 180, und im *Extr. de meill. &c.* Mai 1766, 1 Vol. S. 153 — 161.

Replique de Mr. *Thierry*, à la lettre de Mr. l'Abbé Nollet, ſt. im *Merc. de Fr.* Avr. 1766, 1 Vol. S. 146 — 153, und im *Extr. &c.* Juin. 1766. 268 — 275.

(Hrn. g. R. v. Pfeifer) Lehrbegriff ſämtl. öcon. und Cameralwiſſ. 3. B. 1. Th. Mannh. 1778, 4 S. 565 — 575.

Eb. Deſſ. Manufakturen und Fabriken Deutſchlandes ꝛc, 1. B. Frf. M. 1780, gr. 8. S. 416 — 456.

Sprengels Künſte und Handwerke, vermehrt herausgeg. von Hartwig. 1. Samml. 2te Aufl. Berl. 1778, 8. S. 62 — 99.

Weigels Abbild. der gemeinnützl. Hauptſtände ꝛc. Regenſp. 1698, 4. S. 601 — 605.

* * *

Ein Brief, im welchem von Hüten, deren Urſprung und Verfertigung, und von dem guten und ſchlimmen Gebrauch derſelben, gründlich, gelehrt und hiſtoriſch gehandelt wird, von Piloſophus, ſt im 86 und 87. St. der gel. Beytr. zu den Braunſchw. Anz. v. J. 1766.

Schreib. an den Verf. dieſes Briefes, ſt. im 95. St. derſ. v. e. d. J

Ge. Jac. Steiners (Hutfabrikanten in Zwickau) Beantwortung der in dem L. J. B. befindlichen Anfrage: Woher kommt es, daß die meiſten Hüte kein Waſſer halten? wie wären ſie beſſer zu fertigen? wo, und von wem werden ſie Waſſer haltend gemacht? ſt. in No. 25 des Leipz. Int. Bl. a. d. J. 1767, S. 248, f.

Die Hutmacher ſind, wegen der zu ihrer Profeſſion nöthigen Verrichtungen, verſchiedenen Krankheiten und Zufällen unterworfen. Diejenigen, welche ihre Wolle mit Sublimat zubereiten, bekommen, von den in der Luft herum fliegenden Theilen des Sublimates, mit der Zeit Zittern der Glieder, Gliederſchmerzen und Lähmungen.

Im J. 1774, klagten die Lehrlinge in Paris darüber; und als die Polizey die Sache durch Chemiſten unterſuchen ließ; fanden dieſe, daß das Haar, welches 600 Perſonen in einem Jahre ſcheeren, fachen und walken, 60 Ctn. Queckſilberſalz enthalte.

Von dem Walken, bekommen die Lehrjungen, wegen des ſchnellen Umdrehens des ziemlich ſchweren Rollſtockes, gemeiniglich Ueberbeine, wovon Obelgün im 2. Th. der Nov. Act. phyſ. med. Acad. Cæſ. N. C. Norimb. 1761, 4. in der 43. Obſ. S. 161, eine Bemerkung anführt. Daß auch viele Lehrlinge bey dem Fachen ihre Leibesgeſtalt verderben und ungeſtalt machen, habe ich bereits oben, S. 84, erwähnt.

Einen Hutmacher zum Nachbar haben, iſt, wegen des täglich aufſteigenden Dampfes, Rauches, Geſtankes, Schadens, welche durch ſtätige Wärme und Feuchtigkeit an der Scheidemauer geſchieht, und der beſtändigen Feuersgefahr, eine große Beſchwerde.

Auf der Küſte Guinea, in Afrika, tragen viele der reichen Einwohner, Hüte, welche ſie von den europäiſchen Kaufleuten ſehr theuer kaufen, ob ſolche gleich ſehr grob ſind; oder ſie machen ſich dieſelben auch ſelbſt aus Stroh oder Binſen, Ziegen- oder Hundefellen, indem ſie die Häute naß machen, und über hölzerne Klötze ziehen; um ihnen die Geſtalt zu geben, worauf ſie hernach dieſelben an der Sonne trocknen. Dieſe Hüte oder Mützen zieren ſie mit kleinen Ziegenhörnern, goldenen Tändeleyen, oder Fäden von der

Rinde ihres Fetiſchbaumes, und einige ſetzen auch noch Nägel von den Meerkazen hinzu. Es geht Niemand, außer den Sclaven, mit bloßem Haupte, welches das Zeichen iſt, woran man ſie kennt; wie ſolches auch, wie oben erwähnt worden, bey den Römern das Unterſcheidungszeichen der Knechte war.

Die Berührung des Hutes war ein ehemals bey Begebung in die Leibeigenſchaft üblicher Gebrauch, wovon im Art. Leibeigenſchaft ein Mehreres vorkommen wird.

Den Hut abziehen, iſt bey den Europäern ein Zeichen der Ehrerbietigkeit, da hingegen die Bewohner der öſt = und ſüdlichen Länder die Hauptdecke niemals abziehen. Ein Grand von Spanien ſucht den größten Vorzug darin, daß er ſeinen Hut nicht abnehmen, und auch ſo gar in Gegenwart ſeines Königes denſelben auf dem Kopfe behalten darf. Bey der Krönung des Kaiſers Carl V. wollten die dabey gegenwärtigen Grands von Spanien ſich bedecken, ungeachtet die Churfürſten mit entblößten Häuptern den Kaiſer zu bedienen pflegten. Es koſtete viel Mühe, ſie zu bewegen, daß ſie ihre Deckel herunter behielten; und es wäre vielleicht gar nicht geſchehen, wenn die Churfürſten nicht erklärt hätten, daß ſie ſonſt gar nicht zur Krönung kommen würden. Da die Entblößung des Hauptes ſeit langen Zeiten bey vielen Völkern für ein Zeichen der Ehrerbietung gehalten worden iſt, ſo richtet man ſich auch heut zu Tage noch mit dem Hutabnehmen, nach denen Perſonen, vor welche man denſelben abzieht. Einige pflegen vor Leute, welche geringern Standes, als ſie, ſind, den Hut gar nicht zu berühren, ſondern nur mit dem Kopfe zu nicken. Gegen manche greift man nur an den Hut und thut, als wenn man ihn abnehmen wollte; gegen einige wird

er nur gerückt, gegen ſeines gleichen wird er bis auf den halben Leib, gegen Vornehmere bis an die Falte des Kleides, und gegen Vorgeſetzte, Mäcenaten, und liebenswürdige Schönen, faſt bis auf die Erde herab genommen. Ein Soldat hingegen, welcher auf ſeinem Poſten oder unter dem Gewehre ſteht, darf gar nicht an den Hut greifen.

Es erfreuet mich immer, wenn junge Leute ihre Hüte gar nicht ſchonen, ſondern fleißig mit der Hand nach demſelben greifen; und es iſt gut, wenn man ſich immer erinnert, daß das Hutabziehen nichts koſtet, auch wenig Mühe verurſachet, und daß öfters Hüte, welche vorn an der Spitze etwas abgegriffen waren, ihren Beſitzern mehr Freunde und Gönner zuwege gebracht haben, als deſſen Vermögen und Geſchicklichkeit. Dagegen halte ich es für ein Zeichen einer ſchlechten Erziehung, oder eines geringen Verſtandes, wenn Jemand nicht weiß, wie er ſeinen Hut halten ſoll, beſtändig damit ſpielt, oder gar darein beißet, und denſelben vor den Mund hält, um das gezwungene Lachen, die krummen Mäuler und höhniſchen Geſichter dahinter zu verbergen. Ob gewiſſe jungen Herren in der Kirche den Hut vor das Geſicht halten, um während dem Gebete ihre Augen vor anſtößigen und die Andacht hindernden Gegenſtänden zu bedecken, oder ob ſie es nicht vielmehr thun, um bey dieſer Gelegenheit die im Tempel befindlichen Schönen deſto ungehinderter anzuſchielen, oder Betrachtungen über das Hutmachereichen und die Größe der Stadt London oder Berlin anzuſtellen, mag ich nicht beſtimmen.

Der Hut dient auch öfters zu einem Kennzeichen des Standes der Perſon, welche denſelben trägt. Eine obrigkeitliche oder zu dem gelehrten Stande gehörige Perſon, trägt den Hut gerade auf dem Kopfe, und die vordere Spitze deſſelben mitten auf der Stirn; ein Stutzer hat den Hut unter dem Arme; ein Student, der einen Renomiſten vorſtellen und furchtbar ausſehen will, ſetzt den Knopf an das Hintertheil des Hauptes; und ein Kriegsmann, die vordere

dere Spitze auf die linke Seite des Hauptes und gegen das linke Aug eingedrückt.

Nach der jetzigen Verfaſſung des Soldatenſtandes, und deſſen sehr geſchwinden Waffenübungen, und Tragung der Gewehre, muß man ſich wundern, daß die Hüte ſich noch erhalten haben, indem ſolche bey dem Schultern und Verkehrtſchultern ſehr unbequem und beſchwerlich ſind; und daher, damit ſie nicht herunterfallen, öfters am Zopfe feſt gemacht werden müſſen. Ueberdieß beſchützen ſie den Soldaten weder vor dem Regen, noch vor der Sonne, weil der Rand, nach jetziger Art, an drey Seiten feſt am Kopfe angemacht iſt, und nicht herunter gelaſſen werden kann. Bey den Grenadieren hat man ſolche ſchon lange abſchaffen und Mützen dagegen wählen müſſen, weil die Hüte bey Werfung des Gewehres über den Kopf und Rücken hinderlich waren und nicht Stand hielten. Die Bärenmützen ſollen in vorigen Zeiten, in den Kriegen wider die Türken um dieſen eine Furcht einzujagen, erfunden worden ſeyn; ſie haben zwar den Nutzen, daß man ſie anſtatt eines Kopfkiſſens gebrauchen kann, und halten auch die Säbelhiebe ab, beſchweren aber das Haupt ſehr. Die von Fiſchbein gemachten Grenadiermützen, dienen mehr zum Zierrath, als zum Nutzen. Ob überhaupt den Soldaten nicht bequemer, und zu Beſchirmung vor naſſer und kalter Witterung vortheilhafter ſeyn dürfte, wenn ſie mit einer Art von Reiſehüten von grauem Filz verſehen würden, deren Umſchlag man zu Verwahrung des ganzen Hauptes herunter laſſen könnte, gebührt mir, als einem des Kriegsweſens Unerfahrnen, nicht zu beurtheilen.

Ein Hut von Seide, violet, mit Hermelin gefüttert, mit einer goldenen Schnur herum, und mit vielen Juwelen geziert, wird, nebſt einem Degen und Degengehenke, von dem Papſte in der Chriſtnacht geweihet, und an Fürſten und Herren, welche ſich um die Religion verdient machen, verſchenket. Die Veranlaſſung zu dieſem Gebrauche liegt in dem Traumgeſichte des Judas Maccabeus, welches 2 Maccab. 15, erzählt wird.

Einen gelben oder grünen Hut müſſen an einigen Orten diejenigen, welche ihr Vermögen zu Befriedigung der Creditoren abtreten (Bonis cediren), eigentlich aber nur die muthwilligen Bankerotier, wie in Venedig und Rom die Juden einen rothen, tragen.

Daß Sommerhüte der Manns- und Frauensperſonen billig weiß, und leztere inwendig ſchwarz überzogen ſeyn ſollten, habe ich im XII, Th. S. 185, erinnert.

Die Göttin der Mode hat die Filzhüte unter beyden Geſchlechtern gemein werden laſſen; und dieſer Kopfputz, welcher ehedem nur von denen Damen, die ſich als Amazonen kleideten, getragen wurde, leiſtet heut zu Tage bey allen Arten von Putz und Friſuren gute Dienſte. Man nennt dieſe Hüte Feutres, weil ſie von der natürlichen Farbe der Haare ſind, welche die Hutmacher dazu gebrauchen, entweder von Biber- oder Haſen- oder Kaninchenhaare, von zubereiteter Lammwolle, von Budelhunden oder andern Haaren, deren ſie ſich bey ihrer erſten Bearbeitung bedienen; denn da heißen ſie Feutres, weil ſie noch keine Farbe bekommen haben. Sie ſind wie ein Pierrotshut; es geht nämlich um die Calotte oder um die Form des Kopfes herum nur ein 2, 4, 5 bis 6 Zoll breiter Rand: 1, Fig. 1565. Für diejenigen, welche ſich in ſehr hohen Haarlocken friſiren laſſen, iſt, um ſolche zu ſchonen, die Form des Hutes inwendig dreyeckig und viel breiter, als die Form des Kopfes, weil in dieſem Raume, den das Dreyeck enthält, an jedem Winkel ein Behälter angebracht iſt, um die Haarlocke ungehindert anzuſetzen. Dieſer Behälter iſt auch von demſelben Filze, wie der Hut, damit er ſich ſtets in einerley Stellung erhalte. Da die Damen das Toppeh (Toupet) gemeiniglich höher tragen, als die Mannsperſonen,

nen, ſo müſſen ihre Filze weit tiefer in den Kopf gehen; und man ſieht leicht ein, daß, da der Kopf rund iſt, dasjenige, was ihn umfaſſen ſoll, von derſelben Form ſeyn müſſe, und daß das Dreyeck erſt außerhalb dem Hauptringe angebracht ſey, um die Haarlocken und alles andere Zugehör des Kopfputzes anzuſetzen. Dieſer Hut iſt hinten durch einen Knopf aufgeſtülpt, um den Chignon ſehen zu laſſen. Auf der rechten Seite iſt er mit einem ſchwarzen oder andern Federbuſche von willkührlicher Farbe, von hinten aber mit einem an dem Knopfe befeſtigten hin und her wallenden Bande geziert, welches dieſem Kopfputze jene leichte Eleganz ertheilt, durch welche das ſchöne Geſchlecht ſich dem unſrigen nähern zu wollen ſcheint; und dieſes gelingt ihm deſto eher, da einige unter uns ſelbſt ſich alle Mühe geben, daſſelbe faſt in allen Arten der Friſuren und des Kopfputzes nachzuahmen. Es giebt von dieſen Frauenzimmerhüten, welche theils von leichtem Filze, theils von Stroh, Binſen ꝛc. verfertiget werden, faſt unzählige Veränderungen, ſowohl in Anſehung der Form und Stellung, als auch der Verzierungen, wovon folgende wohl die vornehmſten und beliebteſten ſeyn dürften. Man wird wohl nicht eine umſtändliche Beſchreibung derſelben von mir erwarten, ſondern die bloße Benennung und Abbildung für hinlänglich halten.

2—15. Chapeaux à l'angloiſe.
16. Blocade.
17. Chapeau à la Boſton.
18. Chapeau en Caſque.
19. — — à la Cavalière.
20. — — au Colin Maillard.
21. 22. — Corſe.
23. — — à la decouverte.
24. — — á l'eſperance.
25. — — ſans eſpoir.
26. 27. — à la facilité.
28. — — flamand.

29. 30 Chapeau à la Henri IV,
31. — — à la Jeannette.
32. — — à la Jocquet.
33. — — à la Maltaiſe.
34. — — à la Marginie.
35. Caſque à la Minerve, oder la Dragone.
36. Chapeau Outrageant.
37. — — à la Philadelphie.
38. — — Philantropine.
39. — — Plumar.
40. — — à la Sultane.
41. — — à la Taleſtris.
42. — — tigré.
43. 44. à Trappe.
45, — — à l'uniſſon.
46 — 54. Neun ungenannte Hüte.

In Paris hat ein Künſtler, Namens *Hautrey*, unlängſt eine Art von Damenhut erfunden, dem man vermittelſt angebrachter Federn, alle Formen geben kann, welche die Mode oder die Friſur erfordert. Auch läßt ſich ein Sonnenſchirm daraus machen. Der Hut heißt deswegen Chapeau paraſol, und iſt vielleicht eine Nachahmung von dem urſprünglich preußiſchen Chapeau parapluye, welcher jetzt wieder getragen wird.

Hut, (Biſchofs=) ⎤ ſiehe oben, S. 44.
—— (Blaſen=) ⎦
—— (Blau=) ſ. Th. V. S. 656.
—— (Buß=) ſ. oben, S. 61.
—— (Cardinals=) ſ. oben, S. 45, u. 177.
—— (Caſtor=) ſ. oben, S. 56. 61, u. 76, f.
—— (Chur=) ſ. oben, S. 45.
—— (Cornuten=) ſ. Th. VIII, S. 392.
—— (Doctor=) ſ. oben, S. 45.
—— (Fall=) ſ. Th. XII, S. 155.
—— (Feder=) ſ. Th. XII. S. 411, u. oben, S. 45, u. 93.
—— (Filz=) ſ. oben, S. 45, u. 50.
—— (Finger=) ſ. oben. S. 44.
—— (Frauenzimmer=) ſ. oben, S. 195, f.

Hut, (geweiheter) ſ. oben, S. 193.
—— (Jäger-) ſ. oben, S. 45.
—— (Kern-) ſ. oben, S. 61.
—— (lederner) ſ. oben, S. 50.
—— (Licht-) ſ. oben, S. 44.
—— (Pfaffen-) eine Art Mörcheln; ſiehe unter Morchel.
—— (Poſt-) ſ. oben, S. 158.
—— (Regen-) ſ. oben, S. 45.
—— (Reiſe-) ſ. Bonnet à l'angloiſe, Bonnets à la Bearnoiſe, und Bonnet en bateau, oder Bonnet de poſte, im VI. Th. S. 205 f.; Capuze, im VII. Th. S. 644; u. oben, S. 45, 156, 158.
—— (Schaub- oder Schob-) ſ. oben, S. 44.
—— (Schiff-) ſ. oben, S. 158.
—— (Seiden-) ſ. oben, S. 59, f.
—— (Soldaten-) ſ. oben, S. 193.
—— (Sonnen-) ſ. oben, S. 44.
—— (Stroh-) ſ. oben, S. 44.
—— (Sturm-) ſ. oben, S. 45.
—— (Tyroler-) ſ. oben, S. 44.
—— (Wulſt-) an einigen Orten eine Benennung des Fallhutes.
—— Zucker-) ſ. oben, S. 46.
Hut-Aufſtutzen, ſ. oben, S. 149, fgg.
Hut-Band, ſ. oben, S. 151.
Hut-Cordon, ſ. oben, S. 151.
Hut-Färben, ſ. oben, S. 128, fgg.
Hut-Feder, eine Feder zur Zierde auf einem Hute; ſ. Th. XII. S. 396, fgg.
Hut-Filz, Filz, ſo wie er zu den gewöhnlichen Hüten gebraucht wird; ſ. oben, S. 45 u. 50.
Hut-Filzen, ſ. oben, S. 94 fgg.
Hut-Form, Hutſtock; ſ. Th. XIV, S. 377, f.; u. oben, S. 123.
Hut-Futter, ſ. oben, S. 149.
Hut-Knopf, ſ. oben, S. 155.

Hut-Kopf, derjenige Theil eines Hutes, welcher unmittelbar den Kopf umgiebt, zum Unterſchiede von der Krämpe.

Hut-Krämpe, ſ. oben, S. 152.

Hut-Macher, ſ. oben, S. 46; deren Krankheiten, S. 190; deren Zunft, S. 194, fgg.

Hutmacher-Zwirn, ſ. oben, S. 151.

Hut-Schleife, die Schleife an einem Hute, zu deſſen Zierde; eine Bandmaſche an der Hut-Krämpe; Fr. Cocarde.

Die Hutſchleifen oder Cocarden der Truppen haben gemeiniglich die Nazionalfarbe zum Feldzeichen, ſo iſt z. B. die franzöſiſche und ſächſiſche weiß, die ſpaniſche roth, die öſtreichiſche grün, die ſchwediſche und mantuaniſche gelb, die bayeriſche blau, die holländiſche orange ꝛc.

Hut-Schmücker, ſ. oben, S. 160.

Hut-Schnur, ſ. oben, S. 151, u. 155.

Hut-Staffirer, ſ. oben, S. 160.

Hut-Steifen, ſ. oben, S. 139.

Hut-Stock, ſ. Hut-Form.

Hut-Stülpe, ſ. oben, S. 152.

Hut-Walken, ſ. oben, S. 104, fgg.

Hut-Wirker, ſ. oben, S. 46.

Hut-Zucker, ſ. unter Zucker.

Hut, (*) (die) von dem folgenden Zeitworte hüten.

1. Die Handlung des Hütens, in allen Bedeutungen dieſes Zeitwortes.

(1) In der allgemeinen Bedeutung, die Handlung, da man durch ſeine Gegenwart, und durch Beobachtung, ein Uebel von einem Dinge abzuwenden ſucht, in welcher Bedeutung es im Hochdeutſchen größtentheils veraltet iſt. La mich niht us diner hout, Jac. von Warte, aus deiner Aufſicht, aus deinem Schutze.

(*) Beym Notker iſt Huote, im Schwabenſp. Hute, und im Engl. Head, die Wache. Siehe hüten.

Schutze. Eine Sache in ſeiner Hut haben, in ſeiner Aufſicht, Verwahrung. In dieſer Bedeutung kömmt noch zuweilen das Wort Obhut vor.

Im Osnabrückiſchen iſt die Hut, Niederſ. Hode, noch jetzt der obrigkeitliche Schutz. Jeder Unterthan muß ſich daſelbſt in eine gewiſſe Hode oder Hut begeben, wenn nicht ſein Vermögen nach ſeinem Tode, wenn er hodenlos oder hutlos ſtirbt, eingezogen werden ſoll. Dergleichen hutloſe Unterthanen werden daſelbſt Bieſterfreye genannt.

Beſonders brauchte man es ehedem für Bewachung, Wache, ſo fern es eine Handlung bezeichnet; welche Bedeutung in der deutſchen Bibel mehrmals vorkömmt. Darum ſollen die Leviten der Hut warten an der Wohnung des Zeugniſſes, 4 Moſ. 1, 53. Wir behalten die Hut des Herren unſers Gottes, 2 Chron. 13, 11. die Wache am Tempel. Und ſollt auf die Hut des Herren warten, 3 Moſ. 8, 35. d. i. die Wache an der Stiftshütte beſorgen. Wo es dann auch den Ort bezeichnete, wo man auf der Wache ſteht; den Poſten. Hie ſtehe ich auf meiner Hut, Hab. 2, 1. Ich ſtelle mich auf meine Hut alle Nacht, Eſ. 21. 8.

Von welchem Gebrauche im Hochdeutſchen noch einige figürliche Arten des Ausdruckes üblich ſind. Auf ſeiner Hut ſeyn, ſich vorſehen, daß man nicht einen Fehler begehe, oder nicht Schaden leide; eigentlich, auf ſeinem Poſten ſeyn.

Daher das Hutgeld, Geld, welches man für die Hut, d. i. Wache, giebt oder bekömmt.

Das Huthaus, ein jedes Wachhaus, in welcher weitern Bedeutung es doch veraltet iſt; außer daß im Bergbaue dasjenige Haus, worin ſich das Werkzeug und die Geräthſchaften (Gezäh), der Steiger und Schmelzer, als; Pulver, Geleucht, Leder, geförderte Erze, und dergleichen Dinge unter der Hut oder Auf-

ſicht des Hutmannes befinden, und wo die Bergleute vor der Arbeit ſich verſammeln, ihr Gebet zu verrichten, das Huthaus oder das Zechenhaus genannt wird.

Damit die in einem ſolchen Gebäude aufbehaltenen Dinge deſto beſſer verwahret, auch das Gebet zur rechten Zeit verrichtet werden könne, richtet man daſſelbe dergeſtalt ein, daß ein oder etliche Bergunterbediente, die Geſchwornen und Steiger, darin wohnen können. Man errichtet dergleichen Gebäude bald von Holz, und bald von Steinen, wenn nur der Unterſchied in den Koſten nicht zu groß iſt, und die Bergwerke eine lange Dauer verſprechen. Den erſten Grundriß von einem ſolchen Gebäude, zeigt Fig. 1566 a), den andern aber Fig. 1566 b), und den Stand- oder Aufriß, Fig. 1566 c). Der erſtere beſteht aus der Betſtube a, mit dem darunter befindlichen Kellergewölbe; aus der Erzvorrathskammer, b; aus den Materialienkammern, c und d; aus der Treppe zum zweyten Stock, e, worunter auch die Kellertreppe befindlich iſt, und aus dem Abtritt f. Der zweite hingegen, aus der Stube a, der Kammer b, und der Küche c; ferner aus der Stube d, der Kammer e, der Küche f, der Treppe g, zu dem Boden, und dem Abtritt h. Der dritte, der Standriß, bedarf keiner weitern Erklärung.

Hut-Knechte, ſiehe Garniſon, im XVI. Th. S. 144.

Hutlos, der Hut, d. i. der Aufſicht beraubt. Eine hutloſe Heerde. Siehe auch oben, S. 199.

Der Hutmann, eine Perſon männlichen Geſchlechtes, welcher die Hut, d. i. Aufſicht, über eine Sache anvertrauet iſt, doch nur in einigen einzelen Fällen. So wird der Viehhirt im gem. Leben oft ein Hutmann genannt. Im Bergbaue iſt es ein Bergmann, welcher in dem kurz vorher beſchriebenen Huthauſe wohnet, und auf die Geräthſchaften der Bergleute Acht giebt.

(2) In engerer Bedeutung, die Hütung des Viehes. Die Hut verdingen. Dem Hirten den Lohn für die Hut bezahlen.

2. Eine hütende Perſon, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem häufig in engerer Bedeutung gebraucht wurde, eine oder mehrere die Wache habende Perſonen zu bezeichnen, einen Wachpoſten. Sie giengen durch die erſte und andere Hut, Apoſt. Geſch. 12, 10. Und ſtellete die Hut der Prieſter und Leviten, Nehem. 13, 30. Die Hinterhut oder Nachhut war ehedem der Nachtrab eines Kriegesheeres, die Arriere-Garde, ſo wie Vorhut der Vortrab, die Avant-Garde.

3. Ein Bezirk, welcher Jemandes Hut, d. i. Aufſicht, anvertrauet iſt; eine nur noch in einigen Gegenden übliche Bedeutung. So iſt im Osnabrückiſchen Hode oder Hut, der Bezirk, über welchen Jemand die Hut oder die Schutzgerechtigkeit zu üben hat. Auch der Wald St. Sebaldie bey Nürnberg iſt in ſechs Diſtrikte eingetheilt, welche Huten genannt werden. Einer jeden Hut iſt eine Forſthut zugeeignet, Manſus foreſtalis oder Praedium, worin der Förſter wohnet.

4. Die Sache, welche Jemandes Hut, oder Aufſicht anvertrauet iſt, wo es doch nur in engerer Bedeutung von einer Heerde Vieh gebraucht wird, vornämlich in Niederſachſen. Krankes Vieh unter die gemeine Hut treiben. Eine Hut Schafe, Ochſen, Pferde, Gänſe u. ſ. f.

5. Der Ort, wohin das Vieh zur Weide getrieben wird; die Viehweide, Weide, der Weidgang. Das Rittergut hat vortreffliche Huten. Imgleichen das Recht, ſein Vieh auf eines andern Boden zu weiden. Hut und Trift, im Oberd. Trieb und Trat, wo Trift in engerer Bedeutung das Recht, es auf den Brachäckern zu weiden, bezeichnet, Hut aber alle zur Weide bequemen Plätze in ſich ſchließt; Hut und Weide; Weide und Graſung.

Daher die Hutgerechtigkeit, Hut- und Trift-Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit, d. i. das Recht,

ſein Vieh auf einem gewiſſen Boden hüten zu laſſen; auch nur die Hut ſchlechthin; Fr. Parcours.

Der Hutſtein, ein Stein, ſo fern er die Gränze der Hutgerechtigkeit bezeichnet; der Triftſtein, im Oberd. der Tratſtein.

Nach dem Friſch iſt Hut in Staphorſt's Hamb. Kirchen-Chron. auch mehrmals ein Feldmaß, welches ungefähr 11 Morgen Landes begreift. Allein, vielleicht muß daſelbſt für Huat, Hund geleſen werden, welches, wie ſchon bey dieſem Worte angemerkt worden, im Bremiſchen ein Feldmaß iſt, daſelbſt aber nur den ſechſten Theil eines Morgens beträgt. Es müßte denn zu dem Holſteiniſchen Heitſcheffel gehören, welches ein Flächenmaß von 144 bis 240 Quadratruthen iſt. Siehe Th. XXVI, S. 317, und Th. XXII, S. 811.

* * *

Die Hut, Weide, Viehweide, Hutung, Hutweide oder der Weidgang, läßt ſich, in Anſehung der dazu bequemen Plätze, unter eine dreyfache Hauptabtheilung bringen, nämlich: die Hut und Trift auf dem Ackerfelde, in Brüchen und auf Angern, und in Förſten und Wäldern.

I. Die Hut und Trift auf dem Ackerfelde leidet, bey der an den meiſten Orten gewöhnlichen Eintheilung des Ackers in drey Felder, wiederum eine dreyfache Abtheilung, indem dazu 1. das Brachfeld, 2. die Stoppelfelder, und 3. der an einigen Orten, wegen Mangel anderweitiger Hütung gebräuchliche Dreeſch- oder Brachacker im Sommerfelde, zu rechnen ſind. Der Düngungszuſtand der Aecker macht auch in der Güte und dem Ertrage des Graſes, einen ſehr großen Unterſchied; und es kann daher nicht an allen Orten ein gleiches Urtheil davon gefället werden. Man kann indeſſen hiebey als eine allgemeine Regel annehmen, daß

das

das auf fetten und in ſteter Düngung unterhaltenen Aeckern wachſende Gras, für alle Arten von Vieh, beſonders aber für die Kühe, ein ſehr nahrhaftes und gedeihliches Futter ſey. Nach der Erfahrung kann man mit allem Rechte behaupten, daß nach einer fetten Bruch- und Angerhütung, die Weide auf fetten Aeckern, die reichlichſte und beſte Milch gebe. Auf magern und ungemiſteten Aeckern hingegen, kann das dürre und unkräftige Gras, dem Viehe, und inſonderheit den Kühen unmöglich die zur Erzeugung und Abſonderung der Milch erforderliche Nahrung geben, und es iſt öfters kaum hinreichend, ihren Hunger zu ſtillen, und ſie beim Leben zu erhalten. In ſo fern alſo ein Landwirth, wegen ſeines übrigen, beſonders Zugviehes, den Kühen die fetten Aecker einzuräumen im Stande iſt, kann er ſich von demſelben alles Gute verſprechen, zumal wenn er ihnen außerdem des Morgens, Mittags, und Abends, mit gutem Graſe zu Hülfe kömmt. Wer aber die fette Ackerweide für das Zugvieh, welches allerdings hierunter den Vorzug haben muß, und ſeine Kühe auf die magern Hinter- und Dreeſchäcker zu verweiſen genöthigt iſt, der kann, wenn er ihnen auch noch ſo viel Gras in dem Stalle zuſchleppet, auf deren Nutzbarkeit keine Rechnung machen; und dieſes ſind daher, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde, diejenigen Gegenden, wo die Einführung der Stallfütterung eben ſo nothwendig, als nützlich ſeyn würde.

II. Auch die Hut und Trift auf Angern und in Brüchen, iſt nicht von einerley Beſchaffenheit, ſondern bald mehr, bald weniger, zur Unterhaltung des Viehes zuträglich.

1. Die fetten Weideanger ſind unſtreitig diejenigen, denen unter allen Hutungsplätzen der Vorzug gebühret. Das darauf weidende Vieh läuft nicht allein über-

überhaupt, in Anſehung ſeiner Geſundheit, ſo leicht keine Gefahr, indem dergleichen Anger gemeiniglich trocken und einer überflüſſigen Näſſe nicht ausgeſetzt ſind, ſondern das daſelbſt wachſende Gras iſt auch das kräftigſte und nahrhafteſte, ſo, daß man ſich inſonderheit von den Kühen, welche auf ſolchen fetten Angern geweidet werden, jederzeit den reichlichſten Milchertrag, und dabey auch zugleich eine gute und ſichere Kälberzucht verſprechen kann. Indeſſen thut ein Landwirth, welcher von ſolchen zur Hut und Trift beſtimmten Angern einen richtigen Gebrauch machen will, ſehr wohl, wenn er dieſelben in gewiſſe Koppeln oder Schläge eintheilen läßt, damit das Vieh jederzeit friſches Gras bekommen könne. Die holſteiniſchen und meklenburgiſchen Hütungseinrichtungen geben hierin ein vortreffliches Beyſpiel. Denn, wenn gleich nicht an allen Orten die Verfaſſung der Wirthſchaft erlaubt, daß der größte Theil des Feldes in Schläge und Koppeln zur Hutung eingetheilet werden kann: ſo findet doch da, wo bereits beſondere zur beſtändigen Hutung beſtimmte Anger vorhanden ſind, eine Nachahmung hierin gar wohl Statt. Sie iſt auch um ſo vernünftiger, als das Gras auf ſolchen Angern, welches wegen des fetten Bodens ſehr ſchnell wächſt, ohne gedachte Eintheilung in Koppeln und Schläge, niemals recht zu Kräften kommen kann, indem das Vieh, wenn es zu allen Zeiten über breit geht, von dem hervor ſprießenden Graſe mehr mit Füßen zertritt, als ihm davon zu wirklichem Genuß kömmt. Wenn auch bey einer ſolchen Koppeleinrichtung die weidenden Kühe jederzeit friſches Gras bekommen, ſolches aber zur Vermehrung des Milchertrages, nach allen wirthſchaftlichen Erfahrungen, ſehr vieles beyträgt, ſo iſt dieſelbe ſchon aus dieſem Grunde nützlich und rathſam.

Auch die beſten Sachen pflegen durch ein und anderes Uebel, in ihrem nützlichen Gebrauche nicht ſelten, un-

unterbrochen zu werden. Dieſes trifft ebenfalls bey den Angern, die zu einer beſtändigen Hutung gewidmet ſind, ein. Man nimmt auf denſelben eine Menge von ſo genannten Geilhorſten, welche von dem häufigen Miſte, den das Vieh unter dem Weiden, von Zeit zu Zeit fallen läßt, entſtehen, wahr. Die Erfahrung lehrt, daß das auf dergleichen Geilhorſten wachſende Glas von dem Viehe gar nicht gefreſſen wird, ſondern daß ſie einen natürlichen Abſcheu und Ekel davor haben. Hiedurch kann ein Anger oder Hutungsplatz endlich ganz und gar zu ſeiner Beſtimmung untauglich werden. Bey dieſen Umſtänden hat alſo ein Landwirth auf Mittel, dergleichen Fehler zu verbeſſern und abzuwenden, bedacht zu ſeyn, wohl Urſache. Es iſt aber in ſolchem Falle kein bequemerer Weg, als daß, nachdem ſolcher Anger, erwähntermaßen, in gewiſſe Koppeln eingetheilt worden iſt, eine Koppel nach der andern wechſelweiſe, nachdem es die Lage des Ortes verſtattet, entweder zum Heuſchlag liegen bleibe, oder unter den Pflug genommen, und zum Getraidebau angewendet werde. Durch dieſes Mittel wird der vorgedachte Fehler am ſicherſten zu heben ſeyn, und das Vieh, wenn die zum Heuſchlag liegen gebliebenen, oder bepflügt geweſenen Koppeln wiederum die Reihe der Hutung trifft, gewiß vor dem darauf wachſenden Graſe weiter keinen Abſcheu bezeigen, ſondern ſolches mit doppelter Begierde genießen.

Eine Schmälerung der Weide darf bey dieſem vorgeſchlagenen Mittel nicht befürchtet werden, indem es ſich von ſelbſt verſteht, daß die zu dieſer Veränderung beſtimmten Plätze nur jederzeit einen kleinen und verhältnißmäßigen Theil des Ganzen ausmachen müſſen; nicht zu gedenken, daß auch auf den zum Heuſchlag liegen gebliebenen oder bepflügten Plätzen, doch zu gewiſſen Zeiten dem Viehe die Hutung offen bleibt.

2. Die an den Ströhmen und Flüſſen belegene Bruchweide, iſt nicht allenthalben von einerley Güte, theils

theils die Gegend, theils die Lage, und theils auch die innere Beſchaffenheit des Bodens, verurſachen darin eine große Verſchiedenheit. So zeigt ſich z. B. in der Mark, zwiſchen den Weiden an der Netze, Warte, Oder und Elbe, ein merklicher Unterſchied. Da auch einige dieſer Hutungsplätze höher, andere aber niedriger liegen, ſo macht dieſe Lage in der Güte des Graſes ebenfalls einen ſehr wichtigen Unterſchied. Die tief liegenden Bruchweiden, welche faſt beſtändig naßartig und moraſtig ſind, tragen ein weit ſchlechteres und unkräftigeres Gras, als auf den trocknen und etwas hoch liegenden Bruchplätzen angetroffen wird. Gemeiniglich trifft man zwar in den ſumpfigen und tief liegenden Brüchen eine weit größere Menge Gras an, als auf den trocken liegenden; die auf letztern befindliche Weide aber iſt dem ungeachtet weit gedeihlicher und nahrhafter, als das viele Gras in der Tiefe. Die überflüſſigen Feuchtigkeiten, wovon die tief liegenden Bruchörter faſt niemals recht befreyet werden, bringen zwar einen ſtarken Zuwachs von Gras hervor; da es aber dabey an Wärme fehlt, ſo können auch die Säfte des Graſes nicht hinlänglich zubereitet, und gleichſam gekocht werden. Kurz, ein ſolches Gras führt zu viel wäſſerige Theile bey ſich; daher daſſelbe allen Arten des Viehes, beſonders aber den Kühen, wenigere Kräfte, als das auf einem trocknen Grunde gewachſene, welches von der Sonne beſſer gezwungen werden kann, giebt. Ueberhaupt iſt es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß diejenige Weide die beſte ſey, wo das Vieh bis an den Bauch in dem Graſe geht. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Iſt der Boden nur an ſich fett und gut, ſo zeigt ſich ein kurzes Gras jederzeit weit nahrhafter, als das lang hervor gewachſene. Das kurze Gras giebt nicht allein das fetteſte Vieh, ſondern man wird auch allemal finden, daß die auf ſolchen Plätzen weidenden Kühe vorzüglich milchreich ſind.

Zu der mehrern oder wenigern Gedeihlichkeit der Weide trägt auch die verſchiedene Güte des Bodens unſtreitig wohl das meiſte bey. Der Grund der an den Strömen und Flüſſen belegenen Brüche iſt entweder lehmig oder ſandig, oder torfig. Die beyden erſten Arten haben vor der letztern einen großen Vorzug.

Der lehmige Grund iſt unter allen der beſte. Er zeiget nicht allein, weil er ſelbſt von Natur mehrere Fettigkeit bey ſich führt, das fetteſte und nahrhafteſte Gras, ſondern bringt auch daſſelbe in weit größerer Menge, als die beyden andern Erdarten, hervor. Das Vieh findet ſolcher Geſtalt in dergleichen Bruchgegenden ſowohl hinlängliches, als auch nahrhaftes Gras.

Die auf einem Sandgrunde befindliche Weide iſt zwar nicht ſo fett, als die auf einem lehmigen Boden; indeſſen wächſt doch ebenfalls ein ſehr nahrhaftes und gemeiniglich feines Gras darauf, welches nicht nur alle Vieharten mit vieler Begierde freſſen, ſondern welches auch beſonders den melken Kühen reichliche Milch giebt. Ueberdieß hat man bey dieſem Sandgrunde den wichtigen Vortheil, daß er ein geſundes Gras zeiget, und daß das darauf weidende Vieh ſich weit länger, als auf einem andern Boden, erhält. Beſonders wird man finden, daß das Vieh bey einer ſolchen Weide nicht ſo leicht fäuliſch oder lungenſüchtig wird. Selbſt vor dem lehmigen Boden hat der Sandgrund hierin einen Vorzug, indem auf jenem das Vieh, wenn es einige Jahre lang beſtändig darauf gehütet worden iſt, zuletzt ebenfalls anbrüchig zu werden pflegt; von einem Sandgrunde hingegen hat man, wenn nur die Hutungs-Plätze nicht zu tief liegen, ſolches ſo leicht nicht zu befürchten.

Hiebey muß man ſich nicht den falſchen Begriff machen, als wenn auch ſchon die erſte Oberfläche aus bloßem Lehm oder Sande beſtehen müßte. Die Erfahrung lehrt vielmehr daß alle Bruchgegenden in der erſten Oberfläche mit einer ſchwarzen, und an den meiſten Orten torfigen Erde überzogen

zogen ſind. Es kömmt daher hauptſächlich auf die nächſte Unterlage an, was für eine Art des Erdreiches dieſelbe enthält; und man wird in gutartigen Gegenden drey Finger hoch unter der Oberfläche ſofort Lehm oder Sand antreffen. Der torfige Grund iſt daher eigentlich derjenige, wo nicht allein die erſte Oberfläche, ſondern auch die Unterlagen, aus bloßem Torf beſtehen. In einigen ſolcher torfigen Wieſen oder Hutungsplätze liegt der Torf ſo tief, daß er kaum mit einer Hopfenſtange zu ergründen iſt.

Der Dorfgrund iſt unter allen Bruchweiden unſtreitig der ſchlechteſte, beſonders, wenn der Torf ſo tief, als ich ſo eben geſagt habe, liegt. Gemeiniglich pflegen ſolche Hutungsplätze oder Wieſen ſehr ſumpfig oder naßartig zu ſeyn, welches denn ſchon an und für ſich ſelbſt eine große Unbequemlichkeit für das darauf weidende Vieh verurſachet. Und wenn ſie gleich von der ſonſt immer bey ſich führenden natürlichen Näſſe durch gezogene Gräben befreyet worden ſind, ſo werden ſie doch, weil der Torf das Waſſer, wie ein Schwamm, weit eher an ſich nimmt, bey dem öfters ſtarken und anhaltenden Regenwetter dermaßen ſumpfig und moraſtig, daß ſie auf eine Zeitlang zur Hutung faſt gar nicht brauchbar ſind, und ein Landwirth, welcher ſonſt keine andere feſte Hutungsplätze hat, darüber öfters in große Verlegenheit geräth. Dieſes aber auch bey Seite geſetzt, ſo iſt doch gewiß, daß ein Torfgrund nur ein mageres, dabey aber auch zugleich ungeſundes Gras hervor bringt. Wer die Natur des Torfes einigermaßen kennt, wird, auch ohne Erfahrung, überzeugt ſeyn müſſen, daß von einem Torfgrunde keine nahrhafte Weide zu erwarten ſtehe. Hiezu kömmt, daß, wegen der überflüſſigen Näſſe, welche der Torf bey allen Gelegenheiten an ſich zieht, auf demſelben gemeiniglich ein ſo genanntes ſauerbeiziges Gras wächſt, welches das Vieh ungern frißt, und wovon ihm auch wenige Nahrung und Kräfte zu Theile werden können. Das übelſte bey dem Torfgrunde beſteht in der Gefahr, der

der das darauf weidende Vieh, in Anſehung ſeiner Geſundheit, ausgeſetzt iſt. Nicht allein die vorhin bemerkte Säure oder Schärfe, welche das auf einem Torfgrunde gewachſene Gras bey ſich führt, macht begreiflich, daß daſſelbe ungeſunde Säfte erzeugen müſſe, ſondern es iſt auch gewiß, daß der Torf viel ſchwefelige Theile in ſich enthält, welches aus ſeiner verbrennlichen Art, und dem Geruche, den er bey dem Brennen von ſich giebt, zu ſchließen iſt. Wenn nun nicht geläugnet werden kann, daß der Schwefel bey allen Thieren ſehr angreifend, und beſonders der Lunge höchſt ſchädlich iſt: ſo kann man leicht erachten, wie ſehr das Vieh, und beſonders die melken Kühe, bey einer ſolchen Weide an ihrer Geſundheit leiden. Die Erfahrung beweiſet es auch. Denn es giebt mit einer ſolchen torfigen Weide geplagte Gegenden, wo die Eigenthümer ihr Vieh kaum ein Jahr lang aushalten können, ſondern ſolches beſtändig mit anderm umwechſeln müſſen. Das einzige Mittel, das Vieh daſelbſt länger zu erhalten, beſteht darin, daß ihm im Winter kein auf einem ſolchen Torfgrunde gewachſenes Heu gegeben, ſondern daß es mit einem an einem andern Orte geſammelten gefüttert werde.

Wer auf der Höhe Landgüter hat, wohin er das, den Sommer hindurch, auf einem ſolchen Torfgrunde geweidete Vieh, den Winter über bringen, und mit dem daſelbſt gewonnenen trocknen Futter aushalten kann, dem wird allerdings die torfige Art ſeiner Hutungsplätze nicht ſo ſchädlich werden, als ſie für diejenigen iſt, die weiter nichts, als ihr Bruchgut, beſitzen, und daher ihr, den Sommer über, mit ungeſunder Weide ernährtes Vieh auch im Winter mit eben ſo ungeſundem Heu zu unterhalten genöthigt ſind. Der Viehſtand iſt daher in dergleichen torfigen Bruchgegenden nur ſchlecht, und die Eigenthümer daſelbſt haben, ſo wenig in Anſehung der Milch, als der Vieh-

Zucht, einen wahren Nutzen davon, daher ſie auch gemeiniglich ihre Grundſtücke mehr zum Heumachen, als zur Viehzucht, zu beſtimmen pflegen; denn das auf ſolchen Plätzen gewonnene Heu iſt, weil die in dem Graſe befindlichen ungeſunden Theile bey dem Trocknen größten Theils ausgeduftet ſind, für die Geſundheit des Viehes nicht ſo gefährlich als die friſche Graſung.

3. Die Weide auf den in den Feldern und Wäldern belegenen Brüchen, iſt an vielen Orten beſonders zur Hutung für das Kuhvieh beſtimmt. Faſt eben die Verſchiedenheit, welche man bey den Bruchhutungen an den Flüſſen und Strömen wahrnimmt, trifft man auch bey dieſen Brüchen an, und ſie müſſen ebenfalls, ſowohl nach ihrer Lage, als auch nach der innern Güte des Grundes, ob ſie zu den guten oder ſchlechten Hutungsplätzen zu zählen ſeyn, beurtheilet werden. Befinden ſie ſich noch in ihrem natürlichen wilden Zuſtande, ohne daß ihnen durch Gräben und andere von dem menſchliche Fleiße herrührende Mittel zu Hülfe gekommen iſt, ſo iſt gemeiniglich das in denſelben wachſende Gras nur von ſehr weniger Kraft, und dem allerwenigſten kann es zum Nutzen der melken Kühe etwas beytragen. Ihre Producte beſtehen ordentlicher Weiſe in einem trocknen Riethgraſe (Segge, Carex *L.*); und wenn auch noch auf dem Grunde hin und wieder etwas feineres wächſt, ſo gehört doch ſolches, wegen der in ſolchen Feld- und Waldbrüchen hängenden beſtändigen Näſſe, zu den ſo genannten ſauerbeizigen Grasarten, die dem Viehe wenig Nahrung geben können. Sonſt pflegen ſolche unurbare Brüche zwar ebenfalls aus einem Mohr- oder Torfgrunde zu beſtehen; es iſt aber derſelbe noch nicht zu ſeiner gehörigen Reife gekommen, welches daran zu erkennen iſt, daß er nicht ſo wie anderer Torf, verbrennlich iſt. Daher iſt die auf demſelben befindliche Weide, ob ſie gleich an und für ſich nur zu den unkräftigen zu rechnen iſt, doch

der

der Geſundheit des Viehes nicht ſo nachtheilig, als der wahre verbrennliche Torf, welcher eine Menge ſchwefeliger Theile bey ſich führt.

Unter dieſen Feld- und Waldbrüchen, ſind beſonders diejenigen für die ſchlechteſten zu halten, welche von hohen Bergen umringet ſind, und gleichſam in einem Keſſel liegen. Dieſe werden, auch in den trockenſten Jahrszeiten, ihrer überflüſſigen Näſſe niemals los; und es iſt daher faſt unmöglich, daß auf denſelben ein nahrhaftes und zur Milch ſchlagendes Gras wachſen kann; nicht zu gedenken, daß ſie faſt beſtändig beſonders in der Mitte, ſumpfig und ſchlammig bleiben, dergleichen Wieſen man in der Mark Brandenburg Fenne nennt; ſ. Th. XII, S. 559. Wenn gleich an dem Rande einige Flecke, um beweidet werden zu können, trocken genug ſind, auch wohl daſelbſt eine Grasnarbe zu ſetzen anfangen, ſo iſt doch gemeinigiich der größte Theil derſelben, wenn man nicht das Vieh verwegener Weiſe in Gefahr ſetzen will, zur Behütung unbrauchbar. Hieraus folgt, daß ſolche unurbare Feld- und Waldbrüche, beſonders die letztern, weil die Sonne nicht die gehörige Wirkung auf dieſelben thun kann, zu den ſchlechteſten Hutungsplätzen gehören. Sind aber dieſelben, wie bey vielen gar leicht möglich zu machen wäre, durch tüchtig gezogene Gräben und verſchafften Waſſerfall, von der überflüſſigen Näſſe befreyet worden, ſo daß der Grund hat feſt werden, und eine Narbe ſetzen können: ſo ſind ſie zur Hutung, auch für melkes Vieh, nicht ganz für untauglich zu achten. Indeſſen werden ſie doch den an den Strömen und Flüſſen liegenden Bruchhutungen, welche ihre Düngung hauptſächlich von dem überſchießenden Waſſer von Zeit zu Zeit erhalten, nie gleich kommen. Wenn ſie jedoch auf keine andere Art, als zur Hutung des Kuhviehes (denn zur Schafhutung ſchicken ſie ſich gar nicht,) brauchbar ſind, ſo kann ſie ein Landwirth

allerdings nicht gänzlich ungenutzt liegen laſſen; die Abnutzung von dem darauf weidenden Kuhvieh aber muß er ſich, wenn er in dem Erfolge nicht betrogen werden will, nicht zu hoch ſchätzen. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß ſolche trocken gemachte Feld- und Waldbrüche durch ein langwieriges Behüten von Jahr zu Jahr immer beſſer werden, und das darauf wachſende Gras, durch den von dem Viehe zurück bleibenden Dünger, mit der Zeit weit kräftiger wird, als es im Anfange war.

Ehe ich zu der dritten Claſſe der Hutungsplätze, nämlich der Hut und Trift in Wäldern übergehe, will ich vorher noch die Fehler, welche bey dem Auftriebe des verſchiedenen Wirthſchaftsviehes auf die Hutungen begangen werden, und die Mittel, wie eine beſſere Ordnung eingeführt werden könne, damit gedachtes Vieh mehr Weide und Nahrung daſelbſt finde, anzeigen.

Die Klage, daß auf der Brache keine Weide wachſe die Frühjahre mögen auch noch ſo gut, und dem Wachsthume des Graſes und anderer Pflanzen günſtig ſeyn, iſt ſehr gemein. Unterſucht man dieſe Klage etwas genauer, ſo wird man finden, daß nicht immer, weder die Witterung, die Beſchaffenheit des Bodens, u. ſ. w. ſondern an den meiſten Orten die ſchlechte Ordnung, welche bey dem Auftriebe des Viehes auf die Hutungen beobachtet wird, Schuld an dem wenigen Zuwachſe des Graſes auf den zur Weide beſtimmten Feldern ſey. Kaum hat die Sonne den im Winter gefallenen Schnee oder das bey offenem Froſte auf den Fluren erzeugte Eis geſchmelzt, und das davon entſtandene Thauwaſſer ſich verloren, ſo ſind die Schafe die erſten, welche auf die Felder getrieben werden. Hiebey wird nicht die mindeſte Rückſicht, weder auf die Wieſen, noch auf die Brache noch andere Weiden, genommen, ſondern der Schäfer hütet über und über,

und eignet ſich alles zu, was er nur erlangen kann, nicht anders als ob es ſonſt kein anderes Wirthſchafts-vieh mehr gäbe, welches auch ſeinen Theil der Nahrung davon ziehen wollte. Dieſer uneingeſchränkte Auftrieb mit den Schafen dauert, nach einer zwar alten, aber auch höchſt nachtheiligen Gewohnheit, bis zum Georgii Tage (d. 23. Apr.), wo die Felder geſchloſſen werden, d. h. wo alsdann der Schäfer mit ſeinem Viehe nicht mehr die Freiheit hat, über und über zu hüten, ſondern ſich bloß auf diejenigen Flecken, welche ihm vermittelſt Streichung der ſo genannten Hägeſurche angewieſen werden, aufhalten darf. Es iſt demnach der freye Auftrieb bis Georgii mit den Schafen der erſte höchſt nachtheilige Fehler. Es iſt aus der Erfahrung bekannt, und aus der Structur des Maules und Gebiſſes der Schafe begreiflich, daß dieſe Thiere die allerkleinſten Graskeimchen bis auf die Wurzel abbeißen. Und geſetzt, es entgehen ihren Mäulern noch ſehr viele junge Sprößchen, ſo werden dieſe durch ihre ſcharfe Klauen zertreten, verwüſtet, und zum Wiederaufkeimen untüchtig gemacht. Hiezu kömmt noch, daß, da ein jeder Schäfer diejenigen Stücke gar wohl zum voraus weiß, die ſeinem Viehe nach geſtrichener Hägeſurche zu Theil werden ſollen, er dieſe bis dahin in etwas ſchonet, deſto mehr aber jene mitnimmt, von welchen ihm bekannt iſt, daß ſie zur Weide für Pferde und Kühe beſtimmt ſind. Da nun vorerwähntes Abbeißen und Niedertreten Tag vor Tag, und wenn ein zeitiger Frühling einfällt, verſchiedene Wochen fort dauert, woher ſoll wohl alsdann ein ergiebiger Graswuchs für das ſtarke Vieh, als: Pferde und Kühe, kommen? Wer könnte ſich wohl von einem jungen Bäumchen Wachsthum, Blätter und Früchte verſprechen, wenn er daſſelbe unaufhörlich aller ſeiner Knoſpen beraubte? Wie es ſich mit dem Bäumchen verhält, ſo verhält es ſich auch mit den Gräſern und übrigen

Pflanzen, wenn ihre erſte und zarte Keime und Sproſſen ohne Unterlaß bis auf die Wurzeln abgenaget und zertreten werden.

Den zweyten Auftritt auf dem Schauplatze der Brache machen die Schweine. Kaum ſtellen ſich die erſten temperirten Frühlingstage ein, ſo ſieht man auch ſchon den Gemeindehirten mit einer faſt unzählbaren Heerde Schweine die Felder täglich gleichſam überſchwemmen, welches ebenfalls bis Georgii dauert. Nehmen und zertreten die Schafe, bereits erwähntermaßen, auch nur den Keim und die jungen Sproſſen, welche aus der Erde hervor brechen, ſo ſuchen hingegen die Schweine mit der größten Begierde die unter der Erde befindlichen Wurzeln, als eine ihnen vorzüglich ſchmackhafte Nahrung, heraus, und wühlen, um derſelben habhaft zu werden, mit ihren Rüſſeln weit mehr Erde aus, als unmittelbar auf der Wurzel liegt, wodurch ſie nicht nur eine Menge anderer, die ſie nicht genießen, entblößen, und der brennenden Sonnenhitze, davon ſie vertrocknen, bloß ſtellen, ſondern auch viele junge Pflanzen dermaßen mit Erde überſchütten, daß ſie außer Stand geſetzt werden, durchzudringen, oder wenigſtens doch dieſes beſchwerlicher und langſamer zu verrichten. Kurz, die Felder, worauf Schweine gehütet worden ſind, ſehen mehr einem Stürz= als Brachacker ähnlich. Wenn nun durch dieſe Thiere vollends ein Theil Wurzeln aufgezehrt, ein anderer dem Vertrocknen ausgeſetzt, und noch mehr Pflanzenſtöcke verſchüttet werden, woher ſoll alſo wohl eine erziebige Weide auf der Brache kommen? Dieſes iſt der zweyte Fehler.

Endlich iſt noch die ſo genannte geſchloſſene Zeit, der Georgii=Tag, vorhanden, an welchem das Brach=Feld gemeiniglich durch vier beſondere Abtheilungen vermittelſt der Hägefurche von einander unterſchieden wird. Der eine Theil davon, und zwar der größte

und

und entfernteſte, wird den Schafen, der beſte den Pferden, der darauf folgende den Kühen, und endlich der kleinſte und nächſte dem kleinen Vieh, als: den Schweinen und Gänſen, angewieſen; doch giebt es auch Oerter, wo die Schweine mit den Kühen die Brache gemeinſchaftlich haben. Kaum ſind dieſe vier Abtheilungen gemacht worden, ſo wird der geſamte in einer Gemeinde befindliche Haufen von Rindvieh, der ſich oft auf 200 und mehrere Stücke, nach der Größe des Dorfes beläuſt, darauf getrieben. Dieſe wegen bereits abgegangenen Winterfutters halb verhungerte und nach grüner Weide höchſt lüſterne Thiere wollen nunmehr ſich völlig ſättigen; allein, ſie finden, gleich bey ihrem erſten Auftritte, einen kahlen, von der gehofften Weide ganz entblößten, durch die ihnen vorgegangenen Schafe und Schweine abgefreſſenen und umgewühlten Anger, wo hin und wieder etwa noch einige Stängel Sauerampfer und bittere Hundskamille ſtehen, die ihnen aber nicht behagen. Bey dieſer traurigen Beſchaffenheit der Brache läuſt das Vieh hin und her, und, ſo lange es ſich auf dem Felde befindet, ab und zu, ohne daß der Hirt im Stande wäre, es davon abzuhalten, weil der Hunger und die Begierde nach grünem Futter der Sporn dazu iſt. Dieſe dem Rindviehe geſtattete Freyheit, ihre Hutung beſtändig auf und ab zu laufen, iſt der dritte Fehler, und aus einem doppelten Grunde der Weide höchſt nachtheilig; weil 1. eine ſo große Anzahl, durch eine Menge Miſt und Urin, die Brache über und über verunreiniget, und auf jedem Orte, wo ſie ſich deſſen entledigt, wenn auch in der Folge das ſchönſte Gras darauf wächſt, aus einem natürlichen Abſcheu vor ſeinem eigenen Auswurf, nicht das mindeſte davon frißt; 2. die etwa noch vorhandenen Grasſtöcke, wegen Schwere des Körpers zu Schanden tritt; daher man von dem Rindviehe zu ſagen pflegt, daß es fünf

Mäuler mit auf die Weide bringe, und doch nur ein Fünftel genieße.

Auf dieſem kahlen Theile der Brache bleibt das Rindvieh ſo lange, bis den Pferden eine und die andere bereits abgemähete und von Heu entblößte Wieſe eingeräumet wird, und alsdann folgt das erſte wieder dieſen auf die verlaſſene Weide, welches der vierte Fehler iſt. Die Pferde haben eine doppelte Reihe Zähne in ihrem Maule, daher ſind ſie weit geſchickter, das niedrigſte Gras abzubeißen, welches das Rindvieh nicht vermag, da es nur eine Reihe Zähne hat. Es haben dieſes die in allen Stücken auf die Wirthſchaft ſehr aufmerkſamen Holländer längſt beobachtet, und daher zu einer Grundregel angenommen, daß wo 8 Kühe geweidet worden ſind, und nichts weiter zu ihrer Nahrung finden, noch 2 Pferde und endlich 4 Schafe, einige Tage durch, erhalten werden können; woraus erhellet, daß es der Natur und Beſchaffenheit des Rindviehes gar nicht gemäß ſey, wenn es den Pferden in der Hutung auf der Brache folgen muß.

Die Mittel, den jetzt angezeigten Fehlern, die bey dem Auftriebe des Wirthſchaftviehes auf die Brache begangen werden, abzuhelfen, ſind ſehr leicht, und daher ohne die geringſte Beſchwerde der Landwirthe.

Zuvörderſt muß ſchlechterdings nicht den Schäfern erlaubet werden, daß ſie im Frühlinge das ganze Brachfeld über und über behüten, ſondern es muß derjenige Theil, welcher etwa für die Pferde und das Rindvieh beſtimmet wird, von den Schafen unberührt bleiben. In dieſer Abſicht muß das Streichen der gewöhnlichen Hägefurche nicht bis Georgii ausgeſetzt bleiben, ſondern noch vor dem gänzlichen Eintritte des Winters, im ſpäten Herbſte, geſchehen, und es muß dadurch einer jeden Gattung Viehes ihr Theil angewieſen werden. Damit aber der Schäfer die ihm vorgezeichnete Gränze nicht überſchreite, muß der Schulze ihn bedeu-

deuten, und der in jedem Dorfe ohne dieß befindliche Feldhüter (Flurſchütze, Kührer,) wachſam ſeyn, und, ſeiner Obliegenheit gemäß, die Uebertretung anzeigen, damit dieſe, vermittelſt des Abzuges eines gewiſſen zu beſtimmenden Theiles von dem dem Schäfer accordirten Deputat, geahndet werden könne. An die Klagen, daß auf ſolche Art die Schafe im Frühlinge unmöglich beſtehen könnten, muß man ſich nicht kehren; denn nach dem alten Sprichworte iſt bekannt, daß, wenn auch die Schafe geſättigt ſind, den Schäfer doch immer hungert. Ich ſetze voraus, daß Niemand ſich mit mehr Vieh von keiner Gattung beladen werde, als er gut ernähren kann; denn ein entgegen geſetztes Vorhaben wäre wider alle Regeln einer vernünftigen Wirthſchaft. Thut ein Landwirth dieſes, ſo wird auch ganz gewiß die Weide bey den oben angerathenen Einſchränkungen der Schafe zureichen, beſonders da für dieſe, außer der ihnen allein gewidmeten Brache, noch daß auf den zu Haber und Gerſte beſtimmten Aeckern hervor ſproſſende Gras bleibt. Kömmt nun noch dazu, daß ein jeder Landwirth früh vor dem Austreiben, ihnen ein kleines Futter; es ſey auch ſo geringe als es immer wolle, im Stalle vorlegt, welches ohne dieß ein ſehr dienliches Verwahrungsmittel gegen verſchiedene Zufälle der Schafe iſt, ſo ſind die Klagen vollends ungegründet.

Zweytens: die Schweine ſind mit möglichſter Sorgfalt von der dem andern Wirthſchaftsviehe beſtimmten Brache gänzlich abzuhalten. Es giebt bey jedem Dorfe Anger, oder, außer ſolchen, Lehm- und Sandgruben, die einen beträchtlichen Umfang einnehmen. Es ſind ferner Stürzäcker vorhanden, denen es zur Vertilgung des Unkrautes ſehr nützlich ſeyn würde, wenn die Schweine die darin ſteckenden Wurzeln herauswühlten und verzehrten. Und endlich bleibt ja außer dieſen noch immer derjenige Theil der Brache für

 ſie,

ſie, welcher ihnen bereits im Herbſte zugeeignet wurde, und welcher um ſo ergiebiger ſeyn muß, da die Schafe ihn nicht betreten.

In vielen Gegenden halten die Landleute die Schweine nicht in der Abſicht, von ihrem Verkaufe Nutzen zu ziehen, ſondern bloß deswegen, um ſie für ihr Haus zu ſchlachten; und da ſie vorzüglich das ſehr fette Fleiſch an ihnen lieben, ſo geben ſie ihnen ohne dieß im Stalle das beſte und hiezu dienlichſte Futter. Die grüne Weide dient ihnen bloß zu einer Abwechſelung und Erfriſchung, und dieſe finden ſie auf den oben benannten Flecken zur Genüge, ohne daß durch ſie die Brache für die Pferde und das Rindvieh verwüſtet werden darf, welche ihnen in der Folge ohne dieß noch zu Statten kömmt, wenn kurz vorher erwähnte zwo Gattungen von Hausthieren nicht mehr darauf getrieben werden.

Drittens: Um zu verhindern, daß das Rindvieh auf ſeiner Brache nicht ohne Unterlaß auf und ablaufe, und dieſelbe theils durch ſeine Füße theils durch ſeinen Miſt und Urin verderbe, iſt das beſte Mittel dieſes, wenn man aus dem ihm vermittelſt der geſtrichenen Hägefurche angewieſenen Diſtricte wieder gewiſſe Unterabtheilungen nach dem Verhältniſſe der Menge deſſelben, und nach der Zeit, ſo lange daſſelbe auf der Brache geweidet werden ſoll, macht; welches nicht eher, als an dem Tage, wenn das Vieh darauf getrieben wird, geſchehen darf. Dem Hirten muß derjenige Theil, worauf er zu hüten anfangen ſoll, angewieſen und dabey ſcharf befohlen werden, ohne Vorbewußt des Schulzen keine andere Abtheilung einzunehmen noch die geſtrichene Hägefurche im mindeſten zu überſchreiten. Findet Letzterer, oder etwa ein anderer von der Gemeine hiezu beſtimmter Mann, daß es nunmehr Zeit ſey, weiter fortzurücken, ſo muß er es dem Hirten des Abends vorher anzeigen, und ihm auf das nachdrücklichſte anbefehlen, den verlaſſenen Fleck zu ſchonen, ſo daß auch nicht eine Klaue darauf komme.

Bey der oben gedachten Unterabtheilung der Brache, muß man auch auf einen geräumigen Trieb bedacht ſeyn, auf welchem das Vieh auf jeden ſolcher Diſtricte kommen kann, ohne über den abgeweideten gehen zu dürfen. Ehe nun mit dem Rindviehe alle ihm beſtimmte Theile der Brache abgehütet, und letzterer von aller Weide entblößet wird, wird der erſte ſchon wieder, wegen der ihm vergönnten Ruhe, jünges Gras bringen. Auf ſolche Art findet das Vieh immer eine neue Nahrung, und befindet ſich weit beſſer, als wenn keine Abtheilungen gemacht, ſondern ihm eine unumſchränkte Freyheit gelaſſen worden wäre, die ganze Brache ohne Unterlaß zu überlaufen, und alles zu vertreten.

Zur Verbeſſerung des vierten Fehlers, wäre es gut, wenn die grüne Fütterung überhaupt, beſonders aber die Weide, in Anſehung der Pferde, abgeſchaffet werden könnte, indem man alsdann von der Druſe ſehr ſelten etwas wahrnehmen würde. Bis dahin aber muß entweder, aus oben angeführter Urſache, die dieſen Thieren einmal gewidmete Brache allein bleiben, ohne daß ihnen das Rindvieh folge, oder, wofern letzteres einen Genuß davon haben ſoll, muß es auch den Pferden vorgehen, doch dergeſtalt, daß mit jenen die Hutung gleichſam nur übertrieben werde, ohne ſich etwa viele Tage darauf aufzuhalten, weil ſonſt, bereits erwähntermaßen, das Rindvieh dasjenige Gras, welches es nicht genießt, zertreten, und es dadurch den Pferden entziehen würde. Dieſe Brache muß aber ebenfalls in verſchiedene Diſtricte abgetheilet werden, um zu verhindern, daß die Pferde nicht über und über weiden, welches in Anſehung dieſer noch weit leichter zu bewerkſtelligen iſt, ſo viele Bauern in einem Dorfe ſind, auch ſo viel Hüter zu den Pferden gegeben werden.

Woll-

Wollten ſich die Landwirthe in Anſehung der gemeinen Fütterung noch rathen laſſen, ſo würden ſie vorzüglich beſſer thun, wenn ſie unter die Gerſte ſpaniſchen Klee ſäeten, und damit ſie darauf folgende Brache, welche ohne dieß den Pferden zugedacht wird, als Kleefeld nutzten, womit ſie dieſe in dem Stalle füttern könnten, und dabey Gelegenheit hätten, zwiſchen dem guten und vom Gifte verdorbenen Klee eine genaue Auswahl zu treffen, damit dadurch keine üble Zufälle dieſen Thieren verurſachet würden.

39 und 40. St. der ökon. Nach. der patriot. Geſ. in Schleſ. v. J. 1777.

III. Es iſt noch die Hut und Trift in Wäldern zu beobachten übrig. Von der Gräſerey in den Wäldern (Holzgräſerey), oder dem Abſchneiden des in einem Holze oder Walde wachſenden Graſes und dem Rechte, daſſelbe zu nutzen, habe ich im XIX. Th. S. 728, fgg. gehandelt. Hier habe ich es eigentlich mit der Hut Weide und Trift in den Wäldern (der Holztrift, Holzweide, Waldhutung,) zu thun. Durch Hut und Trift kann der Anwuchs des jungen Holzes in vielen Fällen gar ſehr befördert, aber auch im Gegentheile gänzlich zu Grunde gerichtet werden, nachdem ein Aufſeher über die Förſte ſolche bey rechter Zeit und Gelegenheit auszudehnen, oder einzuſchränken weiß. Dieſe Materie iſt alſo nicht allein deswegen wichtig, weil die meiſten Einwohner waldiger Gegenden ihren Unterhalt von der Viehzucht haben, ohne welche große Bezirke, wilde unbewohnte Wüſteneyen ſeyn würden, ſondern ſie verdient auch in Anſehung des Forſtweſens ſelbſt eine große Achtung.

Laubtragende Oerter, welche zur gewöhnlichen Hutung eingegeben werden können, müſſen dem Rindviehe ſchon ſo weit entwachſen ſeyn, daß es mit dem Maule die Spitzen der Loden (jungen Schößlinge) nicht mehr erreichen, und ſie mit der Zunge abſchlagen kann. Birken und Haſelſtauden machen eine Ausnahme; dieſe werden, wegen ihres bittern, herben Geſchmackes

ſchmackes und Sprödigkeit, gar ſelten von dem Rindviehe verbiſſen; und daher können damit beſtandene Oerter weit eher, als andere laubtragende, dem Viehe eingegeben werden.

Das Nadelholz wird nicht ſo leicht von dem Rindviehe angefallen, als das Laubholz; am wenigſten die Fichten. Wenn dieſes eine Querhand hoch iſt, kann man das Vieh ſchon in die Oerter laſſen; nur iſt im Frühlinge die Vorſicht zu gebrauchen, daß große, dabey hungrige Heerden nicht enge bey einander gehalten, aber nicht in ſolche junge Oerter getrieben werden, wo Mangel am Graſe, und Ueberfluß am Mooſe iſt, welcher Fall in Nadelörtern auf gar hohen Gebirgen nicht ſelten vorkömmt. Da man auch ſchon vorlängſt wahrgenommen hat, daß der Fichtenſame, oder vielmehr der gelbe Staub aus den erdbeerförmigen rothen Zapfen, auch die jungen Zapfen ſelbſt, dem Viehe ſehr ſchädlich ſind: ſo ſollte man daſſelbe, wenigſtens in den Monaten May und Jun., nicht in die Fichtenwälde treiben. Einen Beweis hievon mußte vor einiger Zeit eine Gegend bey Dresden erfahren. Denn, als damals bey einem großen Winde dieſer gelbe Staub um ſo häufiger auf die Grasgewächſe gefallen war, und man dem ungeachtet das Vieh in einen Fichtenwald auf die Weide trieb, wurde es davon krank, und crepirte; ja, man fand zu derſelben Zeit viel todtes Wildbret, welches ebenfalls davon umgekommen war. Das einzige Mittel, welches man dawider gebrauchte, beſtand darin: man rieb dem kranken Viehe die Zunge fleißig mit Salz, und wuſch es auch äußerlich zu wiederholtenmalen mit Salzwaſſer ab.

Wenn ein Ort ſogleich nach der Hauung in friſchen Anwuchs kömmt, wird er gewöhnlichermaßen in 4, 8, höchſtens 10 Jahren hutbar. Friſch wachſende Stammloden und Nadelholz entwachſen dem

Viehe

Viehe binnen 4, 5 bis 6 Jahren. Laubtragende Samenloden erfordern 8 bis 10 Jahr Zeit. Der Augenſchein muß es zeigen. Wächſt in dieſer Zeit das junge Holz nicht ſo weit in die Höhe, ſo iſt ſchlechte Hoffnung, daß ein ſolcher Ort, ohne viele Jahre Verluſt nur in mäßigen Beſtand mit guten Holzgattungen kommen werde.

Man muß aber nicht glauben, als ob ein Ort dem Viehe ſo lange gänzlich verſchloſſen werden müſſe, bis das junge Holz demſelben völlig entwachſen iſt, und daß gar kein Schade mehr darin zu befürchten ſey, ſo daß man ohne alle Vorſicht, und ohne Einſchränkung, die Heerden nach Gutdünken der Hirten hinein laſſen könne. Dieſes iſt nicht allein für die Viehzucht, ſondern auch in vielen Fällen für die Förſte ſelbſt ein höchſt verderblicher Grundſatz. Wenn nämlich das Holz, inſonderheit das laubtragende, ſchon ſo hoch iſt, daß das Vieh nichts mehr davon erreichen kann, ſo fängt das Gras und Kraut an, in ſolchen Orten abzunehmen, daß das Vieh endlich wenig mehr findet; mithin wird die Nutzung von der Viehzucht weit geringer, als bey voller Weide. So bald dem Viehe ſeine gehörige Weide entgeht, ſo bald nimmt auch die Milch an Güte ab, ſie wird wäſſerig, und es erfolgt bey weitem ſo viel nicht an Butter und Käſe daraus, als bey voller Weide. Was für Schaden dieſes in einem Lande, wo die Viehzucht ein Hauptartikel iſt, bringe, iſt leicht zu berechnen. Man laſſe ſich dabey das äußerliche gute Anſehen des Viehes nicht betriegen: denn dieſes wird nicht eher mager, als bis der Mangel der Weide ſehr groß iſt.

Die Förſte ſelbſt leiden ſehr oft, wenn die jungen Oerter gar zu lange und ſo ſcharf gehäget werden, daß gar kein Vieh hinein gelaſſen wird. Der klare Augenſchein zeigt, daß alsdann die Weide ſehr abzunehmen anfange, wenn das junge Holz in einem Orte zu

ſolcher

ſolcher Höhe und Stärke gelanget, daß die Viehheerden zu keiner Zeit einigen Schaden mehr darin thun können; findet nun das Vieh ſeine nöthige Weide nicht, ſo fällt es aus Hunger das junge Holz an, wonach es ſich ſonſt nicht umſieht. Im Laubholze bieget es ſogar die ſchwachen Stangen mit den Hörnern nieder, und frißt die Gipfel ab, und alsdann leiden die Förſte denjenigen Schaden durch das gar zu ſtrenge Hägen in weit größerer Menge, den man dadurch zu verhüten ſuchet. Vornämlich geſchieht dieſes im Frühlinge. Bemerkt ein Forſtaufſeher den Zuſammenhang der Urſachen nicht, woraus dieſes Uebel entſteht, ſo fällt er auf die verderbliche Meinung, er habe die jungen Orte noch nicht lange genug geſchonet, häget die in folgender Zeit vorfallenden Orte deſto länger und ſchärfer, oder treibt wohl gar die Heerden aus den bereits eingegebenen und größten Theils verbiſſenen Orten; dadurch wird die Weide noch mehr beenget, die Einwohner werden genöthiget, einen großen Theil ihres Viehes abzuſchaffen, und das übrige heimlicher Weiſe, meiſtens ganz zur Unzeit in die jungen Gehaue zu treiben; es wird, um nicht entdeckt zu werden, gar enge bey einander gehalten und frißt alsdann, vom Hunger getrieben, mit großer Begierde Gras und Loden weg.

Hienächſt entſteht aus übertriebener Hägung der jungen Orte ein nicht geringer Schade. Nachdem nämlich ein Ort abgetrieben worden iſt, fängt das Gras und Kraut auch allerley halbe Staudengewächſe, an, darin überhand zu nehmen; am allerſchädlichſten aber iſt dem Holzanwuchſe das Gras, Farnkraut und Ginſt. Das Gras iſt das gewöhnlichſte, und, wenn es zu hoch und dick wird, das allerſchlimmſte. Bewuchert es ſich zu ſehr, ſo legt es ſich alljährig gegen den Herbſt dick über einander; geſchieht dieſes mehrere Jahre, ſo erſticken die darunter befindlichen Loden, und zwar diejenigen am meiſten, welche aus dem Samen

erwach-

erwachſen, welche die nützlichſten ſind, und woraus das künftige Baumholz gezogen werden muß. Vor andern trifft dieſes Uebel die jungen Eichen. Der neu fallende Same kann den Boden nicht mehr berühren, ſeine Wurzeln nicht in die Erde bringen, und folglich verdirbt er. Eine ungeheure Menge Ungeziefer, abſonderlich Mäuſe, vermehren ſich in dergleichen mit dickem Graſe überzogenen Orten; es findet darunter gegen die Witterung, welche ſolche zu vertilgen pflegt, Schutz; ihre Nahrung iſt der abgefallene oder hinein geworfene Same, und die daraus entſtehenden Keime und zarten Loden; ja ſelbſt die friſch wachſenden und das Gras bald überſteigenden Stammloden werden von dieſem ſchädlichen Ungeziefer unten am Stamme abgeſchälet und verdorben. Solche Orte mögen gehäget werden, wie ſie wollen, ſo iſt auf wenig oder gar keinen Anwuchs Hoffnung zu machen, und ſie bringen nichts, als etwas ſtruppiges unnützes Buſchwerk, hervor. Hier iſt kein beſſeres Mittel, und die Erfahrung beſtätigt es, als daß man das Gras heraus ſchneiden, oder, welches beſſer iſt, durch das Vieh abhüten laſſe. Das Schneiden iſt nicht ſo gut, als das Abhüten, wofern dieſes nur zur rechten Zeit geſchieht. Durch das Schneiden gehen faſt alle zarte Loden, welche noch unter dem Graſe ſtecken, verloren.

Daß, auf fettem Boden die Tannenbeſamungen mit dem Rindviehe zu behüten, unſchädlich, ja ſo gar nützlich ſey, beweiſen unter andern folgende zwey Beyſpiele, welche in No. 2 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 18, erzählt werden.

„Es fanden ſich, im J. 1753, zwey Reviere, eines an der Leine, und eines am Unterharze, welche in flachen Gegenden belegen waren, und worauf vorher gutes ſtarkes Tannenholz geſtanden hatte; dieſe Reviere wurden aber durch ein tägliches Betreiben ſowohl mit dem Schaf- als Kuhviehe dermaßen verangert, daß nicht möglich war, das geringſte von Anflug darauf hoffen zu können. Man wollte jedoch dieſe Reviere nicht ganz öde liegen laſſen; es wur-

wurde daher reſolviret, ſolche umzuhacken, mit Tannenſamen zu beſäen, und vor allem Viehe im Zuſchlag zu nehmen. Es geſchah auch alſo. Der Same gieng im erſten Jahre ſehr gut auf, und zeigte einen erwünſchten Wiederwachs. Im zweyten Jahre gegen Johannis war aber dieſes Revier ſo ſtark mit Gras überzogen, daß man alle Mühe hatte, das Geringſte von dem Wiederwachs darin zu finden, ſchien auch an einigen Orten unter dem Graſe bereits zu vermodern. Es war alſo Hülfe nöthig. Man kam auf die Gedanken, das Rindvieh einigemal durchzutreiben, zur Probe aber ein Drittel dieſes Revieres noch vor allem Viehe zu verſchonen. Nachdem das Gras von dem Reviere, welches mit dem Viehe betrieben worden, größten Theils weggefreſſen war, ſo wurde man gewahr, daß das Vieh weder einen natürlichen Eckel vor den jungen Tannen noch die kluge Eigenſchaft gehabt, den jungen Tannen-Wiederwachs wiſſentlich mit den Mäulern zu verſchonen. Dagegen zeigte ſich, daß, obwohl nicht alle, doch die mehreſten jungen Tännchen vom Viehe verbiſſen waren; im darauf folgenden, als dem dritten Jahre, trieben dieſe verbiſſene Tännchen dennoch ihren May, und es wurde nach Johannis, da das Gras abermal überhand nahm, gleichfalls mit dem Eintreiben des Rindviehes verfahren; es gieng ſolches wiederum nicht ohne Schaden ab, doch nicht ſo ſtark als das erſtemal. Im vierten Jahre trieben beſagte verbiſſene Tännchen gleichfalls ihren May, und das Gras wuchs nicht mehr ſo ſtark, wenigſtens brachen ſchon die mehreſten Spitzen dieſer Tännchen durch das Gras hervor, und es war alſo keine Betreibung des Viehes mehr nöthig, ſondern es wurde nachher, noch 6 Jahr mit Betreibung des Viehes verſchont. Nunmehr, nachdem 10 Jahr verfloſſen ſind, ſieht man auf demjenigen Reviere, welches die erſten Jahre mit dem Rindviehe betrieben worden, die ſchönſte Dickung von jungen Pechtannen; auf dem einen Drittel aber, welches ganz von allem Viehe verſchont geblieben, iſt kaum alle 50, 60, bis 80 Schritte eine einzele Pflanze zu ſehen. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſe Anfangs vom Viehe verbiſſene junge Tannen ſchlechtes Nutz- und Bauholz geben werden; allein, man braucht auch Brennholz, und es findet ſich gleichwohl ungefähr der 10te Theil davon, welche nicht verbiſſen, und woraus alſo noch einige gute Nutzbäume zu hoffen ſind.“

Ich habe kurz vorher mit Fleiß geſagt: wofern das Abhüten zu rechter Zeit geſchieht; und es iſt folgendes dabey zu bemerken. 1) Im May und Jun. iſt der junge Trieb noch weich, ſtarret vom eingetretenen Safte, iſt ſehr zerbrechlich, dem Viehe angenehm, und wird leicht von demſelben verbiſſen. 2) Bey einfallendem Regen, inſonderheit zu der Zeit, wenn unmittelbar vorher eine große Hitze und Dürre geweſen iſt, ſchlägt das durſtige Vieh gern die Regentropfen mit der Zunge von den Loden, und zugleich die Spitzen von denſelben ab; auch muß man, aus eben der Urſache das Vieh nicht in den erſten Morgenſtunden, da der Thau noch an den Blättern hängt, in ganz junge Orte bringen. In gedachten Monaten iſt dieſer Schade weit mehr, als in der übrigen Jahrszeit, zu befürchten. 3) Je jünger die Orte, und jemehr ſolche mit Holzarten beſtanden ſind, welche das Vieh gern angreift, als: Eichen, Rothbüchen, Hainbüchen, Aeſchen, weiße Ahorne ꝛc. je behutſamer muß man verfahren, daß das Vieh zu ſolcher Zeit, und unter vorerwähnten Umſtänden, nicht hinein gelaſſen werde.

Aus dem Vorhergehenden iſt leicht abzunehmen, wie junge Orte, die zur gewöhnlichen und täglichen Hut und Weide nicht eingegeben werden können, mit den Heerden zu betreiben ſeyn, und wie ſelbſt der Anwuchs des jungen Holzes dadurch zu befördern ſey. Man halte nämlich das Vieh bis zu Ende des Junius aus ſolchen Orten ſorgfältig ab. Der Trieb des jungen Holzes von demſelben Jahre iſt nach dieſer Zeit nicht mehr ſo voll Saft, nicht mehr ſo krautartig, ſondern ſchon holzig, ohne Nachtheil biegſam, das Laub ſpröder, und das Vieh nach friſchen Gewächſen nicht mehr ſo begierig, als im Frühlinge. Uebrigens beobachte man bey Behütung junger Orte und Gehaue Folgendes. 1. Diejenigen, welche ſchon ziemlich erwachſen ſind, oder aus Holzarten beſtehen, die entweder

zeitig genug erharten, oder ſehr bitter werden, und welche das Vieh nicht leicht angreiſt, als: Fichten, Birken, Haſelſtauden ꝛc. kann man gegen die Mitte oder das Ende des Junius zu betreiben anfangen. Orte, worin die Loden ſchwächer, oder worin ſolche Holzarten ſind, deren neuer Trieb ſich ſpäter verhärtet, und vom Viehe gern angefallen wird, müſſen erſt im Auguſt oder Sept. zum Durchhüten eingegeben werden. Hiebey iſt nicht auf das Alter, ſondern auf die Stärke der Lode zu ſehen. Man findet Orte in laubtragendem Holze, welche ſchon in 4 oder 5 Jahren mit ſo ſtarken Loden beſtanden ſind, daß man im Julius kein Bedenken mehr tragen darf, das Vieh hinein zu laſſen, wenn nicht etwa dazwiſchen ſtehende Samenloden von ſchätzbaren Holzarten mehrere Behutſamkeit erfordern. Bey andern hingegen iſt oft im 8ten, ja 10ten Jahre, noch viele Vorſicht nöthig. 2. Das Vieh muß niemals enge bey einander, ſondern weit ausgedehnt, ohne Aufenthalt, in beſtändigem, doch langſamen Durchzuge getrieben werden. Drängt es ſich in dicke Haufen zuſammen, ſo zertritt es viele Loden; wird es zugleich aufgehalten, ſo greift es, nach weggehütetem Graſe, auch oft aus Muthwillen die Spitzen der Loden an. 3. Sind die Orte gar klein, die Heerden aber ſehr groß, ſo geſchieht allezeit Schade. Da nun bey großen Heerden beſondere Kälberheerden zu ſeyn pflegen, ſo müſſen kleine oder gar junge Orte nicht den Kuh- ſondern den Kälberheerden eingegeben werden; ja es iſt rathſam, daß man dieſes bey ganz jungen, mit Gras ſtark überzogenen Orten allzeit beobachte, ſie mögen ſo groß ſeyn, als ſie wollen. 4. Wenn es zu vermeiden iſt, muß kein junger Ort etliche Tage nach einander betrieben werden, er ſey denn ſo groß, daß man täglich einen ganz neuen Zug nehmen könne. Denn ob gleich überflüſſige und gute Weide darin vorhanden iſt, ſo bemerkt man doch, daß

das Vieh, wenn es einige Tage eben denſelben Zug behält, derſelben einigermaßen überdrüſſig, und nach anderer lüſtern wird. Es frißt nur aus Hunger, und benaſchet, wenn er ihm etwas geſtillet iſt, alsdann die Loden. Am beſten iſt es, wenn es ſeyn kann, daß man die Heerden alle Tage durch einen neuen jungen Ort gehen läßt, alsdann einige Zeit die zur gewöhnlichen Hut eingegebenen betreibet, nach einigen Wochen aber wieder, nach Beſchaffenheit der Umſtände, durch die jungen Orte, ſo lange noch vieles Gras darin befindlich iſt, treibt. 5. Niemals muß ein junger Ort rein ausgehütet werden, ſonſt fällt das Vieh zuletzt die Loden an. 6. Bey trocknem Wetter fährt man mit dem Durchtreiben ſicherer, als bey naſſem, imgleichen von den Mittagsſtunden bis zu den Abendſtunden mit wenigerer Gefahr, als in den Frühſtunden. Süße Thaue, welche das Vieh gern ablecket, veranlaßt oft Verbeißungen; und dieſen iſt es faſt allezeit zuzuſchreiben, wenn junge Tannen, welche das Vieh ſonſt nicht achtet, verbiſſen werden, und es iſt demnach gut, daß ein Forſtknecht, oder ein anderer Unterbediente etwa eine halbe Stunde gegenwärtig ſey, wenn das Rindvieh in einen jungen Ort gelaſſen wird.

Ganz junge Gehaue von 3 oder 4 Jahren, welche viele aus dem Samen erwachſene Aeſchen und Ahorne haben, ſind dennoch im Herbſte etwas mißlich zu betreiben, vornämlich wenn die Orte klein, die Heerden aber ziemlich groß ſind. Aus dieſen hütet man das Gras am beſten weg, ſo bald der Schnee und die Witterung im erſten Anfange des Frühlings es geſtatten, ehe noch die Knoſpen aufbrechen. Man bemerkt auch, daß das Gras zu Ende des Herbſtes und im Winter, unter dem Schnee wächſt, und man kann die jungen Orte, ob man gleich die Heerden zu Ende des Herbſtes und im Sommer durchgetrieben hat, im Anfange des Frühlinges noch einmal betreiben laſſen; denn ob

gleich

gleich der Saft in das Holz getreten iſt, ſo bleibt doch der Auffatz vom vorigen Jahre hart und zähe, und das Vieh thut nicht eher Schaden, als die Blätter ſich aus den Knoſpen entwickeln, und das neue Holz aufzuſetzen anfängt. Dieſes hat den Nutzen, daß man das Vieh einige Wochen lang in ſolchen jungen Orten weiden kann, damit in den zur Weide eingegebenen, das Gras zu beſſerm Wachsthume komme. Die dagegen gemachten Einwürfe: das Gras ſey faul, dem Viehe ſchädlich, und was dergleichen mehr iſt, fallen durch den bloßen Augenſchein weg.

Man wird hier die Einwendung machen, und ſagen, daß es unmöglich ſey, bey weitläuftigen Forſten auf vorſtehende Puncte Acht zu haben. Wenn man aber den großen Nutzen, welcher nicht nur in Erhaltung und Beförderung des neuen Anwuchſes daraus erfolgt, ſondern auch die ſo wichtige Verbeſſerung der Viehzucht erwäget, ſo muß man ſich eine kleine Mühe nicht verdrießen laſſen. Dieſe Aufſicht erfordert gar keine Koſten, auch bey weitem ſo viele Mühe und Sorgfalt nicht, als die Einſammlung des Samens und die Zubereitung des Bodens. Man nehme erfahrne und vereidete Hirten, und beſtrafe Nachläſſigkeit, Ausſchweifungen und Mißbrauch, wenn ſie nicht unterbleiben wollen, mit ſo lange vermehrter Schärfe, bis die Unordnung aufhört. Auf ſolche Weiſe hat man in weitläufigen Förſten obige Regeln mit den größten Nutzen in Gang gebracht. Es wird aber hiezu ein Aufſeher erfodert, welche alle darin befindliche Orte nach ihrer Lage und übrigen Beſchaffenheit, auch die Stärke der Heerden ꝛc. genau kennt, und es dabey an fleißiger Aufſicht nicht ermangeln läßt. Es iſt gewiß, daß der Holzanwuchs dabey ſicherer ſteht, als bey dem langen und ſcharfen Hägen der Orte. Man kann, wenn man keine verhungerte Heerden hat, die Orte

auch ohne Bedenken etliche Jahre früher zur gewöhnlichen Weide eingeben.

Ich habe ſchon oben erinnert, daß, wenn zu viel, vornämlich rauhes Baumholz in den Orten vorhanden, oder wenn ein Theil des Unterholzes, worunter Haſel das ſchlimmſte iſt, ſchon ziemlich in die Höhe gekommen iſt, man auf den Nachwuchs der Loden aus dem Samen vergeblich warte. Die ſchwächſten Loden, welche meiſtens die Samenloden zu ſeyn pflegen, bleiben alsdann zurück, und vergehen endlich ganz und gar. Auch habe ich gezeigt, daß man einen Ort im Durchſchnitte beurtheilen, niemals aber deſſen Beſchaffenheit von ein oder andern Plätzen angeben müſſe. Dieſe ungeſchickte Beurtheilung thut auch der Hut und Weide gar großen Schaden, wenn man, in vergeblicher Hoffnung eines fernern Nachwuchſes, große Orte ſchließt. Die einzelen nachkommenden Loden werden, ſo bald ſie zu einer Höhe gelangt ſind, daß ihre Spitzen aus dem Schnee ſtehen, von Wildbret, welches zur Winterszeit ſich gern an ſolchen Orten aufhält, verbiſſen. Ich gebe es dem Wildbret Schuld, weil man faſt allezeit wahrnimmt, daß es im Winter geſchieht, da kein Vieh aus=, am wenigſten in die Förſte, getrieben wird. Solche Orte ſind ohne Bedenken zur gewöhnlichen Weide einzugeben, es ſey denn, daß man das überflüſſige Oberholz baldigſt nachhauen, oder die Haſeln tilgen, und den ſchon verbiſſenen Nachwuchs erfriſchen wolle.

Man hat, wie bereits oben, S. 227, f. erwähnt habe, wahrgenommen, daß die Heerden, wenn man ſie viele Tage nach einander in einem Orte treibt, wo auch gute Weide im Ueberfluß iſt, derſelben gewiſſermaßen überdrüſſig, nach den ſchon ziemlich erwachſenen Loden lüſtern werden, und ſolche verbeißen. Es iſt daher rathſam, daß die Heerden in der Weide Abwechſelung haben, welches zwar nicht nach Wunſch allezeit mög=

möglich, doch aber, ſo viel die Umſtände geſtatten wollen, zu beobachten iſt. Man bemerkt dieſes gar ſelten in Orten, wo reines und weiches Gras vorhanden iſt, gar oft hingegen, wo meiſtens Kraut von ſtarkem Geſchmacke wächſt. Anfänglich fällt das Rindvieh begierig darauf, wird aber deſſen nach einiger Zeit überdrüſſig, wenn es nicht zwiſchen unter, einige Tage Veränderung hat. So nützlich es demnach für die Förſte befunden wird, daß man gar zu kleine, ohne Ordnung untereinander liegende Hauungen vermeide, hingegen eine der Gelegenheit gemäße Ordnung darin halte, und nach einer gewiſſen Richtung mehrere Hauungen unmittelbar aneinander fortführe: ſo ſchädlich iſt die Ausſchweifung, wenn man durch gar zu große und viele Hauungen weite Räume abholzet. Wenn auch ein Ort eine gar zu große Ausdehnung hat, z. B. von mehr als 100 Waldmorgen, ſo iſt nicht anzurathen, ſolchen in etlichen wenigen Hauungen unmittelbar hinter einander abzutreiben, wie ich ſchon aus einem andern Grunde, im Art. Holz, empfohlen habe. Iſt in Anſehung des Grundes und Bodens, und in der Art der Weide keine Abwechſelung, iſt das Vieh der Veränderung gewohnt; kann man ſolche nicht verſchaffen, indem man auf die gegenſeitige Ausſchweifung verfallen iſt, und gar zu große Flächen abgekohlt hat, und dieſe alſo zu Weide mit einemmale einzugeben gezwungen iſt: ſo muß man ſolche etwas länger hägen, als nöthig wäre, wenn einige Abwechſelung hätte verſchaffet werden können.

Rindviehheerden haben die Art an ſich, daß ſie gern geradezu gehen, und nicht ohne Zwang Wendungen nach ſcharfen Ecken oder Winkeln machen. Man muß alſo in Triſten und Weidgängen dergleichen nach Möglichkeit zu vermeiden ſuchen, und zwar um ſo viel ſorgfältiger, je größer die Heerden, und je ſchwerer ſie in Ordnung zu halten ſind. Erfordert die Lage der

Orte, und die Beſchaffenheit der Gebirge, Krümmen, ſo muß man ſie, ſo viel möglich, zu brechen, und nach einer allmählich gebogenen Linie zu richten ſuchen.

Oft ſind auf Ebenen die Hauungen ſehr winkelig und verworren geführt, und die Triften und Weidgänge müſſen folglich eben ſo laufen; da es dann unmöglich fällt, die Heerden abzuhalten, daß ſie nicht in die dazwiſchen liegenden, noch zu hägenden Orte ausweichen, und Schaden anrichten. Oft ſind die Triften durch Hauungen abgeſchnitten, daß man nicht in die zur Hut und Weide eingegebenen Orte kommen kann, ohne durch die noch zu hägenden zu treiben. In ſolchen Fällen, und überhaupt, wo Orte, die im Gehäge ſtehen, und dem Anlaufe der Heerden ausgeſetzt ſind, muß man dem Uebel mit Gräben, welche wenigſtens 3 Fuß tief und weit ſeyn müſſen, vorzubeugen ſuchen; oder, wo ſich dieſes nicht thun laſſen will, die jungen Gehaue verrücken, indem man nämlich Pfähle einſchlägt, und Stangen oder Lattenknüppel, in einer Höhe von 3 Fuß, querüber nagelt. Die Triften, welche man durch junge Gehaue zu machen genöthigt iſt, werden ebenfalls auf beyden Seiten mit Gräben oder Verrückungen eingefaſſet, und zwar für kleine Heerden, die ½ bis 1 Schock Vieh ſtark ſind, in der Breite von 10 bis 15 Schritten; ſind ſie 2 bis 3 Schock ſtark, von 20 bis 25; und ſind ſie 6 bis 8 Schock ſtark, von 50 bis 60 Schritten.

Ohne Noth Triften und Weidgänge über hohe und ſteile Berge in einem Zuge auf und ab zu führen, iſt ein großer Fehler; das Vieh wird ermüdet und erhitzet, die Nützung davon vermindert ſich, es will endlich nicht gern fort, fällt leicht an das junge auf dem Wege vorfallende Holz, wenn es nicht immer mit Gewalt fortgetrieben wird; welches aber bey großen Heerden ſehr ſchwer fällt, und alſo nicht leicht ohne Schaden abgeht.

Wenn

Wenn die ſo eben bemerkten Fehler einmal begangen worden ſind, laſſen ſie ſich ſelten binnen wenig Jahren aus dem Grunde heben. Die Verbeſſerung muß nach und nach geſchehen, und man kann den gegenwärtigen Forſtaufſehern die Schuld nicht allezeit beymeſſen. Sind z. B. die Orte unordentlich und verkehrt abgetrieben, ſo läßt ſich der Fehler in vielen Jahren nicht wieder abändern, wenn nicht ein ganz außerordentlicher Vorfall die Verbeſſerung befördert. Man hat ſich daher in dem Forſtbetriebe um ſo viel ſorgfältiger davor zu hüten, je langwieriger die übeln Folgen davon zu ſeyn pflegen.

Es iſt bereits oben, und im Art. Holz, erinnert worden, daß man die Orte den Triften nach niemals aber entgegen treiben, auch nach Möglichkeit vermeiden müſſe, Orte außer der Ordnung, mitten zwiſchen andern heraus zu hauen. Erfordert eine widrige Nothwendigkeit das Gegentheil, oder iſt man aus Verſehen anders verfahren, und ſind die abgetriebenen und ſtehenden Orte einmal unter einander und in Unordnung gekommen, ſo muß man den Fehler durch Kreuztriften zu verbeſſern ſuchen. Man überſchlägt zu dem Ende, nach welcher Linie die Haupttrift am bequemſten könne eingerichtet werden, damit man in alle ſowohl vor, als zu beyden Seiten liegende Orte kommen möge. Wo die Trift bereits verhauen iſt, da wird ein für die Heerden hinlänglich breiter Strich mit Gräben oder einer Verrückung abgeſondert; wo nachgehauen werden ſoll, da läßt man einen ſolchen Strich Holz ſtehen, ſo daß alles aneinander ſchließt. Einige Linien müſſen ſeitwärts allmählich ablaufen, damit man in die daſelbſt belegenen, und bereits verhauenen, oder noch zu verhauende Orte mit den Heerden kommen könne, daher eben ſolche Triften den Namen Kreuztriften führen. Auf ſolchen Triften nimmt man das allzudick ſtehende, oder abſtändig werdende

Holz weg. Wo es zu licht wird, muß man, nach Beſchaffenheit des Bodens mit Pflanzen ziemlich ſtarker, junger, ſonderlich Eichenſtämme die leeren Plätze beſetzen, und ſolche mit einer Dornhecke einfaſſen, damit der Boden benutzet werde. Der Anwuchs des Unterholzes iſt auf ſolchen Triften zwar verloren; doch kann man die verbiſſenen Loden, wenn man dieſe Nothtriften nach einigen Jahren nicht mehr nöthig hat, erfriſchen, und den Anwuchs wieder herſtellen, die Weide wieder auf dieſe Weiſe erhalten, und dem Verderben der jungen Orte vorbeugen.

Von alten Zeiten her, iſt, wie ich bereits im XVII. Th. S. 149, erwähnt habe, an vielen Orten die höchſt ſchädliche Einrichtung gemacht, oder als eine üble Gewohnheit eingewurzelt, daß mehr als eine Heerde oft deren drey, vier, und mehrere, einen Ort betreiben. Man nennt ſolches Koppelweide. In den meiſten Fällen iſt kaum begreiflich, was dazu Anlaß gegeben hat; und es iſt der Urſprung unendlicher Zänkereyen zwiſchen den dazu gehörigen Gemeinden. Wo Orte in einem Forſte damit beläſtiget ſind, ziehen die Koppelweiden deren Verderben faſt allezeit nach ſich. Kaum iſt eine Heerde weg, ſo folgt die zweyte, dritte u. ſ. w. Hat die erſte einen Strich kahl gefreſſen, ſo fällt die zweyte auf das junge Holz, und die dritte noch mehr. Will man nun, dieſes Uebel zu vermeiden, ſolche Orte gar zu lange ſchonen, ſo vergeht die Weide gar darin, und das Klagen der Intereſſenten hat kein Ende. Erfordert es die Beſchaffenheit der Orte, daß das ſehr häuſige Gras heraus komme, ſo zieht es das Verderben des jungen Anwuchſes nach ſich, wenn man alle Heerden hinein läßt; die nadeltragende Orte ſind dabey einem faſt unvermeidlichen Ruin unterworfen. Das überhand nehmende Gras muß heraus, ſonſt iſt an kein Aufkommen der zarten Tannen zu gedenken. Läßt man ſo viele Heerden hinein,

ein, ſo fallen die letzten, wenn ſie nichts mehr finden, auf die Tannen, und was nicht verbiſſen wird, das wird vertreten. Will man nur eine nach der andern zu verſchiedenen Zeiten durchtreiben laſſen, ſo verlangt ein jeder der erſte zu ſeyn, und einer ſo viel Recht zu haben, als der andere. Da wird dann ein Rechtshandel daraus. Die vernünftigſten Anſtalten werden unterſaget, bis zum Austrag der Sache, worauf man oft ein halbes Jahrhundert vergebens wartet. Solche höchſt ſchädliche Einrichtungen abzuſtellen, muß die höchſte Obrigkeit ſelbſt durchgreifen, jedem Intereſſenten nach Ermeſſen redlicher und der Sachen kündiger Leute eine Abtheilung geben, ohne ſich an Beſchwerden zu kehren, welche nichtswürdige Kleinigkeiten, oder wohl gar bloßen Trotz und Eigenſinn, und nicht einmal Eigennutz, zum Grunde haben.

Koppeltriften ſind zwar auch beſchwerlich; doch nicht ſo ſchädlich als die Koppelweiden. Sie laſſen ſich nicht ſo leicht abſtellen, als die vorigen. Oft ſind ſolche nöthig, das Vieh an das Waſſer zu treiben. Dieſe ſind meiſtens beſtändig; und es iſt in dieſem Falle am beſten, dergleichen Triften mit ziemlich ſtarken jungen Stämmen, doch nicht gar zu enge, zu bepflanzen, wozu man am liebſten Eichen nimmt, wenn der Boden nur einigermaßen dazu geſchickt iſt. Dieſes Bepflanzen dient dazu, daß die Heerden bey gar großer Hitze einigen Schutz davon haben; außer dem kann man das Baumholz im benöthigten Falle einzeln von ſolchen Triften nehmen, und mit jungen Stämmen wieder erſetzen. Wo Koppeltriften zum Waſſer gehen, da thut man beſſer, an ſtatt einer breiten, zwo ſchmale Triften zu nehmen, in deren einer die Heerden nach dem Waſſer, in der andern wieder zurück gehen, weil oft, wenn die Heerden einander entgegen kommen, große Unordnung entſteht.

Von der Hut und Weide in jungen Forſten, ſiehe der Königl. Großbritt. Churf. Braunſchw. Lüneb. Landwirthſchaftsgeſellſchaft.

ſchaft. Nachrichten von Verbeſſer. der Landwirthſch. und des Gewerbes, 3. B. 1. Samml. Zelle, 1774, 8. S. 115—118.
Von Hutungen des Rindviehes ins Holz, ſ. Hrn. Jo. Gottl. Schönfeld Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, Lpz. 1773, gr. 8. S. 253—272.

Eigentlich gehören nur Heerden von Rindviehe in die Förſte, und dieſe ſind auch am nutzbarſten, und zugleich dem Anwuchſe des Holzes am wenigſten nachtheilig. Mit Schafheerden hat man ſchon weit vorſichtiger zu verfahren; es iſt ein viel näſchigeres Thier; und wenn unter einer Heerde nur etliche ſind, welche die Rinde von den jungen Stämmen abſchälen, ſo lernen es die übrigen insgeſamt, wodurch das Unterholz in ganzen Orten verdorben und trocken wird, dabey ſind die einſtändigen und beſten jungen Eichen, Aeſchen, und andere ſehr nutzbare Loden der Beſchädigung am meiſten unterworfen. Ob alſo gleich die Spitzen des jungen Holzes dem Verbeißen der Schafe entwachſen, ſo kann man doch keine Schafheerden eher in ſolche Orte laſſen, als bis die Rinde ſo verhärtet iſt, daß man kein Abſchälen mehr zu befürchten hat. Es iſt um ſo viel weniger anzurathen, Förſte durch Schafheerden in Gefahr zu ſetzen, da die Wolle, welche in Wäldern fällt, von weit geringerer Güte iſt, als die Landwolle, die übrige Nutzung der Schafheerden aber in Wäldern, der vom Rindviehe bey weitem nicht gleich kömmt. Jedoch iſt das Anlegen der Schäfereyen in Wäldern nicht ganz zu verwerfen. Man hat erwachſene Orte, wo Schafe keinen Schaden thun können. Wo für das Rindvieh wenig oder gar keine Weide vorhanden iſt, und wo die Dickichte nicht gar zu groß ſind, da kann man Schafe mit Nutzen, und ohne alles Bedenken, hinein laſſen. Wenn auch Tannen, Kiefern, und inſonderheit Fichten, zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß erwachſen ſind, daß die Schafe den Gipfel (Querl) nicht mehr erreichen können, da iſt man vor Schaden ganz ſicher. Dieſe Arten von Nadel-

holz

holz ſind an Stamme umher mit häufigen und ſtarren Aeſten dermaßen beſetzt, daß kein Schaf zum Abſchälen kommen kann.

Hr. Kammerrath Cramer gedenkt einer gemachten Probe, woraus man beweiſen wollte, daß Schafe ſchlechterdings aus den Förſten verbannet werden müßten. Man ließ nämlich einige Schafe und Hämmel etliche Tage hungern, und warf ihnen alsdann ziemlich erwachſene Pechtannen vor. Der Hunger trieb dieſe Thiere, daß ſie nicht allein die Gipfel und Spitzen der Aeſte abbiſſen, ſondern auch die Rinde abſchäleten. Man wollte hieraus beweiſen, daß ein Schaf auch in ziemlich erwachſenen Tannenörtern allezeit ſchädlich ſey. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hätte, ſo müßte man alle lebendige Geſchöpfe aus den Förſten abhalten; denn man weiß, daß ſelbſt die Menſchen bey großer Theurung, aus Hunger, Blätter und Baumrinde gegeſſen haben.

Von den Hutungen der Schafe in dem Holze, ſ. Hrn. v. Schönfeld, a. ang. O. S. 277—295.

Man will in den neuern Zeiten beobachtet haben, daß die Ausdünſtung der Schafe die zwiſchen der Rinde und dem Holze befindlichen Säfte zur Schälzeit austrocknen, die Schälung eine Zeitlang verhindern, und dem Holze ſehr ſchädlich ſeyn ſollte. Unter andern hat man vorgegeben, die Rinde wolle von den Bäumen nicht losgehen, ſo bald Schafe in der Nähe ſolcher Bäume vorbey getrieben worden ſind; und dieſes daure wohl 2 Stunden, alsdann fange der Saft an, ſich wieder zurück zu erheben, und die Rinde gehe gewöhnlichermaßen ab.

Guyot, Oberaufſeher der Wälder zu Rambouillet, führt, in ſeinem 1771. an das Licht getretenen Forſthandbuche, im 6. Abſchn. des 10. Cap. des 2ten Th. dieſe Erfahrung zuerſt an. Wenn er nämlich daſelbſt von dem an ſich ſchädlichen, auch durch die franzöſiſchen Forſtordnungen bey 500 Livr. verbotenen, und bloß in dem Walde des Forſtes Chateau Regnauld, zum Behuf der Lohgärber in der Stadt Meziers erlaubten Schälholz machen, oder dem Abſchälen der Rinde (Borkerreißen) auf dem Stamme redet, und zuerſt gezeigt hat, auf was Weiſe ſolches geſche-

he,

be, ſagt er weiter: „Wenn es aber geſchieht, daß zu der Zeit, da man ein Schlagholz ſchälet, ſich eine Heerde Schafe in der Nähe befindet, nur auf 200 Schritte von dem Walde weg, und der Wind auf die nämliche Seite wehet: ſo wird dadurch die Rinde ſo anhängend, daß es nicht mehr möglich iſt, ſie abziehen zu können, und diejenigen, welche dazu beſtellt ſind, ſchlechterdings aufhören müſſen. Dieſe beſondere Erfahrung iſt allen denen bekannt, welche viel Rinde ſchälen laſſen, und beweiſet die anziehende Kraft der Schafe. Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich mich, geleſen zu haben, daß man in Moſcau die Rhabarber den Schafen an die Hälſe hängt, um ſie dadurch anziehender zu machen.“

Guyot iſt nicht der einzige, welcher uns mit einer auſſerordentlichen Kraft der Schafe unterhält, ſondern eben die Beobachtung von der Wirkung der Ausdünſtung der Schafe, iſt auch von le Mayne, Bürgermeiſter in Dieppe gemacht worden, und in Deſſen Traité des prairies artificielles, des enclos, & de l'education des moutons de race angloiſe, à Par. 1778, 4. S. 115, befindlich. „Der Schade,“ heißt es, „welcher von den Schafen an den Bäumen verurſachet wird, geſchieht weder durch das Anlehnen oder Reiben, noch durch das Abbeißen. Dieſe allgemein angenommene Meinung iſt ein Vorurtheil; vielmehr hat ihre Ausdünſtung die Eigenſchaft, ihren Saft zurück zu halten und zuſammen zu drücken. Hier iſt der Beweis in nachfolgenden zwo Geſchichten.

„Wenn im Märzmonat die Laubhölzer geſchlagen werden, die mehrentheils aus Eichen beſtehen, ſo pflegt man gemeiniglich die ſtärkſten Stangen ſtehen zu laſſen, und wenn der Saft im May eingetreten, und die Schale vom Holze dadurch gehoben iſt, ſo werden ſie geſchälet, und dieſe Schale heißt Lohe. Ich war vor ungefähr 25 Jahren in dem Walde Grand Caux auf der Jagd. Hier fand ich die Arbeiter, welche die Rinde von den Bäumen zur Gärberlohe abſchälen ſollten, um 11 Uhr Vormittags ſitzen und in der Karte ſpielen. Ich konnte nicht umhin, ſie zu fragen, warum ſie, an ſtatt zu arbeiten, ſpielten. Der Herr hat, antworteten ſie, vermuthlich die Heerde Schafe nicht geſehen, welche ſo eben vorbey getrieben worden? Und wirklich war kurz vor mir eine Heerde Schafe hier durch den Wald getrieben worden. Ich fragte, was für einen Einfluß dieſes auf ſie und ihre Arbeit hätte? Sie belehrten mich, daß,

daß, wenn eine Heerde Schafe vorbey gienge, kein Saft in dem Holze, und die Schale alsdann nicht zu trennen wäre. Ich bezeugte ihnen, daß ich dieſes für ein Vorurtheil hielte; ſie aber gaben, ſtatt weiterer Antwort, mir ihr Werkzeug in die Hand, und ſagten: ich möchte es nun einmal ſelbſt verſuchen, ob ich im Stande wäre, die Rinde loszubringen. Ich machte den Verſuch, fand aber, zu meiner gröſten Verwunderung, die Rinde ſo feſt am Holze, daß alle meine Mühe, etwas davon loszubringen, vergeblich war. Sie verſicherten, daß dieſes bloß von den Ausdünſtungen der Schafe herrühre, und daß ſolches eine allen Holzarbeitern bekannte Sache ſey; gemeiniglich daure dieſe Wirkung zwo Stunden, nach deren Verlauf der Saft wieder anfienge einzudringen, und ihnen ihre Arbeit fortzuſetzen erlaubte. Merkwürdig iſt, daß die Schafe nur bloß vorbey getrieben wurden, ohne ſich zu verweilen. Es mochten ihrer ungefähr 200 Stück ſeyn, und es erſtreckte ſich ihre Wirkung auf 50 Toiſen (etwa 50 Schritt,) als in welcher Entfernung von gedachtem Orte ſie vorbey zogen. Vermuthlich trieb aber der Wind ihre Ausdünſtungen dahin, ohne welche wahrſcheinlicher Weiſe die Wirkung nicht auf ſolche Diſtanz merklich geweſen ſeyn würde. Ich entſinne mich, daß dieſer Schlag auf einem ziemlich ſteilen Abhange war, ſo, daß die Schafe über 30 Schuh über der Lage der Eichen geweſen waren, an welchen dieſes Phänomen von mir beobachtet wurde; worüber ich mich ſehr verwundere, da die Dünſte gewöhnlicherweiſe ſteigen; ſie mußten aber, wenn dasjenige, was ich ſahe, von den Dünſten der Schafe verurſachet worden iſt, gefallen ſeyn. Nachher habe ich bey verſchiedenen Perſonen, die in Wäldern ihre Geſchäfte haben, mich erkundigt, ob ihnen dieſe Wirkung bekannt wäre. Alle, ohne Ausnahme, verſicherten mich, dieſes ſey eine bekannte und unläugbare Sache. Seit dieſer Zeit ſchreibe ich dieſer einzigen Urſache, und nicht den Zähnen der Schafe, das Ausgehen und Vertrocknen der Obſtbäume auf den Weiden des Landes Caur zu, auf welchen man die Schafe treibt. Auch habe ich junge Apfelbäume geſehen, um welche Dornen in genugſamer Menge gebunden waren, damit ſie das Schaf nicht mit den Zähnen beſchädigen ſollte; ſie vertrockneten aber eben ſo, wie die andern, wenn Schafe öfters um ſie her weideten.

„Ich

„Ich fragte Hrn. von M**, welcher zu Caen wohnt, und Mitglied der ökonomiſchen Geſellſchaft iſt, ob ihm dieſes Phänomen bekannt ſey. Es war ihm bekannt, und er verſicherte, daß es in der Normandie allgemein bekannt ſey. Er hat folgende Erfahrung gemacht, welche er mir mitgetheilt hat. Da er bey einem ſeiner Freunde auf dem Lande war, ſo rühmte ſich der dortige Gärtner, er ſey der Geſchickteſte im Pfropfen und Oculiren; und ob es gleich in der Normandie nur ſelten geriethe, ſo verſicherte er, daß es ihm noch niemals mißlungen ſey. Die ſtolze Einbildung dieſes Mannes bewog den Hrn. v. M**, ihm eine kleine Demüthigung wiederfahren zu laſſen. Er bezeigte das Verlangen, ihn dieſe Arbeit verrichten zu ſehen. Der Tag wurde beſtimmt, an welchem eine Anzahl wilder Stämme in der Baumſchule nach dem Frühſtücke oculirt werden ſollte. Man nahm die Zeit, da der Gärtner zum Frühſtücken in das Haus gegangen war, wahr, band zwey Schafe an die zu pfropfende Stämme, und brachte ſie vor ſeiner Zurückkunft wieder weg. Er erſchien mit ſeinem Oculirmeſſer in der Hand. Triumphirend wollte er anfangen; aber wie groß war ſein Erſtaunen, und ſeine Beſchämung, als er, nach gemachtem Schnitte, von keinem einzigen Stamme die Rinde losmachen konnte! Da Wind und Wetter günſtig waren, und der Saft im beſten Triebe ſeyn ſollte, ſo blieb dem Gärtner keine Entſchuldigung übrig; mit Scham ſtand er von dem Verſuche ab. Den andern Tag aber ließ man ihm Gerechtigkeit wiederfahren, und entdeckte ihm den gemachten Spaß; da er denn dieſelben wilden Stämme, in welchen der Saft wieder empor geſtiegen war, glücklich oculirte.“

12. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779, Col. 191, f.; und 67 St. Col. 1067, fgg.
Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. 24. Jul. 1779, S. 14. f.

Eine weitere wahrſcheinliche Beſtätigung des ſchädlichen Einfluſſes der Ausdünſtung der Schafe auf die junge Baumzucht, ſteht im Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. 28. Aug. 1779, S. 36. Es heißt daſelbſt: „Dieſe Erfahrung beſtätigt ſich auch in unſerer Gegend, wo gewöhnlich in Gärten, wo keine Schafe hinkommen, die Weidenſtämme eher fortkommen, als auf Gemeinde- und andern offenen Plätzen. Der Landmann hieſigen Ortes hat wahrgenommen, daß die Weidenſtämme, für welche der hieſige feuchte

feuchten Boden beſonders gemacht iſt, im erſten Jahre ihrer Anpflanzung alle recht gut fortkommen, gemeiniglich aber im zweyten und dritten auf Gemeinheiten ꝛc. wieder ausgehen, ungeachtet keine Spur bey ihnen zu finden iſt, daß ſie angebiſſen, oder wackelnd gemacht worden wären, oder ſonſt Schaden gelitten hätten. Muthmaßlich kömmt dieſes daher, daß ſie im erſten Jahre, aus Furcht in ihrer noch zu weichen Schale angefreſſen zu werden, mehr bewachet werden, und das Vieh von ihnen entfernt gehalten wird. Dieſe Vorſicht unterbleibt aber im zweyten und dritten Jahre, wo jedoch die äußere noch nicht ganz harte Rinde der Stämme keinesweges hinlänglich vor ſchädlichem Einfluſſe geſichert iſt, ſie annimmt, und zum Umlauf der Säfte und zur Unterhaltung derſelben untauglich wird. In etlichen Provinzen Frankreichs verbiethet daher die Polizey, daß das Ziegenvieh gar nicht, und das Schafvieh nicht in ſolche Gegenden ausgetrieben werden darf, wo in ziemlicher Menge junge Stämme angepflanzt worden ſind".

Aller dieſer vermeinten Erfahrungen ungeachtet, hat man an der Exiſtenz dieſer Kraft, welche man den Ausdünſtungen der Schafe beylegen will, zu zweifeln Urſache. Man würde längſt Gelegenheit gehabt haben, dieſes ſich ſo leicht darbiethende Phänomen zu entdecken, da wohl, ſo lange die Welt geſtanden hat, Schafe in der Nachbarſchaft von Stämmen geweidet haben. Sollte nicht ſchon zu den Zeiten Theokrit's, ein arkadiſcher Schäfer, wenn ihm, in Gegenwart ſeiner Schafe, der Verſuch mißlungen wäre, den Namen ſeiner Geliebten in der Rinde einer jungen Büche oder Linde zu verewigen, der Urſache nachgeforſcht haben? Jene Arbeiter in Grand Caux haben vielleicht ihrer Faulheit oder Spielſucht eine Schutzrede halten wollen; (voraus geſetzt, daß es dort nicht gebräuchlich geweſen, um 11 Uhr Mittag zu machen;) und daß der Herr, dem ſie ihr Inſtrument gegeben, mit ungeübter Hand fruchtloſe Verſuche gemacht hat, beweiſet auch noch nichts. Dem Gärtner kann, wer weiß durch welchen zufälligen Umſtand, ſein Pfropfen und Oculi-

ren dieſesmal mißlungen ſeyn, wie denn der Erzähler dieſes Vorfalles ſelbſt bemerkt, daß es in der Normandie öfters mißlinge. Man hat aber nicht allein Grund, theoretiſch an der angeblichen anziehenden Kraſt der Schafe zu zweifeln, ſondern man kann jener franzöſiſchen Erfahrung, deutſche entgegen ſetzen; und es iſt nicht zu vermuthen, daß die Schafe dieſe Kraſt nicht auch auf deutſchem Boden haben ſollten. Man kann ihr alſo ſicher widerſprechen.

Im 67. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1779, Col. 1071, f. verſichert Weppen, daß er ſich, ſeit dem er den Aufſatz im 43. St. des l'Indicateur (einer brüſſeliſchen Wochenſchrift, v. J. 1778,) worin gedachte Erfahrung ebenfalls gemeldet wird, geleſen, ſowohl bey Forſtverſtändigen und Holzhauern, als auch bey Schäfern, erkundigt habe. "Keiner von ihnen", ſagt er: "weiß von dieſer angeblichen Kraft der Ausdünſtungen der Schafe, und ihrer Wirkung auf den Saft der Bäume, etwas. Und doch giebt es hier Gegenden, wo die Hämmel des Sommers täglich durch Waldungen getrieben werden, und nahe an der Trift ſind, aus Furcht vor dem Holzwurme, Tannen abgeſchälet, die den Sommer daſelbſt liegen geblieben ſind. Niemals hat man das Zurücktreien der Säfte bey Ankunft der Schafe bemerkt. Endlich habe ſich auch bey einem glaubwürdigen Lohgärber mich erkundigt. Dieſer erzählte mir, wie ihm vor wenig Wochen Eichen zur Lohe in einem Stadtholze angewieſen wären. Wie die Arbeiter mit Abziehung der Lohe beſchäftigt ſind, kömmt ein Haufen Schafe, der ſich durch einen Zufall von der Heerde verſchlagen, mitten zwiſchen die Stämme, und die Arbeiter ſpüren nicht die mindeſte Veränderung".

Hr. Prof. Titius ſchreibt, bey Gelegenheit der Erzählung dieſer Sache, im 39. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1779, S. 310: "Hieſiger Orten können wir alljährige und viele Erfahrungen gegen dieſes Vorurtheil anbringen. Nämlich, da hier herum Schafe gar oft in Holzungen hüten, wo meiſtens Oberholz, und zwar großes Laubholz ſowohl, als Tangelholz, wächſt: ſo werden alljährlich daſelbſt viel Stämme gehauen, davon das Holz theils zum Bauen, theils zum Brennen, verbrauchet wird. Dieß geſchieht vielmals eben

zu

zu der Zeit, wenn die Schafe ganz unmittelbar daſelbſt weiden. Vieles von dieſem Holze wird geſchälet, und die Rinde zu allerley Gewerbebehuf angewandt; oder ſie ſpringt auch unter dem Hauen von Aeſten und Stamme von ſelbſt weg. Dieſes ſind ſo bekannte Dinge, daß es noch niemals wahrgenommen, auch keinem bekannt ſey, welcher Geſtalt durch Anweſenheit des Schafviehes dieſe Rinde, vermittelſt zurücktretenden Saftes, angehalten würde, und ſich nicht gut abſchälen ließe. Ich möchte gar behaupten, wenn der Saft recht zurück trete, ſo gienge die Rinde um ſo viel eher los.

Im Sachſen-Gothaiſchen machte ein gewiſſer Hr. v. H. auf dem Erawinkler Forſte in der Aue, d. 24. May 1780, den Verſuch, ob die franzöſiſche Beobachtung auch in ſeiner Gegend Statt fände, und meldet deshalb, d. d. Ohrdruff, d. 10. Jun. 1780, im Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. 1. Jul. 1780, Folgendes: "Nachdem der Hieb in der Aue völlig fertig war, ließ ich d. 24. May d. J. eine Heerde von 300 Stück Schafen, früh um 7 Uhr, in den Schlag treiben, und der Schäfer mußte ſich mit der ganzen Heerde beſonders in demjenigen Diſtricte des Schlages aufhalten, wo von den ſtehen gebliebenen eichenen Vorſtändern und Laßreiſern einige zum Verſuch gefällt und geſchält werden ſollten. Es war ein ſchöner Morgen und warmer Sonnenſchein, und dieſe ganze Heerde Schafe mußten von früh 7 bis 10 Uhr, alſo 3 Stunden lang, daſelbſt verbleiben. Nach 10 Uhr wurden zuerſt zwo einſpännige Eichen gefällt, welche ſich ſogleich, wie gewöhnlich, ganz leicht und ohne alle Veränderung ſchälen lieſſen; wobey zugleich bemerkt wurde, daß der zwiſchen der Rinde und dem alten Holze ſich angeſetzte Saft, welcher den Splint des neuen Zuwachſes am Holze verurſachet und ausmacht, ſehr flüſſig und in gleicher Vertheilung ſich befände. In der Vermuthung, ob etwa die Ausdünſtung der Schafe bey ſchwächern Stämmen einige Austrocknung verurſachen möchte, wurden eine eichene Stange, und ein Halbſpänniges gleich neben obigen abgehauen, und eben ſo gut, wie obige, ohne alle zu bemerkende Veränderung geſchält. Dieſes geſchah um 11 Uhr. Endlich war ich noch neugierig zu verſuchen, ob man an den daſelbſt ſtehenden Bäumen einige durch die Ausdünſtung der Schafe verurſachte Veränderung bemerken könnte, und hiezu wurde eine halbſpännige ſtehende Eiche ausgeſucht, von welcher man, wie bey den obigen gefällten, die Rinde oder Schale

ohne alle Hinderniß, vom Stammende an bis an die erſten Aeſte, abſchieben und losziehen konnte; und ungeachtet die ganze Zeit über dieſe Heerde Schafe ganz dicht bey dieſen Stämmen getrieben worden, und es faſt Mittag war, ſo ſpürte man doch nicht die geringſte Wirkung von deren Ausdünſtung bey dem Schälen.

"Hieraus wäre wohl zu vermuthen und zu ſchließen, daß die in hieſigem weniger warmen Himmelsſtriche nicht ſo ſtark verurſachte Ausdünſtung der Schafe, auf den aus eben dieſer Urſache viel häufiger zwiſchen der Schale und dem Holze eintretenden Saft keine Wirkung thue, und dergleichen Austrocknung zur Schälzeit nur in den ungleich wärmern Gegenden der Normandie Statt finde, wo, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der eintretende Saft der Bäume geringer oder geſchwinder holzartig, und die Ausdünſtung der Schafe weit ſtärker und wirkſamer auf das Holz ſeyn muß. In dieſem Falle nun müßte durch die Ausdünſtung der Schafe der zur Schälzeit zwiſchen dem Stamme und ſeiner Schale befindliche Saft entweder zurück getrieben oder ausgetrocknet werden. Das Zurücktreiben des Saftes zu der Zeit, da alle Theile des Stammes damit angefüllt ſind, und der zwiſchen dem Holze und der Schale befindliche Saft zum Theil ſehr dicklich, zähe und faslich iſt, ſcheint nicht wohl möglich zu ſeyn, zumal da ſolcher nach Verlauf ſo weniger Zeit, als von Hrn. le Mayne angegeben worden, ſich in der Menge wieder mittheilen müßte, daß der Stamm geſchälet werden könnte. Sollte aber durch die Ausdünſtung der Schafe eine wirkliche Austrocknung der flüſſigen Theile des ſchon zum Theil dicklich, faslich und zähen Saftes bewirket werden: ſo müßte der in kurzer Zeit darauf wieder eintretende neue Saft, deſſen Mittheilung indeſſen gehemmt, und deſſen Gänge gleichſam verſchloſſen geweſen wären, ſich entweder mit dem alten zurück gebliebenen zähen faslichen Safte von friſchem vermiſchen, oder er müßte eine ganz neue Lage zum Splint des Holzringels machen. Ob nun auf die eine oder andere Art die Ausdünſtung der Schafe auf eine ſo kurze Zeit den Umlauf der Säfte des Holzes hemmen und ſolche austrocknen könne, da eigentlich dieſe Ausdünſtung ſie flüſſiger machen und in ſchnellere Bewegung ſetzen ſollte: ſolches überlaſſe ich den Naturforſchern zu weiterer Unterſuchung".

Mit

Mit Pferden iſt in Förſten ebenfalls behutſamer, als mit dem Rindviehe, zu verfahren. Nichts aber iſt ſchädlicher, als beſtändige und ſtarke Stutereyen. Die Loden ſind dabey dem Zertreten weit mehr unterworfen, als vom Rindviehe. Die müßigen, wilden, täglich in Förſten umher laufenden Pferde zernagen und verderben das junge, allein andern Viehe entwachſene Holz, aus Muthwillen. Wo demnach keine große und weitläuftige Waldungen vorhanden ſind, aus denen man das Holz nicht mit beträchtlichem Vortheile nutzen kann; wo man dafür zu ſorgen hat, daß die Orte nach einigen Jahren wieder mit haubaren Holze beſtanden ſeyn: da laſſe man Stutereyen weg, oder ſchränke ſie dergeſtalt ein, daß die jungen Orte in Sicherheit ſtehen. Mit Hütung einiger Geſpanne Pferde, welche den Einwohnern zur Arbeit dienen, hat es ſchon eine andere Bewandniß. Dieſen kann man ohne Bedenken ſolche junge Orte eingeben, dergleichen dem Rindviehe zur gewöhnlichen Weide angewieſen werden. Dabey iſt vornämlich zu beobachten, daß nicht ſo viele in einen Ort getrieben werden, die das Gras und Kraut rein weg zu freſſen vermögend ſind. Denn wenn dieſes geſchieht, iſt ein Pferd dem jungen Holze weit gefährlicher, als das Rindvieh; es beiſſet Fingers dicke Loden ab, da hingegen das Rindvieh nur die äußerſten Spitzen, wenn ſie noch weich ſind, mit der Zunge abſchlägt. Die Pferde müſſen auch nicht mit den Vorderfüßen eingeſpannt werden, denn dadurch wird viel junges Holz, wenn ſie dazwiſchen gerathen, beſchädiget und zerbrochen. Da es ihnen auch ſchwer wird, fortzukommen, fallen ſie gern auf das junge Holz, nachdem das Gras auf einem Platze weggefreſſen iſt. Weil Pferde, welche faſt täglich in der Arbeit ſtehen, und nur des Abends auf die Weide kommen, ſo bald ſie gefreſſen haben, ſich zu legen pflegen, und ſelten weit umher ſchweifen, ſo kann man für dieſe ohne Beden-

ken große Plätze anweiſen, wo kein Anwuchs iſt, und wo das überflüſſige Gras zu deſſen Beförderung abgehütet werden muß, welches nicht ohne Schaden ablaufen würde, wenn man Füllen hinein brächte, welche noch zu keiner Arbeit gebraucht werden, die gern weit und breit umher ſtreifen, in das nächſt ſtehende junge Holz fallen, und die Loden, wo nicht aus Hunger, doch aus Muthwillen, zernagen und zertreten. Es müſſen dieſemnach Pferde mit weit mehrerer Behutſamkeit gebraucht werden, das überflüſſige Gras aus jungen Orten zu hüten, welche in Anwuchſe ſtehen, und zur gewöhnlichen Weide noch nicht eingegeben werden können, als bey dem Rindviehe, weil ſie ſich mit einem ſanften und gleichförmigen Durchzuge nicht, wie das Rindvieh, regieren laſſen; und da die Kälber mit weit mehrerer Sicherheit in junge Orte gelaſſen werden können, als Kuhheerden, ſo ſind im Gegentheile alte Pferde ſicherer, als Füllen.

Schweine pflegt man ſelten in die Wälder zu treiben, wenn keine Eichel- und Buchmaſt gerathen iſt. Dieſe Thiere thun durch Verbeiſſen nicht leicht einem Holze Schaden, deſto mehr aber durch Umbrechen des Bodens. Wo demnach zarte Samenloden befindlich ſind, muß man ſie entweder weglaſſen, oder mit beſonderer Vorſicht durchtreiben, welche in Folgendem beſteht. Es muß ziemlich häufige Maſt vorhanden ſeyn; und da anderes Vieh dem Holze am gefährlichſten fällt, wenn es hungerig iſt, ſo zeigt ſich bey den Schweinen das Gegentheil; je hungerigee dieſe ſind, je weniger Schaden thun ſie den Loden, wenn nur Eicheln und Buchecker auf dem Boden liegen, ſie fallen begierig darauf, und ſehen ſich nach jenen nicht um; haben ſich aber die Schweine geſättigt, ſo fangen ſie erſt aus Muthwillen an, den Boden umzubrechen und zu wühlen, wodurch die Samenloden an den Wurzeln beſchädiget, oder gar aus der Erde gehoben werden.

Des-

Deswegen müſſen die Maſtſchweine in langſamen und beſtändigen Zuge erhalten, und, wenn man merkt, daß ſie fett ſind, ohne Anſtand aus denjenigen Orten getrieben werden, wo ſie an Samenloden Schaden thun können. Liegt keine, oder nur ſehr wenig Maſt auf dem Boden, ſo wühlen die Schweine aus Hunger nach Wurzeln und Erdmaſt. Iſt der Boden trocken und härt, oder durch einen Froſt erſtarret, ſo hat man weniger Schaden zu befürchten, als bey naſſem Wetter, da der Raſen und das Erdreich weich, und leicht umzubrechen iſt. Man kann ſie alſo vormittelſt nach vorhergegangenem Nachtfroſte einige Stunden lang durch junge Orte ziehen laſſen. An Stammloden, die von alten, tief gehenden Wurzeln ihre Nahrung haben, thut ein Schwein nicht leicht Schaden. Die gewöhnlichen Orte, welche für Maſtſchweine ohne weitere Vorſicht einzugeben ſind, müſſen entweder gar kein, oder ſolches Unterholz haben, dem ein Schwein durch Umbrechen des Bodens nicht mehr ſchaden kann.

Kein Thier iſt ſchädlicher, und nach dem jungen Holze lüſterner, als die Ziege. Es mag ſo viel Weide vorhanden ſeyn, als da will, ſo benaſchen, ſchälen und verbeißen ſie das junge Holz; keine Art iſt davor ſicher, es mag Frühling oder Herbſt, naß oder trocken ſeyn, keine Dornhecke kann davor aufkommen. Nur allein da, wo ziemlich große, mit altem Holze beſtandene Orte ſind, deſſen Rinde ſchon verhärtet iſt, kann den Ziegen Weide gegeben werden. Am ſicherſten iſt, man laſſe die Ziegen ganz aus den Förſten weg, oder ſchränke ihre Zahl ſehr ein, und geſtatte nicht, daß ſie ohne Hirten frey herum laufen, denn ſie ſtreifen gern weit und breit umher, und kommen oft in etlichen Tagen nicht wieder nach Hauſe.

Hrn. Kammerrath Cramers Anleit. zum Forſtweſen, Brſchw. 1766. f. S. 115. fgg.

Hrn. Prof. Gleditſch Forſtwiſſenſchaft, 2. B. Berl. 1775. gr. 8. S. 1335. fgg.

Die in den herrſchaftlichen Förſten verſtattete Hut und Trift wirft eine Nebennutzung und Revenüe ab, indem man die Hutung entweder den Unterthanen, oder den Schlächtern auf gewiſſe Jahre verpachtet; (1) doch darf dieſe Verpachtung nicht ohne Vorbewußt und Einwilligung der Kammer geſchehen; (2) oder es müſſen die Unterthanen, welche ihr Vieh mit auf die Weide treiben wollen; ein gewiſſes Weidegeld entrichten, (3) welches gemeiniglich nach den Stücken des Viehes beſtimmet wird; und es darf inſonderheit kein fremdes zur Hut und Trift nicht berechtigtes Vieh mit unter die Heerde genommen werden, ehe das Weidegeld an die Herrſchaft nicht entrichtet worden iſt. (4) Wenn das Hüten der Ziegen erlaubet wird, pflegt an einigen Orten kein beſonderes Weidegeld genommen zu werden; an andern Orten hingegen muß ſolches bezahlet werden. (5) Für die Hütung wird zuweilen auch ein gewiſſer Forſt- oder Waldhafer von den Unterthanen entrichtet; (6) dieſer findet auch manchmal, nebſt dem Weidegelde, Statt.

Von der Hut- und Triftgerechtigkeit, welche Bürger in den Städtewaldungen, und die Dorfgemeinden in den Gemeindehölzern oder auch in den Waldungen ihrer Grundherrſchaft, hergebracht haben und ausüben, werde ich im folgenden Art. handeln.

Hut-

(1) S. magdeburg- und halberſtädtiſche Forſtordn. Tit. 12, §. 1.

(2) S. königl. preuß. ſchleſiſche Holzordn. Tit. 2, §. 2.; und *Circulare* an ſämtliche Beamte, die königl. Gerechtſamen in Anſehung der Hütung und Gränzen in den königl. Forſten nicht zu vieliren, v. 10. Jul. 1758.

(3) S. magdeb. und halberſt. Forſtordn. Tit. 12, §. 5.

(4) S. herzogl. ſachſen-gothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1. Magdeb. und halberſt. Forſtordn Tit. 12, §. 4.

(5) S. fürſtl. naſſau-ſaarbrück-weilburgiſche Forſtordn. §. 35. Gräfl. witgenſteiniſche Forſtordn. §. 47.

(6) S. neuverbeſſerte clev- und märkiſche Jagd- und Waldordn. Tit. 12, §. 2.

Hut= und Trift=Gerechtigkeit, iſt eine Befugniß, ſein Vieh auf eines andern Grund und Boden zu weiden. Der Obſervanz nach ſind die Triften entweder Gerechtigkeiten der Herrſchaften, nämlich der Aemter, und Gerichts= und Grundherren oder Eigenthümer der Güter, oder aber der Gemeinden, und werden auf den Grundſtücken der Unterthanen mit ihnen gemeinſchaftlich, oder mit Ausſchließung derſelben, (7) ausgeübet. Die Unterthanen hingegen ſind nicht allezeit befugt, auf den Grundſtücken der Aemter und Gutsherren zu hüten, vielmehr haben dieſe öfters ihre beſondere Amts= Haus= und Weidegränzen. Wem nun die Hut= und Triftgerechtigkeit zuſteht, der übet ſolche Jura ſervitutis aus. Wenn eine einzele Privatperſon, oder eine einzele Gemeinde, oder ein Amt ꝛc. dieſe Gerechtigkeit privative ausübt, ſo heißt es eine Haupttrift; thun dieſes aber mehrere zugleich, ſo heißt es eine Koppeltrift.

Zu dieſer gemeinſchaftlichen Hutweide und Triftgerechtigkeit, welche ſämtlichen Gemeindegliedern (Gemeindern) auf ihren eigenen Aeckern und Wieſen zu gewiſſen Zeiten zuſteht, haben folgende Umſtände Anlaß und Gelegenheit gegeben. Da in dem mittlern Zeitalter bey den unglücklichen Befehdungen der Edelleute und Städte gegen einander, die bisher mitten in ihren Aeckern und Wieſen einzeln hin und wieder zerſtreut gelegenen Landwohnungen beſtändig abgebrannt und verwüſtet wurden, ſo ſahen die Landleute ſich genöthigt, zu ihrer Sicherheit ihre Wohnungen nahe bey einander anzubauen, und ſolche Dörfer, wie wir ſie heutiges Tages haben, anzulegen. Dieſe Einrichtung der ordentlichen Dörfer zog die ſchmalen

(7) An einigen Orten darf z. B. die Gemeinde keinen Lämmerhauſen halten, ſondern muß das abgeſetzte Vieh unter das Hofvieh treiben.

und ſehr langen Streifen von Aeckern und Wieſen, in welchen ſich die Felder eines Dorfes befinden, nach ſich. Denn da ſich einmal viele Landleute bey einander anbaueten, ſo konnten die übrigen nicht zugeben, daß etliche wenige ihre Aecker nächſt bey dem Dorfe, und die andern davon immer weiter entfernt, beſitzen ſollten, weil die erſten einen gar zu großen Vortheil voraus gehabt haben würden. Man ſahe ſich alſo genöthigt, um Jedermann zu befriedigen, die Felder in lauter lange Streifen zu vertheilen, damit ein jeder ſeine Aecker gleich nahe und weit von dem Dorfe bekommen möchte. Dieſe Einrichtung veranlaſſete nun auch die Hut- und Triftgerechtigkeit, und die daraus entſtandene Eintheilung der ganzen Dorfflur in gewiſſe Felder, nämlich in Winter- Sommer- und Brachfelder. Denn da man einmal die Felder in ſo lange und ſchmale Ackerſtücke vertheilt hatte, ſo konnte ein Bauer auf einem ſo ſchmalen Streife ſein Vieh nicht weiden, ohne mit ſeinem Nachbar, wegen des von ſeinem Viehe demſelben an ſeinem Acker verurſachten Schadens, welcher gleichwohl unvermeidlich geweſen ſeyn würde, beſtändig in Streit und Verdrießlichkeit zu gerathen. Alle Einwohner eines Dorfes ſahen ſich alſo genöthigt, einen gemeinſchaftlichen Hirten anzunehmen, und ſich einander die Hut- und Triftgerechtigkeit auf ihren Aeckern und Wieſen zu zugeſtehen. Damit nun das Vieh allezeit Felder finden möchte, welche offen und unbeſtellt wären, ſahe man ſich ferner genöthigt, die ganze Flur in gewiſſe Gegenden oder Felder einzutheilen, um in den Stoppeln und Brachäckern von Zeit zu Zeit allemal offene Felder, ſo wie, wenn das Heu und Grummet von den Wieſen abgebracht worden, offene Wieſen zu finden, wo es Raum genug hatte, zu weiden. Man findet demnach an vielen, und vielleicht an den meiſten Orten von Deutſchland, beſonders in der Mark Branden-

burg, in Pommern, in Sachſen ꝛc. die Aecker dergeſtalt eingetheilt, daß eine gewiſſe und beſtimmte Gegend oder Strich bey einander liegender Aecker, beſonders zur Winterfrucht, eine andere Gegend zur Sommerfrucht, und eine dritte zur ſo genannten Ruhe oder Brache, gewidmet iſt, womit alle Jahre dergeſtalt umgewechſelt wird, daß nach drey Jahren wieder die Winterfrucht in ihre vorige Gegend kömmt.

S. v. Juſti Polizeywiſſenſch. 1. Band, §. 192.

Eb. Deſſ. Unterſuchung, ob die Eintheilung in Felder, und die Hut- und Triftgerechtigkeit der Landwirthſchaft vortheilhaftig ſey; im 1. B. ſeiner öconom. Schriften. S. 270—296.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Hinderniſſen einer blühenden Landwirthſchaft, eb. daſ. 2. Band, S. 205, fgg.

An einigen Orten, wie z. B. in der Niederlauſitz, hat man vier Felder, nämlich: Winter- oder Rockenfelder, Gerſtenfelder, Sommer- oder Haferfelder, und die Brachen. Die Hut- und Triftgerechtigkeit, welche die Aemter, Ritter- und andere Freygüter theils vorzüglich allein, theils mit den Gemeinden und Dorfſchaften gemeinſchaftlich beſitzen, oder welche auch den Gemeinden in Städten und Dörfern allein zuſtehen, wenn keine ſolche Güter darin befindlich ſind, kann auch aus dem erſten und alten Eigenthume der Domänen- und Rittergüter über die ganze Flur entſtanden ſeyn, wovon man zwar in folgenden Zeiten den Bauern und andern Leuten viele Aecker anzubauen, oder ihnen ſonſt das Eigenthum daran gegen gewiſſe Zinſen, Dienſte, Zehenden und andere dergleichen Schuldigkeiten überlaſſen, ſich aber dabey gemeiniglich die Hut- und Triftgerechtigkeit, nebſt verſchiedenen andern Gerechtſamen, vorbehalten hat; oder die Bauern haben ſtillſchweigend geſchehen laſſen, daß ſich die Domänen- Ritter- und Freygüter dergleichen Gerechtigkeit angemaßet haben. Es können auch nach der Zeit verſchiedene Vergleiche und Verträge über die eigentliche Ausübung und Beſtimmung der Hut und Trift hinzu gekommen ſeyn.

Bey

Bey dieſer Einrichtung wird es nun mit der Hut und Trift alſo gehalten, daß die Sommer- und Winterfelder nach der Aernde (8), die künftigen Sommerfelder aber den ganzen Herbſt, und einen Theil des Frühlings hindurch, und die Brachfelder faſt beſtändig, mit allerley Vieh betrieben und abgehütet werden; denn die Brache darf nicht mit Sommerfrucht beſtellet (geſömmert) werden, (9) außer einen gewiſſen Theil derſelben, den man zu allerley in der Hauswirthſchaft dienlichen Pflanzen, als: Erbſen, Flachs ꝛc. anzuwenden verſtattet; (10) wobey jedoch an vielen Orten einge-

(8) Alſo verordnet die halberſtädtiſche Feldordnung, v. 27. Jul. 1759, §. 13, daß die Stoppeln nach eingeſammeltem Getreide nicht ſofort umgepflüget, ſondern die abgeärndeten Aecker wenigſtens, und zwar, die nahe an der Stadt oder dem Dorfe belegenen, 10, die entlegenen aber 14 Tage, bey 1 Rthlr. Strafe für jeden Morgen, zur Hütung liegen gelaſſen werden ſollen. Doch dürfen die Jahrfelder, welche mit Stoppelrocken beſäet werden, ſofort, als ſie von dem Viehe 3 Tage betrieben word.n, wieder umgebrachet werden. Nach der anhalt-bernburgiſchen Feldordn. §. 10, ſollen die Stoppeln nicht vor Bartholomäi umgepflüget werden. Wenn alſo nach der Aernde die Stoppel behütet wird, ſo muß ein jeder ſich dahin beſtreben, daß er mit dem Einführen des Getreides nicht der Letzte ſey; denn auf einen einzigen pflegt man mit dem Behüten nicht zu warten, auf 2 oder 4 Nachbarn aber wartet man gemeiniglich 4 Tage, zumal wenn die Witterung das Einführen verhindert. Wer alſo mit ſeinem Getreide der Letzte im Felde iſt, leidet allemal großen Schaden, den die Hirten nicht gänzlich verhindern können; und nach dem ſächſiſchen Landrecht, Art. 48, L. 2, ſoll ihm dieſer Schade nicht einmal vergütet werden. Obige halberſtädtiſche Feldordn. hingegen verordnet, §. 45, daß, wenn einige Stücke abgefahren, und in einer Breite von 10 Ruthen kein Getreide vorhanden iſt, alsdann das Hüten nachgegeben ſeyn ſolle, die Hirten aber auch dabey alle Vorſicht gebrauchen ſollen, daß ſie dem daneben befindlichen Getreide nicht zu nahe kommen, widrigenfalls ſie den dadurch verurſachten Schaden zu erſetzen ſchuldig ſeyn ſollen.

(9) S. magdeburgiſche Landesordn. Cap. 31, §. 4. Hildesheimiſche Polizeyordn. Art. 96, §. 58. Wolfenbütteliſche Landesordn. §. 67,

(10) Die halberſtädtiſche Feldordnung verſtattet, §. 13, jedem Ackermanne, von einer Hufe 2 bis 4 Morgen mit Rauchfutter, Flachs, Sommerſaat ꝛc. im Brachfelde zu beſtellen; doch ſollen

eingeführt iſt, daß ſich dieſe ſo genannte Sömmerung nur auf eine gewiſſe abgeſonderte Gegend der Brachfelder erſtrecken darf, ſo, daß alles, was über die beſtimmten Gränzen geſömmert iſt, ohne Nachſicht von den Hirten mit dem Viehe abgehütet und vernichtet wird. Wegen der Hut- und Triftgerechtigkeit dürfen zuweilen keine Lehden und wüſte Oerter zu Acker, Garten und Wieſen, ohne hinlängliche Erkundigung der Sachen und vorher vorgenommene Ocularinſpection, und mit Zuziehung der Hutintereſſenten, von der Obrigkeit des Ortes ausgewieſen werden; und letztere muß, ehe mit Ausweiſung ſolcher Plätze verfahren wird, davon an die Kammer umſtändlich berichten, und deren Einwilligung nachſuchen und abwarten; wie denn auch nicht geſtattet wird, die zwiſchen den Aeckern liegenden Grasraine zum Acker einzupflügen, (11) noch weniger die Gras- und Holzweiden zu Acker zu machen. (12)

Damit bey der Hut und Trift eine gute Ordnung gehalten werde, müſſen in der Stoppel die Schweine jederzeit den Vorzug haben, (13) nachher folgt das Rind-

len die ſolchergeſtalt in der Brache mit Rauchfutter zu beſtellenden Aecker in demjenigen Theile belegen ſeyn, welcher zum Rauchfutter ausgeſezt iſt. Nach dem königl. preuſſ. Haushalt. und Wirthſchaftsreglement für die Aemter im Herzogthum Pommern, v. 1. May 1752, den Feld- und Ackerbau betreffend, §. 21, ſollen die Beamten und Pächter nicht mehr denn auf 1 Winſpel Ausſaatland 2 Scheffel, und an denjenigen Orten, wo wenig Wieſewachs und ſtarke Schäfereyen ſind, 3 Scheffel Brachkorn verſtattet, und wenn mehr ausgeſäet wird, für jeden Scheffel 1 Rthlr. Strafe erleget werden.

(11) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 2. Anhalt-bernburgiſche Feldordn. §. 8.

(12) S. *Kopp* de paſcuis ad culturam non redigendis.

(13) Die hildesheimiſche Polizeyordnung ſezt die Pferde, Schweine und Gänſe 3 Tage voran. Nach der halberſtädtiſchen Feldordn. §. 44, müſſen die Kuh- und Gänſehirten ſich der Stoppel enthalten, bis ſolche mit den Schweinen übertrieben worden iſt.

Rindvieh, und darauf die Schafe. (14) Iſt die Triftgerechtigkeit nur auf gewiſſe Arten Vieh, als: Schafe oder Kühe, hergebracht: ſo wird ſolche weiter nicht erlaubet. (15) Die Koppeltrift ſoll nicht übertrieben, (16) noch unreines und krankes Vieh, (17) worunter man auch an vielen Orten die Schmierſchafe rechnet, (18) welches aber an andern Orten nicht geſchieht, (19) auf der Weide geduldet werden. Weder Pächter, noch Ackerbau treibende Bürger oder Landleute, ſollen ihre Felder mit ihrem eigenen Viehe eher betreiben, als bis ſolche entweder völlig abgebracht, oder ſo viel abgefahren worden, daß die ganzen zur Weide gehörigen Huten ebenfalls Platz daſelbſt finden. (20)

Auch pflegt geſetzlich vorgeſchrieben zu werden, wie viel Vieh ein Unterthan halten und auf die Weide treiben kann. An einigen Orten macht man einen Unterſchied, wo Weide genug iſt, nach dem Jemand viel Acker hat, und nach dem er Vieh auszufuttern vermag. (21) Zuweilen wird nicht mehr Vieh zu halten erlaubet, als man

(14) S. anhalt-bernburgiſche Feldordn. §. 19. Magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 31, §. 5. Wolfenbüttelíſche Landesordn. §. 54. Königl. preuß. erneuerte Schäferordn. v. 27. Oct. 1705, §. 10. Nach der halberſtädt. Feldordn. a. ang. O. ſollen die Schäfer mit dem Schafviehe nur 8 Tage nachher, wenn das andere Vieh bereits daſelbſt geweſen iſt, die Stoppeln betreiben.

(15) S. *Meichsner*, To. I. Deciſ. 36. *Barth.*, de jure paſcendi, Cap. 3, §. 3.

(16) S. *Knipſchild* de civit. imper. Lib. 2, C. 7, §. 87.

(17) S. v. Rohr Haushaltungsrecht, 6. Buch, Cap. 8, §. 7.

(18) Die mecklenburgiſche Polizeyordn. S. 153, will kein anderes als reines Vieh auf den Weiden leiden. S. auch *Carpzov* P. 2, Conſt. 41, Def. 8. Magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 31, §. 6.

(19) Nach dem preuß. Corpore Juris Fridericiani, P. 2, L. 4, Tit. 10, Art. 2, §. 44, S. 124, wird bey den Schafen kein Unterſchied unter Schmier- und anderm Vieh gemacht.

(20) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 45.

(21) S. bayeriſche Landesordn. Lib. 3, Tit. 14, Art. 2. 4.

man von ſeinem gewonnenen Futter durch den Winter bringen kann. (22) An andern Orten ſind gewiſſe Stücke auf die Hufen, (23) und die, welche gar keine Aecker haben, (24) geſezt. Den Geiſtlichen pflegt man eine gewiſſe Anzahl Vieh zu ſetzen, (25) den Hirten aber nichts überflüſſiges zu erlauben. (26) An einigen Orten wird den Schlächtern ein Fett- oder Stechhaufen verſtattet. (27) Es kömmt hiebey viel auf den Beſitz und auf beſondere Receſſe an. Fremdes Vieh auf die Weide zu bringen, iſt nicht überall erlaubt. (28)

Was die Hut und Trift auf den Wieſen betrifft, ſo wird dieſelbe zu denen Zeiten, wenn ſie gehäget wird, ſo wenig wie in den geſchloſſenen Feldern, verſtattet.

(22) Wie Scheplitz, Conſuet. Brandenb. P. 4, Tit. 20, n. 5, von der Mark Brandenburg, und Stryck, de feud. Pomer. Cap. 5, §. 47, von Pommern bezeuget.

(23) Die hildesheimiſche Polizeyordn. Art. 90, ſetzt feſt, daß Niemand, welcher nicht über 5 bis 10 Morgen Acker hat, ein Pferd; von 6 bis 10 Morgen, eine Kuh, und ſo weiter bis 20 Morgen, 2 Kühe, und 30 Morgen, 3 Kühe, auf der Weide halten ſoll.

(24) S. *Teuffel* de jurisdict. communitat. C. 2, §. 35, S. 49.

(25) Die braunſchweig-wolfenbütteliſche Verordn. v. 2. Nov. 1699, erlaubt, bey guter Weide, dem Pfarrer 6, dem Schulmeiſter aber 2 Stück.

(26) S. magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 30, §. 9.

(27) S. v. Rohr Haushaltungsrecht, 6. Buch, 8. Cap. §. 21. Die Fettweiden finden bloß bey den Wieſen Statt, da man einige derſelben beſonders liegen läſſet, um Maſtvieh und Ochſen hinein zu ſchlagen, auch Gras für das Maſtvieh zu haben. Nach den Bau-Gilde-Artikeln für die geſamten Bau- oder Ackerleute zu Cößlin, v. 28. Sept. 1751, Tit. 6, §. 5, werden einem jeden Schlächter 50 Stück Hämmel und güſte Schafe in die Fetthut zu halten erlaubet; jedoch müſſen die Fleiſcher das Pfund Hammelfleiſch von Joh. bis Mich. für 10 Pfenn., und nicht höher, verkaufen. Will der Fleiſcher aber mehr, doch in allem nicht über 70 Stück, halten: ſo muß er dieſelben vor dem gemeinen Stadthirten zur Hut treiben.

(28) S. eben dieſe Bau-Gilde-Artikel, Tit. 1, §. 10, Tit. 6, §. 6. halberſtädtiſche Feldordn. §. 36.

tet. (29) Es geſchieht aber der Zuſchlag oder die Hägung der Wieſen gemeiniglich mit dem 1 May alten Kalenders; (30) wie lange aber ſolche ſtehen ſollen, hängt von jeden Ortes Gewohnheit und Gelegenheit, am meiſten aber von der Witterung, (31) ab, an einigen

(29) S. hildesheimiſche Polizeyordn. Art. 55. 95. Magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 31. Wolfenbütteliſche Landesordn. §. 67. Mindenſche Dorfordn. v. 7. Febr. 1755, §. 50. Doch betrifft dieſes Verbot eigentlich nur diejenigen Wieſen, welche Haurecht haben, d. h. die nur eine gewiſſe Zeit geſchloſſen bleiben, und, wenn ſie gemähet worden, zur Hut und Trifft offen bleiben müſſen. Diejenigen Wieſen aber, welche Gartenrecht haben, können nach Belieben gehäget werden, und es darf ohne des Eigenthümers Willen Niemand darauf weiden.

(30) Nach der litauiſchen Dorfordn. v. 22. Nov. 1754, §. 18, mit dem 10, höchſtens 15. May. An andern Orten, wie in Thüringen, in Anſehung des Schafviehes, mit Georgiitag oder d. 23. Apr.; und in Anſehung des Rindviehes, d. 1. May; im Heſſencaſſeliſchen d. 11. Apr., vermöge Ausſchreibens v. 11. Mart. 1745. Nach dem Ausſchreiben v. 1. Nov. 1735, war ehedem auch der 1ſte May feſtgeſetzt. Nach den churfürſtl. braunſchweigiſchen Edicten vom 30. Apr. 1700, und 21. Febr. 1701, wegen der Hut und Weide nach dem geänderten Kalender, werden die Wieſen d. 1 May neuen Kalenders zugeſchlagen, wiewohl Hr. v. Brocken, in ſeiner Abh. von der Schädlichkeit der übeln Gewohnheit, daß nicht alle Wieſen zweymal geärndet werden dürfen, im 3. Th. des gemeinnützl. Vorraths auserleſ. Aufſätze ꝛc. Leipz. 1768, 8. S. 669, fgg. anführt, daß ſowohl in den fürſtl. braunſchweigiſchen, als churhannöveriſchen und zelliſchen Landen, die einſchürigen Wieſen bis den alten Maytag, auch wohl bis d. 1. Jun., mit dem Viehe betrieben werden, um Jacobi aber das Vieh wieder darauf gehen muß.

(31) An der trocknen Einbringung des Heues iſt viel gelegen, daher die Witterung bey der Heuärnde eigentlich den Termin beſtimmet. Es kömmt aber auch viel auf das Wachsthum des Graſes an, und dieſes muß zugleich wohl in Betrachtung gezogen werden. Es iſt eine ſchädliche Sache, wenn man, in der Abſicht, daß das Gras noch mehr wachſen ſoll, das Heumachen aufſchiebt; das Gras wird alsdann zu lang, ſo daß der Halm erſtirbt. Es wird daher dieſe üble Gewohnheit in dem Haushaltungs- und Wirthſchaftsreglement für die pommeriſchen Aemter, a. ang. O. §. 25. mit Recht verboten; denn ob gleich dadurch nicht mehr Heu erhalten und gewonnen wird, ſo iſt doch das Futter weit feiner und gedeihlicher, und die Narbe wird auch an ſich ſelbſt merklich verbeſſert.

gen Orten aber iſt auch die Zeit dazu geſetzlich beſtimmt. (32) Die Hut und Trift auf den offenen Wieſen gehört eigentlich für das Rind- und Schafvieh. Man geſtattet daher nicht, daß die Schweine auf die Wieſen getrieben werden, weil ſie dieſelben durch das Umwühlen nur verderben. (33) Die Pferde leidet man auch nicht aller Orten im Frühlinge auf den Wieſen; wenn dieſe aber einmähdig ſind, und nicht zwiſchen dem Korn liegen, läßt man ſie, ſo bald das Heu davon gebracht iſt, diejenigen aber, welche zwiſchen dem Korn liegen, nicht eher, als bis das Korn aus dem Felde iſt, mit den Pferden betreiben und behüten. (34) Gänſe ſollen gar nicht auf die Wieſen kommen; (35) und wo Ziegen zu halten erlaubt iſt, dürfen dieſelben nicht unter die Schafe oder unter das Rindvieh getrieben, ſondern müſſen bey der Schweinhut gelaſſen werden. (36) An einigen Orten iſt die Frühlingshut auf den Wieſen gänzlich abgeſteüet worden, (37) weil ſolche nicht

(32) Nach den oben angeführten zwey heſſen-caſſelſchen Ausſchreiben v. [illegible] Nov 1[illegible]5, und 11. Martt. 1745, iſt die verbotene Schafhut auf den Wieſen bis zum 1. Nov. feſtgeſezt; in den fürſtl. braunſchweigiſchen, auch churhanöveriſchen und zelliſchen Landen bis um Jacobi, oder 25. Jul. Die fürſtl. brandenburg-onolzbachiſche Generalverordnung wegen Abſtellung der Frühlingswieſenhut, wegen Verwandlung der Brach- oder Herbſt- in Grummetwieſen, und wegen Vertheilung der tauglichen Hutungen an die Einwohner, v. 25. Jun. 1767, im Vorrath auserleſ. Aufſäze ꝛc. S. 674, ſezt die Hägung der Wieſen von Gertraud, oder d. 11. Marz an, bis Bartholomäi, oder d. 24. Aug., da ſie vorher bis Jacobi gehäget worden.

(33) S. Dorfordn. für das Königreich Preußen v. 22. Sept. 1751, §. 5. Haushaltungs- und Wirthſchafts-Reglement für die Aemter in Pommern, General. der Dörfer und Vorwerker, §. 26. Littauiſche Dorfordn. §. 18.

(34) S. Bau-Gildeartikel für die Ackerleute zu Cößlin, Tit. 4, §. 7, Tit. 5, §. 4.

(35) S. eb. daſ. Tit. 8 und 9. Haushalt. und Wirthſch. Regl. für die Aemter in Pommern, a. ang. O.

(36) S. eb. daſ.

(37) S. die vorher angeführte brandenb. onozlbach. Generalverodnung.

nicht allein den Wieſen ſchädlich iſt, ſondern auch öfters zur Viehſeuche Anlaß giebt. An einigen Orten werden auch auf den Wieſen beſondere Nachthutungen abgehäget, in welchen das Zugvieh, ſowohl Ochſen als Pferde, bey Tage und bey Nacht weidet; wo dann die Gemeinde nach der Reihe des Nachts Jemanden nebſt den Hirten, zur Sicherheit wider die Raubthiere, wachen laſſen, oder den durch deſſen Unterlaſſung verurſachten Schaden erſtatten muß. (38) Zwiſchen den Heuhaufen zu hüten, iſt nicht erlaubt, ſondern es müſſen die Hirten mit dem Viehe nicht eher auf die Wieſen kommen, als bis die kleinen Wieſen ganz, die groſſen aber mehrentheils abgefahren ſind. (39)

Zu der Hut- und Triſtgerechtigkeit gehört gewiſſermaßen das Hirtenrecht, oder das Recht, einen eigenen Hirten zu halten. Es kömmt aber dieſes Recht nicht allemal demjenigen zu, der die Trift hat. Denn nach dem Sachſenrechte iſt nur derjenige, welcher 3 oder mehr Hufen Landes beſitzt, und wenn dem Gemeindehirten an ſeinem Lohne nichts abgeht, befugt, einen eigenen Hirten zu halten; (40) er muß aber in ſolchem Falle mit ſeinem Viehe auf ſeinen eigenen Hufen bleiben, und darf keine andere Weide betreiben, wo nicht durch eine widrige Gewohnheit etwas anders eingeführt iſt. An andern Orten wird auch demjenigen, der eine Heerde Schafe von 200 Stück zu halten und einen beſondern Hirten zu haben berechtiget, auch deshalb in der Poſſeſſion iſt, ein ſolcher nachgelaſſen. (41) An den meiſten Orten iſt es hingegen geſetzlich eingeführt, daß alles Vieh durch Gemeindehirten ausgetrieben werden muß. Es iſt in dieſer Abſicht jede Gemeinde angewieſen, beſondere Ochſen- Kuh- Schaf- Pferde-

(38) S. preußiſche Dorfordn. §. 5. Litauiſche Dorfordn. §. 18.
(39) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 48.
(40) S. Landrecht, Lib. 2, Art. 54.
(41) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 37.

de- und Schweinhirten anzunehmen und zu beſtellen. Sie müſſen ſolche Leute dazu beſtellen, welche ſowohl das Hüten, als auch die Krankheiten des Viehes, und wie demſelben durch gehörige Mittel zu helfen iſt, verſtehen; und es müſſen die Hirten examiniret und vereidet werden. In den Städten pflegen diejenigen Leute, welche man zu Hirten annehmen will, dem Magiſtrate vorgeſchlagen, und von demſelben, oder, wo ein beſonderes Feldgericht beſtellt iſt, von dieſem, angenommen und gemiethet zu werden. (42) In den Dörfern pflegen die Schulzen und Gemeindevorſteher die Hirten anzunehmen. Durch Kinder muß kein Vieh gehütet werden. (43) In den Städten iſt zuweilen die Zeit und Stunde vorgeſchrieben, wenn ein jeder Hirt aus- und eintreiben ſoll, z. B. der Kuhhirt ſoll in den Sommertagen, vor Walpurgis, bey Anbruch des Tages, der Schweinhirt des Sommers um 5 Uhr, austreiben, auch vor 7 Uhr in den längſten Tagen nicht nach Hauſe kommen, wofern nicht nöthig gefunden wird in den warmen Tagen, wegen ſchlechten Waſſers, die Schweine Mittags nach Hauſe kommen zu laſſen; der Schafhirt ſoll zwiſchen 6 und 7 Uhr austreiben; (44) überhaupt aber muß das Vieh, beſonders das Rind- und Schafvieh, zu Verhütung der ſchädlichen Viehſeuche, nicht vor Aufgang der Sonne ausgetrieben, auch des Abends bey guter Zeit und ehe es dunkel wird mithin vor Untergang der Sonne, wieder eingetrieben werden. (45) Die Kuhhirten müſſen ſo fort im Frühlinge,

 ehe

(42) S. eb. daſ. Haushalt. und Wirthſch. Regl. für die Aemter in Pommern, Generl. der Dörfer, §. 26. Mindenſche Dorfordn. §. 46. Preußiſche Dorfordn. §. 5. Litauiſche Dorfordn. §. 18. insbeſondere aber die Baugildeartikel für die Ackerleute zu Coßlin, Tit. 3 und 4.

(43) S. mindenſche Dorfordn. a. ang. O.

(44) S. Baugildeartikel ꝛc. Tit. 4.

(45) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 46. Von mehrern, zu Verhütung der Viehſeuche, bey der Hütung des Viehes zu beobachtenden Präcautionen wird in dem Art. Viehſeuche Meldung geſchehen.

ehe ſie ordentlich wieder austreiben, dem Viehe, welches ſcharfe Hörner hat, die Spitzen davon, gegen einen geſetzten Lohn, z. B. 2 Pfenn. für jedes Haupt, abſägen, wogegen ſich der Eigenthümer des Viehes nicht ſetzen darf. Durchgehends müſſen die Hirten das Vieh gut weiden, und einem Jeden, was vorgetrieben worden, wieder einliefern, oder daß es auf dem Felde ohne ihr Verſchulden zu Tode gekommen iſt, Schein und Beweis bringen, ſonſt aber für den Schaden ſtehen; im Ein- und Austreiben, inſonderheit in den Thoren, und engen Gaſſen und Oertern, mit dem Viehe alle Behutſamkeit beobachten, auch dahin ſehen, daß zwiſchen dem Viehe in den Gaſſen und Thoren nicht gefahren oder geritten werde. (46)

Weil bey den Hütungen viele Mißbräuche vorgehen, und ſowohl den Feldern, als Wieſen, theils aus Vorſatz, theils aus Unvorſichtigkeit, öfters viel Schade durch das Hüten zugefüget wird: ſo ſind faſt aller Orten, zur Aufſicht der Felder und Wieſen, beſondere Feldſchützen, Feldpfänder, Flurſchützen, Feldſtützler, Feldvögte, Feldwächter, Feldhüter, Wieſenvögte, oder wie ſie ſonſt genannt werden, (ſ. Th. XII, S. 519,) beſtellt, (47) welche, wenn ſie Vieh an unrechten und verbotenen Orten antreffen, ſolches pfänden, die gepfändeten Stücke in die Gerichte, oder an die vorgeſetzte Obrigkeit, in den an vielen Orten dazu beſonders angelegten Pfandſtall einliefern, und den Hirten, durch deſſen Schuld oder Nachläſſigkeit der Schade verurſachet worden iſt, zur Beſtrafung anzeigen müſſen. Zu dem Amte der Feldwächter müſſen tüchtige, handfeſte, der Stadt- oder Dorfgränzen kündige, und verſtändige

(46) S. Bau-Gildeartikel ꝛc. a. ang. O.
(47) S. Haushalt. und Wirthſch. Reglem. ꝛc. §. 26. Baugildeartikel ꝛc. Tit. 3. Hildesheimiſche Polizeyordn. §. 97. 98. Altenburgiſche Landesordn. P. 2, Cap. 3 Tit. 26. Wolfenbüttelsche Landesordn. §. 65. 66. Gothaiſche Landesordn. P. 2, C. 3, Tit. 27.

die Leute erwählet, und in beſondere Pflicht genommen werden. Sie müſſen ihrem Dienſte mit allem Fleiße, ſowohl bey Tage, als bey Nacht, vorſtehen, auf die Hütung, ſowohl der Stadt- oder Dorfunterthanen, als der Nachbarn, fleißig Acht geben, dagegen aber keinem durch die Finger ſehen, und ſich mit ihm heimlich abfinden, noch weniger aber Jemanden ſein Vieh unſchuldiger Weiſe pfänden, oder andere Plackereyen begehen, widrigenfalls ſie mit Recht hart geſtrafet werden. (48) Ob gleich ordentlicher Weiſe die Privatpfändung nicht erlaubt iſt, ſondern ſolche von den darauf beſonders verpflichteten Feldſchützen, oder auch an einigen Orten von den in Pflicht ſtehenden Dorfſchulzen, (49) geſchehen muß: ſo läßt man doch in dem Falle, wenn Jemand auf friſcher That, auf dem Felde oder in den Wieſen und Gärten ergriffen wird, und der Pfänder oder Feldvogt nicht zugegen iſt, zu, daß ein jeder denjenigen, den er ſolchergeſtalt auf verbotenen Wegen, und da er ihm wirklich Schaden gethan hat, ergreift, pfänden darf; er muß aber das Pfand ſogleich der Obrigkeit des Ortes einliefern; und es darf eine ſolche Privatpfändung, bey harter Ahndung, Niemanden vorgeworfen werden; (50) es darf ſich auch Niemand einer ſolchen Pfändung widerſetzen. (51) Der Lohn der Feldwächter pflegt nach der Größe der Aecker, Wieſen und anderer Ländereyen, die ein jeder beſitzt, beſtimmt zu werden. Das Pfandgeld wird an einigen Orten, in Anſehung der Unterthanen der Stadt oder des Dorfes ſelbſt, nach den Stücken, welche gepfändet werden, gerechnet, z. B. für jedes Haupt durch die Bank 2 Ggr.; in Anſehung

 der

(48) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 49.
(49) S. preußiſche Dorfordn. §. 5. Litauiſche Dorfordn. §. 18.
(50) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 50. Magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 31, §. 14.
(51) S. magdeb. Polizeyordn. a. ang. O. §. 15.

der angränzenden Nachbarn aber nach denen Fällen, wo in jedem wiederholten Falle der Pfandſchilling verdoppelt wird, z. B. das erſtemal 4, das zweytemal 8, und das drittemal 16 Ggr. (52) An andern Orten wird unter den eigenen Unterthanen und den Nachbaren kein Unterſchied gemacht, auch nur ein geringes Pfandgeld, als: für jedes Stück Vieh 3 Kreuzer, geſezt. (53) In Sachſen iſt der Pfandſchilling 16 Pfenn.; und dem Richter wird für jede Nacht, ſo lange er das Pfand in Verwahrung hat, noch ein Standſchilling von 4 Ggr. bezahlt, und zugleich, nebſt allen Koſten und Schaden, auch die Atzungskoſten vergütet. (54) An andern Orten bekömmt der Pfänder zwey Drittel von dem Pfandgelde, und ein Drittel bekömmt die Dorfgemeinde zu Unterhaltung des Pfandſtalles; (55) und an noch andern bekömmt die Baugildecaſſe ein Drittel, die Inſpectores ein Drittel, und die Feldwächter ein Drittel. (56) Die Strafen werden nach der Größe des von den Gerichten, Schulzen und Gemeindevorſtehern taxirten Schadens, und nachdem eine Bosheit oder ein Muthwille dabey zu Schulden gekommen iſt, beſtimmet. Es muß aber, ehe eine Geldſtrafe dictiret wird, die Sache vorher gründlich unterſuchet, und der Thäter ſowohl, als der Schade, ausfindig gemacht werden, weil ſonſt eine Herrſchaft, wenn ſie ſo fort, und unverhörter Sache, für ihr Geſinde eine Geldſtrafe vorſchußweiſe entrichten müßte, und die Sache hernach bewieſen werden könnte, ohne ihr Verſchulden darunter leiden, und, wenn ein Ge-

(52) S. Baugildeartikel ꝛc. Tit. 6.

(53) S. preußiſche Dorfordn. a. ang. O. Litauiſche Dorfordn. a. ang. O.

(54) S. *Carpzov*. P. 2, Conſt. 7 und 27 *Richter* P. 1, Decis. 5. n. 5 und 54.

(55) S. preußiſche Dorfordn. a. ang. O. Litauiſche Dorfordn. a. ang. O.

(56) S. Baugildeartikel ꝛc. a. ang. O.

Geſinde ſich heimlich davon macht, das vorgeſchoſſene Geld entbehren würde. Falls die Knechte keine Geldſtrafe entrichten können, ſollen ſie am Leibe beſtrafet werden. (57)

Dieſes iſt die Beſchaffenheit unſerer Hut- und Triftgerechtigkeit in Deutſchland. Es will aber dieſe Verfaſſung und Einrichtung derſelben, ja die ganze Hut- und Trifgerechtigkeit vielen unſerer neuern Polizeyverſtändigen und Oekonomen gar nicht gefallen. Sie finden ſo viel an derſelben auszuſetzen, daß ſie glauben, dieſelbe mit allem Rechte als eine Sache anſehen zu können, welche dem Aufnehmen der Landwirthſchaft höchſt ſchädlich und nachtheilig ſey, und folglich, wenn man letztere in Flor bringen wollte, nothwendig aufgehoben werden müßte; und eben dieſes Schickſal müßten, aus gleichen Bewegungsgründen, und wegen ihrer gleichmäßigen Schädlichkeit, auch die gemeinen Weide- und Hutungsplätze haben (58). Ich will ihre Gründe anführen, und man wird finden, daß ſie in der That erheblich und wichtig ſind; nur wird es darauf ankommen, ob die ſo nachdrücklich empfohlene gänzliche Abſchaffung dieſer Hut- und Triftgerechtigkeit auch an allen Orten, ohne allzu große Schwierigkeiten und Hinderniſſe, möglich gemacht werden kann.

Die Viehzucht und der Ackerbau ſind die beyden Hauptzweige der Landwirthſchaft. Die Viehzucht ſteht billig oben an. Sie iſt die Grundſäule eines blühenden Ackerbaues; denn ohne hinlänglichen Dünger kann der Landmann ſeine Felder nicht gehörig beſtellen, ſondern er muß ſie entweder ohne Dünger beſtellen, oder dieſen ſo ſparſam austheilen, um nur mehr Land düngen zu können. Beydes iſt ein ſchlechtes Verfahren,

 und

(57) S. halberſtädtiſche Feldordn. §. 49.

(58) Von dieſen Gemeindehuten, und deren Abſtellung, iſt bereits im Art. Gemeinheit, im XVII. Th. S. 148, ſgg. gehandelt worden; welcher Artikel hiebey zu conferiren iſt.

und zieht ſchlechte Aernden nach ſich. Will der Landmann hinlängliches Vieh halten, als nöthig iſt ſeine Felder in reichem Maße gehörig zu düngen, ſo muß er auch ſo viel Futter gewinnen, als zu Unterhaltung ſeines Viehes ſowohl im Sommer als Winter erforderlich iſt. Dieſes Futter wird nun theils auf den Gemeindehuten, theils durch die Feldgemeinſchaft, oder die Hut- und Triftgerechtigkeit, theils durch die natürlichen Wieſen und theils durch die künſtlichen Wieſen, oder den Anbau allerley Futterkräuter und Gewächſe gewonnen. Nun habe ich bereits in dem Art. Gemeinheit gezeigt, daß die neuern ökonomiſchen Schriftſteller nicht Unrecht haben, wenn ſie die Einrichtung und Wirthſchaft mit den Gemeindehuten gänzlich verwerfen, weil dieſelben gemeiniglich ihrem Schickſale überlaſſen, nicht verbeſſert noch in einen guten Zuſtand geſetzt werden; weil das Vieh allzu früh auf dieſelben getrieben wird, da es wenig und nicht ſatt Futter und Nahrung findet, und das zarte Gras vielmehr ſamt dem Boden verdirbt; und weil ein ſolcher ſich ſelbſt überlaſſener Weideplatz kaum den dritten Theil desjenigen Viehes ernähren kann, als geſchehen würde, wenn man eine andere Einrichtung damit machte; und alſo der Eigenthümer des Viehes, ſtatt 30 Stück deſſelben, ſich mit 10 Stück begnügen muß, die aber nicht allemal zu Beſtreitung ſeiner Haushaltung und ſeines Ackerbaues hinreichend ſind, weil ferner das Vieh durch die Weite des Weges und das beſtändige Herumtreiben abgemattet wird, und durch das ſchlackige Wetter, rauhen Wind, Hitze und Ungeziefer, zum Nachtheil ſeiner Geſundheit, viel ausſtehen muß, auch zur Zeit der Viehſeuche das Vieh, weil es in großer Menge auf der Hut beyſammen iſt, haufenweiſe angeſteckt wird, und ohne Rettung verloren geht. Die Gemeindehuten ſind alſo ganz und gar nicht zureichend, dem Unterthan das benöthigte Futter zu verſchaffen,

und

und der gemeinſchaftliche Gebrauch derſelben hindert ihre Verbeſſerung. Wenn nun auch gleich die Hut- und Triftgerechtigkeit, oder die Weide des Viehes auf den Brach- und Stoppeläckern und auf den abgemäheten Wieſen, hinzu kömmt: ſo finden ſich bey ſolchen faſt eben dieſelben ſchlechten Umſtände, welche die gemeinen Hutungsplätze verwerflich machen. Von den wenigſten Brachfeldern kann man ſagen, daß das Vieh auf denſelben ſich weiden und ſatt freſſen kann; und das wenige Gras und Kraut, welches in der gewöhnlichen kurzen Zeit bis zur Winterſaat daſelbſt wächſt, inſonderheit in trocknen Jahren, verdient nicht den Namen einer Viehweide. Die Stoppelfelder aber reichen nur in den erſten Paar Wochen nach der Aernde einige Nahrung. Das Vieh wird alſo auf den Feldern nur herum getrieben, ohne daß es ſich recht ſatt freſſen kann, und man muß es, wenn es nach Hauſe kömmt, eben ſo ſtark füttern, als wenn es dieſe ſo genannte Weide gar nicht genoſſen hätte. Mithin iſt dieſelbe ebenfalls nicht hinreichend, daß der Landmann ſeinen Viehſtand ſollte vermehren, und nach dem Verhältniß ſeines Ackerbaues einrichten können, ſondern er muß denſelben ſo laſſen, wie er iſt, oder wie ihm an den meiſten Orten nach der Zahl ſeiner Hufen vorgeſchrieben iſt. Nun hat zwar der Landmann auch Wieſen, welche ihm ſein Winterfutter bringen ſollen; allein, die Hut- und Triftgerechtigkeit hindert ihn dieſelben ſo zu nutzen, als er ſie mit weit ſtärkerer Gewinnung des Futters nutzen könnte, wenn er vollkommen und allein Herr darüber wäre. Nach der alten Gewohnheit aber werden die mähbaren Wieſen im Frühlinge bis den erſten May, und Herbſte, von Michaelis an, mit dem Viehe betrieben. Beydes iſt ſchädlich, und vermindert den Heuſchlag und das Winterfutter. In Anſehung der Frühlingsweide gilt eben das bey den Wieſen, was an ſeinem Orte von den ge-

meinen Weideplätzen geſagt worden iſt, daß nämlich das junge Gras bey ſeinem erſten Wachsthume verbiſſen, und der weiche Boden von dem Treten des Viehes ausgemodert wird, wodurch alſo der erſte und beſte Graswuchs unwiederbringlich verloren geht, und bey eintretender Hitze und Dürre des Sommers in der Folge niemals recht fort will. (*) Die ſpäte Herbſtweide auf den Wieſen iſt noch ſchädlicher. Bis zu Ende des Octobers, und noch ſpäter hin, geht das Vieh Tag für Tag auf denſelben herum, und frißt vor Hunger das noch übrige Gras aus der Erde heraus. Wenn nun die Kälte einfällt, ſo werden die friſch verwundeten Graspflanzen von dem Froſte durchaus angegriffen, und ihre Gefäße zerſtöret; man kann ſich alſo von ihnen auf das künftige Jahr nur ein ſchlechtes Wachsthum verſprechen. Dieſes iſt noch nicht genug. Hat der Landmann ein und andere Wieſen, welche nur einmal gemähet werden, ſo darf er, ſo gern er auch wollte, und ſo leicht es auch geſchehen könnte, wegen der von der Gemeinde auf denſelben hergebrachten Hut und Weide, ſolche nicht zu Grummet- oder zweymähdigen Wieſen machen. Es werden ſolche bis zum alten Maytag, auch wohl bis zum 1. Jun. mit dem Viehe betrieben, und um Jacobi muß wieder das Vieh darauf gehen, das Gras möge abgemähet ſeyn, oder noch im Haufen liegen. (**) Dieſe Gewohnheit iſt ſo unbillig

(*) Die ſolcher Geſtalt im Frühlinge abgehüteten Wieſen können nicht nur ſchlechtere, ſondern auch um 8 bis 14 Tage ſpätere Heuärnde liefern, welche alſo öfters bis in die Getreideärnde dauert, und zugleich dem Grummet die Zeit zum Wachsthum verkürzet.

(**) Crell behauptet zwar, in ſeiner Diſſ. de fructibus pratorum ante tempus paſcendi perceptis, §. 3, daß auch auf einmähdigen Wieſen Grummet gemacht werden kann, wenn gleich der Nachbar daſelbſt die Hutung hat. Allein, indem von ihm vorgetragenen Falle hatten die Nachbarn die Hut- und Triftgerechtigkeit nur erſt von dem Tage an, da der Eigenthümer der Wieſen dieſelben mit ſeinem Viehe zu betreiben anfieng, auszuüben. Denn hier beruhet es freylich auf dem Willen des Eigen-

billig und ſchädlich, als nur gedacht werden kann. Dem Landmanne werden dadurch die Hände gebunden, ſeine Grundſtücke, welches doch die Hauptabſicht iſt, ſo gut zu nutzen, als er wohl könnte. Er wird dadurch außer Stand geſetzt, für ſein Vieh das nöthige Futter anzuſchaffen, noch weniger die Anzahl ſeines Viehes, zum Beſten ſeines Ackerbaues, zu vermehren: er muß vielmehr nicht ſelten vieles Geld auf Heu und Grummet wenden, welches zu thun er nicht nöthig hätte, wenn ſeine Wieſen von der Viehtrift verſchont blieben, er aber ſolche zweymal mähen dürfte. Nun könnte ſich der Landmann zwar durch den Anbau nützlicher Futterkräuter auf einem Theile ſeiner Felder helfen, und dadurch mehr Futter gewinnen, folglich auch ſeinen Viehſtand vermehren. Allein, er muß auch dieſes unterlaſſen, weil die Hut- und Triftgerechtigkeit ihn daran hindert. Den dritten Theil ſeines Ackers muß der Landmann jedes Jahr, wegen der Brache, beynahe als unnütz und verloren anſehen. Wollte er nun auch in Abſicht des übrigen Feldes klug handeln, und, anſtatt daſſelbe ganz mit Getreide zu beſtellen, ei=

genthümers, ob er die Wieſen mit ſeinem Viehe, nach der vorigen Gewohnheit, gleich nach abgebrachtem Heu zu behüten anfangen, oder ob er auch das Grummet gewinnen, und alsdann erſt ſein Vieh auf den Wieſen hüten laſſen will; denn die Mitweide der Nachbarn darf einmal nicht eher angehen, als bis der Eigenthümer ſelbſt ſein Vieh zu weiden angefangen hat, dieſes iſt der verglichene Termin. Und in ſo weit urtheilt Crell ganz recht, daß den Nachbarn hier kein Jus prohibendi zuſtehen könne. Allein ganz anders verhält ſich die Sache bey der Hut- und Triftgerechtigkeit, welche die ſämtlichen Glieder einer Gemeinde auf ihren Wieſen gemeinſchaftlich exerciren. Denn hier iſt der Tag und die Zeit allemal feſtgeſetzt, da die Hütung und Weide angehen und ſich endigen ſoll; folglich richtet ſich hier die Mitweide der Dorfnachbarn nach einem gewiſſen Tage, nicht aber nach der Willkühr der einzelen Nachbarn, wenn ſie ihre Wieſen mit ihrem Viehe ſelbſt zu betreiben anfangen wollen. Wenn alſo der beſtimmte Tag erſchienen iſt, wird das Vieh auf die Wieſen getrieben, ohne daß ſich ein oder der andere Nachbar dawider ſetzen darf.

einen Theil davon dem Anbau der Futterkräuter widmen: ſo würde zwar Niemand ihm ſolches wehren; allein, ſo bald die Aernde vorbey iſt, und das Vieh in die Stoppelweide getrieben wird, ſo iſt alles verloren. Die meiſten Futterkräuter aber bringen den beſten Nutzen erſt im zweyten, dritten und folgenden Jahren. Die Feldgemeinſchaft iſt alſo grauſam genug, dem Landmanne auch dieſes einzige Hülfsmittel zu verſagen. Hieraus erhellt nun ganz klar und deutlich, wie nachtheilig die Hut= und Triftgerechtigkeit der Viehzucht iſt, da ſie dem Landmanne alle Wege verſperret, und ihn aller Mittel beraubet, mehr Futter zu erlangen, und die Anzahl ſeines Viehes, zu Gewinnung mehrern Düngers und beſſerer Beſtellung ſeiner Aecker, zu vermehren.

Der Schade, den die Hut= und Triftgerechtigkeit dem Ackerbaue zufüget, iſt eben ſo beträchtlich.

1. Es werden dem Landmanne, wie gedacht, alle Mittel und Wege genommen, aus Mangel des Futters, ſo viel Vieh zu halten, als er nach dem Verhältniß ſeiner Aecker billig halten ſollte. Die natürliche Folge davon iſt, daß er viel Aecker unbeſtellt liegen laſſen muß; der viele Acker iſt ihm alſo eine Laſt. Beſtellt er ſeine Felder ſchlecht, und viele gar ohne Dünger, ſo kann auch der Ertrag derſelben nur ſchlecht ausfallen. Von den entlegenen Aeckern erhält er zuweilen kaum die Ausſaat wieder, für ſeine Mühe und Arbeit aber gar nichts. Indeſſen ſind doch Contribution, Pächte, Lieferungen, Kriegsfuhren, Dienſte u. d. gl. nach der Hufen= und Morgenzahl eingerichtet. Alle Edicte und Verordnungen, die dem Landmanne bey geſetzter Strafe auflegen, nichts von ſeinen Aeckern unbeſtellt liegen zu laſſen, (*) ſind vergeblich; der Bauer

(*) S. königl. preußiſche Ordre an die Landräthe, wegen gehörig zu haltender Aufſicht, daß nichts unbeſät liegen bleibe, v. 5. Apr. 1720. Preußiſche Dorfordn. §. 16.

Bauer kann ſie unmöglich befolgen; er muß es wagen, einen beträchtlichen Theil ſeines Ackers wüſte liegen zu laſſen, um nur die Arbeit zu erſparen, und auf die mögliche Nutzung deſſelben gern Verzicht thun. Und geſetzt, er hätte auch eine ſolche Anzahl Vieh, die mit ſeinen Aeckern noch in einer ſo ziemlichen Proportion ſteht, und für welches auch das nöthige Futter vorhanden wäre, ſo würde ihm dem ungeachtet der benöthigte Dünger fehlen; denn die Viehhütung raubet ihm noch mehr als die Hälfte davon. Denn die ganze Zeit über, da das Rindvieh, und an einigen Orten auch die Pferde, auf der Weide ſind, geht der Dünger größtentheils verloren, indem derjenige, welchen das Vieh auf den Brach- und Stoppelfeldern zurück läßt, nicht viel bedeutet, weil er von der Sonne ausgeſogen wird und verwittert, ehe er unter die Erde kömmt; der auf den Weideplätzen und Wieſen zurück gebliebene Dünger aber iſt denſelben mehr ſchädlich, als nützlich. Bleibt das Vieh, wie an vielen Orten gebräuchlich iſt, Tag und Nacht auf der Weide, ſo entbehrt der Landmann ein halbes Jahr hindurch den Vortheil der Aufſammlung des Düngers, welcher zu dieſer Zeit von den ſaftigen Kräutern und dem Graſe weit kräftiger für den Acker iſt, als derjenige, den er im Winter erhält, wenn er ſein Vieh mit dürrem Strohe füttert. Der Landmann hat alſo in dieſem Falle nur die Hälfte des Nutzens von ſeinem Viehſtande; und es iſt eben ſo viel, als wenn er nur 10 Stück Vieh hätte, ſtatt der 20, die ihm zugehören. Folglich kann er zu ſeinem größten Schaden, auch nur die Hälfte ſo viel Acker bedüngen, als er bedüngen würde, wenn dieſer Sommerdünger nicht verloren gienge.

2. Die

Haushalt. und Wirth. Reglement ꝛc. §. 20. Baugildeartikel ꝛc. Tit. 11. §. 2. Litauiſche Dorfordn. §. 13. Hildesheimiſche Polizeyordn. §. 88. Anhalt bernburgiſche Feldordn. §. 7. Magdeburgiſche Polizeyordn. Cap. 19. §. 12. Würtenbergiſche Landesordn. Tit. 47. §. 13.

2. Die Hut- und Triftgerechtigkeit hindert den Landwirth, ſeine Aecker nach ſeinen Einſichten und Erfahrungen wirthſchaftlich und zu ſeinem Nutzen gebrauchen zu können. Es iſt eine unſtreitige Wirthſchaftsregel, daß man jeden Acker und jedes Grundſtück zu demjenigen Endzwecke anwenden ſoll, wozu ſie ſich, ihrer Natur und Beſchaffenheit nach, am beſten ſchicken. Folglich muß man jeden Acker mit derjenigen Frucht beſäen, von welcher man aus der Erfahrung weiß, daß ſie am beſten darauf wächſt und fortkömmt. Allein, wegen der Hut und Trift darf der Landmann dieſer Regel nicht folgen; er darf nicht ſäen, was der Acker am beſten tragen würde, ſondern er muß einmal in das Sommerfeld Sommerfrüchte ſäen, es möge ſolches der Natur und Beſchaffenhrit des Ackers gemäß ſeyn, oder nicht. Es iſt zwar erlaubt, eine Sommerfrucht in die Winterfelder zu ſäen, weil es kein Hinderniß verurſachet, daß ein Acker im Winterfelde liegen bleibt, und hernach mit Sommerfrucht beſäet wird, indem beyderley Früchte faſt zu einer Zeit geärndet werden. Es iſt aber nicht erlaubt, eine Winterfrucht in die Sommerfelder zu beſtellen; denn da dieſe Sommerfelder der Hutung bis in den Frühling offen bleiben, ſo hält man die Winterfrucht, welche ſchon im Herbſte untergebracht werden muß, dahin nicht ſchicklich.

3. Die Hut- und Triftgerechtigkeit raubet dem Landwirthe jährlich den dritten Theil ſeiner Aecker, den er zur Brache liegen laſſen, und, außer einer geringen Sömmerung, als unnütz anſehen muß, da er doch ſolche Brachfelder, wenn die Hut und Weide auf denſelben ihm nicht im Wege ſtände, beſſer nutzen, und, zu Vermehrung ſeiner Futtereinnahme und Verſtärkung ſeines Viehſtandes, mit guten Futterkräutern, inſonderheit mit der Lucerne (Medicago ſativa), beſtellen könnte. Dieſe Benutzung der Brachfelder würde den Landwirth in den Stand ſetzen, ſein Vieh, ſowohl den Som-

Sommer als Winter durch, wo alsdann ſein Heuſchlag zu Hülfe kömmt, erhalten zu können; und das Vieh würde die Brache ganz entbehren können, da es ohnehin auf derſelben nur ein ſchlechtes Futter findet. Nimmt der Landmann bey Beſtellung der Winterfrüchte eine andere und beſſere Verfahrungsart an: (*) ſo iſt dieſerwegen

(*) Der würdige Hr. Kammerrath Wöllner, ſchlägt in ſeiner meiſterhaften Abhandlung von Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, folgende Beſtellungsart mit der von der Viehtrift befreyten Brache vor. Er würde in dem vorhergehenden Herbſte, ſo bald ſein Winterkorn in die Erde wäre, die auf dieſem Acker befindlichen Gerſten- und Haferſtoppeln umſtürzen laſſen. Dieſe verfaulten den Winter über, und gäben eine Art von Düngung ab. Den ganzen Winter hindurch, bis zu Anfange des Frühlinges, ſollte aller Miſt anſtatt ihn auf das Gerſtenland zu bringen, auf den beſten Theil dieſes Ackers gefahren, und ſo bald es im Frühlinge wegen der Winterfeuchtigkeit, angehen wollte, untergepflüget, und der vor Winters geſtürzte Acker auf dieſe Weiſe gewendet werden. Zu gleicher Zeit würde auf einem Theile dieſes gedüngten Ackers die Erbſenſaat vorgenommen. Könnte er es mit der Arbeit zwingen, ſo würde auch der ungedüngte Acker zugleich mit gewendet, und alsdann ſeine Brache ſchon zwey Fahren erhalten. Kurz vor oder nach der Haferſaat wollte er ſchon ſo viele Zeit ausgewinnen, denjenigen Theil des bedüngten Ackers, den die Erbsſaat übrig gelaſſen hätte, mit ſolchen Gartengewächſen zu beſtellen, die ſich zu dem Boden ſchickten. Alle ungedüngte Brache aber würde nun mit Buchweizen beſäet) als welche Getreideart mit ungedüngtem Boden fürlieb nimmt. Jetzt wäre ſein ſämtlicher Brachacker alſo durchaus mit Früchten beſtellet und ſchon dreymal gepflüget worden. Die Kräfte deſſelben dürften alſo den Sommer über, von Quecken und Unkraut nicht unnütz verzehret werden, ſondern dienten zum Wachsthum guter Früchte. Eben zu der Zeit, wenn der alte Wirth im Jun. den Brachmiſt ausführe, würde er ein gleiches thun, und zwar mitten in ſeinen ſchön wachſenden Buchweizen, wo er einige ledige Plätze, wie auch ein Paar Wege, würde offen gelaſſen haben. Auf dieſen ledigen Plätzen ſollte der Miſt in große Haufen geſchlagen, und, um den zu hohen Grad der Fäulung oder das Verbrennen deſſelben zu vermeiden, mit untermengten Schichten Stroh, oder Schilf, oder Tannennadeln u. d. gl. verſehen werden. Nun ſäße er ſtill, und wäre ſehr neutral, wenn andere ihr Zugvieh bey der großen Sommerhitze abmatten, um ihre Brache das erſte und zweytemal zu pflügen, und wenn ſie dabey oft wider den Himmel murreten, daß er ihren harten Boden mit keinem Regen erweichen, und ihnen dieſe ſaure Arbeit erleichtern will. Die erſte Arbeit, die er auf ſeiner

wegen die Brache gantz unnöthig und überflüſſig. Daß aber die Brache wegen der Ruhe des Ackers nöthig ſeyn ſollte, iſt ungegründet, indem die Erde niemals ruhet, ſondern, wenn man ihr nicht Gelegenheit giebt, gute Pflanzen hervor zu bringen, Unkraut erzeuget, welches alsdann die beſten Säfte ausſauget, und dem Acker die noch übrige Pflanzennahrung raubet, welche man durch Dünger und eine gehörige Bearbeitung in reichem Vorrath hätte vermehren können, wenn man ihn mit Früchten von allerley Art hätte beſtellen wollen. Ein Mehreres von der angeblichen Ruhe, welche der Acker durch die Brache genießen ſoll, und ob die Brache nöthig oder überflüſſig ſey, findet man im Art. Brache, und den am Ende deſſelben angeführten Schriften, im VI. Th. S. 303 — 328.

4. Will der Landmann reiche Aernden haben, ſo kömmt es nicht allein auf den Boden, ſondern hauptſächlich auf eine gute Beackerung und Beſtellung deſſelben an; indem oft ein ſchlechter Acker einem weit beſſern es hierin zuvor thut, wenn jener fleißiger, als dieſer, beſtellt worden iſt. Allein, an dieſer beſſern Feldbeſtellung wird der Landwirth ſowohl durch die Hut- und Triftgerechtigkeit, als durch die jetzige Lage und Figur der langen und ſchmalen Ackerſtücke verhindert. Er darf alſo 1) das Stoppelfeld vor Winters nicht ſtürzen, und durch dieſes vortreffliche Mittel ſeinen Acker nicht bearbeiten. Dürfte er dieſes thun, ſo würde er dadurch die großen Vortheile erlangen; daß die Stop-

ner Brache wieder vorzunehmen nöthig hätte, wäre die Aernte ſeiner Erbſen und ſeines Buchweizens. Eine geſegnete Arbeit, die er mit Luſt verrichtete! Wäre dieſe nebſt allen übrigen zu dieſer Zeit nöthigen wirthſchaftlichen Verrichtungen, vorbey, und die Saatzeit des Wintergetreides da, ſo brächte er die großen Düngerhaufen, welche nun von vortrefflicher Beſchaffenheit ſeyn würden, geſchwinder aus einander, ſammelte ſeine Gerſtenfrüchte ein, und ackerte ohne weitere Umſtände mit tiefen und ſchmalen Furchen zur Saat.

Stoppeln unter der Furche begraben werden, den Winter hindurch vermodern, und zu einer nicht zu verachtenden Düngung werden, anſtatt daß ſie bey der bisherigen Verfaſſung unnütz bleiben, und durch Wind und Regen von dem Acker fortgetrieben werden; daß die meiſten Gattungen des Unkrautes, und hauptſächlich die Quecken, getilget werden; daß man dem Acker Gelegenheit verſchaffet, die fruchtbaren Theile, welche ihm Regen und Schnee den Winter über zuführen, in reicherm Vorrath einzunehmen, und tiefer eindringen zu laſſen, welches nicht geſchieht, wenn Regen und Schneewäſſer von der harten Oberfläche abfließen; daß ein ſtarker, feſter, thon- oder lehmartiger Boden dadurch am bequemſten zu dem Grade der Lockerheit gebracht wird, welcher zur Fruchtbarkeit nöthig iſt, indem der Froſt die offenen Furchen von allen Seiten angreifen und äußerſt mürbe machen kann; und endlich daß, nach der Lehre der Naturkundigen, auf dieſe Weiſe der noch in dem Acker befindliche Dünger, wenn er im Herbſte wieder hervor gepflüget wird, den in der kalten Luft im Winter häufig befindlichen Salpeter gleich einem Magnet anzieht, und hiedurch die Fruchtbarkeit der Erde gar ſehr befördert. 2) Darf und kann er, wegen der jetzigen Lage und Figur der Äecker, ſeinen Acker nach einer entgegen geſetzten Richtung oder ins Kreuz nicht pflügen; welches ihm ſonſt den Vortheil verſchaffen würde, daß der Boden mürber wird, die ſtarken Erdſchollen leichter und mehr zerbrochen werden, und der Miſt ſich beſſer mit dem Erdreiche vermiſchen kann. Dieſe Vortheile fallen weg, denn die ſchmalen Äecker können nicht anders, als nach der Länge, gepflüget werden. 3) Der Landmann kann ſeinen Acker nicht gehörig mit Dünger beſtellen, weil es ihm, aus oben angeführten Urſachen, daran fehlt; und dazu muß der in das Sommerfeld gebrachte Dünger bey der darauf folgenden Brache im zweyten Jahre

ſeine fruchtbarmachende Eigenſchaft zur Hervorbringung des Unkrautes verſchwenden. 4) Die Feldgemeinſchaft benimmt dem Landmanne alle Gelegenheit, ein Stück ſeines Feldes, zu deſſelben Verbeſſerung, oder 6 Jahr mit dem Getraidebau zu verſchonen, und, ſtatt deſſen, mit andern Pflanzen oder Graſe und Futterkräutern zu beſtellen, wodurch er den Vortheil gewinnen würde, daß der Acker verſchiedene Jahre unter ſeiner grünen Decke ruhig liegen bleibt, keiner Beſtellung bedarf, ein reichliches Viehfutter liefert, und ohne Dünger neue Kräfte zum Kornbau erhält, und daher, wenn er hernach zum Getraidebau aufgeriſſen wird, nicht gedünget werden darf, ſondern ſich ohne allen Dünger ſo ergiebig und fruchtbar erweiſet, daß man zwo bis drey reiche Aernden von ihm erwarten kann. 5) Bey der bisherigen Ackerbeſtellung hat der Landmann den Schaden, daß, nach der jetzigen Lage der Aecker, jeder ſchmale Streif Landes zu beyden Seiten von dem Zugviehe der Nachbarn zur Rechten und Linken nothwendigerweiße betreten, und die oft ſchon grüne Saat dadurch beſchädiget wird. Befindet der Hauswirth gleich für zuträglich, ſeinen Acker zur Saatzeit zeitiger, als ſeine beyde Nachbarn, zu beſtellen: ſo können dieſe, wenn ſie ſolches ſpäter thun, es nicht vermeiden, daß nicht bey dem Umpflügen der nächſten Furche an ſeinem Acker wenigſtens ein Stück ihres Zugviehes, aus Mangel des Raumes, denſelben betreten, und, der Länge nach, ſeinen Gang darauf nehmen ſollte, indem der ſchmale Rain oder die ſogenannte Scheidefahre zwiſchen den Ackerbeeten, gemeiniglich nicht ſo breit iſt, daß das Thier darauf hingehen kann. Es beſchädiget alſo bey jedem Tritte die oft ſchon aufgegangene Frucht ſeines Ackers, welcher Schade deſto größer wird, wenn die Ackerſtücke ſehr ſchmal, und dabey von unabſehlicher Länge ſind. Bey dem Egen geht es ebenfalls ſo genau nicht ab, wenn am Ende

Ende, ſo oft als umgewendet wird, dieſes nicht mit der gehörigen Vorſicht geſchieht. Noch ein anderer Schade beſteht darin, wenn der Eigenthümer eines Stück Landes, welches quer vor den übrigen Ackerbeeten liegt, und dazu beſtimmt iſt, daß bey dem Pflügen und Egen Jedermann darauf umwendet, (in der Mark die Anwand oder Angewand genannt,) auf alle andere warten, und zuweilen um eines einzigen trägen Nachbarn willen dieſes Stück Land einige Wochen ſpäter beſäen muß. Bey dem Sommergetraide iſt dieſer Schade vornämlich groß, indem zuweilen wenige Tage bey der Beſtellung einen merklichen Unterſchied des Gedeihens machen, auch die Gerſte und der Hafer auf einer Anwand öfters noch grün ſind, wenn alles übrige auf dem Felde ſchon geärndet wird.

5. Durch die Hut- und Triftgerechtigkeit werden dem Landmanne die Hände gebunden, daß er nicht allemal nach ſeinen beſten Einſichten ſolche Früchte und Gewächſe anbauen kann, welche ihm den meiſten Vortheil bringen. Eine Getraideart iſt immer angenehmer und höher im Preiſe, als eine andere; die Erziehung verſchiedener Gartenfrüchte bringt öfters einen größern Nutzen, als das Getraide; und eben dieſes gilt auch von den höchſt nutzbaren Färbekräutern und andern Gewächſen, an deren Anbauung aber der Landmann kaum denken darf. Denn nicht alle Pflanzen ſind ſo beſchaffen, daß ſie alle Jahre ohne Schaden auf andere Felder geſäet werden können. Der Saffran z. B. muß 3 Jahre in dem Acker bleiben, wo er einmal hingeartet iſt. Der Waid blühet erſt im zweyten Jahre; und da er den Winter über nicht erfriert, ſondern ſich immer beſſer bewurzelt, ſo hat man im zweyten Jahre, wenn er an der vorigen Stelle bleibt, erſt die beſte Nutzung, indem er 5 und 6mal abgeſchnitten werden kann, da dieſes in dem erſten Jahre nur 3 oder 4mal geſchehen kann; wie denn die Blätter des

zweyten Jahres an Färbetheilchen viel reicher ſind, als im erſten Jahre. Allein, die Einrichtung in Felder, und die Hut- und Triftgerechtigkeit, zwingen den Landwirth, entweder mit ſolchen Pflanzen alle Jahre zu ſeinem Nachtheil auf andere Aecker zu wandern, oder den daraus entſtehenden Vortheil gar fahren zu laſſen; es ſey denn, daß er ein Paar Aecker beſitzt, welche von dieſer Gerechtigkeit ausgenommen ſind, die man aber in der Wirthſchaft zu vielen andern Abſichten nöthig hat.

6. Eine andere Unbequemlichkeit aus der Eintheilung in Felder, und der Hut- und Triftgerechtigkeit, beſteht darin, daß der Landwirth ſich dadurch gehindert ſieht, ſeine Aecker wirthſchaftlich zu nutzen, wenn die darauf geſäete Frucht Schaden gelitten hat. Es ereignet ſich nämlich nicht ſelten, daß einzele Aecker in den Winter- und Sommerfeldern, durch Mäuſefraß, Austretung der Flüſſe, anhaltenden Regen, oder groſſe Dürre, die nach der Maß des Beſtellens zur Unzeit eingefallen ſind, und durch viele andere dergleichen Zufälle, ſo wenig Hoffnung zur künftigen Aernde zeigen, daß man die Saat wieder umpflügen muß, wenn man nicht den Acker durch das Unkraut ohne Nutzen auszehren laſſen will. Nun kann man ſich zwar in ſolchen Fällen auf den Winterfeldern noch ziemlich helfen, indem man ſie mit Sommerfrucht beſtellen kann, welche der Hut- und Triftgerechtigkeit nicht hinderlich iſt, indem beyderley Früchte faſt zu einer Zeit geärndet werden. Wenn ſich aber ein ſolcher Schade in den Sommerfeldern ereignet, ſo geht die ganze Nuzung dieſes Ackers für daſſelbe Jahr völlig verloren, indem die Sommerfelder, ſobald die Sommerfrüchte eingebracht ſind, von den Hirten nicht weiter geſchonet werden. Doch könnte der Landwirth ſolche zu Kohl, Rübeſamen, und andern zur Wirthſchaft dienlichen Pflanzen, oder wenigſtens zu Futterpflanzen

für

für das Vieh, gar wohl nutzen, wenn er durch dieſe Einrichtung nicht gehindert würde.

Man darf nur ein wenig Kenntniß und Erfahrung in der Landwirthſchaft beſitzen, ſo wird man geſtehen, daß alle dieſe ſchädliche Folgen der Feldgemeinſchaft ihre gute Richtigkeit haben, und das Aufnehmen der Landwirthſchaft ſchlechterdings verhindern. Man wird auch denjenigen, welche behaupten, daß man die ſo beſchwerliche Lage und Geſtalt unſerer langen und ſchmalen Ackerbeete abändern, und die Hut- und Triftgerechtigkeit gänzlich abſchaffen müſſe, wenn die Landwirthſchaft in Flor und Aufnehmen gebracht werden ſoll, Beyfall geben. Nur wird es darauf ankommen, auf was für Art und Weiſe dieſe neue Einrichtung am leichteſten zu Stande gebracht, und die dabei vorkommenden, theils wirklichen, theils eingebildeten, und in bloßen Vorurtheilen beſtehenden Schwierigkeiten am füglichſten aus dem Wege geräumet werden können. Ich will die Vorſchläge, welche erfahrne und wirthſchaftsverſtändige Schriftſteller in dieſer Abſicht gethan haben, in der Kürze hier anführen. Man kann ſie beurtheilen, und ſehen, ob ſie ſich in demjenigen Lande, wo man iſt, und wo man, zu einer ſolchen neuen Einrichtung zu ſchreiten, gleichfalls für nöthig und nützlich erachtet, entweder ganz, oder nur in einigen Stücken anwenden laſſen oder nicht. Denn es dürfte ſich auch hier finden, daß dasjenige, was in einem Lande ſich ganz wohl und leicht einrichten läßt, in einem andern Lande, wegen deſſen beſondern Lage und Beſchaffenheit oder anderer hinderlichen Umſtände, ohne die größten Beſchwerlichkeiten nicht zu Stande gebracht werden kann.

Dergleichen Schwierigkeiten mögen ſie vielleicht auch in dem Fürſtenthume Anſpach hervor gethan haben; denn man hat daſelbſt zwar einen guten Schritt zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft gethan, dabey aber die Hut- und Triftgerechtigkeit nicht gänzlich aufgehoben. Man hat nämlich

lich 1. an denjenigen Orten, wo das hochfürſtl. Haus Anſpach die Dorf- und Gemeind-Herrſchaft allein hergebracht hat, die Frühlingshut auf den Wieſen gänzlich abgeſtellt; wenn aber auswärtige Unterthanen, die keine Einwohner des Ortes ſind, einige Wieſen auf ſolcher Markung haben, ſollen die Beſitzer derſelben alljährlich von jedem Tagewerke, nach Proportion, einiges Hutgeld von 30 Kreuzern bis 1 Gulden in die Gemeindekaſſe reichen. Wenn hingegen auch auswärtige Dorfſchaften die Frühlingshut bisher mit dem Rind- und Schafviehe auf ſolche Markung und Bezirk, unter dem Namen einer Freyhut, hergebracht haben, ſoll das Weide- und Wieſenhutgeld mit denſelben nach Proportion getheilet werden, ohne Rückſicht auf die Herrſchaft, oder Unterthanen. 2. Die Veränderung der Brach- oder Herbſtgrummetwieſen ſoll als eine in der natürlichen Billigkeit gegründete Sache einem jeden Beſitzer frey ſtehen; nur mit dem Unterſchiede, daß diejenigen, welche keine Einwohner der Markung ſind, ein Aequivalent deswegen in die Gemeinde, oder wer ſonſt noch einige Beyhut darauf hat, durch ein proportionirliches Weidegeld bezahlen ſollen, deſſen Regulirung den Aemtern zur pflichtmäßigen Bearbeitung und Einberichtung überlaſſen bleibt, auch um ſo leichter zu zu bewerkſtelligen iſt, da bisher die Brach- oder Herbſtwieſen bis Jacobi ohnedieß gehäget werden müſſen, hingegen hinführo, wenn dieſelben gedünget und gehäget, auch eher geheuet und geohmet werden, und mit Bartholomäi, folglich kaum 4 Wochen ſpäter, wieder bis in den Herbſt, ganze 3 Monat, mit mehrerm Nutzen behütet werden können. 3. Wegen der gemeinen Viehhuten müſſen die Aemter in jeder Ortsmarkung ſämtliche Hutwieſen ſpecifice, deren Größe und Morgenzahl, die Beſchaffenheit des Erdbodens, die Anzahl des Rind- und Schafviehes, maßen auf Gänſe und Schweine nicht viel Reflexion zu machen iſt, genau beſchreiben, auch die Beyhut der benachbarten Gemeinden und Schäfereyen, imgleichen deren Anzahl Viehes, wie oft, und an welchen Tagen ſolche Hutungen behütet werden dürfen, bemerken: da dann die beſten zu Wieſen und Aeckern tauglichen Pläze ausgeſuchet, nach ihrer Beſchaffenheit und Größe unter die Einwohner, wes Herrſchaft ſie ſeyn, und ohne Unterſchied der Gemeinderechte, ausgetheilet oder verkaufet, das gelöſete Kaufpretium als ein Gemeindepfand angeleget und genuzet, und ſolche Pläze ſofort nutzbar

nutzbar gemacht, und alſo der Nutzen von ſo viel hundert Morgen Landes erlangt werden ſoll. Um aber auch diejenigen auswärtigen Gemeinden und Schäfereyen, welche von Alters her das Hutrecht auf dergleichen Gemeindehutungen zu exerciren gehabt, nach Billigkeit zu entſchädigen: ſo ſoll ein gleichmäßiges jährliches Weidegeld von jedem Tagewerke oder Morgen, der Billigkeit gemäß, zum Aequivalent dienen, welches von ſelbigen um ſo mehr angenommen werden kann, als zugleich feſtgeſetzt wird, daß die Hägung ſolcher Wieſen nur den Sommer über, und zwar im Frühlinge von Gertraut, als d. 11. März, an, bis Bartholomäi, geſchehen, die übrige Jahrszeit aber noch ganze 7 Monat, was die Wieſen betrifft, die Aecker aber, wenn das Getraide vom Felde, ſogleich und auch in der Brache wieder behütet werden können, folglich ein proportionirliches Weidegeld die wenigen Sommermonathe wohl compenſiren wird.

S. die ſchon oben angeführte fürſtl. anſpachiſche Generalverordn. v. 2: Jun. 1767.

Die Vorſchläge erwähnter Schriftſteller gehen hingegen dahin: daß jede Dorfsmarkung vermeſſen, und einen jeden Beſitzer oder Eigenthümer in der Gemeinde ſeine ſämmtliche Grundſtücke, oder wenigſtens doch ſein pflugbarer Acker, zuſammen auf einem Platze, mit ſolcher Freiheit angewieſen werden ſollen, denſelben einzuhägen, und, ohne Rückſicht auf ſeine Nachbarn, nach ſeiner beſten ökonomiſchen Erkenntniß, nach Gartenrecht bearbeiten und nutzen zu können, und daß dabey alle Viehweide, ſowohl auf den Gemeindehuten, als auch auf den Brach- und Stoppeläckern und den Wieſen, gänzlich abgeſchaffet, und das Vieh, wenigſtens die Pferde, das Rind- und Schweinvieh, im Stalle das ganze Jahr hindurch gefüttert werden ſoll. Wir wollen nun ſehen, wie, nach ſolchen Vorſchlägen, die Aufhebung der Gemeinheiten bewerkſtelliget, und Jedermann dabey ſchadlos gehalten werden ſoll.

Die vornehmſten Schriftſteller, welche die Aufhebung der Gemeinheiten angerathen haben, ſind ſchon im XVII. Th. S. 284—288. angeführt worden. Unter denſelben haben

inſonderheit Pillichody, und der Hr. Verfaſſer der Abh. von Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, die Art und Weiſe, wie man dieſes Werk am füglichſten zu Stande bringen könnte, vorgeſchlagen. Weil ſich aber des letztern Vorſchläge mehr auf die deutſchen Staaten paſſen: ſo wird es hinreichend ſeyn; wenn ich dieſelben, zumal da ſie gründlich und wohl überlegt ſind, hier allein anführe.

1. Sollte, um die Aufhebung der Gemeinheiten in einem Lande allgemeiner einzuführen, eine mit hinlänglichem Anſehen und Gewalt verſehene Commiſſion, welche außer den Chef aus ein Paar Rechtsgelehrten, eben ſo viel geſchickten Feldmeſſern, und verſchiedenen der Landesart völlig kundigen und richtig urtheilenden Wirthſchaftsverſtändigen, beſtehen könnte, ernannt werden. Das Anſehen und die Macht einer ſolchen Commiſſion müßte ſich ſo weit erſtrecken, daß unnütze und ungegründete Einwendungen ihren Verfügungen keine Hinderniſſe in den Weg legen könnten, ſondern wenn alles vorher reiflich überleget, und mit dem beſtmöglichſten Fleiße und Sorgfalt eingerichtet worden, dieſelben, aller Widerrede ungeachtet, Statt haben müßten.

Pillichody ſchlägt, in ſeiner Abhandlung, zu ſolchem Ende zwo beſondere Kammern oder Commiſſionen vor, deren die eine in jedem Amte auf dem platten Lande, die andere aber in der nächſten Hauptſtadt zu errichten wäre. Erſtere, welche aus einer ganzen ökonomiſchen Geſellſchaft, oder einem Theile derſelben, beſtehen könnte, ſollte die vorfallenden Schwierigkeiten und Streitigkeiten unterſuchen und entſcheiden; das andere Collegium aber ſollte die zweite oder Appellations Inſtanz ſeyn. Allein dieſe Einrichtung iſt ſowohl mit vielen unnöthigen Koſten, als auch zu großen Weitläuftigkeiten, verknüpft. Es iſt ganz billig, daß die Commiſſion die Leute mit ihren Vorſtellungen anhöre; ſie muß auch dieſe unterſuchen, und die Sache beyzulegen trachten. Findet aber die Commiſſion Bedenklichkeiten dabey, ſo muß ſie an das Kammer=Collegium berichten. Es iſt alſo gar keine beſondere Inſtanz nöthig, und man kann dabey

bey viel Geld für Beſoldungen erſparen. Wenn man aber hier ordentliche Prozeſſe und Appellation verſtatten wollte, ſo würde man öfters mit einer einzigen Dorfgemeinde in Jahr und Tag nicht fertig werden; wenn wollte man alſo mit dem Werke im ganzen Lande zu Stande kommen?

2. Die erſte Verrichtung bey einem Dorfe, wo die Gemeinheiten aufgehoben werden ſollen, würde dieſe ſeyn, daß alle Grundſtücke der ganzen Feldmark genau vermeſſen und in einen Riß gebracht würden. Die Lage des Dorfes, die Aecker, die Hutungen und Wälder, würden ſich alsdann deſto bequemer und richtiger überſehen laſſen. Während der Zeit, daß die Feldmeſſer hiemit beſchäftigt ſind, müßten die Wirthſchaftsverſtändigen jeden Eigenthümer beſonders vornehmen, und ihn um die Anzahl ſeiner Hufen, ſeinen Heuſchlag, die Größe ſeines Viehſtandes, die Stärke ſeiner geſamten Ausſaat, die Arten des Getraides, die er bauet, den Ertrag ſeiner Aernde von jeder Getraideart, ferner die verſchiedenen Abgaben, Dienſte, die Anzahl ſeines Geſindes, und um andere dahin einſchlagende Dinge, auf das genaueſte befragen, und die Ausſage eines Jeden niederſchreiben; auch um den Ertrag der Felder deſto richtiger beſtimmen, die Zehendregiſter mit zu Rathe ziehen.

Ich würde bey dieſer Unterſuchung auch die Gerichte, den Schulzen und die Gemeindevorſteher des Dorfes admittiren, um von denſelben die nöthigen Nachrichten zugleich mit einziehen zu können. Auch muß der Dorfpfarrer wegen ſeiner aus der Gemeinde zu hebenden Zehenden und andern Einkünfte, dabey vernommen werden. Das Unterſuchungsprotokoll würde ich, zu Gewinnung der Zeit, und um mehrerer Bequemlichkeit willen, auf eine tabellariſche Art einrichten, die vorkommenden Streitigkeiten aber und deren Entſcheidung beſonders zu Protokoll nehmen.

3. Nachdem ſolches alles geſchehen iſt, würden die verſchiedenen Ausſagen aller dieſer Leute zuſammen verglichen, und hieraus einige allgemeine Regeln abgezogen, welche die Grundlage der vorzunehmenden Aus-

einanderſetzung der verſchiedenen Theilnehmer an der Gemeinheit, ſie beſtehen in Aeckern, Hutungen, Wäldern, oder andern wirthſchaftlichen Nutzungsſtücken, an die Hand geben würden. Bey jeder Art derſelben würden beſondere Umſtände zu beobachten seyn.

4. Was die Aufhebung der Gemeinheiten in Abſicht des Ackerlandes betrifft, ſo müßte der Hauptſatz angenommen werden: daß jeder Eigenthümer ſeinen ſämtlichen Acker, welcher jezt in 3 Feldern, und in dieſen wiederum an verſchiedenen Orten vertheilt iſt, zuſammen auf einer Stelle erhalte, mit völliger Freyheit, ihn, ohne Rückſicht auf ſeine Nachbarn, nach ſeiner beſten ökonomiſchen Erkenntniß zu benutzen. Dieſer Schritt wäre es aber, welcher mit aller möglichen Behutſamkeit geſchehen müßte, weil er der allerſchwerſte ſey, und alles darauf ankomme, ihn ſicher zu thun.

Der ſcharfſinnige Hr. Kammerrath Wöllner hat vollkommen Recht, wenn er dieſen Punkt für den allerſchwerſten hält. Ich halte ihn für ſo ſchwer, daß ich glaube, daß er in einigen, inſonderheit in den kleinern deutſchen Staaten, vielleicht gar nicht zur Wirklichkeit gebracht werden kann. Denn wie ſoll man es anfangen, wenn der von Vorurtheilen eingenommene Bauer ſeinen eigenen Vortheil nicht einſehen, und ſeine vertheilt liegenden eigenthümlichen Grundſtücke gegen andere, welche etwa in der Güte ſchlechter ſind, aller zu erhaltenden Entſchädigung ungeachtet, nicht vertauſchen will, der Herr aber nicht die hinreichende Macht hat, ihn mit Gewalt dazu anzuhalten? Ich bin überhaupt der Meinung, daß dieſe an ſich ſehr nützliche Zuſammenſetzung der Aecker nur in großen und mächtigen Staaten ohne große Schwierigkeiten bewerkſtelliget werden kann. In kleinern und minder mächtigen Staaten aber dürfte dieſes nur alsdann zu hoffen ſeyn, wenn daſelbſt die Leibeigenſchaft Statt findet, und der Bauer keine eigenthümliche, ſondern nur Laßgüter beſitzt. Denn da iſt der Herr berechtigt, dergleichen Güter, welche ihm allein zugehören, nach verfloſſenen Leihjahren, oder bey zu Ende gehendem Meierkontracte, ohne alle Weit-

läuf-

läuftigkeit einzuziehen. Will nun der Herr dieſes thun, und auch zugleich den Unterthanen die Leibeigenſchaft nachlaſſen, ihnen aber hernach die Güter als freyen Unterthanen in Erbzins wieder eingeben, ſo müſſen dieſe es ſich freylich gefallen laſſen, wenn der Herr vorher die Güter eines Jeden nach der neuen Einrichtung zuſammen ſchlagen läßt, und jeder Bauer muß alsdann zufrieden ſeyn, wo ihm die Anzahl ſeiner vorhin als Laßgut beſeſſenen Aecker jezt bey einander angewieſen wird. Sie können dawider nichts einwenden, weil der Herr mit ſeinen Gütern thun kann, was er will. Hingegen würden ſich unüberwindliche Schwierigkeiten hervor thun, wenn freye Bauern, welche ihre Güter als Erbgut oder als Erbzinslehen beſitzen, nicht freywillig zu der neuen Einrichtung ſich bequemen wollten. In dieſem Falle würde ich bey einem Dorfe, von deſſen Einwohnern ich verſichert wäre, daß ſie vernünftige, billige und traitable Leute ſeyn, einen Verſuch thun, und ſie durch dienliche Vorſtellungen zu Einführung der neuen Einrichtung zu überreden ſuchen. Wäre ich hierin glücklich, ſo würde ich Urſache haben, zu hoffen, daß bald mehrere Dorfſchaften dieſem Beyſpiele nachfolgen würden, wenn ſie ſehen, daß jene Gemeinde von ihrer Entſchließung Nutzen und Vortheil erlangt hat.

5. Der Weg hiezu müßte dadurch gebahnet werden, daß man das allgemeine Principium annimmt, daß man den Acker, der Güte nach, in 2 oder 3 Claſſen theilte, und nach dem Ertrage jeder Claſſe von etlichen Jahren im Durchſchnitt zu Gelde würderte, die Dienſte, Pächte, Contribution u. d. gl. davon abzöge und den Ueberſchuß, als den wahren Werth des Ackers, auf die Morgenzahl dermaßen eintheilte, als der obige Ertrag nachgewieſen hätte; woraus ſich ergeben würde, daß 1 Morgen von der erſten Claſſe oft eben ſo hoch zu taxiren ſeyn würde, als 3 Morgen von der zweyten oder dritten Claſſe. Der Nutzen dieſes Grundſatzes würde im Folgenden mehr ſichtbar werden, wenn man auf die Entſchädigung der Eigenthümer unter ſich käme.

Zwo oder drey Claſſen des Ackers; möchten an den meiſten Orten wohl zu wenig ſeyn. Man wird öfters Aecker antreffen, welche von ſo verſchiedener Güte und Beſchaffenheit ſind, daß man genöthigt ſeyn wird, 5, 6 und mehr Claſſen zu machen, wenn kein Eigenthümer dabey zu kurz kommen ſoll. Ja, man wird nicht ſelten Aecker antreffen, welche nur alle 8, 10, oder 15 Jahr beſtellet, und auf 2 Jahre hinter einander genutzet werden können. Man nennt ſie Ausäcker, oder Ausfelder. Dieſe müſſen nothwendig eine beſondere Claſſe ausmachen, und vor ſich allein bleiben; denn ihrer allzu ſchlechten Beſchaffenheit wegen können ſie nicht mit in die Zuſammenſchlagung der übrigen fruchtbaren Aecker gebracht werden.

6. Ein zweyter Grundſatz müßte dieſer ſeyn: daß bey der neuen Einrichtung Jedermann eben ſo viel Aecker, der Hufen- und Morgenzahl nach, wieder erhalten muß, als er vorher gehabt hat. Es würde gar nicht wohl gethan ſeyn, wenn von dem guten Acker die Portionen kleiner, und von dem ſchlechten dieſelben größer beſtimmt würden, und den Ertrag von beyden, ſo viel möglich, gleich zu machen. Denn wer vielen und ſchlechten Acker erhielte, würde dabey zu kurz kommen, weil er weit mehr Beſtellungskoſten anwenden müßte, als derjenige, welcher nur wenigen, aber dabey guten, Boden zu bearbeiten hätte, und von demſelben doch eben ſo viel, als jener, einärndete.

7. Würde nun zur Vertheilung der Aecker ſelbſt geſchritten: ſo ſollte man alle Koſſaten, Einhüfner, und ſolche Leute, die, in Vergleichung der übrigen Eigenthümer in einem Dorfe, ſehr wenig Acker beſitzen, zuerſt vernehmen, und ihnen ihr kleines Antheil zunächſt am Dorfe anweiſen. Dadurch würde man den doppelten Vortheil erhalten: erſtlich, viel Leute mit wenig Land abzufertigen, und hernach die Portionen der übrigen dadurch deſto näher an das Dorf zu ziehen. Die Anweiſung ſelbſt müßte durch das Loos geſchehen.

8. Hierauf käme die Reihe an die übrigen Beſitzer der Feldmark, welche mehrere Aecker, als die vorigen, haben.

haben. Um aber allen Zwiſt und unnöthige Widerſprüche zu vermeiden, müßte man eine doppelte Art zu loſen erwählen. Es würden nämlich zuerſt ſo viel Numern auf eben ſo viel Zettel geſchrieben, als Eigenthümer da ſind, und dieſes in den Glückstopf geworfen. Nun müßte jeder, nach der Zeitfolge ſeines Alters oder ſeiner Wirthſchaft, was von beyden man annehmen wollte, eine Numer heraus greifen. Dieſe Numer würde aber weiter noch nichts, als die Ordnung, beſtimmen, nach welcher einer dem andern bey dem zweyten Looſen, wodurch eigentlich die Ackerproportionen der Lage nach beſtimmet werden, folgen ſollte. Bey dieſem zweyten Looſen, da wiederum ſo viel Numern, als Eigenthümer ſind, in den Glückstopf zu werfen wären, müßte derjenige, welcher vorher No. 1. gezogen hat, zuerſt hinein greifen, und die gezogene Numer ſo lange behalten, bis alle übrige gelooſet hätten. Wer nun hier No. 1. erhalten hätte, bekäme ſeinen ſämtlichen Acker von 2, 3 oder 4 Hufen, zunächſt am Dorfe, da, wo der Koſſaten und Einhüfner Acker aufhörte, auf einer Stelle, mit Rückſicht auf die öffentlichen, oder nun bey der neuen Einrichtung zu beſtimenden Feldwege, abgemeſſen; alsdann folgte No. 2; und ſo gienge die Vertheilung der ganzen Feldmark nach der Ordnung der Nummern fort, und Jedermann müßte mit dem ihm gefallenen Looſe zufrieden ſeyn. Pfarr- und Kirchenäcker würden ſich eben dieſer Ordnung durch das Loos zu unterwerfen haben, und man könnte ihnen in dieſem Stücke keinen beſondern Vorzug bewilligen.

9. Dieſes wäre die billigſte und natürlichſte Vertheilung der Aecker bey Dörfern, worin keine landesherrliche Aemter oder große Rittergüter befindlich ſind. Wo es aber dergleichen gäbe, müßte die neue Einrichtung auf eine andere Weiſe vorgenommen werden; wozu es zween Wege gäbe. 1) Wenn die Kammer oder

der

der Edelmann es ſich gefallen ließen, die Hälfte ihrer ſämtlichen Hufen in der weiteſten Entlegenheit vom Dorfe, wo wegen Mangel der Cultur der Boden doch gemeiniglich der ſchlechteſte iſt, zu nehmen, und daſelbſt bey landesherrlichen Dörfern etwa Coloniſtenwohnungen, als wozu hier die ſchönſte Gelegenheit wäre, bey Adelichen aber Meiereyen und Vorwerke aufgebauet würden: ſo müßte ihnen dagegen die andere Hälfte des Ackers ganz nahe bey dem Dorfe, oder ſonſt in dem beſten Schlage, ohne Bedenken angewieſen werden. Wofern aber dieſes nicht beliebet würde, ſo würde 2) die Anzahl der Amts- oder Ritterhufen mit dem übrigen Acker bey dem Dorfe nach der Morgenzahl zu vergleichen ſeyn. Fände man nun, daß ſolche die Hälfte oder den 3ten, 4ten, 5ten Theil, und ſo weiter, der geſamten Ackerſtücke ausmachten: ſo müßte zuvörderſt die ganze Feldmark in eben ſo viel Theile vermeſſen, und alsdann gleichfalls durch das Loos beſtimmet werden, welcher von dieſen Theilen der Amts- oder Ritter-Acker ſeyn ſollte. Ein ſolcher Theil würde alsdann zuerſt von der ganzen Feldmark abgeſchnitten, und hierauf der übrige Acker, nach Maßgebung des vorigen 8ten Artikels, unter die andern Eigenthümer erſt zu vertheilen ſeyn. Bey der Vermeſſung ſelbſt müßte der Umſtand beobachtet werden, daß jeder dieſer Theile ſich bey dem Dorfe anfienge, und abwärts in einer Strecke, ſo weit als pflugbarer Acker da iſt, fort gienge. Sollte es ſich hiebey ereignen, daß das Amt oder der Edelmann mehr guten, oder mehr ſchlechten Acker durch dieſe Vertheilung erhielte, als beyde vorher gehabt hätten, ſo würde die Entſchädigung den Abgang erſetzen.

10. Bey Vermeſſung der ſämtlichen Aecker ſelbſt würden noch folgende Umſtände zu erwägen ſeyn. 1) Was die Figur eines jeden Ackerbezirkes betrifft, ſo wäre dieſelbe in ſo fern gleichgültig, wenn nur vermieden wür-

de,

de, daß ſolcher Antheil zu lang und zu ſchmal ausfalle. Ein gleichſeitiges Quadrat wäre die bequemſte Lage. Sollte aber dieſes nicht überall Statt finden, ſo würde man, nach Maßgebung der Umſtände, mit jeder andern Geſtalt, die eine ſolche Abtheilung bekommen möchte, zufrieden ſeyn müſſen. 2) Wenn ein Fleck brauchbarer Wieſengrund in einen ſolchen Bezirk fallen ſollte, ſo würde man denſelben dem neuen Eigenthümer dieſes Antheiles mit zuſchlagen, den Inhalt deſſelben aber nicht von der Morgenzahl des Ackers ſondern von ſeinen übrigen Wieſen, oder von ſeinem Antheile an der Gemeindehutung abziehen, und dem bisherigen Beſitzer dieſes Grasſtückes zuſchlagen müſſen. 3) Wenn aber ein Fleck todter Sand, welcher bisher wüſte gelegen, oder ein Moraſt, wovon Niemand vorher einigen Vortheil gehabt hat, in einen ſolchen Antheile fiele, ſo würde kein Bedenken ſeyn, dergleichen bisher ungenuzte Fläche dem künftigen Beſitzer dieſes Antheiles ohne Entgeld zum Eigenthum einzugeben, wobey man ihm allenfalls die Bedingung auflegen könnte; beydes urbar und zu irgend einigem Ertrage geſchickt zu machen.

11. Der wichtigſte Punkt bey dieſer neuen Einrichtung wäre die Entſchädigung derjenigen, welche bey der Aufhebung der Gemeinheiten, oder der oben feſtgeſetzten Art der Vertheilung der Aecker, auf irgend eine Weiſe einen Verluſt leiden dürften, als welches in gröſſerm und geringerm Grade unvermeidlich ſeyn würde. Die möglichen Fälle, wie ſolches geſchehen könnte, würden folgende zween ſeyn: 1) Wenn Jemand bey der Vermeſſung oder Vertauſchung der Aecker Schaden leidet, und ſtatt des guten und nahe gelegenen Ackers lauter ſchlechten und entfernten Boden erhält; 2) Wenn Jemand ſeine Rechte, die er bey den bisherigen Gemeinheiten gehabt hat, entweder verliert, oder in ſelbigen eingeſchränkt wird.

Erſter

Erſter Fall. Um diejenigen ſchadlos zu halten, welche bey der Vertheilung der Aecker zu kurz kommen, müßte man das oben erwähnte Hauptprincipium, nämlich die Würderung des Ackers zu Gelde, zum Grunde legen, und hieraus eine Art von Fond machen, welcher zur Entſchädigung hinlänglich ſeyn könnte. Um dieſes Hauptprincipium feſt zu ſetzen, würde man bey der Taxation auf zween Umſtände ſein Augenmerk zu richten haben, nämlich auf die innere Güte des Ackers, und auf die Entfernung deſſelben von dem Dorfe, und hienach würde alsdann ein doppeltes Entſchädigungsmittel feſtgeſetzt.

Was 1) die innere Güte des Ackers betrifft, ſo könnte ſolche nach der Abtheilung deſſelben in 3 Claſſen, nämlich in guten, mittlern und ſchlechten Boden, durch den Ertrag von verſchiedenen Jahren im Durchſchnitte ſehr genau heraus gebracht werden. (*) Geſetzt alſo, daß bey der Taxation z. B. ein Morgen der erſten oder beſten Claſſe, 12 Rthlr.: einen Morgen der zweyten und mittlern Claſſe, 8 Rthlr., und einer der dritten oder ſchlechteſten Claſſe, 4 Rthlr. nach dem Ertrage geſchätzt worden wäre, und es beſäße Jemand 30 Morgen, davon in jeder Claſſe gleich viel, nämlich 10 Morgen, liegen, ſo erhelle, daß der Werth dieſ 30 Morgen Acker folgender ſey:

10 Morg. in der 1. Claſſe, à 12 Rthlr.	- -	120 Rthlr.
10 " " " 2. " à 8 Rthl.	- -	80 Rthlr.
10 " " " 3. " à 4 Rthl.	- -	40 Rthlr.
30 Morgen, thun an Gelde	- - - - -	240 Rthlr.

Nun

(*) Wenn, wie es billig allemal ſeyn ſollte, der Contributionsfuß nach der Güte und Beſchaffenheit eines jeden Ackers eingerichtet und dabey eine ordentliche Claſſification der Aecker gemacht worden iſt: ſo darf man hier bey dieſer neuen Einrichtung nur die Contribution zum Grunde legen, und hat nicht nöthig, mit vieler Mühe, Arbeit und Zeitverluſt, eine beſondere Würderung oder Taxation der Aecker vorzunehmen.

Nun nehme man zween ſolche Eigenthümer oder Bauern, A und B, an, deren jeder 30 Morgen beſitzt, welche bey der Taxation nach obigem Maßſtabe einander gleich, nämlich jede 30 Morgen zu 240 Rthlr., geſchätzt worden, weil ſie zur Zeit der Gemeinheit in obigen 3 Claſſen zu gleichen Theilen ihrer Lage nach befindlich waren. Bey der neuen Einrichtung aber erhält der Eigenthümer A, ſeine ſämtliche 30 Morgen in der beſten Lage, welche allezeit zur erſten Claſſe gehören; der Eigenthümer B aber ſeine 30 Morgen in der dritten Claſſe. Das Verhältniß zwiſchen beyden würde alſo nach Aufhebung der Gemeinheit folgendes ſeyn:

Der Eigenthümer A hat erhalten 30 Morgen der erſten Claſſe, à 12 Rthlr., thut - - - - - - -	360 Rthlr.
Der Eigenthümer B hat erhalten 30 Morgen der letzten Claſſe, à 4 Rthlr., thut - - - - - - - -	120 Rthlr.
Es hat alſo nunmehr A vom Werthe des Ackers mehr, als B, : - -	240 Rthlr.

Da nun aber vorher beyde einander gleich waren, indem der Acker eines Jeden zu 240 Rthlr. gewürdigt war: ſo hat dieſe Veränderung nach Maßgebung ihres vorigen Eigenthumes, folgenden Unterſchied zwiſchen ihnen zuwege gebracht:

1. Der Eigenthümer A hatte vorher, zur Zeit der Gemeinheit 30 Morgen, welche an Werth zuſammen betrugen - - - - - - - - - -	240 Rthlr.
Durch die neue Einrichtung aber hat er andere 30 Morgen erhalten, die nach obigem Maßſtabe gelten -	360 Rthlr.
Folglich hat der Eigenthümer A bei Aufhebung der Gemeinheit gewonnen	120 Rthlr,

2. Der Eigenthümer B hatte vorher, zur Zeit der Gemeinheit, ebenfalls 30 Morgen, welche gleichermaſſen zuſammen betrugen - - -	241 Rthlr.
Durch die neue Einrichtung hat er andere 30 Morgen erhalten, die nur werth ſind - - - - - - - - -	120 Rthlr.
Es hat alſo der Eigenthümer B bey Aufhebung der Gemeinheit verloren	120 Rthlr.

Der gerechte Ausſpruch der Commiſſion würde alſo nothwendig dahin ausfallen, daß der Bauer A den Bauer B, in Abſicht dieſer 120 Rthlr. ſchadlos halten muß. Dieſe Schadloshaltung würde am beſten folgender Maßen geſchehen. 1) Würden alle Abgaben an barem Gelde, als Contribution, Cavalleriegelder, Grundzins, Schoß u. d. gl. nicht auf die Anzahl dermorgen, ſondern auf die innere Güte derſelben, einzutheilen und nach gewiſſen Procenten zu berechnen ſeyn; z. B. dieſe Abgaben in einem Dorfe machten 6 Procent, ſo würde hier der Bauer A, deſſen 30 Morgen zu 360 Rthlr. gewürdigt worden ſind, jährlich zahlen 21 Rthlr. 14 Gr. $4\frac{4}{5}$ Pf. unterdeſſen daß der Bauer B von 30 Morgen, die nur 120 Rthlr. am Werthe betragen, nicht mehr als 7 Rthlr. 4 Gr. $9\frac{3}{5}$ Pf. zu entrichten hätte. 2) Würden alle Naturalabgaben, als: Kornpüchte, Lieferungen u. d. gl. nach eben dieſem Maßſtabe zu beſtimmen ſeyn. So müßte alſo der Bauer A hier allemal $\frac{2}{3}$ mehr geben, als der Bauer B, weil ſeine 30 Morgen um $\frac{2}{3}$ höher im Werthe ſtehen, als die 30 Morgen des Letztern. 3) Würden die Hofdienſte, Vorſpanne, Kriegsfuhren, u. d. gl. auf gleiche Art nicht nach der Anzahl der Morgen, ſondern nach der Taxe des Werthes derſelben, von jedem geleiſtet werden müſſen. Es würde alſo der Bauer A immer 3 Tage zu Hofe dienen, und

3mal

3mal vorſpannen, wenn der Bauer B nur 1 Tag dient, und 1 mal Vorſpann giebt. Da indeſſen dieſer letzte Punct in den meiſten Fällen viel Schwierigkeiten verurſachen dürfte: ſo würde es in dieſer Abſicht beſſer ſeyn, es bey dem Alten zu laſſen, ſo daß der Bauer B von 30 Morgen ſchlechten Ackers eben ſo viel Dienſte, Vorſpann, Kriegsfuhren u. d. gl. thun müßte, als der Bauer A von 30 Morgen guten Ackers; nur würde alsdann der letztere dem erſtern jährlich $\frac{2}{3}$ davon mit barem Gelde, nach einer feſtzuſetzenden Taxe, zu bezahlen haben.

Hr. Hof-Kammerrath Bergius macht, im IV. Th. ſeines Polizey- und Cameral-Magazins, S. 383, f. bei dieſer Stelle folgende Anmerkung: „So gründlich und deutlich der Hr. Verf. in ſeiner ganzen Abh. von Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg ſchreibt: ſo muß ich doch bekennen, daß ich ihn hier nicht verſtehe. Ich kann nicht einſehen, wie der Bauer B wegen ſeiner verlornen beſſern Aecker durch die angegebene Verminderung ſeiner Abgaben und Laſten entſchädiget werden könne? Jeder Acker trägt ſeine Abgaben und Laſten auf dem Rücken mit ſich; ſelbige bekömmt der Landesherr, welcher dabey nichts verlieren kann, und zum Theil bey adelichen Gütern der Edelmann, welcher dabey nichts verlieren will; den Acker mag ſonſt beſitzen, wer da will; und wer ihn beſitzt, muß diejenigen Abgaben und Laſten, welche darauf haften, tragen. Wenn man gegen einander hält, was die zum Exempel geſtellten beyden Bauern vorher gehabt, und was ſie durch die neue Einrichtung wieder bekommen, und dabey den in Anſehung der Abgaben angenommenen Maßſtab von 6 pro Cent beybehält: ſo wird ſich finden, daß, nach des Hrn. Verf. Vorſchlag, der Bauer allemal gewinnt, der Bauer B hingegen allemal in Verluſt bleibt, und ſich keiner Entſchädigung zu getröſten hat. Der Bauer A hatte vorher 30 Morgen Acker, davon 10 Morgen in der erſten, 10 in der zweyten, und 10 in der dritten Claſſe lagen. Sämtliche 30 Morgen waren 240 Rthlr. werth; und die jährlichen Geldabgaben betrugen, à 6 pro Cent, 14 Rthlr. 9 Gr. $7\frac{1}{5}$ Pf. Nachher bekam dieſer Bauer alle ſeine 30 Morgen in der erſten Claſſe, und ſie waren geſchätzt auf 360 Rthlr.,

ſeine jährliche Geldabgaben aber nur auf 21 Rthlr. 14 Gr. 4$\frac{3}{8}$ Pf. geſezt. Er hat alſo jezt ein Drittel mehr Geld- und Natural-Abgaben zu entrichten, und alſo auch ein Drittel mehr Dienſte zu leiſten, als zuvor; dagegen hat er aber auch lauter gute Aecker der erſten Claſſe, von denen er natürlicher Weiſe weit größere und beſſere Aernden zu hoffen hat, als von ſeinen vorigen, ſo daß er das mehr bekommene Drittel Abgaben und Laſten gern vergißt, und ſie ſeinem Landesherrn oder ſeiner Gutsherrſchaft willig und mit Freuden abführt. Ja, er würde noch mehr dergleichen gute Aecker annehmen, wenn er ſie um einen ſolchen wohlfeilen Preis, nämlich gegen die bloße Uibernehmung der darauf haſtenden Abgaben und Laſten bekommen könnte.

„Wie geht es aber dem Bauer B? Dieſer hatte vorher auch 30 Morgen Acker, von denen in jeder der drey Claſſen 10 Morgen lagen, und welche ſämtlich gleichfalls auf 240 Rthlr. tariret waren, er aber davon auch jährlich 14 Rthlr. 9 Gr. 7 $\frac{1}{2}$ Pf. zu entrichten hatte. Nachher war er ſo unglücklich, daß alle ſeine 30 Morgen Acker in die dritte und ſchlechteſte Claſſe fielen, wo ſie nur 120 Rthlr. am Werthe betrugen, und mit 7 Rthlr. 4 Gr. 9$\frac{3}{4}$ Pf. beſchwert waren. Er büßte alſo an ſeinem Vermögen wirklich 120 Rthlr. ein. Wer hat ihm nun dieſen Schaden erſezt, oder wer ſoll dieſes thun? Der Bauer A hat ihm dafür nichts vergütet, es müßte denn noch durch den vorgeſchlagenen Zehend geſchehen; worüber ich aber meine Gedanken ſogleich eröffnen werde. Der Landesherr oder ſein Gutsherr hat ihn auch nicht ſchadlos gehalten, und man kann es auch von ihnen nicht verlangen. Nun hat zwar der Bauer B jezt nur halb ſo viel Abgaben und Laſten zu tragen, als zuvor; allein, was hilft ihm dieſes? ſein Vermögen iſt einmal um die Hälfte geringer geworden, denn er beſizt jezt die ſchlechteſten Aecker in der Gemarkung, die nur halb ſo viel werth ſind, wie ſeine vorige, und die ihm dazu ſchwerlich die Hälfte ſeiner vorigen Einkünfte liefern werden, ob er gleich eben ſo viel Geſinde und Vieh darauf halten muß, wie zuvor, ſeine Mühe Arbeit und Fleiß aber verdoppeln muß, wenn er dieſe ſchlechte Aecker verbeſſern will. Dieſe jezigen wenigeren Abgaben und Laſten können alſo als eine Entſchädigung nicht angeſehen werden: und wenn der Vorſchlag mit dem Zehenden nicht thunlich ſeyn ſollte, wie ich gänzlich dafür halte, ſo bleibt der Bauer B ohne alle Schadloshaltung;

tung; der Verluſt an ſeinem Vermögen iſt offenbar, und der Bauer A hat ſich mit deſſen Schaden bereichert.“

Allein, meines Erachtens iſt der Bauer B, wenn er 1) weniger Contribution giebt; 2) von dem Bauer A den Zehenden, und 3) noch Dienſte erhält, und 4) die Ausſicht hat, ſeinen Acker auch ſo gut, wie der Acker des Bauern A iſt, zu machen, hinlänglich entſchädigt.

4) Sollte nun dieſes alles noch nicht hinreichend ſeyn, die beyden Bauern A und B zu vergleichen, und man fände, daß der eine noch zu reich und der andere zu arm bliebe: ſo würde jener ſich nicht entbrechen können, dieſem einen gewiſſen Zehend vom Sommer- und Wintergetreide bey jeder Aernde zu entrichten, wodurch dieſer zugleich in den Stand geſetzt würde, wegen des mehrern Strohes ſeinen Acker deſto beſſer zu düngen. Dieſer Zehend könnte allenfalls nur auf gewiſſe Jahre eingeſchränket werden, inſonderheit wenn Hoffnung da wäre, daß der geringe Acker durch beſſere Cultur in der Folge dem guten Boden gleich werden würde.

Hiebey erinnert Hr. Bergius, am ang. O. S. 384, f.: „Weil, nach vorſtehender Anmerkung, die wenigeren Abgaben und Laſten, die der Bauer B, nach Aufhebung der Gemeinheiten, zu leiſten hat, denſelben nicht ſchadlos halten; es aber doch Recht und Billigkeit erfordern, daß er, wegen des an ſeinem Vermögen erlittenen Verluſtes von 120 Rthlr., entſchädiget werde: ſo müßte der vorgeſchlagene Zehend, den ihm der Bauer A entrichten ſoll, dergeſtalt ausgemittelt werden, daß derſelbe ſo viel aus würfe, als die jährlichen Intereſſen von ſolchen 120 Rthlr. die als ein beſtändiges Capital, ſo auf den Aeckern des Bauern A haftet, zu betrachten wären, betragen. Oder, man müßte den Zehend ſo einrichten, daß durch deſſen Ertrag ſolches Capital abgeleget und bezahlet würde. In beyden Fällen könnte man ſagen, daß der Bauer B eine Entſchädigung erhalten hätte. Den Zehenden aber nur auf gewiſſe Jahre einzuſchränken, bis der geringe Acker durch beſſere Cultur dem guten Boden gleich geworden, dürfte ein wenig mit der Billigkeit, ſtreiten, wofern nämlich das Capital durch die bis dahin geſchehene Entrichtung

des Zehenden noch nicht ganz abſorbiret worden ſeyn ſollte. Warum ſoll der Bauer A von dem ſauren Schweiß, Mühe und Fleiß, mit welchen der Bauer B ſeine ſchlechte Aecker verbeſſert hat, einen Vortheil ziehen, der ihm nicht zukömmt, und wozu er nichts beygetragen hat?“ Weiſe und großmüthige Regenten pflegen nicht einmal in dergleichen Fällen die Contribution zu erhöhen, ſondern ſie laſſen es bey dem bisherigen Satz, um den Bauer für ſeinen Fleiß zu belohnen, und andere dadurch zur Nachahmung aufzumuntern.

„Ueberhaupt will mir der Vorſchlag mit den Zehenden nicht ſo recht gefallen. Es würde eine ſehr beſchwerliche Servitut für den Bauer A ſeyn, und zu vielem Zank, Streit und Proceſſen Anlaß geben; denn es pflegt bey der Zehendabgabe ſelten recht rein und redlich herzugehen. Und wie würde es alsdann ausſehen, wenn bereits der Landesherr, der Edelmann, oder der Pfarrer, den Zehenden auf ſelbigen Aeckern hergebracht hätte, und der Bauer auch noch überdem ſeinem Nachbar einen abgeben ſollte? würde ihn ſolches in ſeiner Nahrung nicht ſehr zurück ſetzen?

„Das beſte Entſchädigungsmittel wäre wohl das baare Geld, wenn es nur der Bauer allemal im Vermögen hätte. Unterdeſſen würden diejenigen, die es zu thun im Stande wären, dazu angehalten ſeyn. Dürftigen müßte man leidliche Friſten ſetzen, oder andere und bequemere Mittel zur Schadloshaltung ausfindig zu machen ſuchen. Nur wünſchte ich, daß man nicht darauf verfiele, demjenigen, welcher wegen ſeiner verlornen guten Aecker ſchadlos gehalten werden müßte, dafür eine deſto großere Anzahl Morgen ſchlechten Ackers anzuweiſen, oder letztere mit einem größern Ruthenmaße auszumeſſen, als erſtere. Denn was helfen einem Bauer allzu viele Aecker, die er nicht alle zwingen und beſtreiten kann!“

2) In Anſehung der Entfernung müßte man ein anderes Entſchädigungsmittel anwenden. Da es hauptſächlich darauf ankäme, denjenigen, welche, bey Aufhebung der Gemeinheit, ihren Antheil in der entfernteſten Lage eines Dorfes erhalten, die Beſchwerlichkeit des weiten Weges zu erleichtern: ſo würde das natür-

natürlichſte Mittel dieſes ſeyn, daß ihnen von den Beſitzern der nahen und guten Aecker gewiſſe Hand- und Spanndienſte geleiſtet werden müßten. Die Commiſſion könnte alſo einrichten, nach, daß Maßgebung der Entfernung, eine Anzahl Düngerfuhren einige beſtimmte Tage bey der Pflugarbeit, und ſelbſt in der Aernde, als eine Beyhülfe der entlegenen Aeckern zu Statten kommen müßte. Hiedurch würden die Eigenthümer ſolcher Aecker eine große Erleichterung erhalten, und mit den andern auf das beſte gleich gemachet werden können.

„Dieſer Vorſchlag," ſagt Hr. **Bergius**, a. ang. O. S. 386: „lautet ganz gut, und der Eigenthümer der entfernten Aecker würde dadurch allerdings eine große Erleichterung erhalten, wenn nur dieſes Entſchädigungsmittel keinen Anlaß und Gelegenheit zu beſtändigem Zank und Klaghändeln darreichte. Es hat ein Beamter, dem doch die Zwangsmittel nicht fehlen, genug zu thun, die Bauern in Leiſtung ihrer Hand- und Spanndienſte zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Was würde es nicht erſt für Mühe koſten, wenn ein Bauer dem andern dazu vermögen ſoll? Würde derjenige, der die Dienſte leiſten ſoll, nicht zuvor ſeine eigene Aecker beſtellen wollen? Würde er nicht hundert Ausflüchte ſuchen, ſich dieſen Dienſten zu entziehen? Und wenn er auch zum Dienſt erſchiene, würde er die Arbeit nicht ſo liederlich und obenhin verrichten, als nur möglich iſt, um nur bald fertig zu werden? Wer ſoll hier der Aufſeher ſeyn? und wie ſoll derſelbe den dienenden Bauer zu ſeiner Schuldigkeit anhalten? Die Frohndienſte ſind wegen der ſchlechten Arbeit, welche dadurch geſchieht, überhaupt nicht viel werth. Was ſoll und kann alſo dem Eigenthümer der entfernten Aecker dieſes Entſchädigungsmittel helfen!"

Es wären alſo die vornehmſten Arten der Entſchädigung bey Aufhebung der Gemeinheit unter den Beſitzern der geſamten Aecker: 1. In Anſehung der ſchlechten Beſchaffenheit des Ackers, die Verminderung der Laſten und Abgaben, und wenn dieſes noch nicht zulänglich iſt, ein beſtimmter Zehend von allerley

Kornfrüchten. 2. In Anſehung der Entfernung gewiſſe Dienſte bey der Ackerarbeit. Bey der Anwendung dieſer Entſchädigungsmittel aber würden folgende Fälle genau zu unterſcheiden ſeyn. 1) Wäre der Acker nahe und gut; ſo leiſtete der Beſitzer beyde Arten der Entſchädigung. 2) Wäre der Acker nahe und ſchlecht, und nur durch beſſere Cultur, wegen der Nähe am Dorfe, und hauptſächlich durch das viele Stroh von dem andern guten Acker, den der Beſitzer nun verliert, zu dieſem Grade der Fruchtbarkeit gekommen: ſo würde er dieſes Umſtandes wegen, entweder bey der Taxe begünſtiget, und der Ertrag herunter geſetzt werden müſſen, oder man bewilligte ihm den Zehend von den guten Aeckern, damit er in dieſem Zuſtande der Fruchtbarkeit bleiben könnte. 3) Wäre der Acker entlegen, doch aber gut, und nur wegen Weite des Weges nicht in gehöriger Cultur zu unterhalten, ſo erhielte der Beſitzer die Entſchädigung der Entfernung, nämlich gewiſſe Dienſte bei der Ackerarbeit. 4) Wäre der Acker entlegen und ſchlecht, ſo bekäme der Eigenthümer beyde Arten der Entſchädigung.

In Dörfern, wo landesherrliche Amtsvorwerke oder Rittergüter wären, würden dieſe Entſchädigungsmittel in ſo fern abzuändern ſeyn, daß, wenn das Amt oder der Edelmann durch das Loos ſchlechten Acker erhielte, in dieſem Falle aber die Verminderung der Dienſte und Abgaben, wegen der dem Amts- und Ritteracker zuſtehenden Freyheiten, nicht Statt hätte, man den andern guten Acker mit einem deſto ſtärkern Zehend belegen könnte. Wofern aber dem Amte und Edelmanne mehr guter Acker zufiele, als beyde vor Aufhebung der Gemeinheit inne gehabt: ſo würde eine Erlaſſung an Dienſten und Pächten, oder gewiſſes freyes Holz, u. d. gl. die Unterthanen des Dorfes leicht ſchadlos halten können.

Zwey-

Zweyter Fall. Was die Entſchädigung derer betrifft, welche durch die Aufhebung der Gemeinheit gewiſſe ihnen zuſtehende Rechte entweder verlieren, oder darin eingeſchränket werden; ſo würden hier folgende beſondere Fälle von einander zu unterſcheiden ſeyn. 1. Wenn Aemter, oder andere Gutsherren, ausſchlieſſungsweiſe das Recht haben, der Unterthanen Aecker und Wieſen mit ihren Schafen zu betreiben; ſo wäre klar, daß ſie ſolche Freyheit bei Aufhebung der Gemeinheit gänzlich verlieren, weil ſelbige der Beſchaffenheit der neuen Einrichtung ſchnurſtraks zuwider ſey. In dieſem Falle würde alſo die Schadloshaltung dergeſtalt geſchehen müſſen, daß man, nach der Stärke der Schäferey und der Morgenzahl ſämtlicher Grundſtücke, welche bisher beweidet worden ſind, in Rückſicht auf die Zeit, wie viel Wochen oder Monate im Jahre den Schafen auf dieſem oder jenem Grundſtücke die Weide frey geſtanden, ausrechnete, wie viel Stück Schafe jeder Morgen ernährt hätte, oder auch wie viel Morgen auf jedes Schaf zur Weide hier angenommen werden müßten. Die Morgenzahl der herrſchaftlichen Grundſtücke würde mit den dazu gehörigen Schafen von der Summe abgezogen, die übrige Anzahl der Schafe aber nach eben dieſem Maßſtabe auf die Unterthanen vertheilet; und dieſe wären verpflichtet, die nach einem jedesmaligen Auſchlage feſtzuſetzende jährliche reine Nutzung eines jeden Schafes, nach Maßgebung der Dauer der Weide derſelben auf ihren Grundſtücken, baar zu bezahlen. Die Billigkeit dieſer Entſchädigung ſehe ein Jeder ein, und kein Bauer hätte Urſache ſich darüber zu beſchweren, wenn er bedächte, daß ohne Aufhebung der Triftgerechtigkeit die ganze neue Einrichtung, und alſo auch die ganze mögliche Verbeſſerung ſeiner Umſtände nicht Statt finden könne. 2. Wenn angrenzende Dörfer befugt wären, auf der nachbarlichen Feldmark ihr Vieh zu weiden, ſo würde

hier vornämlich der Ort, wo dieſes geſchieht, in Betrachtung gezogen werden müſſen. a) Dieſer wäre entweder ein Anger und ein ſolcher Hütungsplatz, welcher keine andere als dieſe Nutzung abwirft, ſondern beſtändig zur Weide beſtimmt iſt. In dieſem Falle, und wenn das angränzende fremde Dorf hier das Recht hätte, ſelbige zu allen Zeiten mit einer unbeſtimmten Anzahl Vieh allerley Art zu betreiben, kurz, wenn es mit dem Eigenthümer dieſes Grundſtückes hierin gleiche gegründete Rechte hätte: ſo wäre nicht abzuſehen, warum man nicht eben das Mittel, wie bey den übrigen Gemeinheiten, anwenden, und dieſem fremden Dorfe einen nach der Größe des ganzen Platzes und der Anzahl des Viehes verhältnißmäßigen Theil abmeſſen, und zu dieſem Behuf ausſchließungsweiſe einräumen wollte; zumal wenn die Lage deſſelben dergeſtalt beſchaffen wäre, oder das fremde Dorf ſich ſonſt in Umſtänden befände, daß ihm dieſer Weideplatz auf eine oder andere Art unentbehrlich wäre. Alsdann würden beyde Dörfer ihren Antheil ungehindert und auf eine viel beſſere Art nutzen, als vorher, indem ſie ſolche vermeſſen und unter die Eigenthümer durch das Loos vertheilen könnten. b) Oder es iſt ein nachbarliches Dorf befugt, die Brach- und Stoppeläcker entweder mit ſämtlichen Heerden, oder nur mit dieſer und jener Art Viehe entweder beſtändig oder nur eine gewiſſe Zeit lang, und einige Tage in der Woche, zu betreiben: ſo würden in dieſen mancherlei Fällen, bey welchen es ſchwer wäre, ſichere und allgemein paſſende Regeln zu geben, blos das Recht und die Billigkeit gelten, und die Parteyen von der Commiſſion dahin zu vergleichen ſeyn, daß der Eigenthümer der Felder ſich von dieſer Servitut los machen, und dem benachbarten Dorfe entweder einen jährlichen Canon, oder ein für allemal eine gewiſſe Summe an Geld zahlen müßte. 3. Wenn Häusler oder ſolche anſäſſige Leute in einem

Dorfe,

Dorfe, ohne eigenen Acker zu haben, eine oder mehrere Kühe auf die Gemeinhütung bringen dürfen, und dieſe Befugniß nach Vermeſſung und Vertheilung der Anger und Weideplätze wegfällt, ſo müßte ihnen von der Gemeinde dagegen das Recht zugeſtanden werden, auf der ganzen Feldmark das Gras, welches außerhalb den Einſchließungen an den Rändern der Gräben, und ſonſt irgendwo, wächſt, zu mähen oder mit der Sichel abzuſchneiden, und ihre Kuh im Stalle zu füttern. Dieſer Graswuchs würde, nachdem gar kein Vieh mehr auf das Feld kömmt, leicht hinlänglich genug ſeyn, daß fleißige Leute mehreres Vieh, als vorher, würden halten können, und keine Urſache haben, ſich zu beſchweren. 4. Wenn Prediger, Kirchen, oder Andere, das Recht haben, den Zehend von allem Getraide zu nehmen, ſo dürften dieſe leicht zu kurz kommen, wenn, nach Aufhebung der Gemeinheit, die Eigenthümer es vortheilhaft für ſich fänden, weniger Korn, und deſto mehr Futterkräuter, Gartenfrüchte, Färberkräuter, u. d. gl. zu bauen, weil Jedermann die Freyheit haben ſollte, auf ſeinen Acker zu säen und zu pflanzen, was er will. Dieſe könnten, in Abſicht dieſer Einkünfte allenfalls dadurch geſichert werden, daß man aus dem vorhandenen Zehendregiſter einen Durchſchnitt des Ertrages der ganzen Feldmark zur Zeit der Gemeinheit von 6 bis 10 Jahr machte, und hienach für das künftige feſtgeſetzte, wie viel Zehend jeder Eigenthümer jährlich entrichten müßte, ſein Einſchnitt möge gut oder ſchlecht ſeyn. Wollte der Pfarrer damit nicht zufrieden ſeyn, ſo würde die Commiſſion ihm zu bedeuten haben, daß, im Fall er bei dieſer Einrichtung manches Jahr bey einer geſegneten Aernde auch weniger erhielte, er dagegen vor allen Mißwachs geſichert ſey. Schloſſen und Hazelſchade allein, würde eine Ausnahme machen, und würde der Zehendnehmer nichts verlangen können, wenn nichts geärndert wird.

Man

Man hat, wie ich zum Theil im Art. Gemeinheiten erzählt habe, in verſchiedenen Gegenden der Churmark dieſe neue Einrichtung angenommen, allgemeine Landesvermeſſungen angeordnet, und dabey die vorher in kleinen Stücken zerſtreut gelegenen Grundſtücke der Eigenthümer zuſammen gezogen, und einem jeden ſein neues Eigenthum in weit größern Stücken und beyſammen angewieſen. Und ob man gleich dabey nicht allemal die hier vorgetragenen Regeln beobachtet hat, ſo hat man doch, an deren Stelle, ſolche Grundſätze angenommen, welche ebenfalls nicht zu verwerfen ſind. Denn es iſt nicht wohl möglich, daß alle Regeln, ſo gut und unverwerflich ſie auch an ſich ſelbſt ſind, ſich an allen Orten anwenden laſſen, ſondern man muß allemal auf die Lage und Beſchaffenheit des Landes, wo man dergleichen Einrichtung machen will, Rückſicht nehmen. Alle Länder ſchicken ſich nicht dazu. Es giebt ſehr viel Gegenden, wo keine ſolche Zuſammenziehungen und Vertauſchungen geſchehen können; weil die Felder etwa in Gebirgen gelegen ſind, oder dergeſtalt aus lauter Bergen und Thälern beſtehen auch alle einzele und kleine Theile derſelben, in Betrachtung der Lage ſowohl als auch der Güte, dermaßen beſtändig verſchieden iſt, daß ſich durchaus keine Vertauſchungen vornehmen laſſen, wofern nicht durch den Tauſch entweder der eine oder andere beträchtlichen Schaden leiden ſoll, welchen zu erſetzen es, wegen Mangel hinreichender und bequemer Entſchädigungsmittel, allemal ſehr ſchwer und öfters unmöglich ſeyn wird. Bey ſolchen Feldmarken hingegen, welche auf der Ebene liegen, und deren merklich große Theile ziemlich einförmig, oder von gleicher Güte ſind, laſſen ſich ſchon dergleichen Veränderungen, und zwar mit gutem Vortheile vornehmen.

In Niederſachſen, vornämlich in den herzogl. braunſchweigiſchen Landen, (*) iſt man dabey folgendermaßen zu Werke gegangen.

1. Man hat den Hauptgrundſatz angenommen, daß ein Jeder durch die Vertauſchung eben ſo viel Aecker, und zugleich von eben der Güte, wieder erhalten ſoll, als er zuvor beſeſſen hat. Durch Annehmung dieſes Grundſatzes hat man ſich der vielen und großen Hinderniſſe überheben wollen, welche man in Anſehung der Entſchädigungsmittel angetroffen haben würde, wenn man jedem Eigenthümer nur ſeine vorhin beſeſſene Morgenzahl Acker, ſo wie ſie ihm durch das Loos in der erſten, zweyten oder dritten Claſſe zufallen würden, folglich nicht in der Güte ſeiner vorigen Aecker, hätte wiedergeben wollen. Da nun aber hier ein Jeder nicht allein ſeine ſämtliche Aecker bey einander, ſondern auch in eben derſelben Quantität und Qualität, wieder bekömmt: ſo hat Niemand Urſache, ſich zu beſchweren, und ſich der Zuſammenziehung und Vertauſchung ſeiner Aecker zu widerſetzen, er möge dieſe erhalten, an welchem Orte der Feldmark er wolle; indem auch ſelbſt die etwas weitere Entfernung ſeiner Aecker durch den großen Vortheil, daß dieſelben nunmehr bey einander liegen, reichlich erſetzet wird, und daher keine Entſchädigung nöthig iſt.

2. Nachdem man aus der ebenen und ziemlich einförmigen Beſchaffenheit der größern Theile einer Feldmark ermeſſen hat, daß die Ländereyen füglich zuſammengezogen werden können: ſo wurden von der ſubdelegirten Commiſſion, in Gegenwart der ganzen Dorfgemeinde, gewiſſe Männer, welche der Beſchaffenheit der Feldmark am beſten kundig ſind, zu Feldgeſchwornen oder Achtsleuten ernennet und vereidet. Dieſe mußten, mit Zuziehung der ganzen Gemeinde, diejenigen größern Theile der Feldmark, in welchen die Ländereyen durchgehends von gleicher Güte waren, beſtimmen, und ſie ſo-

(*) Wovon die wohl eingerichtete herzogl. braunſchweigiſche Inſtruction für die *Subdelegatos* bey fürſtl. Generallandesvermeſſungscommiſſion, v. 28. Nov. 1755, welche Schreber im 7. Th. ſeiner neuen Sammlung ꝛc. S. 523, fgg. mitgetheilt hat, nachgeleſen zu werden verdient.

ſogleich mit einem Pfluge durch eine Furche, ſo viel möglich, nach einer geraden Linie, abpflügen, und dadurch von der übrigen Feldmark und andern Theilen unterſcheiden. Dieſe Theile, in welchen alle Aecker durchgehends von gleicher Güte ſind, werden in Niederſachſen **Wannen** genannt.

3. Dieſe Theile oder Wannen wurden, nach der Güte des Ackers, in 3, 4 oder 5 Claſſen gebracht, und zu der erſten Claſſe die beſten, zu der zweyten, die nächſt den beſten, zu der dritten die Mittelſorten, zu der vierten die ſchlechtern, und zu der fünften die ſchlechten Wannen gerechnet.

4. Die Wannen durften ohne erhebliche Urſachen nicht unter 30 Morgen halten. Ward aber ein oder anderes Stück ſchlechter befunden, oder die Beſchaffenheit der Gegend geſtattete es nicht anders, als daß man die Wanne nothwendig kleiner machen müßte: ſo ließ man ein ſolches Stück Feldes unverändert und ohne Loos dem vorigen Eigenthümer.

5. Die Landſtraßen und Feldwege wurden ſo verleget, daß ſie zugleich zu Wannenwegen dienten. Zu denen Landſtraßen, worauf viel Paſſage iſt, wurden, die beyden Sommerwege und der Graben mit eingeſchloſſen, 60 Fuß breit gegeben, wo aber nur 1 Sommerweg erforderlich iſt, 48 Fuß, die Feldwege aber wurden 2 Ruthen, die Triſten excluſive der Gräben 4 Ruthen, und die Wannenwege 7 bis 9 Fuß nach Decimalmaße breit abgemeſſen. Letztere dienten dazu, daß ein Jeder vermittelſt derſelben zu ſeinen Grundſtücken gelangen konnte, ohne einem andern über den Acker fahren zu dürfen, oder daß dieſer jenem einen Weg über ſeine Grundſtücke geſtatten müßte.

6. Fanden ſich auf einer Feldmark gute Steinbrüche, Märgel- Sand- Thon- Lehm- oder Grandgruben: ſo wurden ſolche Plätze gemein gelaſſen, und keinem zugetheilet, auch ein Weg dahin frey gelaſſen.

7. Das zur Feldmark gehörige, aber außer Landes gelegene, Land würde nicht gemeſſen, ſondern nur annotiret.

8. Darauf wurden jegliche dieſer Wannen ſpecial, d. i. jede darin liegende einzele Aecker beſonders, vermeſſen. Wenn nun dergleichen Wannen zuweilen 100, oder ei-

nige

nige 100 Morgen groß waren, ſo waren an mehrern Orten derſelben öfters Aecker gelegen, welche einem einzigen Eigenthümer zugehörten.

8. Mußte der ſubdelegirte Commiſſarius verſuchen, ob diejenigen, welche einen oder wenig Morgen in einer Wanne hatten, mit andern Intereſſenten tauſchen, und ſich in andere Wannen, wo ſie größere Stücke bekommen würden, verſetzen laſſen wollten. Welche Vergleiche, in Gegenwart einiger aus der Nachbarſchaft, errichtet und zu Protokoll genommen werden mußten.

10. Hierauf kam es zur Vertheilung durch das Loos, wozu alle Intereſſenten citiret werden, und dabey wenigſtens zwey Drittel derſelben zugegen ſeyn mußten.

11. Diejenigen, deren Land am Graben oder Wege gelegen, und des Anlaufens, der Beſchattung der Bäume, oder anderer Urſachen wegen, ſchlechter war, als das übrige Land in der Wanne, wurden, wenn die übrigen Intereſſenten es verlangten, von dem Looſe ausgeſchloſſen, und mußten mit ihrem Lande auf der vorigen Stelle bleiben; wenn ſie aber mehr Land in der Wanne hatten, ſtand ihnen frey, ſolches an jenes Stück zu nehmen, es wäre denn, daß ſie um das gute Stück lieber hätten looſen wollen.

12. Diejenigen, welche allein lagen, mit Hecken und Gräben umgeben, oder ſonſt von anderm Lande ganz abgeſonderte Kämpe hatten, behielten ſolche, ſie mochten mehr oder weniger halten, als angegeben war; doch wurden ſie mit vermeſſen, und nach ihrem wahren Inhalte, wegen des Intereſſe des Contributions- und anderer öffentlichen Caſſen, ein- und aufgetragen.

13. Auch blieb derjenige Intereſſent, welcher einen Kamp von 10 oder mehr Morgen, an einer oder der andern Seite der Wanne beſaß, auf der Stelle, wo ſeine Länderey befindlich war, und ſo viel in Anſehung der neuen Furchen geſchehen konnte; und wurde ihm nachgelaſſen, ſein etwa in derſelben Wanne habendes einzelne Land mit zu dem Kampe zu nehmen, wenn die übrigen Intereſſenten nichts dagegen zu erinnern hatten; anderer Geſtalt mußte er um die einzelnen Stücke, nachdem ſelbige beſonders zuſammengezogen worden, looſen, oder auch den Kamp mit den einzelnen Stücken mit eins

ins

ins Loos geben. Wenn aber ein 10 Morgen oder gröſſeres Stück mitten in der Wanne lag, konnte zwar obige Regel nicht allemal beobachtet werden, man mußte aber doch, ſo viel ſich thun ließ, danach verfahren.

14. Denjenigen Intereſſenten, welche auf Hungerquellen oder andere ſchlimme Stellen zu liegen kamen, wurde, wenn ſie vorhin dergleichen ſchadhafte Stellen nicht gehabt hatten, ſo viel zugegeben, als dieſer Abgang betrug; doch wurde im Protokoll und Riß das ganze Stück nach ſeinem wirklichen Inhalte aufgetragen.

15. Bey Vertheilung der Feldmarken und jeder Wanne beſonders, mußte das Augenmerk hauptſächlich auf den Waſſerzug gerichtet, und möglichſt dahin geſehen werden, daß ſolcher mehr befördert, als verhindert würde. Wenn alſo die Wanne abhängig gelegen war, mußte der Zug allemal von der Höhe in die Tiefe hinab gehen, damit das Waſſer deſto beſſer ablaufen könnte; indem ſonſt, vornämlich bey ſtarkem Regen und Waſſergüſſen, ſie leicht dergeſtalt in die Quere überſchwemmet werden können, daß das lockere Erdreich nebſt dem Samen zugleich zuſammen in die nächſten Gründe hinab geſchwemmet wird.

16. War auf der ganzen Feldmark, und in jedem der drey Felder, weniger Land, als nach der Angabe ſeyn ſollte: ſo wurde ſolcher Mangel pro rata getheilet, daß alſo, wenn z. B. der 10te Theil des Landes fehlte, jeder Intereſſent ſtatt eines Morgens nur 108 Ruthen erhielt. Dieſer Abzug wurde aber nicht bey jedem Stücke, ſondern im Ganzen gemacht, und alſo demjenigen, welcher 60 Morgen haben ſollte, 54 Morgen zu Theile, und mußten zu dem Ende einer oder mehrere aus einer Wanne in die andere verleget werden. Konnten die Intereſſenten ſich darüber nicht vergleichen, ſo wurden mehrere Wannen einer Claſſe in eins verloſet, da dann jeder ſich gefallen laſſen mußte, wohin ſein Land kam.

17. Hatte aber eines der drey Felder große, und ein anderes Feld kleine Morgenzahl: ſo wurde jedes Feld beſonders computiret, und die Intereſſenten bekamen in dem einen Felde volle Morgen, in dem andern Felde

aber

aber ſo viel Quadratruthen, als nach Proportion des Landes ihr Antheil betrug.

18. Auswärtige, welche nicht zur Feldmark gehörten, ſondern nur einzeln in ein oder etlichen Wannen Land hatten, bekamen, wenn ein Minus in dieſem Lande war, ſo viel Land, als ihnen nach Proportion der Wannen zuſtand. Reichte hingegen das Land zu, ſo wurde ihnen eben ſo wohl, wie andern, die völlige Morgenzahl zugemeſſen.

19. Wenn auf einer zu wenig haltenden Feldmark große Morgenzahl, und alſo das erforderliche Land, oder wohl gar Ueberfluß war, dieſe Wannen aber entweder von beſonderer Güte, oder ſehr ſchlechtes Land, oder die Intereſſenten dieſer Wanne bey den zu wenig haltenden Wannen nicht ſehr intereſſirt waren, daß alſo in einem oder dem andern Felde entweder die Gemeinde, oder die Intereſſenten der ſonſt durch das ganze Feld zu nehmenden Proportion widerſprachen: ſo wurden dieſe größere Wannen unter die Intereſſenten pro rata vertheilet.

20. Wenn in dem ganzen Lande mehr Land war, als angegeben worden: ſo bekam Jeder ſeine volle Morgenzahl, wenn gleich eine oder mehrere Wannen Mangel hatten.

21. Wenn ſich an einem Orte zwo Feldmarken fanden, davon jede ihre drey Felder beſonders hatte, und eine derſelben hatte Plus, die andere aber Minus: ſo mußte davon Bericht erſtattet, und dabey angeführet werden, ob ſolche Feldmarken Connexion mit einander hätten, d. i. ob alle, oder die mehreſten, Intereſſenten der einen Feldmark auch in der andern Land hätten, wer und wie viel?

22. Hatte die ganze Feldmark mehr Land, als angegeben war: ſo wurde ſolcher Ueberſchuß vorerſt zur commiſſariſchen Diſpoſition reſerviret. Dieſer Ueberſchuß wurde in den Wannen genommen, worin er befindlich war, doch ſo, daß, wenn alle Intereſſenten der Wannen geloſet hatten, und dieſe verlangten, daß um das Ueberſchußland nicht geloſet werde, der Commiſſarius darin willfahren mußte. Darauf mußte derſelbe, wenn es mit Conſens der Intereſſenten geſchehen konnte, ſonſt aber nicht, das Ueberſchußland, durch Vertauſchung

aus einer Wanne derſelben Claſſe in die andere, zuſammen zu bringen ſuchen, damit ſolches deſto beſſer gebraucht und in Acht genommen werden könne, auch dahin zu ſehen, daß, ſo viel möglich, in jedem der drey Felder eine gleiche Anzahl des Ueberſchußlandes ſey.

23. Weil diejenigen, welche viel Land hatten, durch die Vermeſſung am meiſten profitirten, diejenigen aber, welche wenig Land hatten, durch die langen ſchmalen Stücke Schaden litten: ſo mußte der Commiſſarius der kleinen Leute Land, ſo viel möglich, aus vielen Wannen zuſammen ziehen, und denſelben ihr Land dergeſtalt zutheilen, daß es ſich in der Mitte der Wanne breche, damit es deſto kürzer und breiter werde.

24. Mußte mit Einwilligung der Gemeinde verſuchet werden, in jedem Felde 2 oder 3 Abtheilungen zu machen, wovon alle Jahre, wenn das Brachfeld da iſt, ein Theil beſtellet werde, der andere oder die zwey Theile aber brach liegen bleiben. Bey welcher Eintheilung darauf mit geſehen werden mußte, daß alle Einwohner in jeder Abtheilung eine proportionirte Quantität haben möchten, damit ſie alle Jahre doch etwas Flachs und Rauchfutter ärnden könnten.

25. Wegen der Gräben, Dornhecken, des Umwendens ꝛc. wurde etwas, doch niemals mehr, als 3, 4 bis 5 Fuß, bewandten Umſtänden nach, zugegeben.

26. Wegen der Zehenden mußte dahin geſehen werden, daß ſo wenig die Zehendherren, als diejenigen, welche zehendfreyes Land beſaßen, verſchlimmert werden möchten; und wenn Jemand zehendpflichtige und zehendfreye Ländereyen hatte, mußten ſo viel Kämpe von jeder Art, als die Summe ausmachte, ausgeſetzet und in der Beſchreibung aufgeführet, auch die zehendpflichtigen Aecker mit Steinen vermahlet werden.

27. Hatte Jemand vor ſeinem vorhin beſeſſenen Stücke Land, Bäume ſtehen gehabt: ſo war ihm nicht erlaubt ſolche umzuhauen, ſondern der Commiſſarius mußte dahin ſehen, daß ſolche demſelben von dem neuen Beſitzer vergütet würden.

28. Wenn Jemand ſein Land vor kurzem gemärgelt hatte, und dagegen ungemärgeltes Land zurück erhielt, ſo wurde ex æquo & bono feſtgeſetzt, was derjenige, welcher,

cher, ſtatt ungemärgelten, gemärgelten Acker wieder erhielt, demjenigen, der die Märgelung gethan hatte, dafür vergüten ſollte.

29. Mußte ſowohl der Commiſſarius alle Wannen gehörig verſteinen laſſen, als auch jeder Intereſſent ſein Land verſteinen.

30. Was die Wieſen betrifft, ſo wurden dieſelben zwar gemeſſen, es behielt aber jeder Eigenthümer die Wieſen, welche er bisher privative gehabt hatte.

31. Die Gemein- und Theilwieſen aber wurden, nachdem man zuvor ausgerechnet hatte, wie viel Jedem davon pro rata zuſtehe, durchgängig verlooſet und bey die Höfe geſchrieben. War ein Stück ſchlechter, als das andere, ſo wurde in demſelben in quanto ſo viel zugegeben, daß das, was an der Güte fehlte, erſetzt wurde.

32. Die Gemeinanger wurden mit gemeſſen, und ſowohl die privativen Anger, als auch diejenigen, worauf Koppelweide war, beſonders bezeichnet.

33. Den Gemeinden wurde, mit Vorhaltung des daraus erwachſenen Vortheiles, zugeredet, die Koppelweiden unter ſich aufzuheben. Wenn alsdann die Gemeinden entweder ſelbſt die Theilung beliebten, oder ſolche, auf den darauf erſtatteten Bericht, von Commiſſions wegen verordnet wurde, ſo geſchah die Vertheilung nach der nach dem Viehſtamme jedes intereſſirten Ortes genommenen Proportion, und es wurde darnach jeder Gemeinde ein gewiſſer Diſtrict zur privativen Weide angewieſen; doch wurde dabey in Betrachtung gezogen, ob eine Gemeinde vor der andern ſtärkere Schaftriften hätte, desgleichen, ob ſie mit ſolchen nur zu gewiſſen Zeiten, oder nur mit gewiſſen Haufen z. B. dem Hammel- oder Lämmerhaufen, darauf kommen durfte.

34. Wenn die zu theilende Koppelweide von gleicher Güte war, oder doch ſo lag, daß das Gute und Schlechte unter ſämtliche Weideintereſſenten vertheilet werden konnte: ſo wurde die Berechnung auf vorbeſchriebene Art gemacht. War hingegen die Weide von verſchiedener Güte, und ſo gelegen, daß die Theilungen auf keine andere Art zu machen waren, es bekomme denn der eine Theil das Gute, und der andere das

Schlechte: ſo wurde unter den Intereſſenten ein Verſuch gemacht, wie viel ſie Morgenzahl auf das Schlechte gegen das Gute mehr rechnen wollten. Konnten die Intereſſenten ſich darüber nicht vergleichen, ſo wurde die Weide von den Achtsleuten und Hirten jeden Ortes, nachdem ſie beſonders dazu waren vereidet worden taxirt, und der Anſchlag gemacht, wie viel ein Morgen von dem Guten, gegen das Schlechte gerechnet, beſſer ſey.

35. Bey jedem vermeſſenem Dorfe wurde ein Platz zu Kleverkämpen, welcher zugleich zur Maulbeerplantage diente, angewieſen. Der Platz dazu wurde aus dem gemeinen Anger, wenn derſelbe groß genug war, genommen. Konnte aber dieſer dazu nicht entbehret werden, und es war Kleverſchuß an Ländereÿ vorhanden; ſo mußten Vorſchläge eingeſendet werden, ob und wie hievon der dazu nöthige Platz genommen werden könnte. Zu den Kleverkampen wurde jedem Einwohner ein ſeiner Ländereÿ und Haushaltung proportionirtes Stück angewieſen.

Im Holſteiniſchen hat man die bisherige ſchlechte Wirthſchaft, welche ihren Grund in den hin und wieder zerſtreut liegenden Aeckern und in der Feldgemeinſchaft oder Hut- und Triftgerechtigkeit hat, durch die ſo genannten Hauptſchiftungen und Magſchiftungen abzuändern geſucht.

Eine Hauptſchiftung wird genannt, wenn ein ganzes Dorf ſich zu ſolchem Ende mit einander vereinigt; wo alsdann auf das genaueſte ausgemeſſen wird, was ein jeder Einwohner an Aeckern und Wieſen beſitzt; von den Beſitzungen eines Jeden werden gewiſſe Claſſen gemacht, hernach alle Gegenden der Flur gleichfalls in ſolche Claſſen gebracht, und alsdann einem jeden Einwohner, ſo viel möglich, beÿ einander und in der Nähe ſeines Hauſes, ſo viel wieder zugetheilet, als er vorher beſeſſen hatte, die gemeinen Weiden aber ebenfalls unter die Einwohner vertheilet.

Die Magſchiftung hingegen beſteht darin, daß die Landesobrigkeit durch ein öffentliches Geſetz jedermann erlaubt, ſeine Grundſtücke zu umzäunen, wofern er ſich verbindet, ſein Vieh nicht mehr auf die Gemeinweiden zu treiben. Die Landwirthe, welche den Nutzen der neuen Einrichtung einſehen,

ſehen, müſſen ſich alsdann durch Tauſch und Gegentauſch zu helfen ſuchen, daß ſie an einem Orte beyſammen genugſam breite Ackerſtücke bekommen, um dieſelben umzäunen zu können. Dieſe leztere Art iſt aber nicht ſo gut, als die erſtere, weil bey dieſer alles mit mehrerer Ordnung und Bequemlichkeit für alle Einwohner des Dorfes auf einmal eingerichtet werden kann, und alſo auch alles geſchwinder von Statten geht.

Ein Mehreres hievon findet man in Oeſts ökonomiſchen Abh. von dem Ackerumſaz.

Wo nun dieſe Einrichtung eingeführt iſt, da hat ſie denn die ganz vortheilhafte, ſo genannte **Koppelwirthſchaft** nach ſich gezogen; da man nämlich den Acker in 8, 12 und mehr Theile, welche **Koppeln** genannt werden, eintheilet, und einen oder mehrere derſelben, nachdem ſie bisher Kornfrüchte getragen haben, unbeſtellt liegen läßt, und von der Natur erwartet, daß ſie ohne weiteres Zuthun einen ſtarken Graswuchs hervor bringe, den man zur Viehweide beſtimmet. Eine ſolche Koppel bleibt nur gewiſſe Jahre in dieſem Zuſtande, und alsdann wird ſie wieder mit großem Vortheile gepflüget, und eine andere Koppel, welche ſo lange Getraide getragen hat, auf gleiche Art an ihrer Stelle zur Weide beſtimmet. Ich werde hievon an ſeinem Orte ausführlicher handeln.

Was die Hut- und Triftgerechtigkeit in den landesherrlichen Förſten betrifft: ſo ſind die Diſtricte oder Reviere unter denen Vorwerken, Meiereyen und Communen, welche die Hütungsgerechtigkeit in den landesherrlichen Förſten hergebracht oder erhalten haben, gemeiniglich durch geſetzte Pfähle oder Gränzen abgetheilt, da dann die Hutung nicht anders, als nach der Ordnung dieſer Schläge oder Theile, bey ſchwerer Strafe, ausgeübet werden darf. (a) Wer zur Hut nicht berechtigt iſt, dem wird dieſelbe nicht geſtattet, und ohne Vorwiſſen und Approbation der Kammer dürfen keine andere Reviere zur Weide oder Hu-

(a) Königl. preuß. Dorfordn. für die Provinz Lettauen, v. 22. Nov. 1754, §. 65.

tung eingegeben, noch vermiethet oder verpachtet, noch weniger Weidevieh in dieſelben eingenommen werden. (b) Zuweilen, wenn ſich unverliehene Weiden in einem Forſte befinden, müſſen die Forſtbedienten davon berichten, und gutachtlich beyfügen, ob dieſelben am nützlichſten zu gebrauchen ſeyn, wenn die Herrſchaft dieſelben mit eigenem Viehe beſchlägt, oder aber den Gemeinden für ihre Zucht, oder den Fleiſchern zu beſſerer Belegung der Fleiſchbänke verleihet. (c) Und wenn die Unterthanen keine Hut und Weide in den landesherrlichen Förſten hergebracht haben, und dazu nicht berechtigt ſind, ſo pflegt doch da, wo es überhaupt geſchehen und von der Herrſchaft etwas entbehret werden kann, ihnen dieſelbe pacht- oder beſtandweiſe, und zwar vor Auswärtigen, überlaſſen zu werden, damit die gemeine Aufnahme dadurch befördert werde; wobey man zuweilen auch auf die Fleiſcher, wenn große Städte in der Nähe liegen, oder ſich ſonſt Gelegenheit zum Viehhandel findet, ſeine Abſicht richtet, und der Kammer aufgiebt, ihnen die Hutung auf 6 Jahr, auf vorherige landesherrliche Approbation zu verpachten. (d) Wo die Unterthanen, in Anſehung der Hut und Trift in die herrſchaftlichen Waldungen, vermöge alten Herkommens, der Lagerbücher, oder ſonſt, gegründet und berechtigt ſind, da erfordert Recht und Billigkeit, ſie dabey zu laſſen, und ſelbſt gegen alle Beeinträchtigung zu ſchützen; da hingegen ſie an ihrer Seite ſchuldig ſind, den ergangenen landesherrlichen Beſeh-

(b) Königl. preuß. *Circulare* an ſämtliche Beamte, die königl. Gerechtſamen, in Anſehung der Hütung und Gränze in den königl. Forſten nicht zu violiren, v. 10. Jul. 1758, im Novo Corp. Conſtit. Pruſſ. March. Th. 2, S. 306. Schleſiſche Holzordn. Tit. 2, §. 2.

(c) Fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. §. 74.

(d) Königl. preuß. magdeburg- und halberſtädtiſche Forſtordn. Tit. 12, §. 1.

Befehlen ſich gehorſam zu unterwerfen. (e) Fremdes Vieh mit unter einer Heerde zu nehmen, welches zur Hut und Trift nicht berechtigt iſt, iſt überall ſchlechterdings verboten, wenigſtens ſo lange, als der Herrſchaft der ſonſt gebührende Waldzins oder das Weidegeld nicht entrichtet worden iſt. (f) Doch wird zuweilen denen Pächtern, welche mit hinlänglicher Weide verſehen ſind, verſtattet, fremdes Vieh einzunehmen, denen alsdann auch das Weidegeld zugeſtanden wird. Auch darf von denen Gütern, welche zur Trift nicht berechtigt ſind, kein Vieh eingeſchlagen werden, wenn gleich der Beſitzer derſelben, wegen anderer Güter, zur Weide in dem Forſte befugt ſeyn ſollte. (g) Beamten, welche herrſchaftliche Aemter, Vorwerke oder Meiereyen gepachtet, und Güter für ſich haben, wird gleichfalls nicht zugelaſſen, die gemeine Weide mit ihrem eigenen Viehe zu beſchweren, wenn ſie nicht vorhin dazu berechtigt ſind; noch auch, wofern die gepachteten Güter auswärts liegen, mehr Vieh auf die Weide zu bringen, als ſie mit ihrem eigenen auf dem Gute erzeugten Futter auszuwintern im Stande ſind. (h)

Die Anzahl des auf die Weide zu treibenden Viehes iſt nicht allemal beſtimmt; und oft iſt erlaubt, ſo

(e) Herzogl. würtembergiſches Generalreſcript, v. 18. Apr. 1739.

(f) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1. Magdeburg- und halberſtädtiſche Forſtordn. Tit. 12, §. 4. Noch iſt, wo die Herrſchaft ihre Schäfereyen ſelbſt adminiſtriren läßt, keinesweges dem Schäfer erlaubt, fremde Schafe anzunehmen, unter die herrſchaftliche Heerde zu ſchlagen, und alſo mit auf die Weide zu bringen, ſondern es wird ſolches als ein Betrug geſtraft, und die Schafe zuweilen ſämtlich gar confiſciret. S. herzogl. würtembergiſche Meggerordn. v. J. 1669, S. 8.

(g) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1.

(h) Amtsordn. Herzog Georg Wilhelms zu Braunſchweig, v. 5. Jan. 1650, §. 26.

viel Vieh darauf zu treiben, als jede Stadt, Fleck und Dorf aufbringen kann. Es iſt ſolches aber den Förſten ſehr nachtheilig, weil die Weide auf ſolche Weiſe gar leicht übertrieben, und das Vieh, wegen Mangel an hinreichendem Futter, genöthiget wird, das Holz anzubeißen. Eine weit beſſere Einrichtung iſt es, wenn man jeder Gemeinde, wie auch den Meiereyen und andern ſolchen Höfen, eine gewiſſe Anzahl beſtimmet, dabey aber, wie öfters geſchieht, nicht 2 Stück Güſtevieh für 1 Stück Melkvieh paſſiren läßt, indem das Güſtvieh gemeiniglich mehr und ſtärker frißt, als das Melkvieh. Wird die Hut und Trift dem Beamten und Pachter mit verpachtet: ſo iſt es noch nöthiger, daß er angehalten werde, jährlich eine genaue Specification einzureichen, wie viel Vieh er einzutreiben Willens iſt, damit ſolches gehörig unterſuchet werden könne, und den Förſten nicht zur Laſt, noch dem jungen Aufſchlage zum Ruin gereiche. (i)

Ferner erfordert die Vorſorge für die Waldungen, und die gute Ordnung, daß jede Gemeinde ihren eigenen Hirten halte; daher nicht geſtattet werden kann, daß jeder ſein Vieh beſonders hüte; (k) billig muß auch die Annehmung neuer Hirten mit Vorbewußt und Genehmigung der Kammer oder des Forſtamtes geſchehen, (l) und der Hirt in Pflicht genommen werden. (m)

An

(i) Magdeburgiſche Polizeyordn. v. J. 1652, §. 17, n. 2. Magdeburg- und halberſtädtiſche Forſtordn. Tit. 12, §. 2.

(k) Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 12, §. 7. Waldordnung für das Land Rheingau, n. 47.

(l) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1. Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 12, §. 1.

(m) Zuweilen geſchieht dieſe Verpflichtung umſonſt, damit den Unterthanen dabey keine unnöthige Koſten oder Verſäumniß verurſachet werden. S. herzogl. würtembergiſches Generalreſcript, v. 15. Sept. 1732, und 18. Apr. 1739.

An denen Orten, wo die Herrſchaft zu jagen Willens iſt, wird die Hut zuweilen ſowohl vor als in der Jagdzeit, (n) zuweilen nur allein in der wirklichen Jagdzeit, (o) verboten. Es iſt billig, daß man in ſolchen Fällen dafür ſorgte, daß die Unterthanen dabey nicht allzu ſehr in Schaden geſetzt werden, zumal wenn ſie ohnehin Mangel an Weide haben.

Wer eigene Holzungen hat, und ſolche zu ſeinem Nutzen ſchonen, die herrſchaftlichen Waldungen aber dagegen deſto ſtärker betreiben will, der kann, nach Gelegenheit der beyderſeitigen Orte, mit Recht dazu angehalten werden, daß er wöchentlich in ſeinen eigenen gleichfalls hüte, und dieſelben nicht mehr häge, als die herrſchaftlichen auch. (p) Wird der im Zuſchlag geſtandene Schlag wieder hutbar, und ſoll derſelbe dem Viehe wieder eingegeben werden, ſo müſſen ſich an einigen Orten die Weideintereſſenten darum melden, und um die Anweiſung deſſelben für ihr Vieh bitten. Zuweilen iſt auch ein gewiſſer Tag im Jahre, als: Mariä Verkündigung, (q) beſtimmt, an welchem ſie deshalb einkommen ſollen. Dieſe Anſuchung darf nicht bey den Förſtern oder Forſtknechten geſchehen, ſondern es müſſen die Forſtämter oder die Forſtmeiſter darum angegangen werden. r) Zuweilen muß auch die Anſuchung bey der Kammer oder dem Forſtamte allein geſchehen, und dieſe committiren alsdann dem Oberforſtmeiſter, Forſtmeiſter, oder andern Oberforſtbedienten, die Beſichtigung und Anweiſung; die dann ſol-

(n) Herzogl. ſachſeneiſenachiſche Jagd- und Forſtordn. Art. 5, §. 6. Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 12, §. 5.

(o) Fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. §. 73.

(p) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. a. ang. O. Fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. a. ang. O. Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 12, §. 6.

(q) Gräfl. ſtollbergwernigerodiſches Patent, vom 15. Mart. 1729.

(r) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1.

ſolches entweder allein, oder zugleich, verrichten, und werden zuweilen auch etliche der älteſten Förſter oder Forſtknechte, oder auch die Beamten, mit dazu gezogen. (s) Zuweilen muß der Forſtmeiſter zu gewiſſen bereits feſtgeſetzten Zeiten, z. B. im Herbſte, wenn er die Maſt beſichtiget, (t) den jungen Schlag in dieſer Abſicht zugleich in Augenſchein nehmen. In die gehägten Schläge dürfen weder die Forſtbedienten ihr eigenes Vieh, Pferde oder Kühe, gehen laſſen, ſondern müſſen ſich ſolcher Oerter und der daraus zu machenden Beynutzung gänzlich enthalten (u); noch wird ſolches den in der Nähe liegenden Köhlern oder andern Arbeitern im Forſte erlaubt.

Die Hut- Weide- und Triftgerechtigkeit, welche Bürger in den Städtewaldungen, und die Dorfgemeinden in den Gemeindehölzern, oder auch in den Waldungen ihrer Grundherrſchaft hergebracht haben und ausüben, iſt ein großes Hinderniß und Schwierigkeit bey der ökonomiſchen Nutzung der Waldungen, und vereitelt oder erſchweret wenigſtens ſehr oft alle die guten Maßregeln, welche von dem Landesherrn und deſſen Polizey- und Kammercollegiis zur Aufnahme und Conſervation der Waldungen des Staates genommen werden. Wenn auch die Waldeigenthümer einen noch ſo guten Willen haben, ſich nach den landesherrlichen Verordnungen zu bequemen, und ihre Waldungen durch beſſere Einrichtungen in guten Stand zu ſetzen,

(s) Fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. §. 38. Gräfl. ſtollbergwernigerodiſches Patent, v. 12. Oct. 1739. Markgräfl. brandenburgonolzbachiſche Waldordn. v. J. 1613, Tit. 6. Fürſt. naſſauſaarbrückweilburgiſche Forſtordn. §. 9. An andern Orten geſchieht die Anweiſung auch ohne vorhergegangene Anſuchung.

(t) Fürſtl. naſſauweilburgiſche Forſtordn. a. ang. O.

(u) Herzogl. würtembergiſches Generalreſcript, v. 15. Octob. 1744. Fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. §. 9.

ſetzen, ſo ſehen ſie doch durch die Hut- und Triftgerechtigkeit der Unterthanen ihre Hände überall gebunden; und wenn ſie ihren Vorſatz mit Ernſt durchſetzen wollen, ſo bekommen ſie Proceſſe, und die Juſtizcollegia würden es für einen großen Fehler halten, wenn ſie wider den klaren Buchſtaben der uralten Sahl- und Lagerbücher, oder anderer Privilegien, und des langen ruhigen Beſitzes ungeachtet, den Unterthanen das Recht abſprechen ſollten, wenn auch gleich anſehnliche Waldungen darüber zu Grunde gehen ſollten; dieſes aber muß nothwendig geſchehen, wenn die Hut- und Triftgerechtigkeit die wirthſchaftliche Eintheilung der Wälder in Schläge, deren gehörige Hägung, das Wachsthum des jungen Anfluges, das Säen und Pflanzen, und überhaupt die ganze Forſtwirthſchaft, beſtändig ſtöret und in Unordnung bringt. Ohne Vieh kann zwar die Landwirthſchaft nicht beſtehen. Der Abgang des Viehes zieht den Abgang des Brodes nach ſich, denn ohne Düngung giebt der Acker endlich nichts. Die Menſchen können noch weniger ohne Brod, als ohne Holz, leben. Es iſt alſo die Viehzucht und die Holzzucht dem Lande in gleichem Grade nöthig. Aber eben dieſer gleiche Grad der Nothwendigkeit erfordert, daß die Viehzucht nicht mit Schaden und Nachtheil der Waldungen getrieben werde.

Es fehlt nicht an patriotiſch denkenden Cameraliſten und Wirthſchaftsverſtändigen, welche wünſchen, daß man entweder die engliſche Einrichtung, da die gemeinſchaftliche Hut und Weide abgeſchaffet iſt, und ein Jeder ſein Vieh auf ſeinen eigenen Grundſtücken unterhält und weidet, auch in Deutſchland einführen, oder es dahin zu bringen ſuchen möchte, daß die Landleute ihre Wieſen beſſer anbaueten, gute Futterkräuter pflanzten, und das Melkvieh in dem Stalle fütterten, ohne es mehr auf die Weide zu treiben, wo alsdann die Nothwendigkeit des Weidganges in den Waldungen entwe-

entweder ganz wegfallen, oder doch nur für die Käl-ber und Rinder, die aber mit geringen Bezirken für-lieb nehmen könnten, übrig bleiben würde. Allein, dieſes ſind Wünſche, die vielleicht noch lange nicht, und auch wohl nur in den wenigſten deutſchen Staaten, in Erfüllung gehen dürften. Man muß alſo unterdeſ-ſen die Sache nehmen, wie ſie iſt, und alle Maßre-geln nur dahin richten, daß es weder den Landleuten an der unentbehrlichen Hut und Weide in den Wal-dungen fehle, noch auch dieſen dadurch, ſo wenig als möglich, Schade und Nachtheil zugefüget werde.

Werden die Waldungen in jährliche Schläge oder Gehaue ordentlich und gehörig eingetheilt, ſo kann die Hut und Trift dabey gar wohl beſtehen, und in Ord-nung gehalten werden, daß ſolche keinen Nachtheil ver-urſache. Außerdem aber, und bey dem Auslichten (Ausläutern) und Plentern, iſt ſolches ſchlechterdings nicht möglich. Es iſt bereits im Art. Holz erinnert worden, daß ein Landesherr die Beſitzer der Privat-waldungen, die Städte und Gemeinden, durch dienſa-me Vorſtellungen dahin zu bringen ſuchen müſſe, daß ſie ihre Waldungen in Schläge eintheilen, und ordent-lich tractiren, um die Wälder deſto beſſer und gewiſſer in guten Stand zu bringen, und ſie darin zu erhalten. Der Nutzen, den dieſe Eintheilung auch in Anſehung der Hut und Trift verſchaffet, wird demnach ein neuer und wichtiger Bewegungsgrund ſeyn, die Waldeigen-thümer dahin zu vermögen, daß ſie den landesväter-lichen Vorſtellungen Gehör geben.

Weil aber auch ſelbſt bey der Einrichtung der Schlä-ge eines Theils ein Waldeigenthümer leicht zu weit gehen, und durch Anlegung allzu großer oder zu vieler Schläge, welche hernach, nachdem ſie abgetrieben worden, doch gehäget werden müſſen, den Hut- und Triftberechtigten die Hut und Weide zu ſehr ein-ſchränken könnte, wodurch dieſe, zum größten Scha-

den

den der Viehzucht, in großen Mangel des Futters geſetzt werden würden; andern Theils aber dieſe letzteren mehr Hutung verlangen könnten, als ihnen nach den Schlägen verſtattet werden kann, und alſo Streit entſtehen dürfte, ob letztere zu groß gemacht worden, oder nicht: ſo pflegt zuweilen dieſerhalb in den landesherrlichen Forſtordnungen Vorſehung zu geſchehen.

Alſo finden wir in der ſchleſiſchen Holzordn. Tit. 1. §. 9. folgende Verordnung: „Da auch die Forſten in Schleſien überhaupt dergeſtalt abgenommen, daß daraus ein allgemeiner Holzmangel zu beſorgen iſt, und die abgeholzten Flecke und Häue an vielen Orten, gar nicht, wie ſich gebührt, gehäget und geſchonet worden: ſo ſoll den Eigenthümern frey ſtehen, den zehnten Theil ihres Forſtes ſo lange zu behägen und zu ſchonen, bis die Zöpfe oder Gipfel der jungen Bäume von dem Viehe nicht mehr erreichet und abgebiſſen werden können. Wenn es mit dem Aufſchlage ſo weit gekommen, ſollen die Eigenthümer befugt ſeyn, einen andern zehnten Theil des Forſtes, und ſo weiter, bis der ganze Forſt wiederum in guten Anwachs geſetzet worden, zu behägen und zu ſchonen, doch dergeſtalt, daß allemal das erſtere Gehäge, ſo dem Abbeißen des Viehes entwachſen, zuvörderſt wiederum aufgethan, und demjenigen, der darin die Hutungsgerechtigkeit hat, frey gegeben, und in dieſem Falle, wenn wüſte Flecke in den Forſten oder Hauen zu hägen ſind, und andere die Hutungsgerechtigkeit auf ſolchen Forſten haben, niemals mehr, als der zehnte Theil, geſchonet werde, wogegen diejenigen, denen die Hutungsgerechtigkeit daſelbſt zuſteht, mit ihren Klagen in foro competente nicht zu hören ſind, wenn nur der Dominus fundi ſervientis das Gehäge ſo angelegt, daß dem Dominanti, oder dem, welcher das Jus paſcendi hat, allemal der übrige Theil des ungehägten Forſtes zu behüten, und eine bequeme Trift dahin gelaſſen werde. (*)“

(*) Diejenigen, welche die Hutungsgerechtigkeit haben, werden ſich über dieſes Geſetz wohl nicht beſchweren, indem ihnen 9 Theile der Waldung offen bleiben; hingegen dürften die Waldeigenthümer ſich eher beklagen können, daß man ihnen ihre Forſtnutzung ein wenig zu ſehr eingeſchränkt hat. Wenn man zwey Drittel der Waldung zur Hut, und ein Drittel zur Behägung beſtimmet hätte, könnten beyde Theile zufrieden ſeyn.

In dem Fürſtenthume Sachſen-Gotha iſt Niemanden erlaubt, ſein lebendiges Holz wenigſtens unter 12 Jahren niederzuſchlagen, oder die in ordentliche Schläge abgetheilte lebendige Hölzer in weniger, als 12 Schläge, einzutheilen, dergeſtalt, daß jederzeit wenigſtens 5 Schläge zur Hut und Trift angewieſen und gebrauchet werden können; und dieſes iſt bey Confiscation des jünger gefällten Holzes und anderer willkührlichen Geldſtrafe, verboten. (a) Damit auch diejenigen, welche auf wüſten Lehden der Hut und Trift berechtigt ſind, wenn dieſelben mit Holzſamen beſäet werden, ſich zu beſchweren nicht Urſache finden mögen: ſo iſt der Eigenthümer höchſtens nur den dritten Theil ſolcher wüſten Lehden auf einmal mit Holz anzuſäen befugt, und wird ihm nicht geſtattet, das zweyte, und ſo ferner auch das dritte Drittel, eher, als jedesmal nach Verlauf von 20 Jahren, als ſo lange ſie gehäget werden ſollen, anzuſäen. (b)

Ferner wird vorgeſchrieben, wie lange ein Gehau, nachdem das Holz abgetrieben, abgefahren, und jenes wieder geſäubert worden, (c) gehäget und geſchonet werden ſoll. Dieſe Hägungszeit beſtimmet man entweder überhaupt nach gewiſſen Jahren, wobey man aber eine ſehr große Verſchiedenheit wahrnimmt, (d) und

(a) Hier iſt hingegen die Proportion den Waldeigenthümern vortheilhafter, als den Hutungsberechtigten.

(b) Herzogl. ſachſengothaiſches neues Mandat, die Beförderung des Holzanbaues betreffend, v. 16. Jul. 1766, §. 2. 3. im 1 B. der thüringiſchen neuen Beyträge, S. 301.

(c) Zuweilen läßt man auch das Gehau noch 1 oder 2 Jahr nach dem Niederſchlag betreiben, und fängt die Hägung erſt im dritten Jahre an. Dieſes hat die Niedertretung des Samens, und die Bereitung des Bodens zum Anfluge, zum Grunde. S. Moſers Forſtökonomie, 4 B. 2 Cap. §. 4, S. 448.

(d) Z. B. nach der fürſtl. heſſendarmſtädtiſchen Forſtordn. §. 38, nach Verlauf 7 oder 8 Jahre, nach jedes Ortes Grund und Gelegenheit. Nach dem ſachſengothaiſchen neuen Mandat ꝛc. §. 1, ganze 7 Jahr und noch länger. Nach der Waldordn. für das Land Rheingau, §. 14, ſind 7 oder mehr Jahre. Nach der fürſtl. heſſencaſſeliſchen Forſtordn. Art. von Hägung des Holzes, iſt die Zeit nur auf 5 Jahr geſetzt. Doch iſt meiſtentheils zugleich befohlen, daß man ſich bey Eröffnung des Schlages nach der Beſchaffenheit des Holzes und Bodens richten, und nachdem es die Umſtände deſſelben erlauben oder verbieten, entweder früher oder ſpäter öffnen müſſe.

und alſo keine gewiſſe Regel daraus ziehen kann; oder, man macht in Anſehung der Zeit einen Unterſchied unter dem Viehe, mit welchem die Hut betrieben werden ſoll, (e) oder man läßt es bloß auf das Gutfinden der Forſtbedienten ausgeſetzt, nachdem ſolche, nach geſchehener Beſichtigung es für heilſam und nöthig erachten würden; (f) oder man nimmt zur Regel an, ſo lange zu ſchonen, als das Gehau vorher mit dem Viehe betrieben worden iſt. (g) Allein, da man die Hägungszeit nicht füglich nach gewiſſen Jahren beſtimmen kann, indem die ganze Sache theils von der Art des Holzes, theils von dem guten oder ſchlechten Boden, da an einem Orte das Holz immer beſſer wächſt und früher in die Höhe kömmt, als an andern, abhängt: ſo verfahren diejenigen am ſicherſten, welche zur Hauptregel annehmen, ſo lange zu ſchonen, bis das junge Holz dem Viehe entwachſen iſt, womit auch verſchiedene Forſtordnungen übereinſtimmen. (h) Geſchieht es eher, daß das Vieh den Gipfel noch erreichen und wegbeißen kann, ſo iſt der Schade beynahe noch größer, als wenn das erſte Jahr darin wäre geweidet worden, weil oft in einer Stunde das, was in 2 oder 3 Jahren gewachſen iſt, ſo verderbet wird, daß es nichts als kropfiges Holz giebt, und ſich ſo bald nicht, in Kiefer- und Tannenorten aber faſt gar nicht, erholen, und der

(e) Alſo ſoll, z. B. nach der ſachſengothaiſchen Forſtordn. Cap. 4, §. 5, mit dem Rindviehe nicht vor 9 vollen Jahren, mit dem Schafviehe aber nicht vor 7 Jahren, die Hut betrieben werden; womit auch die weimariſche Forſt- und Jagdordnung, im 4 Hauptpunct, §. 5, überein kömmt. Die magdeburgiſche Forſtordnung, Sect. 4, §. 2, ſetzt für das Rindvieh 6 bis 8, und für das Schafvieh 4 bis 6 Jahr.

(f) Naſſauſaarbrückweilburgiſche Forſtordn. §. 9.

(g) Gräfl. ſtollbergwernigerodiſches Patent, vom 15. Mart. 1729.

(h) Z. B. die braunſchweiglüneburgiſche Forſtordn. §. 70. Königl. preuß. ſchleſiſche Holzordnung, Tit. 1, §. 8. Markgräfl. brandenburgonolzbachiſche Waldordnung, v. J. 1613, Tit. 6.

der Schade zuweilen gar nicht wieder erſetzt werden kann.

Zuweilen iſt eine gewiſſe unabänderliche Zahl feſtgeſetzt, wie viel Stücke ein jeder Unterthan auf die Weide bringen darf, und alsdann muß darauf feſt gehalten werden. (i) Iſt aber keine gewiſſe Anzahl Vieh beſtimmet, ſo pflegt man insgemein jedem ſo viel zu erlauben, als er, ohne das Futter von andern kaufen zu dürfen, auswintern kann. (k). Zuweilen aber iſt erlaubt, ſo viel Vieh auf die Weide zu treiben, als jede Stadt, Fleck oder Dorf, aufbringen mag. (l) Auch darf von denen Gütern, welche zur Trift nicht berechtigt ſind, kein Vieh eingeſchlagen werden, wenn gleich der Beſitzer derſelben, wegen anderer Güter, zur Weide in dem Forſte befugt ſeyn ſollte. (m)

Das

(i) Alſo ſollen, z. B. nach der oberpfälziſchen Forſtordn. 1 Th. Art. 29, 31, an Schafen auf einem ganzen Hofe 40, auf einem halben 20, und auf einem Viertelhofe oder Köblersgute 10 Stück gehalten, die gefallenen Lämmer bis Michaelis mit paſſiret, hernach aber für alte Schafe gehalten werden. Die reußiſchplauiſche Waldordn. v. J. 1638, ſagt. „Wer mehr „Vieh in den Wald treibt, als ihm vergönnt worden, und er „an der Zahl ſchreiben laſſen, iſt pflichtig zum erſtenmal 3 „Gulden zur Strafe zu entrichten, zum andernmal aber des „Viehes, ſo er zur Ungebühr in den Wald getrieben, un„nachläſſig verluſtiget.“ Es iſt dieſe Einrichtung, wo eine gewiſſe Anzahl zu haltendes Vieh beſtimmet wird, überaus gut; nur iſt oft dieſer Irrthum dabey, daß man ihnen 2 Stück güſtes für 1 Stück Melkvieh paſſiren läßt, da doch, bereits erwähntermaßen, das güſte gemeiniglich mehr und ſtärker, als das Melkvieh, frißt, und es eben hierauf ankömmt, auch deswegen die Schäfer kein güſtes Schafvieh unter das Melkvieh haben wollen, und ſagen, jenes laufe dieſem den Hals ab, indem es allzeit voraus fräße.

(k) Sachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1. Bayeriſche Landesordn. B. 3. Tit. 14, Art. 2. Churbraunſchweiglüneburgiſche Forſtordn. v. J. 1678, Cap. 6, §. 3, nach welcher der Verluſt des ungebührlicher Weiſe eingetriebenen Viehes darauf ſteht.

(l) Herzogl. würtembergiſche Metzgerordnung, v. J. 1669. Moſers Forſtökonomie, a. ang. O. §. 17.

(m) Sachſengothaiſche Forſtordn. a. ang. O.

Das Vieh, welches in die Waldungen auf die Weide getrieben werden kann, iſt das Rindvieh, und anderes gehört überall von Rechts wegen nicht mit ein, wofern ſolches nicht eine beſondere Gerechtigkeit mit ſich bringt; weil die Pferde zu hoch reißen, und lieber junges Holz mit freſſen, auch eher abbeißen können, als die Kühe; und die Schweine außer der Mahlzeit nur nach den Maden wühlen, und den jungen Ausſchlag, welcher aus dem Samen gewachſen iſt, wieder mit verderben; Ziegen und Schafe aber noch mehr Schaden thun. (n) Es wird daher den Unterthanen ohne vorhergegangene Erlaubniß ihrer Obrigkeit nirgends geſtattet, neue Schäfereyen anzulegen, wo von Alters her keine geweſen ſind. (o) Zuweilen wird zwar,

(n) Einige halten zwar dafür, wenn das junge Holz nur die erſten 2 Jahre, und hernach im May und Jun. und im Winter bey liegendem Schnee mit den Schafen verſchonet werde, ſo ſchade es nichts, ob man gleich die Schafe die übrige Zeit darin hüten laſſe; wie ſolches Leopold, in ſeinen Anmerk. über den 1. Band der ökon. Nachr., im 7. B. derſelben, S. 326, behauptet hat. Andere hingegen ſind der Meinung, daß die Schafe, wenn ſie unter guter Aufſicht ſtehen, nur an ſolche Oerter, wo ihnen der Gipfel entwachſen iſt, zur Noth getrieben werden könnten, es doch aber ſicherer wäre, wenn ſie gar aus dem Forſte blieben, weil die Schäfer doch ihre Tücke nicht ließen. S. Gedanken von der Viehtrift und Weide in den Waldungen, im 1. B. des allgem. öcon. Forſtmagaz. S. 34. Anſtatt daß obige Meinung des Hrn. Leopold zur Zeit in der Ausübung Beyfall gefunden hätte, findet man vielmehr, daß ſolches Hüten an den meiſten Orte ausdrücklich unterſagt iſt. S. fürſtl. heſſendarmſtädtiſche Forſtordn. §. 61. Fürſtl. heſſencaſſeliſche Forſtordnung, Art. von Hägung des Holzes ꝛc. Ja, nach dem herzogl. würtembergiſchen Generalreſcript, v. J. 1699, ſollen weder in den herrſchaftlichen, noch Commun- und Privatwaldungen, Schafe getrieben werden; ſ. Generalreſcript, v. 4. May 1747. Nach der fürſtl. braunſchweigiſchen Holz- und Forſtordnung, v. J. 1591, §. 7, ſollen auch keine Schafe in den Gehölzen gelitten werden, ſondern ſolche auf Feldern und Angern bleiben, derjenige Schäfer aber, welcher im Holze mit Schafen angetroffen wird, jedesmal um 10 Hämmel geſtraft werden.

(o) Bayeriſches Landrecht, Lib. 3, Tit. 14, Art. 4. Oberpfälziſche Forſtordn. 1. Th. Art. 30.

zwar, zur Aufhülfe der Unterthanen, zugegeben, daß jeder in der Gemeinde einige gewiſſe Stücke halten darf; man geſtattet ihnen aber dabey nicht, ſolche vor einen eigenen Hirten zu treiben, ſondern der herrſchaftliche Amts- oder Vorwerksſchäfer muß ſie, gegen ein gewiſſes Weidegeld, mit unter ſeine Heerde nehmen. Wo aber von Alters her ſchon dergleichen ſind, dürfen doch darauf mehrere Schafe nicht gehalten werden, als ſo viel einer jeden Stadt, Flecke oder Dorfe, nach Gelegenheit der Weide, einmahl erlaubt iſt. (p) Siehe auch oben, S. 236.

Die Ziegen ſind, ordentlicher Weiſe, überall, wegen ihres Aufkletterns an den Bäumen, und dadurch auch dem alten Holze öfters wiederfahrenden Schadens, aus allen Förſten gebannet, auch zuweilen überhaupt, oder doch in den Waldämtern, gänzlich abzuſchaffen befohlen; wenn nicht ein oder andere Gemeinde darunter etwas beſonders hergebracht, und jederzeit in friſcher Uebung erhalten hat. (q) Siehe auch oben, S. 247. Weil aber Arme, welche keine Kuh zu halten vermögend ſind, ſich leicht damit forthelfen und ihre Kinder ernähren können: ſo iſt an einigen Orten, bis auf beſſere Zeiten, da ſie im Stande ſeyn möchten ſich eine Kuh anzuſchaffen, ihnen vergönnet, einige Ziegen zu halten; doch allemal nur eine gewiſſe Anzahl und nicht leicht über zwey. Auch dürfen in ſolchem Falle nur allein die Hirten die benöthigten Böcke halten, und die jungen Ziegen müſſen, ſo bald ſie abgeſtoßen ſind, weggethan werden. (r) Die Weide wird in ſolchem Falle ganz beſonders für ſie an-

(p) Herzogl. würtembergiſche Metzgerordnung, v. J. 1669, S. 8.

(q) Fürſtl. naſſauſaarbrückweilburgiſche Forſtordn. §. 35. Königl. preuß. ſchleſiſche Holzordn. Tit. 1, §. 10. Oberpfälziſche Forſtordn. u. ang. O. Art. 32. Waldordn. für das Land Rheingau, §. 1.

(r) Herzogl. würtembergiſche Forſtordn. S. 75. Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. a. ang. O. Fürſtl. naſſauſaarbrückweilburgiſche Forſtordn. §. 35. Churſ. maynziſche Forſtordn. Cap. 11, §. 4, ꝛc.

angewieſen; und, wenn die Holzung es gar nicht geſtatten ſollte, der angeführten Umſtände ungeachtet, dennoch abgeſchlagen, da der Schade, welchen die Herrſchaft ſowohl, als auch die Unterthanen, bis auf ihre Nachkommen darunter leiden würden, viel zu groß iſt, als daß man wegen eines, oder des andern, eine Ausnahme machen könnte. (s) Wo die Ziegen überhaupt verbothen ſind, da wird auch nicht geſtattet, ſolche im Stalle zu ernähren, weil die Fütterung für dieſelben dennoch im Walde würde geſuchet, und durch das Laubſtreifen und Abſchneiden der jungen Schößlinge oder Samenlatten dem Forſte noch größerer Schade, als ſonſt, zugefüget werden. (t) Doch wird an einigen Orten bloß den Aerzten und Apothekern, zum Gebrauche der Milch für kranke Perſonen, einige Ziegen zu halten, vergönnet.

Auf die Hirten kömmt bey der Hut und Trift ſehr viel an. Es möge den Unterthanen die Hutungsgerechtigkeit zukommen auf welche Weiſe ſie wolle: ſo darf doch nicht ein jeder ſein Vieh beſonders hüten, (u) indem ſolche unterſchiedene Haus- und Privathirten ſich hin und wieder in die Wälder verſtecken, und groſſen Schaden thun, es auch dem Förſter unmöglich fällt, auf ſie alle Acht zu haben, ſondern die gute Ordnung erfordert, daß jede Gemeinde ihren eigenen Hirten annehme, und durch denſelben ihr Vieh heerdenweiſe in den Forſt treiben laſſe. (x) Es iſt eine ſehr heilſa-

(s) Moſers Forſtökonomie a. ang. O. §. 23, S. 440.

(t) Herzogl ſachſengothaiſche Forſtordn. a. ang. O.

(u) Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 12, §. 8. Waldordn. für das Land Rheingau, §. 47.

(x) Nach dem ſächſiſchen Landrecht, Lib. 2, Art. 44, iſt zwar derjenige, welcher 3 Hufen Land beſitzt, und wenn dem Gemeinhirten darunter an ſeinem Lohne nichts abgeht, befugt, einen eigenen Hirten zu halten; und in Pommern werden dazu 4 Hufen erfordert; allein, es iſt ſolches nur dahin zu verſtehen, daß ein ſolcher Privathirt nur auf ſeinen eigenen 3 oder 4 Hufen hüten darf.

me Einrichtung, wenn ein jeder Hirt, welcher angenommen werden ſoll, bey dem Forſtamte angemeldet und vernommen werden muß, ob man von Amtswegen mit ihm zufrieden ſeyn könne oder nicht, (y) und wenn derſelbe auch vereidet wird; doch ſoll dieſes dergeſtalt geſchehen, daß dafür nichts gegeben oder genommen, und den Unterthanen dabey überhaupt keine unnöthige Koſten oder Verſäumniß verurſachet werden. (z) Sehr gut wäre es, wenn man bey Unterſuchung der Tüchtigkeit eines Hirten, auch deſſen Alter und Geſundheitszuſtand mehr in Betrachtung zöge. Allzu junge Burſche ſollten zu Hirten, zumal bey dem Rindviehe, gar nicht zugelaſſen werden. Man ſieht oft Hirten, welche 12, 14 bis 15 Jahr alt ſind, und noch wohl dazu einen oder andern Leibesſchaden an ſich haben. Wie will man von dieſen mit Recht verlangen, daß ſie allen Schaden, den das Vieh anrichten kann, verhüten ſollen: und wie kann man ſich alſo, wenn Schade geſchehen iſt, an ihnen erholen?

Hut⸗Geld, Geld, welches man für die Hut, d. i. Wache giebt, oder bekömmt, von dem Hauptworte die Hut. Von dem Zeitworte hüten, wird auch der Hirtenlohn oder das Hütergeld zuweilen Hütgeld genannt.

Hut⸗Gerechtigkeit, ſ. oben, S. 201, und 249, fgg.

Hut⸗Haus, ſ. oben, S. 199.

Hut⸗Knecht, ſ. oben, S. 200.

Hut⸗los, ſ. oben, S. 199.

Hut⸗Mann, ſ. oben, S. 200.

Hut⸗Stein, ſ. oben, S. 202.

Hütchen, (Eiſen⸗) ſ. oben, S. 46.

Hütchens⸗Spieler, ſ. oben, S. 45.

Hüten.

(y) Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. Cap. 5, §. 1. Churf. maynziſche Forſtordn. Cap. 11, §. 1.

(z) Herzogl. würtembergiſches Generalreſcript, v. 15. Septemb. 1732, und 18. Apr. 1739.

Hüten. Dieſes Wort ſcheint urſprünglich ſehen bedeutet zu haben, wurde aber hernach nur in engerer Bedeutung gebraucht, in der Abſicht ſehen und beobachten, um ein Uebel von einem Dinge abzuwenden.

1. Ueberhaupt, ſehen, Acht haben, damit einem Dinge nichts Uebels wiederfahre, mit Inbegriff der Abwendung dieſes Uebels; mit der vierten Endung der Sache. Das Haus hüten, Acht haben, daß keine Diebe einbrechen, kein Feuer auskomme u. ſ. f. Junge Mädchen ſind ſchwer zu hüten. Der Geizige hütet ſein Geld den ganzen Tag, läßt es nicht aus den Augen, damit es ihm nicht geſtohlen werde. Ich kann ihn nicht immer hüten. Das Bett hüten müſſen, figürlich, nicht aus dem Bette können, krank ſeyn. Das Zimmer hüten, nicht aus dem Zimmer gehen können.

In dieſer allgemeinen Bedeutung fängt es an, in der edlen Schreibart zu veralten, wenigſtens iſt es noch im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart am üblichſten. Ehedem brauchte man dieſes Zeitwort häufiger und faſt in allen Fällen, wo man jezt die Ausdrücke bewahren, bewachen, die Wache haben, Acht auf etwas haben u. ſ. f. braucht; da es dann im Oberdeutſchen häufig mit der zweyten Endung verbunden wurde, und noch verbunden wird. Eines Dinges hüten. Des Hauſes, des Zimmers, des Bettes hüten. Sin huoten zwenzig tuſeet man, ihn bewachen 20000 Mann, in dem alten Fragm. auf Carln den Großen bey dem Schilter. Du ſollt meines Volkes Iſtael hüten, 2 Sam. 5, 2. Daß er der Lade des Herren hütete, ſie bewachte, 1. Sam. 7, 1. Die Trabanten, die der Thür hüteten, am Hauſe des Königes, 1 Kön. 14, 27. Und ſie ſaßen allda und hüteten ſein, Matth. 27, 36. Die Hüter hüteten des Gefängniſſes, Ap. Geſch. 12, 6. Wo es auch zuweilen als ein Neutrum gebraucht wurde. Die Prieſter, die an

der Schwelle hüteten, die Wache hatten, 2 Kön. 12, 9. Di der Burg huhdin, welche daſelbſt in Garniſon ſtanden, in dem alten Gedichte auf den h. Anno. Siehe Behüten, Verhüten.

2. In engerer Bedeutung.

1) Als ein Reciprocum, ſich hüten, ſich vorſehen, durch Vorſicht ein Uebel zu vermeiden oder abzuwenden ſuchen, entweder mit dem Bindeworte daß, oder mit dem Vorworte vor; eine noch völlig gangbare Bedeutung. Man kann ſich hier nicht genug hüten. Hüte dich vor Schaden. Vor Feinden kann man ſich wohl hüten, aber nicht allemal vor falſchen Freunden. Hütet euch vor dem Verbannten, Joſ. 6, 18. Hüte dich vor deinen eigenen Kindern, Sir. 32, 26. Hüte dich, daß du nicht fällſt. Hüte dich, (gieb Acht auf dich, ſiehe zu,) daß du mit Jacob nicht anders redeſt, denn freundlich, 1. Moſ. 31, 24. Hüte dich, daß du nicht Wein trinkeſt, Richt. 14, 4.

2) Das Vieh hüten, eine Heerde Vieh hüten, Acht geben, ſowohl, daß ihr auf der Weide kein Schade wiederfahre, als auch, daß ſie ſelbſt keinen Schaden verurſache. Gänſe, Schafe, Pferde, Schweine hüten. Da er ſeines Vaters Eſel hütete, 1. Moſ. 36, 24. Im Oberdeutſchen gleichfalls mit der zweyten Endung. Sie hütete der Schafe, 1. Moſ. 29, 9. So will ich wiederum weiden und hüten deiner Schafe, Cap. 30, 31. Hüten nicht deine Brüder des Viehes in Sichem? 1. Moſ. 37, 13. Siehe auch Abhüten.

Daher die Hütung in der erſten allgemeinen und zweyten engern Bedeutung. Siehe auch Hutung.

Bey dem Kero und Ulphilas huotan, im Niederſ. höden und hüden, im Angelſ. hydan, im Engl. hide, im Dän. hyte. Friſch ſahe ſchon die Uebereinkunft mit dem Lat. cautus, cautela, cauere u. ſ. f. ein, fand es aber nicht

dien-

dienlich, den Urſprung beyder Wörter weiter zu verfolgen. Dem erſten Anblicke nach ſcheint es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Zeitwort gleichfalls von dem veralteten Zeitworte hedan, hudan bedecken, verbergen, Griech. κευθειν, abſtamme, ja wohl gar dieſes Zeitwort ſelbſt ſey; ſiehe der Hut und Haut. Allein, wenn man bedenkt, daß der Begriff des Sehens in allen deſſen Bedeutungen ſehr merklich hervor ſticht, ſo wird man es lieber zu weiden rechnen, ſo fern dieſes mit hüten gleichbedeutend iſt, bey dem Ulphilas vitan, welches mit dem Lat. videre ſehr deutlich überein kömmt. Der Uebergang des Hauchlautes in den Blaſelaut darf Niemanden befremden, da ſolcher im Deutſchen und in andern Sprachen, in tauſend unläugbaren Fällen erweislich iſt. Acht, achten, bewahren, warten, das Franz. garder, und andere, bedeuten urſprünglich gleichfalls ſehen.

1. **Hüter**, (der) von dem Hauptworte der Hut, ein im g. L. beſonders Niederſachſens, für Hutmacher übliches Wort; Niederſ. Hötjer. Deſſen Gattin, die Hüterin

2. **Hüter**, (*) (der) Fämin. die Hüterin, von dem Zeitworte hüten, eine Perſon, welche eine Sache hütet, oder derſelben hütet. Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn? 1. Moſ. 4, 10. Der Hüter der Gefäße, 1. Sam. 17, 22. Der Kleider, 2 Kön. 22, 14. Der Weiber, Eſth. 2, 8. 15. In welcher allgemeinern Bedeutung es nur noch zuweilen in der höhern und dichteriſchen Schreibart vorkömmt. Dagegen man es im g. L. nur noch zuweilen von einem Wächter geringerer Art braucht. Einen Hüter beſtellen, der das Vieh hütet. Siehe auch Feld-Hüter.

Hüter-Lohn, im g. L. der Lohn für die Hut, oder für das Hüten des Viehes; der Hirtenlohn, das Hutgeld, Hütgeld.

Hüt-Faß, im g. L., beſonders Niederſachſens, ein durchlöchertes Gefäß, Fiſche darin aufzubewahren; ein Fiſchhälter, im Dän. Hyttefad.

(*) Bey dem Willeram Huotar, bey dem Strycker Huette im Niederſ. Hüder, Hüer.

Hutla, ſ. unter Kaninchen.

Hütſche, (die) ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Wort einen Schämel, einen Fußſchämel zu bezeichnen; Fr. Placet, Tabouret. Auf den Galeeren iſt die Fußbank der Sclaven gleichfalls unter dem Namen der Hütſche bekannt. Auch ein zu dem Fachbaume bey einer Waſſermühle gehöriges Ding. Den Fachbaum ſamt der Hitſche (Hütſche) und dem Grundwerke aus dem Waſſer heraus nehmen.

Hutſchen, mit dem Hülfsworte ſeyn, iſt gleichfalls nur in den niedrigen Sprecharten, für gleiten, rutſchen, üblich, und ſcheint das Intenſivum von dem Neutro huſchen zu ſeyn; Fr. gliſſer, ſe trainer. Ueber das Eis hutſchen. Auf dem Hintern hutſchen wie die Hunde, Ital. ſcotere, welches durch Vorſetzung des Ziſchlautes daraus gebildet worden. Aushutſchen, ausgleiten. Siehe Hutſchen.

Hutung, ein bequemer Ort, das Vieh daſelbſt zu hüten; die Hut, Weide, Hutweide. Wieſen, Hölzer Ackeraine dienen zur Hutung, oder zur Hutweide. Siehe Hut und Trift.

Hütte, (*) Diminut. das Hütchen, Oberd. Hüttlein.

1. In der weiteſten und eigentlichen Bedeutung, ein jeder vor der Witterung bedeckter Ort, ſich darin aufzuhalten, oder gewiſſe Verrichtungen darunter vor-

zu-

(*) Bey dem Ottfried Hutto, bey dem Notker Hutta, im Niederſ. Hutte, im Angelſ. und Franz. Hutte, im Engl. Hut, im Dän. Hytte, im Schwed. hydda, im Poln. huta, im Böhm. hutj, im Lettiſchen Cuta, im Finniſchen Cota, im Eſthniſchen Kodda, im Walliſ. Cwtt. Es ſtammet von dem alten hutan, bedecken, ab, Engl. hide, Griech. κευθειν, und bedeutet überhaupt einen jeden vor der Witterung bedeckten Ort, welche Bedeutung auch Haus im mittlern Verſtande hat; ſiehe Haus, Haut, der Hut, und das Roth. Das Lat. Tugurium ſtimmet auf ähnliche Art von tegere, bedecken, her. Mosheim und einige andere machen die zweyte und dritte Endung im Singular, nach Luther's Beyſpiel in der deutſchen Bibel, der Hütten, welches aber ein Ueberbleibſel der oberdeutſchen Mundart iſt.

zunehmen; es ſey nun ein Gezelt, oder ein Gebäude, ein Haus u. ſ. f. Er, (der Herr) ein Schirm wider die Hitze, eine Hütte wider den heißen Mittag, Sir. 34, 19. Wolken und Rauch des Tages, und Feuerglanz, der da brenne des Nachts — und wird eine Hütte ſeyn zum Schatten des Tages vor die Hitze, Eſ. 4, 6. Ich will wohnen unter deinen (Gottes) Hütten ewiglich, Pſ. 61, 5. Gott gründet ſeine Hütte auf Erden, Amos 9, 6. Eine Hütte Gottes auf Erden, Offenb. 21, 3. Und in ſo vielen andern Stellen mehr, wo es bald ein Gezelt bedeutet, wenigſtens nach des Hrn. Ritter Michaelis Ueberſetzung, wie 1 Moſ. 4, 20. Cap. 18, 2. 10. Cap. 31, 25. Cap. 35, 21. Joſ. 3, 14. Cap. 7, 21; bald aber auch eine Wohnung überhaupt, wie 1 Moſ. 9, 27. Wohin auch die Hütte des Stiftes gehört, welche nach dem heutigen Sprachgebrauche eigentlich ein Gezelt war, und daher auch in Hrn. Michaelis Ueberſetzung das Gezelt der Unterredung, oder die Wohnung des Geſetzes heißt.

In dieſer weiteſten Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo es nur noch zuweilen in der edlen und dichteriſchen Schreibart in derſelben vorkömmt, doch ſo, daß ſich allemal etwas von dem verächtlichen Nebenbegriffe der folgenden zweyten engern Bedeutung mit einſchleicht, daher auch der Leib des Menſchen, ſo fern er als der Wohnort, der Aufenthalt der Seele betrachtet wird, in der deutſchen Bibel mehrmals unter dem Namen einer Hütte vorkömmt.

2. In engerm Verſtande.

1) Verſchiedene zu Werkſtätten oder Fabriken beſtimmte, und oft ſehr große und anſehnliche Gebäude ſind noch unter dem Namen der Hütten bekannt; entweder als ein Ueberbleibſel der vorigen allgemeinen Bedeutung, oder auch ſo fern ſie ehedem in der folgenden Bedeutung nur Hütten waren, und es oft noch

ſind. Dergleichen ſind die Glashütte, wo Glas bereitet wird, die Ziegelhütte, wo Ziegel gebrannt werden, die Kalkhütte, wo Kalk gebrannt wird, die Pechhütte, Salpeterhütte u. ſ. f.

Beſonders die zu dem Bergbaue über der Erde gehörigen Gebäude, in welchen das aus derſelben geförderte Erz gepocht, gewaſchen, geſchmelzet oder verarbeitet wird. Daher in manchen Zuſammenſetzungen das Wort Hütte der Grube entgegen geſetzet wird; z. B. die Hüttenarbeiten, die zum Bergbaue gehörigen Arbeiten über der Erde, im Gegenſatze der Grubenarbeiten. Nach Maßgebung der verſchiedenen Verrichtungen bekommen dieſe Gebäude wieder beſondere Namen; dergleichen ſind die Bleyhütte, Eiſenhütte, Gießhütte, Gifthütte, Meſſinghütte, Seigerhütte, Schmelzhütte u. ſ. f. In der engſten Bedeutung verſteht man im Bergbaue unter Hütte ſchlechthin die Schmelzhütte.

2) Ein, gemeiniglich auf kurze Zeit vor der Witterung bedeckter und eingeſchloſſener Raum, allerley Verrichtungen darin vorzunehmen; dergleichen aus Stroh, Rohr, Baumzweigen, Bretern u. ſ. f. verfertiget werden, und ein Mittelding zwiſchen einem Gezelte, und einem Gebäude in engerer Bedeutung ſind.

(a) Eigentlich. In Hütten wohnen, wie noch von vielen herum ziehenden Völkerſchaften geſchieht, auch wohl von ſolchen, welche einen feſten Wohnort haben. Dahin gehören: die Wohnungen oder Hütten der Völker in Amerika, oder die ſo genannten Cabannen, ſ. Th. VII, S. 492, fgg.; die Filzhütten, oder ſo genannten Kibitken, der Kalmücken, ſ. Th. XXII, S. 297, f.; die Hütten der Hottentoten, und der Kamtſchadalen, welche beyde letztern ich weiter unten beſchreiben werde. Eine Feldhütte, eine Hütte im Felde, zum Aufenthalte des Feldwächters; und in ſo fern eine ſolche Wachthütte im

Felde

Felde bloß zum Aufenthalte in derſelben zur Nachtzeit beſtimmt iſt, eine Nachthütte. Die Lauberhütte der Juden, von grünen Zweigen, die Schäferhütte, des Schäfers bey den Hürden, die Hundshütte, für Hunde, die Voglerhütte, worin ſich der Vogelſteller verbirgt u. ſ. f. Noah lag in der Mitte aufgedeckt; 1. Moſ. 9, 21. Die Hütte eines Hirten, Eſ. 38, 12. Auf den Schiffen wird der oberſte Theil oder Raum über dem halben Verdecke in dem Hintertheile eines großen Schiffes, welcher gemeiniglich von hinten, vorwärts gerechnet, 20 und mehr Fuß lang, und in 4 bis 5 kleinere Abtheilungen gebracht iſt, die Hütte, Schiffhütte, Hut, oder Hutte, genannt. Die hintere dieſer 5 Abtheilungen, welche ebenfalls Hütten genannt werden, begreift die ganze Breite des Hinterſchiffes in ſich, und iſt ungefähr 10 F. lang, ſonſt aber noch wohl ausgeputzt, als worin der Lieutenant und Schiffer logiren. Von den andern 4 Hütten ſtehen 2 zur Rechten, und 2 zur Linken, ſo, daß in der Mitte ein ziemlicher Raum bleibt. In der hinterſten Hütte zur Rechten befinden ſich die beyden Steuerleute, und in der vorderſten der Schiffsſchreiber; in der hinterſten zur Linken aber logirt der Obermeiſter oder Schiffschirurgus, und der Commandeur der Soldaten; in der andern der bey ihnen ſo genannte Domine oder Schiffsprediger. Ueber den Hütten befindet ſich die ſo genannte Campan oder Campanie.

Die Campen oder Campanie, Fr. Dunette, heißt, im Hintertheile großer Schiffe, das oberſte Stockwerk, in der Gegend, wo die Flagge wehet. Auf franzöſiſchen Schiffen haben daſelbſt der Schiffskapitän und Steuermann ihren Poſten und Aufenthalt. Auf Kriegsſchiffen iſt daſelbſt auch eine beſondere Stelle für den Trompeter, um Morgens und Abends abzublaſen, oder, wenn Feinde ſich nähern, Lärm zu blaſen. An dieſer Campanie werden auch die Laternen oberhalb des Schiffsſpiegels angezündet. Und wenn der Admiral daſelbſt die Flagge bey dem Stock aufziehen läßt, ſo iſt es ein Zeichen, daß er die Schiffscapitäne an Bord haben will.

Bey einigen heißt auch die Kajüte die Schiffhütte.

(b) Figürlich, ein jedes ſchlechtes, niedriges Gebäude, oft auch ein jedes Gebäude mit Verachtung.

* * *

Bey Betrachtung der Hütten im engern Verſtande, in ſo fern man beſonders die ſo genannten Hüttenwerke, oder die zu dem Bergbaue über der Erde gehörigen Gebäude darunter verſteht, werde ich zuvörderſt zeigen, was zu gründlicher Erlernung der Hüttenwerks-Wiſſenſchaften gehört, und wie ein junger Menſch ſich bey Beſuchung auswärtiger Hütten-Werke zu verhalten habe; und alsdann dasjenige, was überhaupt bey Anlegung eines Hüttengebäudes zu beobachten iſt, beſchreiben.

Zu Erlernung der Hüttenwerks-Wiſſenſchaften, wenn ein junger Menſch davon etwas rechtes und gründliches erlangen will, gehört viel; denn er muß nicht nur die Arbeiten, welche darin vorgenommen werden, an ſich lernen, ſondern er muß auch wiſſen, ein neues Hüttenwerk, aus dem Grunde auf, anzulegen, und daſſelbe in den Stand und Umgang zu bringen, wie auch, wenn es an Hüttenleuten fehlt, ſolche zu lehren und anzuziehen. Wer nun, nach jetzt beſchriebener Art, ein rechter Hüttenverſtändiger werden will, muß ſich von Jugend auf darauf legen, und die dazu erforderlichen Stücke, ſobald er im Stande und von ſolchen Jahren iſt, zu lernen anfangen. Zuvörderſt muß ein junger Menſch recht tüchtig ſchreiben und rechnen können, ehe er bey dem Hüttenwerke den Anfang macht. Hienächſt muß er die Geometrie und das Zeichnen lernen. Kann er auch Modelle in Holz ſchneiden, ſo kömmt ihm ſolches bey Anlegung eines Hüttenwerkes, und inſonderheit allerley Oefen, gar ſehr zu Statten; denn wenn ein Ofen nach dem verjüngten Maßſtabe in Holz geſchnitten iſt, können die Arbeits-Leute ſolche weit leichter und accurater verfertigen. Wenn nun ein junger Menſch etwa 15 Jahr alt iſt,

fängt er an, das Erz zu probiren, d. h. deſſen Gehalt durch die Schmelzung im Kleinen zu erforſchen, lernt hernach Silber brennen, Gold ſcheiden, und was dem anhängig iſt. Im 17 oder 18 Jahre fängt er bey der Hütte oder dem großen Feuer zu lernen an. Und zwar muß der Anfang bey der geringſten Arbeit gemacht, und allemal nur einerley vorgenommen werden; als: erſtlich röſten oder brennen, (da die räuberiſchen wilden Unarten, vermittelſt des Kohlen- oder Holzfeuers, aus den Erzen getrieben werden,) hernach ſchmelzen (die Metalle durch Schmelzung des Erzes von dem Geſteine und den Schlacken abſondern), treiben (das Silber durch den Fluß von dem Bleye ſcheiden), friſchen (das Bley aus der Glätte wieder herſtellen, imgleichen Friſchbley oder auch nur Glätte zu dem rohen Kupfer ſetzen, um vermittelſt derſelben das Silber aus dem Kupfer zu ziehen), gar machen (das Kupfer von allen fremdartigen Dingen reinigen), ſeigern (das im Friſchen mit dem Kupfer verbundene Bley und Silber wieder von demſelben ſcheiden), u. ſ. w. Ein junger Menſch muß aber nicht allein jedesmal nur einerley vornehmen, damit er allen ſeinen Fleiß und Aufmerkſamkeit ungetheilt auf jede Arbeit richten könne, ſondern er muß ſich auch in der gehörigen Ordnung damit beſchäftigen. Er muß daher das Treiben oder Garmachen nicht eher, als das Schmelzen, lernen. Wird er gleich Anfangs bey dem Treiben oder Garmachen angeſtellt, ſo lernt er hernach gewiß das Schmelzen nicht recht, woran doch am meiſten gelegen iſt. Denn was im Schmelzen verſehen wird, iſt nicht ohne große Kohlenverſchwendung und andern Koſtenaufwand wieder zu erhalten, indem das Nachſchmelzen der Schlacken gar weitläuftig iſt; wird aber ja bey dem Treiben, Friſchen oder Garmachen etwas verſehen, ſo kann ſolches eher und leichter wieder zuſammen gebracht werden.

Zu

Zu der Unterweiſung junger Leute müſſen tüchtige Meiſter ausgeſuchet werden, welche ihre Arbeit wohl verſtehen, und ſolche ordentlich führen, auch Luſt haben, Jemand etwas zu lehren.

Ein Lehrling hat ſich im Anfange bey der Arbeit vorzuſehen, damit er keinen Schaden nehme, ſich etwa verbrenne, oder zu ſchwer aufhebe, wovon Brüche, Verrenkungen ꝛc. entſtehen können; inſonderheit muß er von gehenden Zeugen gar wegbleiben, und nicht etwa in vollem Umgange der Wellen das Gebläſe ab= oder anhängen; denn dieſes muß der Meiſter ſelbſt verrichten. Auch iſt es nicht nöthig, daß der Lehrling anfänglich alle Tage auf der Hütte bey der Arbeit ſey, ſondern es iſt genug, wenn er wöchentlich nur 3 Tage und ein Par Nächte auf der Hütte iſt, und ſich des Werkes fleißig annimmt. Die übrigen 3 Tage in der Woche kann er in dem Laboratorio, zum Probieren, Scheiden u. d. gl. auch zum Schreiben, Rechnen, Geometrie, und Zeichnen, anwenden, oder ſich in Rechnungen üben, damit er, Hüttenbücher und andere Hüttenrechnungen zu führen, beyher lerne. Hat er auch Gelegenheit zu Büchern oder Handſchriften, worin von Hüttenwerken gehandelt wird, (wohin unter andern Cph. Andr. Schlüters gründlicher Unterricht von Hüttewerken, nebſt einem vollſtändigen Probierbuch, Braunſchw. 1738, f. n. 58 Kupfert. gehört) ſo muß er darin fleißig leſen, und bey denen, die es verſtehen, nachfragen, damit er deutliche Erklärung davon erhalte. Weil man auch bey vielen jungen Leuten findet, daß ſie, wenn ſie eine kurze Zeit bey einer Arbeit geweſen ſind, ſich gar leicht einbilden, daß ſie ſolches ſchon können, und ſich nicht länger dabey aufhalten dürfen, als z. B. bey dem Schmelzen, wenn ſie zur Noth eine Schicht durch den Ofen ſetzen können, und wiſſen, wenn die Form hell geht, daß ſie alsdann einen Trog voll von der Schicht auf ein Füllfaß Kohlen mehr ſetzen müſſen, oder, wenn die Naſe zu lang

und

und vor der Form dunkel wird, daß ſie alsdann an dem Satze abbrechen müſſen; ſolches aber will es bey weitem noch nicht ausmachen, ſondern er muß wiſſen, wenn die Arbeit nicht gut geht, woran es liege, wodurch er ſich helfen und ſolche wieder verbeſſern könne. Auch muß ſich ein Lehrling einige Unterſcheidungskennzeichen bekannt machen. Er muß ſich anfänglich zeigen laſſen, was für Gehalt die Erze haben, und was für Unart ſie bey ſich führen, wie dieſelbe davon gebracht werde, und wenn ſie vor dem Schmelzen, als: bey dem Scheiden, und im Röſten und Brennen, nicht davon kömmt, was für Schade in der Arbeit daraus entſtehen könne; ob die Erze ſtreng- oder leichtflüſſig ſeyn, woran man ſolches erkennen könne, und wie man deswegen ein jedes zum Schmelzen beſchicken müſſe; die rechten Kennzeichen der Schlacken, ob ſolche zu hitzig, flüſſig oder zu ſtreng gehen, was daraus entſtehe, wodurch einem jeden geholfen, und wodurch es in den rechten Gang gebracht werden könne. Deswegen iſt auch nöthig, dasjenige, was vorgeſchlagen (zur Beförderung des Fluſſes einem Mineral zugeſetzt) wird, recht zu erkennen, ob es flüſſig oder ſtreng, und was alſo zu jedem Schmelzen dienlich ſey, recht darauf zu treffen. Wie ſtark das Geblaſe (d. i. die zu einem Ofen gehörigen Blaſebälge mit ihrer Zurüſtung) gehen müſſe, iſt von einem Anfänger ſchwer nach dem Augenmaße zu lernen; um ſich nun ſolches zu erleichtern, darf er ſich nur eine langſame Art zu zählen, als von 1, 2, 3, bis 20 oder 30, angewöhnen; in welcher Zahl nun ein Balg auf oder nieder geht, darnach kann er ſolches notiren, wenn nämlich die Arbeit recht geht, und ſich hernach immer darnach richten, bis er, nach mehrerer Uebung, das Zählen nicht mehr nöthig hat. Kurz, ein Lehrling muß ſich von ſeinen Meiſtern recht zeigen laſſen, wie er einen Ofen von Grunde auf zurichten, in den Umgang bringen, die Form und das Gebläſe legen, und jede Arbeit von vorn an gehörig an-

anfangen, recht einrichten und vollführen müſſe, auch wie er allen Unglücksfällen, welche ihm dabey begegnen können, zuvor kommen, und ſich darin helfen müſſe.

Fremde Hüttenwerke zu beſuchen, und aller vorfallenden Hüttenarbeit ſich kundig zu machen, iſt für einen, der von Hüttenwerkswiſſenſchaften Profeſſion machen will, eine ſehr nützliche Sache, weil man nicht beſſer etwas lernen kann, als wenn man vielerley ſieht, und immer mehreres unter die Hände bekömmt, indem einem vielerley vorkömmt, worauf man vorher nicht gedacht, auch es zu erfahren keine Gelegenheit gehabt hat. Damit aber auch derjenige, welcher auf fremden und auswärtigen Hüttenwerken etwas lernen will, geſchickt dazu ſey, muß er vorher der einheimiſchen recht kundig und davon gründlich unterrichtet ſeyn; ſonſt kann er auf fremden Hüttenwerken ſich wenig Nutzen durch ſeine Reiſen ſchaffen; es wird ihm auch viel zu ſchwer, fremde Arbeit za lernen, wenn er nicht vorher einen guten Grund gelegt hat. Es müßte ſich auch einer in der Fremde viel länger aufhalten, wenn er die Arbeit daſelbſt erſt lernen wollte, und es würden daher die Reiſen koſtbarer, wie ſonſt werden.

So vielerley Hüttenwerk man antrifft, ſo vielerley Arbeiten findet man gemeiniglich; und wenn einem ſolche Arbeiten gleich ungewöhnt und fremd vorkommen, ſo haben ſolche doch ihren Nutzen; und man muß nur die Zeit daran wenden, und ſolche recht unterſuchen, inſonderheit die Eigenſchaften der Erze genau betrachten, und nach den Umſtänden des Ortes ſich erkundigen, ſo findet man leicht die Urſachen, warum ſolches Werk nach der Art eingerichtet iſt. Daher man ſich ſehr hüten muß, daß man bey einem fremden Hüttenwerke nichts verachte oder tadle, als wenn man ſolches beſſer verſtände, oder als würde es an ſeinem Orte beſſer tractirt; denn man macht ſich dadurch nur gehäſſig,

häſſig, und erhält von den Bedienten oder Arbeitsleuten bey fremden Hüttenwerken keine Nachrichten mehr. Es iſt auch nöthig, daß man von ſeiner Herrſchaft und Obrigkeit Vorſchriften und Recommendationen bey ſich habe, womit man ſich an jedem Orte, wohin man kömmt, ehe man ſich auf Hüttenwerken einfindet, bey der dortigen Obrigkeit und den Hüttenbedienten meldet, und um Erlaubniß bittet, ſich auf den dortigen Hüttenwerken aufzuhalten, und nach allen Umſtänden ſich genau erkundigen zu dürfen. Um deſto gewiſſer zu gehen, iſt es auch gut, wenn man bey eines jeden Ortes Obrigkeit oder Vorgeſetzten, eine ſchriftliche Ordre an die Hüttenbedienten, daß ſie einem nichts verſagen dürfen, ſich ausbittet. Weil aber öfters nicht viel umſonſt zu erhalten iſt: ſo muß man, nach Beſchaffenheit der Umſtände, wenn was zu lernen iſt, auch kein Geld anſehen, ſondern das nöthige dazu anwenden. Uebrigens muß ein Reiſender die Geometrie verſtehen, und zeichnen können, damit er die Hüttenwerke abmeſſe, und nebſt den Oefen in Riſſe bringe, um bey ſeiner Zurückkunft, dergleichen, wenn es erfordert würde, anlegen zu können.

Weil bei Betreibung eines Bergwerkes vornämlich dahin zu ſehen iſt, daß keine unnöthige Koſten angewendet werden, und inſonderheit darauf zu denken iſt, wie das Hüttenwerk, als das nöthigſte Stück bey Bergwerken, ſo eingerichtet werde, daß ſolches zum großen Nutzen des Bergwerkes gehen, und alle in dem Erze befindliche Metalle richtig ausgeſchmolzen (ausgebracht) werden können, auch Holz und Kohlen nicht überflüſſig verbrannt werden: ſo iſt bey Anlegung eines Hüttenwerkes zuvörderſt zu beobachten, daß ſolches, ſo nahe als möglich, bey das Bergwerk geleget werde, damit das Fuhrlohn von Erzen und Schlichen (dem klar gepochten, gewaſchenen und mit Waſſer noch

vermiſchten Erze,) nicht zu hoch komme, es wäre denn, daß wegen Lieferung des Holzes und der Kohlen darauf geſehen werden müßte, damit das Fuhrlohn davon dem Bergwerk auch nicht zu beſchwerlich falle. Man hat aber nicht allein darauf bedacht zu ſeyn, was von Holz und Kohlen von der Hand zu haben iſt, und was man vor Augen ſieht, ſondern auch was bey einem beſtändigen und ſtark umgehenden Bergwerke nach vielen Jahren erfordert werden möchte, damit, durch ſolche Anlegung eines Hüttenwerkes, das Bergwerk den Nutzen beſtändig behalten möge. Hienächſt hat man auch dahin zu ſehen, daß eine Hütte dergeſtalt angeleget werde, daß der Wind den Rauch wegtreibe, und dieſer die Leute bey der Arbeit nicht incommodire; indem öfters die Hütten ſo angelegt ſind, daß der Rauch vom Röſten und Brennen in die Schmelz- und Treibehütten ſchlägt, und aus dieſen alsdann die Leute bey dem Röſten und Brennen hindert, und ihrer Geſundheit nachtheilig wird. Es kann zwar ein Werk niemals ſo angeleget werden, daß ein Jeder auf den Hütten ohne alle Beſchwerde des Rauches arbeiten könnte; man kann aber doch dahin ſehen, daß die meiſten Winde das Werk nicht behindern; es ſey nun in Thälern, oder auf der Ebene, ſo muß man eine Zeit vorher die Winde obſerviren, wie dieſelben an ſolchen Orten ihr meiſtes Streichen haben.

Das Vornehmſte, was unter andern zu einem guten beſtändigen Hüttenwerke gehört, iſt ein guter Waſſerfall, vornämlich wenn dazu warme Waſſer mit zu haben ſind. Wenn auch ſolche gleich mit einigen Koſten aus warmen Brüchen oder Quellen herbey geführet werden müſſen, ſo hat es doch den großen Vortheil, daß des Winters die Hütten in beſſerm Gange bleiben, und nicht ſo viel geeiſet werden darf; auch iſt es für das umgehende Zeug viel beſſer. Schlüter hat zwar eine Art Oefen erfunden, und an die Radſtuben (den Raum

oder

oder Ort, worin ein Kunſt- oder Waſſerrad hängt,) legen laſſen, wodurch in dem ſtärkſten Winter die Waſſerräder ohne Eis erhalten werden, und die Arbeit in ihrem beſtändigen Umgange bleiben kann. (*) Es muß aber auch bey einem Hüttenwerke niemals an Waſſer fehlen; und deswegen muß man, wenn das Bergwerk etwa einen ſtarken Umgang des Hüttenwerkes erforderte, die Hütte, wenn ſich Gelegenheit dazu findet, an einen Fluß legen, damit, wenn ein Bergwerk ſich verbeſſert, man auch die Hütten vergrößern könne, und nicht nöthig habe, einen Theil davon an einen andern Ort zu legen, indem es in Anſehung der Aufſicht beſſer, auch viel nützlicher iſt, wenn die Gebäude eines Hüttenwerkes beyſammen liegen, als wenn ſie hier und da vertheilt ſind. In Ermangelung eines Fluſſes, muß man darauf bedacht ſeyn, ob man Teiche haben, oder ſolche anlegen, und dadurch das Hüttenwerk befördern könne. Sollte ſich in der Gegend, wo eben die Stelle zu der Hütte erwählet werden müßte, ein naſſer Boden finden, ſo muß ſolche Näſſe durch kleine in das Gebirge getriebene horizontale Canäle (Stollen, Waſſerſtollen) abgeleitet, und der Platz ganz trocken gemacht werden, weil ein feuchter Boden bey der Arbeit viel Schaden thun kann; und wenn gleich, wie gewöhnlich, unter die Oefen kreutzweiſe geführte Canäle (Abzüchte oder Abzüge) angebracht werden, ſo ſind ſolche doch nicht vermögend, wenn der Boden gar zu wäſſerig iſt, alle vorfallende Feuchtigkeiten abzuleiten. Der jetzt gedach-

(*) Ein ſolcher Ofen wird hinter das Waſſerrad an einer Seite geleget, hat auswendig ein Loch, wo das Holz hineingeworfen wird, und inwendig in der Radſtube nur eine Feuerſtelle, worauf das Holz brennt. Dieſe Radſtube muß dicht zugeſchlagen ſeyn, damit die Hitze nicht heraus gehen könne. Weil aber hiezu Holz erfodert wird, (wiewohl es nur ſchlechtes Holz ſeyn darf,) und Ort und Gelegenheit es nicht allemal verſtatten, Holz dazu anzuwenden: ſo wäre wohl beſſer, wenn ſolches durch warme Waſſer bewerkſtelliget werden könnte.

gedachten Umſtände wegen, muß daher, wenn es ſich in Anſehung der Lage oder Waſſerleitung thun laſſen will, eine Hütte, vorn wo die Oefen ſind, hoch geleget werden, hinten aber, wo das gehende Zeug und die Abführung der Waſſer, oder der Waſſerſtollen iſt, niedrig ſeyn, ob man gleich einige Stufen hinab ſteigen muß, wenn man unter das Zeug will; denn dadurch wird der Hütte viel Feuchtigkeit benommen, und es liegt dieſelbe auch viel geſunder, auch beſſer in Anſehung der Auslaufung der Schlacken, als worauf man mit zu ſehen hat, abſonderlich, wenn Schlacken vorfallen, welche zu keinem weitern Gebrauche abgefahren werden; für dieſe Schlacken muß man nämlich auf ſolche Pläze oder Hallen bedacht ſeyn, damit ſie den Materialien oder andern Gebäuden, welche bey den Hütten nöthig ſind, nicht den Raum benehmen, und im Wege liegen.

Bey Anlegung der Radſtuben iſt dahin zu ſehen, daß die Abführung des Waſſers durch den Stollen ſo angelegt werde, daß die Räder nicht ſtauch (im Stauche, Staue,) gehen, ſondern das Waſſer unter den Rädern ablaufe, wovon man vornämlich Nutzen im Winter hat, indem ein Rad, welches des Winters im Stauche geht, wegen des beſchwerlichen Eiſens nicht wohl im Umgange zu erhalten iſt, ſondern Schaden bey der Arbeit verurſachen kann, es wäre denn, daß die Wäſſer warm wären und nicht zufrören.

Wenn Hüttengräben angelegt werden, ſo müſſen ſolche nicht gar zu weit, ſondern etwas tief ſeyn, zumal wenn dieſelben etwas weit her geführet werden müſſen, ſo daß ſie beſſer bedeckt ſeyn können, damit des Winters, bey vielen Schneeblenden, die Waſſer nicht austreten, und dadurch die Oefen ſtehen bleiben, welches nicht wenig Schaden verurſachen könnte.

Daß hohe Waſſerfälle gut ſeyn, und dabey mit wenigen Waſſern auszukommen ſey, iſt bekannt.

Wenn man aber auch bedenkt, daß ein Waſſerrad bey den Hütten ſo gar ſchwere Arbeit nicht hat, indem an ein Rad oder an eine Welle ſich nicht mehr als 2 Zeuge oder 2 Oefen ſchicken: ſo darf ein Rad nicht über 16 bis 18 F. hoch ſeyn, indem man bey ſtarkem Waſſer mit 10 bis 11 Fuß auskommen kann, zumal man die Räder gern in den Hüttengebäuden anbringt. Wenn dieſelben alſo höher wären, müßte man deswegen die Gebäude größer machen, als ſonſt nöthig wäre, oder man müßte die Radſtuben zum Theil außerhalb den Hütten anlegen, welches aber des Winters ſchädlich iſt. Es kann auch ein Rad, wenn ſolches gleich nur 10 F. hoch iſt, ſeine Dienſte wohl thun, wenn es nur tüchtig gemacht wird. Es werden auch wohl zwey Radſtuben in den Hütten an einander geleget; welches in ſolchem Falle, wenn viele Oefen in der Hütte ſind, nicht zu ändern iſt. Eine Hütte muß alsdann länger gebauet werden, als ſonſt wohl nöthig wäre. Sind aber nur 4 Oefen in einer Hütte, ſo iſt es beſſer, daß an jedem Ende der Hütte eine Radſtube liege, und alſo keinen beſondern Raum einnehme.

Was ein Hüttengebäude an ſich ſelbſt betrifft, ſo wäre wohl eine gemauerte Hütte am beſten, und vor Feuersgefahr am ſicherſten. Weil aber gemeiniglich das Mauerwerk koſtbarer, als Holzwerk, iſt, ſo muß man ſich hierin nach eines jeden Ortes Gelegenheit richten, ob das Bergwerk, welches eine Hütte nöthig hat, auch im Stande ſey, viele Koſten daran zu wenden? oder was an einem Orte das wohlfeilſte und beſte ſey? ob Mauerwerk wohlfeiler und zuträglicher ſey, als wenn die Hütte von Holz gebauet würde? welches letztere zwar an einigen Orten koſtbar fällt, und doch nicht von der Dauer, wie das Mauerwerk, ſeyn kann. Es werden zwar öfters ſolche Hüttengebäude koſtbarer gebauet, als es nöthig iſt; allein, es iſt am beſten, wenn man nur dahin ſieht, daß dergleichen Gebäude die gehöri-

hörige Größe und Höhe haben, indem gar kein überflüſſiger Raum nöthig iſt, und ſolche Gebäude eigentlich nichts mehr, als nur ein bedeckter Ort und Schutz vor Wind und Regen, auch vielen Feuersbrünſten unterworfen ſind. Wenn bey einem Bergwerke ein Schmelzofen, ein Treibeofen, ein Friſchofen und ein Garherd angelegt wird: ſo kann man damit ſchon viel ausrichten. Kömmt ein Werk in mehrere Aufnahme, ſo kann das Hüttenwerk leicht vergrößert werden. Wird zu vorgedachten 4 Oefen ein Gebäude 90 Fuß lang, mit den Vorrathskammern, 76 F. breit, und 11 F. in den Ständern hoch, gebauet: ſo iſt zu der Arbeit Raum genug. Dieſes ſetze ich zur Nothwendigkeit. Iſt aber ein Bergwerk beſſere und größere Gebäude aufzuführen vermögend, ſo iſt deſto beſſer, und es ſteht einem jeden frey, daß er nach ſeinem Vermögen und Gutfinden das Werk einrichte. Von der Nothwendigkeit aber habe ein Profil beygefügt, wovon Fig. 1567 a) den Grundriß, und Fig. 1567 b) das Profil, beydes mit einem Durchſchnitte zeigt, worin zu 4 Oefen die Anlage gemacht iſt. Iſt, mehrerer Oefen wegen, eine längere Hütte nöthig, ſo kann etwas daran gebauet werden. Hat man nun von einem Bergwerke die Hoffnung, daß das Hüttenwerk vergrößert werden muß, und ſolches gemauert werden ſoll, ſo iſt gut, daß an der Seite, wo angebauet werden muß, die Wand von Holz gemacht werde, welche man, wenn das Gebäude verlängert werden ſoll, mit leichter Mühe wieder wegnehmen kann.

Erklärung des Kupfers, Fig. 1567 a), von einer anzulegenden Hütte.

A. Der Grundriß.

1. Das Fundament von der auswendigen Mauer, worin drey Thüren ſind. 2. Das Fundament von der Mittel- oder Hintermauer der Oefen. 3. Das Fundament von drey Pfeilern unter dem Vordertheile des Schor-

Schorſteines. 4. Das Fundament von vier Vorraths-kammern, jede mit einer Thüre, 5. Zwey Wellen, mit den Waſſerrädern und Radſtuben. 6. Kämme. 7. Hebewurf. 8. Der Grund von einem Geſtübe-Pochwerk. 9 Der Stollen, wodurch die Waſſer aus den Radſtuben abgeleitet werden. 10. Der Grund von den Kluftſäulen. 11. Der Grund von den Docken. 12. Der Waſſergraben, welcher in Bolen gefaſſet und mit Jochen umgeben iſt. 13. Das Gefluder auf die Waſſerräder. 14. Drey Treppen, vermittelſt deren man unter das gehende Zeug kommen kann. 15. Ein Kühlfaß zum Ablöſchen des Garkupfers. 16. Das Fundament von einem Schmelzofen. 17. Das Fundament von einem Friſchofen. 18. Das Fundament von einem Garherde. 19. Das Fundament von einem Treibeofen. 20. Ein Ofen von Ziegelſteinen, worin des Winters gefeuert wird.

B. Der Durchſchnitt von der Hütte.

1. Die drey Mauern der Hütte. 2. Die Vorder-ſchwelle der Kammern. 3. Die Radſtube. 4. Das Waſſerrad. 5. Der Stollen. 6. Die Sohle, worauf das gehende Zeug liegt, iſt 6 Fuß tiefer, als die Hütten-ſohle. 7. Die Hüttenſohle.

C. Der am Harze gewöhnliche Maßſtab von 1 Fuß, oder 12 Zoll, nach welchem der Riß aufgenommen iſt.

Erklärung des Kupfers, Fig. 1567 b).

A. Vorſtellung einer Hütte, in welcher 4 Oefen liegen.

1. Die Wände der Hütte, mit drey Thüren oder Ein-gängen in die Hütte. 2. Vier Vorrathskammern, de-ren jede aus der Hütte eine Thüre hat, und auswen-dig ein Fenſter mit eiſernen Gittern. 3. Die Hütten-ſohle. 4. Die Hintermauer von den Oefen. 5. Ein Schmelzofen. 6. Ein Friſchofen. 7. Ein Garherd. 8. Ein Treibeofen. 9. Hölzerne Blaſebälge, deren hin-ter jeden Ofen zwey liegen. 10. Das Gewicht mit Ketten, wodurch die Blaſebälge aufgezogen werden. 11. Ein Waſſerrad. 12. Das Gefluder auf das Waſ-rad. 12. Ein Dach von Ziegeln, welches darum offen gelaſſen iſt, damit man die Anlegung der Oefen ſehen könne. 14. Zwey Ausgänge von dem Schor-ſteinen oden Eſſen, welche von Latten und Lehm auf-

 geführt,

geführt, und inwendig in der Hütte ebenfalls, aus vorerwähnten Urſachen, weggelaſſen ſind. 15. Der Waſſergraben, welcher mit Bolen ausgefüttert und mit Jochen umgeben iſt.

B. Der Durchſchnitt von der Hütte.

1. Die Hintermauer der Hütte. 2. Die Vordermauer. 3. Die Mittelmauer. 4. Die inwendige Giebelwand. 5. Die Hüttenſohle und der inwendige Raum der Hütte 6. Eine Vorrathskammer. 7. Zwey Pfeiler, worauf der Schorſtein ruhet. 8. Der Schorſtein oder Eſſe, welcher von Latten, und mit Lehm überworfen iſt. 9. Die Sohle, worauf das gehende Zeug liegt. 10. Das Waſſerrad. 11. Die Welle. 12. Die Radſtube. 13. Der Stollen. 14. Das Gefluder. 15 Die Kluftſäule. 16. Die Docke. 17. Der Tretſchämel, womit der Balg niedergezogen wird. 18. Das Lager der Bälge. 19. Ein hölzerner Blaſebalg. 20. Das Gewicht oder der Schwängel, welches die Bälge aufziehen. 21. Stränge von eiſernen Ketten. 22. Ein Aſchenkaſten, welcher über dem Waſſerrade angeleget iſt. 23. Der Durchſchnitt des Friſchofens.

Die Beſchreibung der bey einem Hüttenwerke nöthigen Gebäude, als: des Kohlenſchoppens; des Geſtübe-Pochwerkes; des Krätz-Pochwerkes; der Wagenſchoppen; der Roſtſtätten, Roſtſchoppen oder Roſthütten, zu Silber-Bley- und Kupfererzen; der Brennöfen zum Erz- und Schlich-Brennen; der Schwefelhäuſer oder Schwefelhütten; der Schmelzöfen, und deren verſchiedenen Arten; als: über dem Tiegel, der Stichöfen, der Krummöfen, der halben Hohenöfen, und der Windöfen; der Treibeöfen; der Kupferbrechöfen; der Seigerherde; der Darröfen; der Garherde; der großen Gar- oder Spleißöfen; und der Arbeit bey Zugutmachung der Erze auf den Hütten, als: des Röſtens der Erze und Steine; des Brennens der Erze und Schliche in Brennöfen; der Schwefelarbeit; der Methoden, die Erze aus den Metallen zu bringen, als: des Amalgamirens, des Schmelzens der Erze, des Zugutmachens der Bleyerze durch

Bley-

Bleyroſtöfen, des Schmelzens des Kobaltes auf Silber; des Treibens; des Glättfriſchens; des Herdfriſchens; des Abſtrichfriſchen; des Bleyſteintreibens und deſſen Zugutmachung; der Zugutmachung der Kupfererze; des Kupfer= Erz= oder Kiesſchmelzens; des Kupferſchieferſchmelzens; des Cementkupferſchmelzens; des Kupferfriſchens; des Seigerns; des Kupfergarmachens; des Vitriolſiedens; des Pottaſchſiedens ꝛc. iſt in den davon handelnden beſondern Artikeln zu ſuchen.

* * *

In ſo fern man durch Hütte einen gemeiniglich auf kurze Zeit vor der Witterung bedeckten und eingeſchloſſenen Raum, allerley Verrichtungen darin vorzunehmen, verſteht, habe ich oben, die Hütten der Hottendotten, und der Kamtſchadalen, zu beſchreiben verſprochen.

Die Hottentotten wohnen nicht, wie Tachard berichtet, in Höhlen, ſondern wie die Tatarn, in Dörfern, mit denen ſie von einem Orte zum andern rücken. Sie nennen dieſelben Kraale. Gemeiniglich beſtehen dieſelben aus wenigſtens 20 Hütten, welche ſo dicht, als möglich, aneinander gebauet ſind. Man hält es für einen ſchlechten Kraal, wenn nicht mehr als 100 Perſonen darin ſind. Meiſtentheils haben ſie an 3 bis 400, ja manche an 500 Einwohner. In jedem Dorfe iſt nur ein einziger und zugleich ſehr enger Eingang. Die Hütten ſind, an den Ufern eines Fluſſes, wie es ſich am bequemſten thun läßt, in einem Kreis geſetzt, und Oefen ähnlich. Die Materialien derſelben ſind Stäbe und Matten. Die erſtern ſind von der Stärke eines Griffes an einer Harke, aber viel länger. Die Matten werden von den Weibern aus Binſen gemacht, und ſo dicht gewebet, daß kein Regen durchdringen kann. Der Boden dieſer Hütten iſt länglich rund; ſeine größte Länge etwa 14 Fuß, und die kürzeſte

ſte 10. Fuß. Querüber dieſen letztern befeſtigen ſie einen Stock bogenweiſe, ſo, daß ſeine beyde Enden in der Erde ſtecken, und der Gipfel dieſes Bogens iſt zugleich der Gipfel des Hauſes. Drey Bogen, welche mit dieſem parallel ſind, ſtehen vor ihm nach dem Eingange zu, und 5 hinterwärts ſchließen die Hütte. Sie bedecken ſolche nicht, wie Vogel ſagt, mit Stroh, ſondern mit Matten, deren Ecken ſo dicht über einander liegen, daß weder Wind noch Regen durchdringen kann. Die reicheren Hottentotten haben noch überdieß eine Bedeckung von Häuten über ihren Hütten. Der Eingang iſt etwa 3 Fuß hoch, und 2 F. breit, ſo, daß die Hottentotten auf allen vieren hinein kriechen. Inwendig oben an dieſer Thüre iſt ein Fell befeſtiget, welches ſie wie einen Vorhang in die Höhe ziehen und niederlaſſen können, und ſich dadurch vor dem Winde ſchützen. Wenn ihnen aber ſolches zu lange währet, ſo öffnen ſie die Thüre auf der andern Seite. Da weder Männer noch Weiber in dieſen Hütten ſtehen können, ſo hocken ſie platt auf den Hintern, welchen Sitz die Gewohnheit ihnen leicht gemacht hat. Eine Abbildung dieſer Dörfer und Hütten, ſiehe Fig. 1568. In dieſen großen und kleinen Hütten hält ſich nur eine Familie auf einmal auf, die aus 10 oder 12 Alten oder Jungen beſteht. In der Mitte der Hütte iſt ein großes, etwa 1 Fuß tiefes Loch, als ein Feuerplatz. An den Seiten ſind kleine Löcher, darin zu ſchlafen. Eine jede Perſon von jedem Geſchlechte hat ihre beſondere Schlafſtätte, darein legen ſie ſich zur Ruhe, und breiten ihre Mäntel (Kroſſen) unter ſich; die übrigen Kroſſen, nebſt ihren Bogen und Pfeilen, hängen an der Seite. Zwey oder drey Kochtöpfe, einer oder zwey zum Trinken, und einige irdene Gefäße zu Milch und Butter, machen ihren ganzen Hausrath aus. Weil der Rauch aus dieſen Hütten keinen andern Ausgang, als durch die Thüre, hat, ſo kann kein Europäer in den-

denſelben bleiben, wenn Feuer darin iſt; und es iſt zu bewundern, daß ſo niedrige, und aus ſo verbrennlicher Materie errichtete Hütten nicht anbrennen. Jede Hütte hat gemeiniglich einen Hund, zu Bewachung des Viehes und der Familie. Sie laſſen dieſelben nicht, wie einige vorgeben, bey dem Feuer bleiben, ſondern treiben dieſelben des Nachts hinaus, das Vieh, welches theils inn- theils außerhalb dem Kraal iſt, zu bewachen. Wenn es ihnen an Weide fehlt, oder ein Einwohner des Kraals eines natürlichen oder gewaltſamen Todes ſtirbt, ſo rücken ſie allemal mit ihren Wohnungen fort. Bey dem Wegrücken von dem Orte, den ſie verlaſſen, und bey der Ankunft auf dem Platze, den ſie zu einer neuen Wohnung erwählen, tödten ſie ein Schaf, und halten ein Feſt (ein Anderſmaken,) mit dem Unterſchiede, daß in dem letzten Falle die Weiber die Ceremonien verrichten, und die Männer davon ausgeſchloſſen ſind.

Kolbe gegenwärtiger Zuſtand des Vorgebirges der guten Hoffnung, Nürnb. 1719, f. S. 125.
Samml. aller Reiſebeſchreibungen ꝛc. 5. B. Leipzig 1749, 4. S. 154, f.

Die Wohnplätze der Einwohner in Kamtſchatka, beſtehen aus einer oder mehrern Hütten, welche zuſammen mit einem Erdwalle oder mit Pfahlwerk umgeben ſind. Dieſe Dörfer, welche gemeiniglich höchſt unbeträchtlich ſind, nennen ſie Oſtrogen. Die Bauart ihrer Hütten iſt ſonderbar. Fig. 1569 a), bildet eine kamtſchadaliſche Winterhütte von innen, und Fig. 1569 b), eine kamtſchadaliſche Sommerhütte, ab.

Die ſüdlichen Kamtſchadalen bauen gemeiniglich ihre Dörfer in dicke Wälder und andere Plätze, welche von Natur ſtark ſind, nicht weniger als 20 Werſte von dem Meere; ihre Sommerwohnungen aber legen ſie nahe an den Mündungen der Flüſſe an. Die Einwohner an dem penſchinskiſchen Meerbuſen in dem öſtlichen

ſte 10. Fuß. Querüber dieſen letztern befeſtigen ſie einen Stock bogenweiſe, ſo, daß ſeine beyde Enden in der Erde ſtecken, und der Gipfel dieſes Bogens iſt zugleich der Gipfel des Hauſes. Drey Bogen, welche mit dieſem parallel ſind, ſtehen vor ihm nach dem Eingange zu, und 5 hinterwärts ſchließen die Hütte. Sie bedecken ſolche nicht, wie Vogel ſagt, mit Stroh, ſondern mit Matten, deren Ecken ſo dicht über einander liegen, daß weder Wind noch Regen durchdringen kann. Die reicheren Hottentotten haben noch überdieß eine Bedeckung von Häuten über ihren Hütten. Der Eingang iſt etwa 3 Fuß hoch, und 2 F. breit, ſo, daß die Hottentotten auf allen vieren hinein kriechen. Inwendig oben an dieſer Thüre iſt ein Fell befeſtiget, welches ſie wie einen Vorhang in die Höhe ziehen und niederlaſſen können, und ſich dadurch vor dem Winde ſchützen. Wenn ihnen aber ſolches zu lange währet, ſo öffnen ſie die Thüre auf der andern Seite. Da weder Männer noch Weiber in dieſen Hütten ſtehen können, ſo hocken ſie platt auf den Hintern, welchen Sitz die Gewohnheit ihnen leicht gemacht hat. Eine Abbildung dieſer Dörfer und Hütten, ſiehe Fig. 1568. In dieſen großen und kleinen Hütten hält ſich nur eine Familie auf einmal auf, die aus 10 oder 12 Alten oder Jungen beſteht. In der Mitte der Hütte iſt ein großes, etwa 1 Fuß tiefes Loch, als ein Feuerplatz. An den Seiten ſind kleine Löcher, darin zu ſchlafen. Eine jede Perſon von jedem Geſchlechte hat ihre beſondere Schlafſtätte, darein legen ſie ſich zur Ruhe, und breiten ihre Mäntel (Kroſſen) unter ſich; die übrigen Kroſſen, nebſt ihren Bogen und Pfeilen, hängen an der Seite. Zwey oder drey Kochtöpfe, einer oder zwey zum Trinken, und einige irdene Gefäße zu Milch und Butter, machen ihren ganzen Hausrath aus. Weil der Rauch aus dieſen Hütten keinen andern Ausgang, als durch die Thüre, hat, ſo kann kein Europäer in

den-

denſelben bleiben, wenn Feuer darin iſt; und es iſt zu bewundern, daß ſo niedrige, und aus ſo verbrennli=cher Materie errichtete Hütten nicht anbrennen. Jede Hütte hat gemeiniglich einen Hund, zu Bewachung des Viehes und der Familie. Sie laſſen dieſelben nicht, wie einige vorgeben, bey dem Feuer bleiben, ſondern treiben dieſelben des Nachts hinaus, das Vieh, welches theils inn= theils außerhalb dem Kraal iſt, zu bewachen. Wenn es ihnen an Weide fehlt, oder ein Einwohner des Kraals eines natürlichen oder gewaltſamen Todes ſtirbt, ſo rücken ſie allemal mit ihren Wohnungen fort. Bey dem Wegrücken von dem Orte, den ſie verlaſſen, und bey der Ankunft auf dem Platze, den ſie zu einer neuen Wohnung erwählen, tödten ſie ein Schaf, und halten ein Feſt (ein Anderſmaken,) mit dem Unterſchiede, daß in dem letzten Falle die Weiber die Ceremonien verrichten, und die Männer davon ausgeſchloſſen ſind.

Kolbe gegenwärtiger Zuſtand des Vorgebirges der guten Hoffnung, Nürnb. 1719, f. S. 125.
Samml. aller Reiſebeſchribungen ꝛc. 5. B. Leipzig 1749, 4. S. 154, f.

Die Wohnplätze der Einwohner in Kamtſchatka, beſtehen aus einer oder mehrern Hütten, welche zuſammen mit einem Erdwalle oder mit Pfahlwerk umgeben ſind. Dieſe Dörfer, welche gemeiniglich höchſt unbeträchtlich ſind, nennen ſie Oſtrogen. Die Bauart ihrer Hütten iſt ſonderbar. Fig. 1569 a), bildet eine kamtſchadaliſche Winterhütte von innen, und Fig. 1569 b), eine kamtſchadaliſche Sommerhütte, ab.

Die ſüdlichen Kamtſchadalen bauen gemeiniglich ihre Dörfer in dicke Wälder und andere Plätze, welche von Natur ſtark ſind, nicht weniger als 20 Werſte von dem Meere; ihre Sommerwohnungen aber legen ſie nahe an den Mündungen der Flüſſe an. Die Einwohner an dem penſchinskiſchen Meerbuſen in dem öſt=

lichen

lichen Ocean, wohnen lieber ganz nahe auf der Küſte des Meeres.

Nach Anzahl der Perſonen ſind die Oſtrogen entweder groß oder klein, wie auch die einzelen Wohnungen oder Hütten, ihrem inwendigen Raume ſelbſt nach. Jede Oſtroge, ſo klein ſie iſt, ſieht von fern, wegen der zweyfachen Wohnungen, Ambaren und Balaganen, ſehr groß und anſehnlich aus. Zu Anfange des Novembers beziehen ſie ihre unterirdiſche Winterwohnungen, worin ſie bis zu Anfange des Aprils bleiben. Denn, wenn der Schnee und die Erde aufthauet, welche niemals, des hohen Schnees wegen, ſtark zufriert, ſo werden die unterirdiſchen Wohnungen voll Waſſer, und ſie reteriren ſich alsdann in die Sommerwohnung, oder Balaganen, welche in der Luft wie ein Taubenhaus auf Pfählen erbaut ſtehen. Zu den Winterwohnungen graben ſie die Erde 3, 4 bis 5 Schuh tief aus, in der Form eines länglichen Quadrates; die Breite und Länge derſelben wird nach dem Verhältniſſe der Anzahl der Perſonen, die ſie bewohnen ſollen, beſtimmet. Die ausgegrabene Erde werfen ſie 2 Schuh breit auf allen Seiten von dem Rande der Grube um dieſelbe herum; alsdann hauen ſie ſo viel geſpaltene Rinden oder Weidenſtöcke, in der Länge von 5 bis 6 Fuß, und ſchlagen einen dicht bey dem andern an den Wänden der Grube herum in die Erde, daß ſie insgeſamt oben einerley Höhe behalten. Zwiſchen dieſe Stöcke und die Erde legen ſie dürres Stroh, damit die Erde nicht durchfalle, und die in der Hütte aufbehaltenen Waaren von der unmittelbaren Berührung der Erde nicht ſchimmelig oder roſtig werden, auch nichts dazwiſchen falle und verloren gehe. Hierauf laſſen ſie ein Geſims von Erde, rings herum 1 Schuh breit, legen rings um die Grube große Balken ins Gevierte, welche ſie von außen wieder mit Pfählen und Stöcken in die Erde verrammeln, damit ſie nicht aus-

wärts

wärts weichen können. Alsdann ſetzen ſie 4 Pfeiler, ſo hoch ſie die Hütte in der Mitte haben wollen, welche oben wie Gabeln ausgehauen ſind; auf dieſe legen ſie ins Gevierte, wie ein Roſt, 4 Balken, und befeſtigen dieſelben mit Riemen an den Pfeilern. An dieſe legen ſie von allen Seiten Dachſparren an, und befeſtigen ſie an den Roſt mit Riemen, unten aber verhütten die rings herum gelegeten Hölzer das Ausweichen. Zwiſchen die Dachſparren legen ſie dünnere Stangen, und auf dieſe quer kleine Hölzer, ſtatt der Platten, dicht aneinander. Dieſes ganze hölzerne Dach belegen ſie, ½ Schuh hoch, mit Stroh, ſchütten darauf die ausgegrabene Erde, und treten ſie mit den Füßen feſt. In die Mitte der Hütte machen ſie den Feuerherd zwiſchen 4 dünnen Pfeilern, welche oben die Hüte, und an der einen Seite mit 2 Pfeilern den Eingang befeſtigen, welcher neben dem Feuerherd iſt, und zugleich das Rauchloch abgiebt, durch welches der Rauch ſich hinaus zieht. Dem Feuerherde gegenüber machen ſie einen Canal, welcher 8 Schuh, auch wohl 2 Faden lang iſt, nachdem die Wohnung groß und lang iſt, und außerhalb der Wohnung fortgeht, welcher bey dem Feueranmachen aufgedeckt, und wenn daſſelbe ausgebrannt iſt, zugemacht wird. Sie richten ſich mit dem Zugloche nach keiner gewiſſen Gegend, ſondern ſorgen nur dafür, daß es allezeit gegen den Fluß gerichtet ſey. Der Wind kann allenthalben frey hinein ſtoßen; und damit ſolches deſto beſſer geſchehe, ſtellen ſie den Deckel des Zugloches wie einen Schirm, dem Winde gegenüber, daß ſich dieſer daran ſtoßen und ſtärker hinein ziehen muß. Wenn man in die Wohnung will, muß man durch das Rauchloch auf einer Leiter ſteigen. Dieſe Leiter oder Treppe beſteht aus einem einzigen geraden Balken von mittelmäßiger Dicke, ins Gevierte gehauen, auf welchem von unten bis oben kleine dreyeckige Stücke Holz zu Fußtritten genagelt ſind; und

Keiner hat wohl jemals an ein Geländer gedacht. (*) Dieſe Leiter ſteht gemeiniglich nahe bey dem Feuerherde; daher, wenn die Hütte geheitzt iſt, die Tritte derſelben ſo heiß werden, und der Rauch ſo dick iſt, daß derjenige, welcher auf- oder abſteigt, erſticken möchte, wenn er deſſen nicht gewohnt iſt. Allein, die Einwohner oder Itälmen finden keine Schwierigkeit dabey; und ob ſie gleich nur ihre Zehen auf die Tritte feſt ſetzen können, ſo ſpringen ſie doch darauf wie die Eichhörner, ja ſo gar die Weibsperſonen nehmen keinen Anſtand, mit ihren Kindern auf dem Rücken, durch den Zugcanal, welcher zugleich das Repoſitorium für das Küchen- und Tiſchgeräth abgiebt, hinauf zu klettern, obgleich eine andere Oeffnung vorhanden iſt, die nur ihrem Geſchlechte zum Durchgang frey ſteht. Inwendig in der Hütte ſind überall Hölzer in das Quadrat gelegt, zwiſchen welchen jeder ſeine Schlafſtelle und ſein Apartement hat. Die Schlafſtellen ſind insgeſamt mit Strohmatten (Tſchirellen) belegt, auf welche ſie des Nachts Reunthier- oder Seehundsfelle ausbreiten, und ſich darauf in ihrer Kuklanke ſchlafen legen. Die Stelle, dem Zugloche gegenüber, iſt in der Hütte die Oberſtelle. Daſelbſt pflegten ſie ehemals, ſo bald die Hütte errichtet war, den Schutzpatron Nuſautſch (welches ein Stückchen Holz war, daran ein Kopf ausgeſchnitten war) anzuſchlagen, dem ſie ſich, ihre Wohnung, und alle Arbeit darin, beſtens empfahlen, auch bey allen glücklichen Fällen entweder ein blutiges Maul machten, oder ein Halstuch von Slatka Drawa oder Kyprei verehrten. Ein jeder hat neben ſich bey ſeiner Schlafſtelle die nöthigſten Dinge zur Haushaltung oder

zu

(*) Man darf ſich über die elende Treppe der Kamtſchadalen nicht verwundern; dergleichen ſind in Deutſchland auf den Dörfern, beſonders in den Scheunen und Kirchthürmen noch üblich; und ſo gar das alte edle Haus Gradenigo in Venedig, führt dergleichen ſilberne Treppe im rothen Felde zum Wappen.

zu ſeinen Geſchäften liegen, wie denn auch auf den Geſimſen rings herum alles voll gelegt und voll geſtopft iſt.

Die Einwohner auf Lavatka und den kuriliſchen Inſeln, welche in allen Stücken reinlicher und artiger ſind, beobachten auch in ihren Winterwohnungen eine beſſere Art der Structur. Dieſe ſind ſo groß, daß 50 Menſchen bequem darin übernachten können; ſie ſind auch nicht ſo räucherig; und ob man gleich durch das Rauchloch in die Hütte ſteigen muß, ſo iſt doch ſolches nicht ſo beſchwerlich, wie bey den Itälmenen anderer Orten, weil die Wohnungen ſehr hoch ſind, der Feuerherd mitten in der Hütte, das Rauchloch aber ſehr weit davon, an dem Ende der Hütte entfernt iſt. In großen Oſtrogen ſind zwar mehrere dergleichen Winter- und unterirdiſche Wohnungen; eine aber, wo der Tajon wohnt, und die Gäſte und Reiſenden logiren, iſt die größte und meublirteſte unter allen, und es kommen darin an Feſttagen, auch im Winter bey Nachtzeit, zu Erſparung des Lichtes, alle zuſammen. Nachdem ſie getauft ſind, und kennen was Schande ſey, hat jede Familie ihre Schlafſtelle mit einem Vorhange bey Nachtzeit verdeckt.

Die Sommerwohnungen werden von den Coſaken Balagane genannt; darin wohnen ſie den ganzen Sommer über. Jede Familie oder jeder Hausvater hat ſeinen beſondern Balagan, weil ſie weniger Mühe, als die Winterwohnungen, erfordern, auch weder Licht noch Holz nöthig haben. Die Balagane ſind runde und viereckige Hütten, unten breit und oben ſpitzig, wie eine Piramide, gebauet, und auf 9 oder 12 Pfeilern ſtehend, mit Riemen befeſtigt. Das Obertheil beſteht aus lauter Stangen, welche an dem Gipfel an einander gebunden ſind; alle dieſe Stangen ſind mit Stroh belegt und bedeckt. Es ſind dieſelbe mit 2 Thüren, davon die eine nach Süden und die andere

nach

nach Norden ſteht; diejenige Seite, von welcher der Wind geht, wird vermacht. Dieſe Balagane ſind ſo dicht aneinander gebaut, und man kann von einem auf den andern vermittelſt Brücken oder übergelegter Breter kommen. Da vormals 100 und mehr Balagane an einem Orte ſtanden, ſo konnte man von einem zu dem andern, wie in einer Stadt durch Straßen, kommen. Durch dieſe Nachbarſchaft geſchahen aber öfters die größten Unglücksfälle, beſonders Brand; denn da dieſe Hütten aus lauter Stroh beſtehen, ſo breitet ſich die Flamme dermaßen ſchnell aus, daß Niemand in der Geſchwindigkeit von denſelben kommen kann, beſonders wo ſich viele Alte und Kinder darin befinden. Es geſchieht auch bisweilen, daß dieſe Vogelhäuſer von Winden umgeriſſen werden. Wer ſich zum erſtenmal auf einem Balagan aufhält, wird im Kopfe ſchwindelig, weil die Hütte ſich beſtändig, beſonders bey ſtarkem Winde, wie eine Wiege bewegt. Außer dieſem dienen die Balagane zu Proviantbehältniſſen und Vorrathshäuſern, ſowohl für Menſchen als auch Hunde; und ſie ſind auf Kamtſchatka, wegen der ſtarken Regengüſſe und der davon entſtehenden feuchten Luft, von unumgänglicher Nothwendigkeit. Da dieſe luftige Hütten überall von den Winden durchſtrichen werden, ſo kann der daſelbſt aufbewahrte Vorrath nicht ſo leicht verderben. Was man hingegen im Oſtrog in niedrigen Ambaren und Kaſten verwahret, wird in einigen Monaten ſo naß, daß, wenn man nicht beſtändig darnach ſieht, und es immer an der Luft trocknet, alles verfault. Es ſcheint auch, daß die vormals ſehr häufig geweſenen Füchſe, welche ſo gar alles aus den Hütten raubten, zu dieſen Vorrathshäuſern in der Höhe Gelegenheit gegeben haben. Doch ſind einige Hunde ſo künſtlich, daß ſie auf die Balagane ſteigen, welches man ihnen aber durch große Stangen, welche ihnen, wie den Schafhunden, an den Hals gebunden wer=

werden, zu vermehren ſucht. Eine andere Beſchwerde auf den Balaganen iſt, daß die Kinder manchmal von oben herab ſich zu Tode fallen, oder wenigſtens Arme und Beine brechen. Unter den Balaganen trocknen die Kamtſchadalen Fiſche (ſ. Fig. 1469 b)), wo ihnen zwar die Luft, aber keine Näſſe beikommen kann, imgleichen Wurzeln und Kräuter; auch ſtellen ſie ihre Schlitten und andere Geräthſchaften darunter. An den Pfeilern binden ſie ihre Hunde an. Da die Fiſche an verſchiedenen Orten gefangen werden müſſen, ſo können die Kamtſchadalen überall gleich Balagane, aber keine andere Ambaren, in Ermangelung großer Waldungen, errichten. Jeder, welcher ſeine Wohnungen an dem Fluſſe und Oſtrog hat, hat daneben ſeine Balagane an der Mündung, um die Fiſche darunter zu trocknen. Die Kamtſchadalen laſſen auch, wenn ſie im Herbſte von der Fiſcherey und Jagd zurück kommen, ihre getrocknete Fiſche hier, bis ſie dieſelben im Winter nachholen können; und dieſes geſchieht ohne weitere Wache, als daß ſie die Leiter wegnehmen.

Außer den Sommer- und Winter-Wohnungen, ſind bei jedem Oſtrog, wie auch an der See, Strohhütten befindlich, welche unmittelbar auf der Erde ſtehen. In dieſen kochen die Einwohner für die Hunde, an der See aber kochen ſie Salz und Fett darin. Wo ein Kamtſchadal übernachtet, bauet er ſich ſogleich aus langem und hohem Graſe eine Hütte, und man trifft daher dergleichen ſehr häufig an den Flüſſen und Torffeldern an. Die Coſaken nennen ſolches Barabaren, am Kamtſchatka Paſapar.

Steph. Kraſcheninnikow Beſchreib. des Landes Kamtſchatka, Lemgo, 1766, 4. S. 219, fgg.
Neue Mannigfaltigk. 1. Jahrg. Berl. 1774, gr. 8. S. 101, f.
Ge. Wilh. Stellers Beſchreib. von dem Lande Kamtſchatka ꝛc. Fr. und L. 774, gr. 8. S. 212, fgg.

Hütte, (Bley=) eine Hütte, in welcher die Bleyerze ausgeſchmelzet werden; ſ. Th. V, S. 682, fgg.

— — (Eiſen=) diejenige Hütte, wo der Eiſenſtein gepocht und geſchmelzt wird. In weiterer Bedeutung wird auch wohl der ganze Umfang aller zur Zubereitung des Eiſens gehörigen Werkſtätte, eine Eiſenhütte genannt. Siehe Th. X, S. 578.

— — (Feld=) } ſ. oben, S. 330
— — (Filz=) }

— — (Gieß=) ſ. Gieß=Haus.

— — (Gift=) ſ. Th. XVIII, S. 528.

— — (Glas=) ſ. Th. XVIII, S. 686.

— — (Hunds=) ſ. oben, S. 331.

— — (Kalk=) ſ. in K.

— — (Lauber=) ſ. oben, S. 331, u. in L.

— — (Meſſing=) ſ. in M.

— — (Nacht=) ſ. oben, S. 331.

— — (Pech=) } ſ. in P.
— — (Pferch) }

— — (Salpeter=) ſ. in S.

— — (Schäfer=) ſ. oben, S. 331, u. in S.

— — (Schieß=) ſ. in S.

— — (Schiff=) ſ. oben, S. 331.

— — (Smelz=) } ſ. in S.
— — (Seiger=) }

— — (Vogler=) ſ. oben, S. 331, u. in V.

— — (Ziegel=) ſ. in Z.

Hütten=Amt, ein Collegium verſchiedener Perſonen, welches die Aufſicht über das Schmelzweſen eines Bergwerks=Diſtrictes hat, und welchem zuweilen noch ein Oberhütten=Amt vorgeſetzt iſt.

Das Oberhütten=Amt zu Freyberg beſteht aus einem Ober=Hüttenverwalter, Ober=Hüttenvorſteher, Ober=Hüttenreiter, Ober=Schieds=Guardein, Glätt=Factor u. ſ. f.

Hüt=

Hütten-Arbeiter, ein Arbeiter im Bergbaue, welcher bey einer Schmelzhütte und den dazu gehörigen Anſtalten verpflichtet iſt; im Gegenſatze des Gruben-Arbeiters.

Hütten-Centner, ein Centner, ſo wie er in den Schmelzhütten üblich iſt, wo er auf 115 Pfund gerechnet wird.

Hütten-Departement. Das Bergwerks- und Hütten-Departement des königl. preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directorii, in Berlin, iſt eins der im J. 1766 errichteten Special-Departemente, und verſieht die oberſte Aufſicht und Verwaltung aller Bergwerksſachen, mit Inbegriff der Torfgräbereyen und Mühlerſteinbrüche, in ſämtlichen Provinzen; Schleſien nicht ausgenommen. Ein wirklich dirigirender geheimer Staats- und Kriegs-Miniſter, (jetzt des Freyherrn von Heinitz Excell.) iſt, als Ober-Berghauptmann, Chef deſſelben; auch ſind, außer den dabey arbeitenden geheimen Finanz-Kriegs- und Domänen-Räthen, noch einige Kunſtverſtändige als Ober-Bergräthe angeſtellt.

Im J. 1777 bewilligten Se. Maj. der König, den ſämtlichen Berg- und Hütten-Officianten in königl. Landen, eine beſondere Uniform, welche in braunen Röcken, und bleichgelben Aufſchlägen, Weſten und Beinkleidern beſteht. Auf den länglichen metallenen Knöpfen, ſind Bergwerks-Inſtrumente zu ſehen. Der Quaſt an dem Degengefäße (die Porte-épée), iſt golden, mit brauner Seide melirt.

Hütten-Factor, ein landesherrlicher Factor bei einer Schmelzhütte, welcher über deren Bedürfniſſe Rechnung führt, und das ausgeſchmelzte Erz den Hüttenſchreibern überliefert.

Hütten-Gekrätz, dasjenige Gekrätz, welches bey dem Schmelzen der Erze abſpringt, und hernach beſonders zu gute gemacht wird.

Hütten-Gericht, ein Gericht, welches die Gerichtbarkeit über Schmelzhütten und die dabey befindlichen Perſonen in Rechtsſachen hat.

Hütten-Gezäh, im Bergbaue, alle in einer Schmelzhütte zum Ausſchmelzen der Erze nöthige Werkzeuge; ſ. Gezäh.

Hütten-Graben, ſ. oben, S. 340.

Hütten-Herr, der Eigenthumsherr einer Fabrik, welche den Namen einer Hütte führt; beſonders einer Schmelzhütte.

Hütten-Hundert, Hütten-Tauſend, ſind auf den Glashütten, inſonderheit bey dem Verkaufe der Bouteillen (Butteln), gewöhnliche Benennungen. Ein Hüttenhundert macht 25, und ein Hüttentauſend 10mahl 25, oder 250 Stück.

Hütten-Inſpector, ſ. Th. X, S. 629.

Hütten-Kanne, ſ. Th. X, S. 673.

Hütten-Katze, eine Krankheit, welcher die Bergleute und Hüttenarbeiter wegen der eingeſogenen metalliſchen Ausdünſtung am häufigſten unterworfen ſind, und welche in einer Lähmung, vornehmlich aber in Engbrüſtigkeit und Abzehrung beſteht; die Bergſucht, Kolik von Poitou; ſ. Katze 1. und Kolik.

Hütten-Leute, alle bey einer Fabrik, welche den Namen einer Hütte führt, beſonders bey einer Schmelzhütte, befindliche Perſonen.

Hütten-Meiſter, ein vereidigter Mann, welcher einer mit dem Namen einer Hütte belegten Fabrik vorſteht, und in engerer Bedeutung, der nächſte Vorgeſetzte einer Schmelzhütte; Böhm. Hurmiſtr.

Ein Hüttenmeiſter muß auf alle Perſonen, welche in der Hütte arbeiten, fleißig Achtung geben, damit ein Jeder das Seinige, was ihm anbefohlen iſt, treu und fleißig verrichte. Hienächſt muß er auch wohl zuſehen, daß alle Erze und Schliche, welche man in die Hütte zu ſchmelzen bringt, richtig gewogen werden,

auch

auch die Roſt = und Schlich = Brenner dieſelben gebührend ausbrennen, und, wenn ſie ausgebrannt ſind, rein aus dem Ofen heraus nehmen. Er muß auch nichts anders eher hinein bringen laſſen, damit keine Fehler vorgehen, auch den geröſteten Schlich hernach wieder wägen, und ſehen, was ihm abgegangen iſt. Vornehmlich aber muß er wohl zuſehen, daß die Schmelzer den Herd im Ofen recht ſchlagen, die Spur (d. i. den runden vertieften Zirkel im Treibeherde, worin ſich das Blickſilber ſetzt, imgleichen eine ähnliche Vertiefung in dem hohen Ofen und Krummofen, in welcher das geſchmolzene Metall zuſammen fließt, wohl ausſchneiden, und hernach gebührendermaßen den Ofen zumachen, auch alle abgehobene Schlacken und Rinden fleißig zerſchlagen und beſichtigen, damit nichts von dem Metalle mit auf dem Hüttenhof in die Halde geſtürzet werde. Um beſſerer Aufſicht willen, müſſen zween Hüttenmeiſter beſtellt werden, damit einer des Nachts das Gehörige veranſtalte, und jeder, mit dem andern abwechſelnd, 12 Stunden ſtehe.

Hütten=Nicht, ein Nicht, oder weißer metalliſcher Ruß, welcher ſich vorn an dem Schmelzöfen anſetzt; ſ. Nicht.

Hütten=Rauch, ein im höchſten Grade giftiger Ruß, welcher ſich, in Geſtalt eines Rauches, bei dem Röſten oder Schmelzen und Abtreiben arſenikaliſcher Erze an den Wänden der Roſtſtäten Schmelzöfen und Abtreibeheerde, wie auch in eigenen hierzu gemachten krummen Rauchfängen, kreidenweiß, auch wohl ſchwefelgelb oder roth anlegt; Giftmehl, weil er die Geſtalt eines Mehles hat. Durch weitere Zubereitung wird daraus der Arſenik verfertiget. Siehe Th. II, S. 465. fgg. Gemeiniglich werden Hüttenrauch und Arſenik als gleichbedeutende Namen genommen.

Hütten=Rege, bey den Vogelſtellern, ein lebendiger Vogel über einer Voglerhütte, welcher vermittelſt eines

Fadens auf und nieder gezogen werden kann, die wilden Vögel dadurch anzulocken.

Hütten-Reiter, (von dem Oberd. reiten: rechnen,) ein Hüttenbedienter, welcher über alle Schmelzhütten eines Diſtrictes die Rechnungen führt, und oft noch einen Ober-Hüttenreiter über ſich hat. Siehe Hütten-Amt.

Hütten-Schreiber ein Bedienter bey einer Schmelzhütte, welcher die Beſchickungen bey einem großen Schmelzen macht, und alles, was bey einer Hütte niedergeſchrieben werden muß, niederſchreibt. Bey einem Hüttenamte befindet ſich gleichfalls ein Hüttenſchreiber.

Hütten-Span, in den Zinnhütten, ein breites Holz, die Arten des Zinnſteines darauf mit Röthel zu verzeichnen.

Hütten-Steiger, ein Steiger bey einer Schmelzhütte, welcher derſelben unter dem Hüttenmeiſter vorgeſetzt iſt, und auch der Vorläufer genannt wird.

Hütten-Tauſend, ſ. Hütten-Hundert.

Hütten-Verwalter, ein Hüttenbeamter, welcher die Hüttengebäude in ſeiner Aufſicht hat, für die Abrichtung der Hüttenarbeiter ſorget, Holz und Kohlen herbey ſchaffen läßet, und oft noch einen Ober-Hüttenverwalter über ſich hat. Siehe Hütten-Amt, und Th. X, S. 728.

Hütten-Vogt, bey einigen Schmelzhütten, ein Vogt oder Aufſeher, welcher Acht hat, daß das Schmelzen auf die gehörige Art verrichtet werde.

Hütten-Wächter, ein Wächter bey einer Fabrik, welche den Namen einer Hütte führt, beſonders bey einer Schmelzhütte.

Ein Hüttenwächter muß auf alle Arbeiter in der Hütte wohl Achtung geben, damit ſie, ihren Pflichten gemäß, die ihnen anbefohlene Arbeit treu und redlich verrichten; wenn er aber einen und den andern faul und

und müßig findet, muß er es dem Hüttenreiter ſogleich hinterbringen. Auch muß derſelbe dahin ſehen, daß durch die Dieberey von der Hütte nichts veruntreuet werde; ſorgfältige Aufſicht auf das Fuhrwerk haben, damit man, bey Führung der Erze, Schlichtholz und Kohlen richtig auflade; hernach mißt er auch dem Schmelzer die Kohlen auf einer Schicht genau zu, ſchreibt alles an die Tafel, und numerirt es nebſt der Zechen Namen, wovon geſchmelzet wird. Bleibt etwas Holz oder Kohlen bey dem Röſten und Schmelzen übrig, ſo muß er es wieder zurück nehmen, und von der angeſchriebenen Summe abziehen, damit er richtig Nachricht habe, was von Holze und Kohlen auf jede Zeche aufgegangen iſt. Endlich muß derſelbe auch in der Hütte auf die Blaſebälge und das Feuer Acht haben, damit dem Landesherren und den Gewerken dadurch nicht irgend Schade geſchehe.

Hütten-**Wäſcher**, ein Hüttenarbeiter, welcher das Hüttengekrätz wäſcht, und zum Schmelzen vorbereitet.

Hütten-**Werk**, ſ. oben, S. 332, fgg.

Hütten-**Zeichen**, ein Zeichen, womit eine jede Hütte in dem Bergbaue ihr Werkzeug bezeichnet.

Hütten-**Zinn**, ſ. unter Zinn.

Hutzel, (die) in den gemeinen Sprecharten, inſonderheit in Niederſachſen, in der Schale getrocknete oder gebackene Birnen und Aepfel, beſonders von ſchlechterer Art (ſ. Th. V, S. 484); in Baiern Kletzen, an andern Orten Knödel, in Oeſtreich Aepfel- oder Birnſpaltel.

Entweder von dem noch in gemeinen Mundarten üblichen hutzen, hutzeln, ſchneiden, verhuntzeln, verſchneiden, verhunzen, weil ſie gemeiniglich in 4 Theile getheilet werden, oder auch von dem gleichfalls noch hin und wieder üblichen hutzeln, runzelig werden, hutzelig, runzelig, weil dergleichen gedörrtes Obſt ſehr runzelig iſt. Im Holländ. iſt Hotte, geronnene Milch. Siehe Schütten.

Huy, ſ. Hui.

Huy, Hui, Hoye, eine angenehm liegende biſchöflich-lüttichiſche Stadt, im Lande Condroz, an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Hoioul aufnimmt, in einem Thale. Die Maas theilt ſie in zween Theile, welche aber durch eine ſteinerne Brücke zuſammen hängen. Ob gleich die Stadt in den vormaligen Kriegen viel gelitten hat, und inſonderheit im J. 1715 ihrer Feſtungswerke beraubt worden iſt, ſo enthält ſie doch viele ſchöne Häuſer, 15 Kirchen, 17 Klöſter, eine Abtey, und noch verſchiedene Kapellen, Bequinerhäuſer und Hoſpitäler; ſie hat auch viele Papiermühlen und Eiſenwerke. Die umliegende Gegend liefert Eiſen, Allaun, Schwefel, Steinkohlen, Wein, Getraide, und andere Früchte.

Huvacas. Dieſen Namen geben die Spanier den Schätzen, welche die alten Einwohner von Amerika zu der Zeit, da die Spanier zuerſt daſelbſt Eroberungen machten, vergraben hatten. Man findet noch heut zu Tage bisweilen dergleichen Huvacas unter dem Schutte der alten indianiſchen Tempel; die Hälfte davon muß an den König von Spanien abgegeben werden.

Huzza! iſt bey den Engländern ein freudiger Zuruf oder ein Freudengeſchrey, welches die Deutſchen zuweilen durch hui ſa ſa! oder hob ſa ſa! ausdrücken.

Hyacinth, (der) aus dem Griech. ὑάκινθος, und Lat. Hyacinthus, Holl. Hyacinth, Fr. Hyacinte, (oder etymologiſcher Hyacinthe), der Lyncur der Alten, bey den Neuern, ein hochgelber, in das Rothe ſpielender, oder braungelber, und zuweilen nur gelblicher, oder blaßgelber, quarzartiger, mehrentheils ſechseckiger und durchſichtiger, im Anbruch glänzender Edelſtein, welcher, wiewohl er am Stahl Feuer giebt, doch an Härte und Schwere dem Diamant, Rubin, Sapphir und Topas weicht, und im Feuer mit einem Zuſatze (in ſehr ſtarkem Feuer auch ohne Zuſatz) ſchmilzt, und ſeine Farbe verliert. Linne rechnet ihn unter die Zahl der

zu ſeinem Salpetergeſchlechte (Nitrum) gehörigen Kryſtalflüſſe (Quarzflüſſe, oder gefärbten Kryſtalle, Nitrum Fluor,) und bezeichnet ihn alſo: Nitrum lapidoſum quarzoſum octecaëdrum purpureo - fulvum. Den Namen Hyacinth ſoll er daher erhalten haben, weil einige unter ihnen die Farbe der Blume gleiches Namens hätten. Man könnte freylich dawider manches einwenden; allein, es ſtand doch wohl demjenigen, der einen Stein zuerſt entdeckte, frey, demſelben einen Namen von einem Körper zu geben, bey welchem er einige Aehnlichkeit zu finden glaubte. Einige nennen dieſen Edelſtein auch den Goldſtein, und ſehen dabey auf ſeine rothgelbe Farbe. (*)

Die Alten haben unſtreitig dieſen Stein gekannt, doch unter einem andern Namen beſchrieben; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, wie auch Hill dafür hält, daß ſie den Lyncurium für denjenigen Stein gehalten haben, welchen wir nunmehr den Hyacinth nennen. Daß auch einige der Alten ihren Hyacinth für einen violetten oder rothblauen Stein gehalten haben, beweiſet des Plinius Beſchreibung deſſelben, wenn er ſagt: „Der „Hyacinth iſt von dem Amethyſt ſehr verſchieden, ob „ſie gleich einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen. „Die Violfarbe des erſtern iſt in dem letztern bleicher. „Der Hyacinth iſt zwar den Augen angenehm, jedoch „pflegt dieſes Angenehme ſie nicht lange zu reizen. „Aethiopien iſt das Vaterland dieſes Steines.“ Wenn wir dieſe Beſchreibung des Plinius genau erwägen, ſo ſcheint daraus zu folgen, daß die dunkel violetten Steine, Hyacinthe, die weißlich oder hell violetten aber Amethyſte wären genannt worden. Ob die in die Violfarbe fallenden Granate hieher gerechnet werden können, bleibt eben ſo ungewiß. Ob es aber gleich ſehr

 wahr=

(*) In dem alten Gedichte auf den heil. Anno heißt er der Jachanit, im Heldenbuche Jachande, bey dem Etterlin Jaßcink, welche insgeſamt aus Hyacinth verderbet ſind.

wahrſcheinlich bleibt, daß des Theophraſt's Lyncur der Hyacinth ſey, ſo bleibt uns doch jederzeit eine große Schwierigkeit übrig, des Theophraſt's und Plinius Beſchreibungen dieſes Steines zu vergleichen, weil Letzterer ausdrücklich ſagt, daß der Hyacynth ein violfarbiger Stein ſey.

Unſere jetzige Hyacinthe kommen aus verſchiedenen morgenländiſchen Gegenden, inſonderheit aus Cambona, Cananor, Calecut, und der Inſel Zeylon. Man findet ihn auch in Kamtſchatka, Grönland, Norwegen, in Italien und Frankreich, in der Schweitz, in Ungarn, Böhmen und Sachſen.[1]

Die kryſtaliniſche Geſtalt der Hyacinthe iſt ein Prisma, welches 4, 5 oder 6 ungleiche Seiten hat, und ſich in eine vier= fünf= oder dreiſeitige ungleiche ſtumpfe Spitze endiget. Der größte Theil dieſer Edelſteine wird als Kieſel gefunden.

Da bey allen Edelſteinen die Schriftſteller in Beſchreibung der Figur derſelben, ſehr von einander abgehen, ſo findet dieſe Verſchiedenheit in ihren Ausſprüchen, inſonderheit aber auch bey dem Hyacinth Statt. Deliſle, da er nur die Kryſtallen der orientaliſchen Edelſteine bey der Beſchreibung derſelben, in ſeinem Eſſai de Cryſtallographie, à Par. 1772, 8. unterſuchte, hat nicht mehr als eine einzige Varietät finden können, die er alſo beſchreibt: Priſme court octaëdre par la ſection des quatre angles ſolides du priſme précédent; d'ou réſulte pour le priſme quatre hexagones alternes avec quatre rectangles. Les plans rhombeaux des pyramides devienent des pentagones irréguliers par la ſection d'un de leurs angles.

M. A. Capeller, im Prodr. Chryſtallogr. Lucern. 1717, und 1723, S. 29, Tab. 3, Fig. 15. beſchreibt einen zwölfſeitigen orientaliſchen Hyacinth, mit einer länglich vierſeitigen Säule, welche ſich in 2 gleiche vierſeitige kurze Pyramiden endigt, deren Flächen an die Winkel der Säule paſſen, daß ſolcher Geſtalt 4 ſechseckige Flächen die Säule und 8 rhomboidaliſche Flächen die Pyramide bilden.

Orientaliſcher ſechzehnſeitiger Hyacinth (daſ. Fig. 12.) hat eine kurze achtſeitige Säule, deren 8 Flächen wechſelsweiſe

weiſe ein Sechseck und ein rechtwinkeliges längliches Viereck formiren. Die rhomboidaliſchen Flächen der Pyramide werden ungleiche Fünfecke, weil der eine ihrer Winkel abgeſchnitten iſt.

Achtzehnſeitiger Hyacinth (daß Fig. 16,) hat 12 ſechseckige und 4 viereckige Flächen. Delisle bemerkt, daß dieſes die Form der ſchwarzen Zinngraupen ſey. Vielleicht gehört dieſer Hyacinth zu der gelbrothen Granatart.

Das Davilaiſche Verzeichniß beſchreibt, Th. 2, S. 256, No. 622, unter der Benennung Hyacinthe chryſopraſe der Italiäner, den occidentaliſchen ſaffrangelben Hyacinth, welcher in folgender Kryſtalliſation am häufigſten vorkömmt. Er hat eine vierſeitige Säule, welche ſich an beyden Enden in eine vierſeitige Pyramide ſchließt, deren jede Fläche rhomboidaliſch und wechſelweiſe den Flächen der Säule entgegen geſetzt iſt. Einige dieſer Kryſtallen haben eine ſehr kurze Säule, und formiren folglich 16 Flächen, nämlich zur Pyramide 8 rhomboidaliſche, zur Säule 4 Sechsecke und 4 Vierecke.

Delisle, in ſeiner Cryſtallographie, S. 234, iſt ungewiß, ob auch die orientaliſchen Hyacinthe die zuvor beſchriebenen Kryſtallformen beſitzen. Es iſt aber gewiß, daß ſie ſolche Bildung nicht nur wirklich haben, ſondern daß auch in Polen, Böhmen, Schleſien, und andern europäiſchen Gegenden, als woher ſie, nach Delisle Meinung, am häufigſten kommen, die guten Hyacinthe etwas ſehr ſeltenes ſind.

Linné behauptet, daß es keine ächte Hyacinthe gebe. Er kannte aber nur Hyacinth-Kryſtall, oder den unächten Hyacinth, von dem doch der ächte ganz unterſchieden iſt. Am beſten findet man dieſen Unterſchied in der von Hrn. Weigel heraus gegebenen Kryſtallographie, S. 199 und 247, angegeben.

Die eigenthümliche Schwere des Hyacinthes verhält ſich, zu der Schwere des Waſſers, wie 2631, zu 1000.

Die Hyacinthe ſind weit härter, als die Smaragde, und ſchmelzen für ſich nicht. Im gelinden Feuer werden ſie mattroth, im ſtärkern aber, mit Sand oder Kalk vermiſcht, werden ſie beynahe weiß, behalten aber doch ihre Klarheit, und werden alsdann von den Juwelieren

Cer-

Cerconier oder Zirconier genannt. Dieſe weißlich gebrannte Hyacinthe gerathen oft ſo ſchön, daß ſie, wenn ſie wie Roſenſteine (Roſetten) geſchliffen und gut gefaßt ſind, den ſchlechten ſtrohgelblichen Diamanten am Glanz und Feuer ſehr nahe kommen, und manchmal wirklich für Diamanten verkauft worden ſind. Mit Borax ſchmelzen ſie, wie auch Quiſt durch ſeine Verſuche bewieſen hat, zu einem weißen klaren Glaſe.

Delisle gedenkt einiger Hyacinthe, welche weiß, mit Gelb, und andern Farben gemiſcht ſind; dieſe verſchiedene Farben aber nimmt man bloß an gebrannten wahr. Ob Delisle wirklich die Hyacinthe im ſtarken Feuer unveränderlich gefunden hat, muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen. Wahre ächte ſäulenförmige, orientaliſche und occidentaliſche, Hyacinthe laſſen ſich Anfangs hellgelb, und hernach auch ziemlich weiß brennen, ſo daß ſie alsdann noch harte Steine bleiben, und durch Schleifen und Poliren einen ſchönen feurigen Glanz annehmen.

Pott, in der Fortſetz. der chymiſchen Unterſuch. S. 45, und Gerhard, im 1. Th. der Beytr. zur Chymie, verſichern, daß der orientaliſche Hyacinth ſich ſo gar im heftigen Feuer zum Schmelzen bringen laſſe. Letzterer hat ihn in eine bläuliche Schlacke, und Erſterer zu Glaſe und in eine dunkel- und ſchwarzbraune Maſſe geſchmolzen. Beyde ſchreiben dieſe Schmelzbarkeit einer eiſenhaften Beymiſchung zu. Pott's Verſuchen zufolge laſſen ſich viele kleinere Hyacinthe in eine große Maſſe zuſammen ſchmelzen, welche die vorige Härte behält, wobey aber die Farbe und Durchſichtigkeit verloren geht.

Einige gebrannte Hyacinthe, wenn ſie durch das Feuer feine Riſſe und Federn bekommen, werden dadurch opaliſirend.

Eine Neuere folgen hierin noch den Alten, daß ſie die Hyacinthe in männliche und weibliche theilen; da man denjenigen Hyacinth deſſen Farbe in das Hochrothe ſpielt, den männlichen, und den, deſſen Farbe matter und blaſſer iſt, den weiblichen zu nennen pflegt. Eben ſo verhält es ſich mit der Eintheilung in orientaliſche und occidentaliſche, wobey die Juwelier die

die ſchönen und hochfarbigen orientaliſche, die weniger feurigen und blaſſern aber occidentaliſche zu nennen pflegen, ob ſie gleich, ſo wenig von dem einen, wie von dem andern, den Geburtsort wiſſen.

Der Farbe nach, hat man folgende Arten:

1. Der Scharlach = Hyacinth, Hyacinthus mas *Agricolae*, Fr. la belle Hyacinthe, iſt unſtreitig der ſchönſte und ſeltenſte. Er hat eine hohe, brennende in das Scharlachroth ſpielende, Aurora = Farbe, und kömmt dem hochrothen Granat (Vermeille) ſehr gleich. Er kömmt aus Arabien, Cananor, Calicut und Camboya. Blancourt hält, wie wohl irrig, dafür, daß er allein ſeine Farbe im Feuer behalte. Es kann auch gar wohl ſeyn, daß diejenigen, welche ſehr in das Rothe fallen, ehemals von den Alten zu den Carbunkelarten, und von einigen Neuern zum Rubin = Spinall gerechnet worden ſind.

Nach Davilla, im Catal. de Curioſ. 2 Th. S. 256, Nr. 632, iſt Hyacinthe vermeille der Giacintho guarnacino der Italiener, und eigentlich der carmeſinrothe in die Granathblüthfarbe fallende Hyacinth.

2. Der orangen = oder ſaffranfarbige Hyacinth, Hyacinthus colore croceo *Waller*. Hyacinthus femina *Agric.* Fr. Hyacinthe ſafranée, iſt nicht ſo ſelten, auch nicht ſo hart, und hat keinen ſo feurigen Glanz, wie der ſcharlachfarbige, ob er gleich ein ſchöner und angenehmer Stein iſt. Seine Farbe kömmt dem Saffran und der Orangenfarbe näher, und ſpielt nicht ſo ſchön; zuweilen fällt ſie in das Gelb der Ringelblume. Er kömmt aus Braſilien, in vierſeitigen Kryſtallen, welche an beiden Enden in eine Pyramide von eben ſo vielen Seiten zulaufen.

3. Der citronenfarbige, hellgelbe Hyacinth, welchen Wallerius, und Andere, für den Leucochryſos oder Xyſtion des Plinius und den Xantion des Theophraſt's, wiewohl nicht mit hinlänglichen Grün-

den,

den, halten, könnte wohl mit mehrerm Rechte zu den Topasarten gezählet werden.

4. Der bernſteinfarbige, gelblich weiſe Hyacinth, Fr. Hyacinthe ſuccinée, ſieht dem Bernſteine ſo ähnlich, daß er ſich bloß durch die Härte, und durch den Mangel der elektriſchen Kraft, davon unterſcheidet. Einige halten ihn für des Plinius Chryſelectron.

5. Der honigfarbige Hyacinth, Fr. Hyacinthe mielée, iſt an Farbe und Glanze dem Honig gleich, und wird für des Plinius Melichryſum gehalten. Es iſt ein mattrother Stein, welcher wegen ſeiner ſchwachen und dunkeln Farbe unanſehnlich, und von geringem Werthe iſt.

6. Der milchfarbige Hyacinth, Fr. Hyacinthe d'émail, oder Hyacinthe Soupe de laït, iſt faſt einem weißgelben Bernſteine gleich, mehrentheils von der Größe und Geſtalt eines mittelmäßigen Salzkornes.

Einige machen dieſe drey leztere Arten zu Varietäten der Topaſe; allein, da ſie weder die Klarheit der Topaſe beſitzen, noch im Feuer ſo feſt, als Topaſe oder Chryſolithe, beſtehen: ſo ſind ſie unter die mehr oder weniger durchſichtigen Hyacinthe zu rechnen.

Endlich findet man 7. noch in Spanien und Frankreich, gewiſſe gelblich rothe Kryſtalliſationen, welche etwas ähnliches mit den Hyacinthen haben. Sie ſind mehrentheils nur von der Größe und Dicke eines Stecknadelknopfes, und werden von den Spezereyhändlern und Droguiſten, welche dergleichen führen, falſche oder unächte Hyacinthe, Hyacinthenflüſſe, L. Pſeudo-hyacinthus, Iris Briſtolienſis, coloris hyacinthini *Luidii*, Fr. Hyacinthe fauſſe, Hyacinthe de Compoſtelle, Jargon oder Jargon d'Auvergne, genannt, vielmals aber von ihnen für wahre Hyacinthe ausgegeben.

Cartheuſer ſchreibt, in ſeinen mineralog. Abhandlungen, Gieſſ. 1771, 8. daß die orientaliſchen

Hya-

Hyacinthe, zumal wenn ſie groß ſeyn, gemeiniglich Luftbläschen enthalten, die kleinen hingegen häufiger rein gefunden würden, und daß ſolche Bläschen der Schönheit des Steines nichts benehmen. Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß man ſehr ſelten große Hyacinthe ſieht, welche ganz rein und durchſichtig ſind, doch wird man Bläschen nicht ſo häufig darin finden, wohl aber groß und kleine Federn, ſo, daß letzte oft nur ſehr zarte Punkte, wie eingeſprengter Staub, vorſtellen. Es bleibt zugleich eine ausgemachte Wahrheit, daß alle dergleichen Fehler, wenn ſie auch wie Bläschen ausſehen, ſowohl dem Hyrcinthe, als allen andern Edelſteinen, und ihrer Schönheit und Vollkommenheit ſehr nachtheilig ſeyn. Siehe Th. X, S. 100, f.

Die Entſtehung der Farbe dieſer Edelſteine ſchreibt man dem Bley und Eiſen zu, wie denn auch die falſchen Hyacinthe, oder Hyacinthenflüſſe, gemeiniglich vom Bleyglaſe gemacht werden.

De adulteratione hyacinthi per vitrum Saturni, ſ. JO. JAC. MANGETI *Bibl. pharm. med.* To. I. Genev. 1703, f. S. 997.

Ihr Werth iſt nicht ſonderlich groß, denn man hält ſie den Chryſolithen und Amethiſten gleich; alle drey aber werden eben nicht ſehr geſucht.

Der Hyacinth wird auf der bleyernen Scheibe mit Schmergel geſchliffen, und auf der zinnernen mit Tripel polirt, und erhält bey der Faſſung eine röthliche oder blaſſe Goldfolie. Er läßet ſich auch, weil er weich iſt, leicht ſchneiden. Es koſtet aber die Faſſung und die Arbeit des Steinſchneiders mehr, als der Stein ſelbſt.

Die alten Aerzte dichteten dem Hyacinth vorzüglich herzſtärkende und dem Gifte widerſtehende Kräfte an, und er wurde unter allen Edelſteinen am häufigſten gebraucht. Man macht daraus eine Tinctur oder Eſſenz, und, mit andern koſtbaren Simplicien, eine Latwerge, welche Confectio de hyacintho, und beſon-

ſonders bey den Franzoſen im Gebrauche iſt. Der Hyacinth iſt aber eben ſo unkräftig, und, zu einem groben Pulver geſtoßen, eben ſo ſchädlich, als ein jeder anderer Edelſtein: auch ſind die erwähntermaßen daraus bereitete Tinctur und Latwerge unnütze Arzeneyen, welche von vernünftigen Aerzten nicht mehr verordnet werden.

Von der Confectione de hyacintho, ſ. Bresl. Samml v. J. 1717. S. 432 --- 435.

Hyacinthe, (die) gleichfalls aus dem Griech. und Lat. Hyacinthus, (*) Fr. Jacinte; etymologiſcher Jacinthe ein Pflanzengeſchlecht, deſſen Blume keinen Kelch, ſondern nur ein glockenförmiges, und in ſechs auswärts gebogene Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, ſechs kurze Staubfäden, einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege, und oberwärts an dem Fruchtkeime drey Soniggruben zeigt. Die dreyeckige Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern rundliche Samen. Weil das Blumenblatt nicht in allen Arten von gleicher Geſtalt iſt, haben **Tournefort**, und mit **Ludwig**, auch Andere, zwey Geſchlechter angenommen, und diejenigen, deren Blumenblatt länglich, röhrenförmig, und in ſechs tiefe Einſchnitte zertheilt iſt, die eigentliche Hyacinthe, diejenigen aber, bey welchen daſſelbe mehr bauchig und ey= oder kugelförmig, und oben mehr geſchloſſen iſt, und ſich nur mit fünf kurzen Zäckchen endigt, Traubenhyacinthe, Muſcari genannt. Hr. v. **Linné** vereinigt beyde Geſchlechter in eins; wiewohl Hr. v. **Haller** an den Traubenhyacinthen keine Honiggruben wahrgenommen hat.

An einigen Orten nennt man die Hyacinthen **Märzblumen**; allein dieſer Name iſt zu unbeſtimmt, weil er anderswo eben ſo wohl auch der Narciſſe, den Schnee=

(*) Vermuthlich, ſo fern die gewöhnlichſte Farbe ihrer glockenförmigen Blumen bey den Alten die himmelblaue war, welche auch ihr Hyacinth, und unſer heutige Amethyſt hat.

Schneeglöckchen (Leucoium vernum L.), den Blumen des Huflattiches (Tuſſilago), und noch andern Frühlingsblumen beygeleget wird.

I. Die eigentlichen Hyacinthen haben eine wahre Zwiebelwurzel, welche aus vielen über einander liegenden Häutchen beſteht. Dieſe treibt viele lange, faſt gleichbreite, zugeſpitzte, ſaftige Blätter, und einen nackenden Stängel, welcher ſich mit einer Blumenähre endigt. Der Unterſchied, wodurch die Arten beſtimmet werden, iſt vornämlich in der Blume ſelbſt zu ſuchen. Die bekannteſten Arten ſind folgende:

1. Die gemeine blaue Hyacinthe; engliſche glockenförmige Hyacinthe; ſpaniſche blaue Hyacinthe. L. Hyacinthus oblongo flore cæruleus major *C. B.* Hyacinthus non ſcriptus, ſ. Hyacinthus Dioſcoridis *Dod.* & *Dalechamp.* Hyacinthus angelicus *Penæ, Gerard. Beſler.* Hyacinthus angelicus & belgicus *Lobel.* & *J. B.* Hyacinthus belgicus non ſcriptus *Camer.* Hyacynthus hiſpanicus *Cluſ.* Hyacinthus floribus baſi globoſis, tubo cylindrico apice ſexpartito revoluto *Haller.* Hyacinthus non ſcriptus, corollis campanulatis ſexpartitis apice revolutis *Linn.* In den Verzeichniſſen der holländiſchen Gärtner heißt ſie ſchlechtweg Hyaciuthus corollis campinulatis, oder Hyacinthus belgicus. Fr. Jacinthe bleue ordinaire. Sie wächſt wild in England, (wo man ſie Hare-bells nennt,) Spanien, Frankreich, Italien, und der Schweitz, in Wäldern und Hecken, und iſt der folgenden orientaliſchen Art in allem ähnlich, nur in der Blüthe unterſchieden. Bey jeder Blume ſtehen zwey lange Blattdecken, das Blumenblatt iſt glockenförmig, und die ſechs Einſchnitte ſind lang, drey davon größer, und mit den kleinern wechſelsweiſe geſtellt, und die Spitzen von allen rückwärts gebogen. Der Staubweg iſt beſtändig naß. Die natürliche Farbe der Blumen iſt blau; ſie verändert ſich aber, wie bey der folgenden

auf mancherley Weiſe, denn es giebt auch weiße, purpurrothe und fleiſchfarbige, doppelte und gefüllte. Indeſſen werden doch dieſe Varietäten weniger, als von der erſten Art, geachtet, indem die Blumen weniger ſtark und angenehm riechen.

2. Die orientaliſche (morgenländiſche) trichterförmige Hyacinthe, Hyacinthus orientalis *C. B.* Hyac. orientalis major & minor *Dodon.* Hyac. orientalis, flore pleniſſimo albo, intus eleganter roſeo, clavo conico obtuſo, petalis valde reflexis *Mill.* Hyac. orientalis, corollis infundibuliformibus ſemiſexfidis, baſi ventricoſis *Linn.* Fr. Jacinthe orientale. Dieſes iſt diejenige Art, welche von den Gärtnern und Blumenliebhabern vorzüglich geſchätzt wird, und woraus ſie eine ungeheure Menge der ſchönſten und wohlriechendſten, bald einfachen, bald doppelten, bald gefüllten Varietäten von mancherley Farben aus dem Samen ziehen.

Daß die Hyacinthen mit unter die ſeltenſten Blumen gehören, iſt daraus zu ſchließen, weil ihr Preis zuweilen ſehr hoch ſteigt, und es Liebhaber gegeben hat, welche für eine einzige Zwiebel 100 bis 1500 holländ. Gulden bezahlt haben. Es iſt auch in der That ein ganz ungemeines Vergnügen, welches ein Kenner dieſer Blumen empfindet, wenn er einen ſchönen Flor derſelben erblickt. Denn es übertrifft immer eine Blume die andere an Schönheit, und man kann die Wunder der Natur an denſelben nicht genug betrachten. Die Hyacinthe hat, neben ihrem gar vortrefflichen Geruche, eine ſolche Pracht der Farben, daß ihr keine andere Blumen den Namen der Königin der Blumen ſtreitig machen kann. Sie hat ihre eigene und erhabene Zierde, ob gleich ein feinerer Geſchmack erfordert wird, ihre Schönheit zu empfinden, als die prahlende Pracht einer Tulpe, oder die Mannigfaltigkeit der Nelke und Ranunkel gewahr zu werden. Ihre eigentliche Schönheit

heit hat Hr. Inſp. Schmahling, in ſeiner Ruhe auf dem Lande, Th. V. S. 1 — 88, vortrefflich entwickelt.

Der Urſprung der orientaliſchen Hyacinthen verliert ſich in dem dunkeln Alterthume. Ob Moſes, in ſeinem zweyten Buche, von der Farbe der Hyacynthe, der Blume, oder des Hyacinthes, des Edelſteines, rede, iſt ungewiß. Man hat ihre Farbe ſowohl durch Himmelblau, als auch Purpur, Scharlach, Gelb und Grau bezeichnet. Man hat gezweifelt, ob **Dioſcorides** in ſeiner Beſchreibung der Blume, welche er Ὑακινθος nennt, mehr eine Iris, als Hyacinthe, gemeint habe. Die Menge der oben beſchriebenen gemeinen blauen Hyacinthen, welche man in Wäldern und Hecken findet, läßt uns glauben, daß die erſte Hyacinthe blau war; wenn man aber doch etwas auf die Mythologie und Geſchichte bauen kann, ſo wird man behaupten, daß ſie roth geweſen ſeyn müſſe. **Ovid** läßt ſie aus dem Blute des **Hyacinthus** (*) entſtehen; **Plinius** und **Pauſanias**, welche doch nicht als Dichter hätten ſprechen ſollen, aus dem Blute des **Ajax**, welcher bey Salamin getödtet war.

In Aſien und Afrika ſoll dieſe Art wild wachſen, und die Farbe ihrer Blumen mehrentheils weiß ſeyn.

(*) Hyacinthus, war ein junger Prinz in Lakonien, und ein Sohn des Oebalus. Er hatte es in den Wiſſenſchaften, beſonders in der Dichtkunſt, ſehr weit gebracht, und war daher ein vorzüglicher Liebling des Apollo. Als er ſich einſt mit dem Apollo im Scheibenwerfen übte, fuhr ihm der Wurfteller (Diſcus) an den Kopf; und dieſes Unglück ſchrieb man der Bosheit des auf den Apollo eiferſüchtigen Boreas (oder Nordwindes) zu, welcher durch ſein Blaſen den Wurfteller aus ſeiner erſten Richtung gebracht hätte. Umſonſt that Apollo mit den kräftigſten Kräutern Verſuche, dem Hyacinth das Leben zu retten. Hyacinth ſtarb an der Wunde. Hierauf verwandelte Apollo ſeinen Liebling in eine Blume dieſes Namens, auf deren Blättern man noch jetzt die Ausdrücke der Wehmuth des Apollo, nämlich aï, aï deutlich leſen will, und woher vermuthlich auch die botaniſche Benennung Hyacinthus ſcriptus entſtanden iſt.

Voorhelm hingegen behauptet in ſeiner Abhandlung von Hyacynthen, daß dieſe Art nicht daſelbſt einheimiſch, ſondern von Geburt eine holländiſche Pflanze ſey, und an den Dünen und Geſträuchen dieſes Landes wild wachſe, und in den mittägigen Gegenden nicht wohl ausdaure.

Die Wurzeln ſind nach dem Syſtem des Verf. des Werkes des Jacinthes, à Amſt. 1768, 4. gegen die gemeine Vorſtellung, nur ausleerende Gefäße, um die Zwiebeln von dem überflüſſigen Safte, welchen ſie an ſich ziehen, zu entladen, und nicht als aufſteigende Pumpen anzuſehen, durch welche der Saft in die Zwiebel dringt. Die Hyacinthenwurzel gleiche den Baum- und Kräuterwurzeln gar nicht; ſie hat niemals ſo kleine Faſern, welche man Haarwurzeln nennt, die nicht nur den Saft, welchen ſie in die Pflanzen von unten herauf ziehen, ſondern ſo gar auch den Keim enthalten, welcher ſich entwickelt, wenn man ſie von der Pflanze oder dem Baume abgelöſet hat, und wovon man Ableger machen kann, die der Mutterpflanze ſehr ähnlich ſind. Vergeblich aber würde man Hyacinthenwurzeln pflanzen wollen, da ſelbſt diejenigen, welche an der Zwiebel ſitzen, in der Erde abtrocknen. Die vertrockneten Wurzeln hindern auch die Zwiebel wirklich nicht am blühen. Gedachter Verfaſſer hat die Erfahrung gemacht, daß eine Zwiebel, welche in Oehl geweicht war, nichts davon in ihre Wurzeln übergebracht hatte, und daß ſie in Weingeiſt nur ein wenig kraus wurden, unterdeſſen daß die Zwiebel alle Feuchtigkeit in ſich geſogen hatte.

In Holland ſetzt man oft in eine Flaſche Waſſer eine Zwiebel verkehrt, nämlich die Spitze unterwärts, und den Fuß oberwärts, und die Zwiebeln blühen darum doch in dem Waſſer, aber freylich bekommen ſie alsdann keine Wurzeln.

Van der Schley, welcher die 10 Kupfertafeln zu vorerwähntem Buche geſtochen hat, hätte bey dem Abzeichnen

eine

eine merkwürdige Erfahrung. Als er die Zwiebel nach der Natur gezeichnet, und ihr unten mehr als 2 Lin. von der Dicke genommen hatte, ſetzte er ſie, mit einer eben alſo beſchnittenen, wieder in einen Topf mit Erde; dieſe Zwiebeln brachten dem ungeachtet eben ſo ſchöne Blumen hervor, als irgend eine andere. Es hatte ſich ein ſehr glattes Häutchen um jede Zwiebel herum gezogen, ohne daß ſie die geringſten Wurzeln zeigten. Als ſie aber wieder heraus genommen, und auf die Platte gelegt waren, wie die übrigen, ſo zerſielen ſie in Staub, als man ſie im October zu einer neuen Pflanzung anwenden wollte.

Die Geſtalt des Blumenblattes unterſcheidet dieſe von den andern Arten. Es iſt daſſelbe röhr- oder trichterförmig, unten aber merklich erweitert und bauchig, und am obern Theile faſt bis zur Hälfte in sechs Einſchnitte getheilt. In den Gärten findet man viele Abänderungen, ſowohl in Anſehung der Farbe, als auch der Anzahl der Einſchnitte des Blumenblattes. Es giebt weiße, blaue und rothe Blumen, und von dieſen allen wiederum mancherley Verſchiedenheiten. Schwarze und gelbe werden jetzt für die ſeltenſten gehalten; doch hat man ſchon lange in der Mitte einiger gefüllten Blumen dergleichen Farbe beobachtet, auch einfache Blumen geſehen, deren Boden ſchwefel- oder goldgelb gefärbt geweſen, und man kann daher wohl hoffen, mit der Zeit noch ganz gelbe, auch ſchwarze, zu erhalten.

Die Holländer theilten die orientaliſchen Hyacinthen ein: 1. in weiße; 2. weiß und gelbe; 3. weiß und rothe; 4. weiß und roſenfarbige; 5. weiß und purpurfarbige; 6. weiß und violete; 7. agathblaue; 8. agathblau und purpurfarbige; 9. blau porzellanfarbige; 10. blau porzellan- und purpurfarbige; 11. blau purpurfarbige; 12. blau purpurfarbige und ſchwarze; 13. blau und leinblüthfarbige (gris de lin); 14. blau, leinblüthfarbig und ſchwarze; 15. dunkelrothe; 16. roſenfarbige; 17. leibfarbige (incarnat; 18. roſen- und purpurfarbige. Wozu man nunmehr auch 19. die gelben zählen muß; auch 20. diejenigen,

gen, welche auswendig eine andere, inwendig aber gelbe Farbe haben.

In Anſehung der Einſchnitte der Blumenblätter, giebt es drey Claſſen. Die einfache, als die natürliche Blume zeigt 6 Einſchnitte; bey der doppelten zählt man deren 10 bis 12, und bey der gefüllten eine gröſſere, aber unbeſtimmte Anzahl.

Was die Schönheit der Hyacinthen betrifft, ſo richtet ſich das Urtheil davon theils nach der Mode, und dem Geſchmacke der Zeit, theils kömmt ſie auf die Seltenheit an, welche bis jetzt noch die gelben geltend gemacht hat, welche übrigens keinen beſondern Vorzug haben, und mittelmäßig werden, ſo bald ſie gemein werden; theils beruht ſie auf hohen Farben als: ſcharlachroth und ſchwärzlich blau, welche ihnen einen beſondern Werth ertheilen; theils iſt ſie den Blumen weſentlich, und beruht auf allgemeinen Regeln des Ebenmaßes und der Vollkommenheit, wie Hr. Schmahling in ſeiner Aeſthetik der Blumen dargethan hat. Letztere ſind es, nach welchen man ſich bey Beurtheilung der einfachen Hyacinthe richten muß. Sollen alſo dieſe Blumen vorzüglich ſchön heißen, ſo müſſen ſie 1. mit einem ſtarken, geraden und wohlgewachſenen, nämlich weder zu langen, noch zu kurzen Stängel, verſehen ſeyn. Iſt derſelbe zu lang, ſo kann er, da er gemeiniglich dabey ſehr ſchwach iſt, die Laſt der Blüthen nicht tragen, ſondern er biegt ſich, und die Blume verliert ihr Anſehen. Iſt er hingegen zu kurz, ſo verliert ſich die Blume in den Blättern, und kann nicht recht geſehen werden. 2. Die Blüthen müſſen in großer Anzahl vorhanden, durch kleine Stiele mit dem Stängel verbunden, um den Stängel her, in ſchöner Ordnung angereihet, groß, dick und artig gebogen ſeyn, und die untern am Stängel etwas, und weiter, als die obern in der Spitze, hervor ragen, ſo daß ſie eine wohlgeſtaltete Pyramide formiren, welche völlig ausgebaut iſt, und keine

ne Lücken hat. Sie müſſen gerade vom Stängel abſtehen, und nicht herab hängen, welches ein Fehler iſt. 3. Noch vollkommener macht es die einfache Hyacinthe, wenn ſie weder zu früh noch zu ſpät blüht. Denn blühte ſie zu früh, ſo würde ſie ſich zwar im Winter gut zum Treiben ſchicken; außer dieſem aber würde ſie ſchon verblüht ſeyn, ehe noch die andern recht zu blühen anfiengen; blühte ſie hingegen zu ſpät, ſo würde ſich ihre Blüthe noch nicht zeigen, wenn die andern ſchon vergiengen. Beydes würde an dieſen Blumen zu tadeln ſeyn. Dieſes ſind die Eigenſchaften, welche eine einfache Hyacinthe, wenn ſie ſchön ſeyn ſoll, haben muß. Und durch dieſe ſind ſie auch ſchon einmal in ſolche Achtung gekommen, daß man ehedem aus den gefüllten Hyacinthen, ſo wie aus den gefüllten Tulpen, gar nichts machte, ſondern ſie verwarf, und aus Spott Dickköpfe nannte. Erſt ſeit 100 Jahren, faßte Pat. Voorheim, da er während einer Krankheit ſeine Blumen etwas vernachläſſiget hatte, und jetzt eben eine gefüllte Hyacinthe ſah, welche man der Gewohnheit nach nicht ausgeriſſen und weggeworfen hatte, den Entſchluß, von dieſem Augenblicke an dergleichen zu ziehen, und ſeit dieſer Zeit erhielten die gefüllten Blumen einen allgemeinen Beyfall. So bald man nur an den geſäeten Hyacinthen große Knoſpen erblickte, war die Freude ſchon ſehr groß; ja, es gieng ſo weit, daß man bey Wahrnehmung einer gefüllten Blume, oft 50 bis 100 holl. Gulden für eine Zwiebel bezahlte. Es haben auch noch jetzt die gefüllten Hyacinthen einen Vorzug. Man ſieht aber dabey mehr auf ihre Schönheit, als auf die große Fülle. Denn das Vergnügen, welches man bey einer großen Knoſpe empfindet, wenn man dieſelbe erblickt, gründet ſich bloß auf die Hoffnung, eine ſchöne Blume zu bekommen. Dieſe Hoffnung trägt aber ſehr oft, weil es ſich nicht ſelten zuträgt, daß unter einer großen Menge neuer aus dem Saamen

gezogener Blumen ſich kaum eine befindet, welche denen, die man ſchon hat, an Schönheit gleich kömmt, und die mit allem Rechte ſchön heiſſen könnte. Die vornehmſten Eigenſchaften der gefüllten Blumen ſind faſt eben dieſelben, wie bey den einfachen. Jene übertreffen aber doch, wegen ihrer verſchiedenen Vorzüge, die letztern an Schönheit. Die Bedingungen, unter welchen eine gefüllte Hyacynthe für ſchön gehalten zu werden verdient, ſind folgende. Sie müſſen vornämlich einen ſtarken Stängel haben, weil die Blumen groß und ſchwer ſind, und getragen ſeyn wollen; ſie müſſen wenigſtens 10 Glocken haben, wenn ſie nicht mangelhaft ſeyn ſollen, und dieſe müſſen von anſehnlicher Größe ſeyn. Man findet zuweilen Hyacinthen, welche an die 30 Glocken haben, die aber alsdann kleiner ſind, doch auch nicht ſchlecht ausſehen. Die Figur der Glocken iſt entweder pyramidaliſch und läuft ſpitzig zu, oder coniſch, und endigt ſich ſtumpfrund gegen den Stiel. Die Einſchnitte derſelben ſind entweder lang und ſchmal, welche ſich angenehm kräuſeln, oder ſie ſind kurz und breit, und alsdann müſſen ſie ſich fein rückwärts biegen, ſo daß man die Füllung derſelben offen ſieht, welche ein ſchöner Theil der Blumen iſt, zumal wenn ihre Farbe von den äußern Blättern verſchieden, und in weißen Blumen incarnat und violett, in den blauen aber dunkel und purpurroth iſt. Eine der größten Schönheiten iſt auch, wenn die Glocken um den Stängel her wohl angereihet, nahe an einander geſetzt, und ſo verbunden ſind, daß ſie ein ganzes und wohl geründetes Bouquet ausmachen. Die Stielchen der Glocken müſſen nicht zu lang ſeyn, damit ſie nicht herab hangen, und ihre Schönheit verbergen; doch haben manche ſchöne Blumen dieſe Unvollkommenheit an ſich, und ſind deswegen, wenn ſie ſonſt ihre Schönheiten haben, nicht zu verwerfen. Denn es iſt leicht zu erachten, daß dieſe ſo ſchwache Stielchen

woran

woran die Glocken hangen, ihre Laſt unmöglich, ohne ſich zu biegen, tragen können. Je größer daher die Blumen ſind, deſto mehr hangen ſie nieder; und hiervon iſt faſt keine einzige recht große Blume befreyt. Man darf alſo in dieſem Falle die gefüllten Hyacinthen nicht nach den einfachen beurtheilen, weil der Fehler, welcher bey dieſen verhäßt iſt, bey jenen wohl zu ertragen iſt. Hienächſt werden zu einer guten gefüllten Hyacinthe noch zwey Eigenſchaften erfordert; nämlich: 1. daß ſie mit allen übrigen gefüllten zu gleicher Zeit blühe. Es würde ein großer Fehler an derſelben ſeyn, welcher ſie ganz verächtlich machte, wenn ſie gar zu früh kommen, und ſchon verblüht ſeyn würde, ehe die andern zu blühen anfiengen. Die ſpät blühenden hingegen ſchätzt man deswegen hoch, oder man zieht ſie vielmehr den frühen vor, weil dieſelben insgemein die größten und ſchönſten Blumen bringen. 2. Der Stängel muß von regelmäßiger Höhe, und wenigſtens lieber zu lang, als zu kurz, ſeyn. Denn wenn er zu kurz iſt, ſo wird die Blume mit aller ihrer Schönheit gleichſam unter ihren eigenen Blättern vergraben, und man iſt des Vergnügens, dieſelbe recht zu beſchauen, beraubt. Dieſes ſind die Bedingungen, unter welchen eine gefüllte Hyacinthe ſchön heiſſen kann. Sie finden ſich aber niemals alle beyſammen, ſondern es iſt gemeiniglich ein größerer oder geringerer Fehler dabey; und man wird ſelten eine antreffen, der die Natur alle dieſe Vorzüge mitgetheilt haben ſollte. Man kann daher mit einer ſchönen Blume zufrieden ſeyn, ohne auf eine ſolche zu beſtehen, welche alle vorbeſchriebene Eigenſchaften beſitzt, und die größte Vollkommenheit erreicht hat. Denn ob es gleich nicht unmöglich iſt, daß ein ſolches Wunder durch die Natur hervor gebracht werde; ſo geſchieht es doch nur ſelten, und man kann ſich glücklich ſchätzen, wenn man nur einige hat, welche die andern in einigen Stücken, an Schön-

heit und Vollkommenheit übertreffen. Je ſchöner über=dies eine dieſer Blumen iſt, deſto ſorgfältiger will ſie auch gewartet ſeyn, weil ihre wandelbare Schönheit vielen übeln Zufällen unterworfen iſt. Ein geringer Fehler an der Erde, ein ſchlechter Stand, die Art und Zeit, die Zwiebel in die Erde zu legen, und tauſend andere Umſtände, verurſachen leicht, daß dieſelbe, wo nicht gar verfault, doch wenigſtens angeſteckt wird und ſchlechte Blumen bringt, oder gar ausartet, wie aus dem Folgenden erhellen wird.

Die Gartenliebhaber pflegen zwar, wie ich jetzt gezeigt habe, die gefüllten Hyacinthen den einfachen vorzuziehen; es verdienen aber auch dieſe alle Achtung, ja, ſie haben in gewiſſen Stücken vor jenen einen Vorzug. Denn 1. die einfachen blühen 2 oder 3 Wochen früher, als die gefüllten; jene bringen auch viel mehr Blumen, als dieſe, und machen, indem ſie alle zugleich blühen, das ſchönſte Anſehen, weil ſie das Beet, auf welchem ſie ſtehen, auf einmal in ein Blumenfeld verwandeln; welches mit den lebhafteſten und anmuthigſten Farben ausgeziert iſt, da hingegen die gefüllten ſelten zu gleicher Zeit blühen. Gewiß, die einfachen machen, zumal wenn man ſie zuſammen und allein auf ein Beet bringt, einem Liebhaber, welcher nicht viel Geld anwenden will, oder es nicht im Vermögen hat, eben das Vergnügen, als manchem ſeine gefüllte, inſonderheit, wenn ſie eben ſo große Stängel und Blumen treiben, als die gefüllten. Nur müſſen ſie, eben ſo wie dieſe, zu rechter Zeit ausgehoben, und in ein gut zubereitetes Erdreich geſetzt werden. 2. Ein anderer Vorzug der einfachen Hyacynthen beſteht darin, daß ſie mehrern und fruchtbarern Samen, als die gefüllten, tragen, und aus dieſem neue Sorten zu erlangen ſind, da die gefüllten nur allein von der Brut der Wurzel vermehret, und die neuen Pflanzen den alten immer gleich und ähnlich befunden werden. 3. Die ein=

einfachen ſind ſehr bequem zum Treiben, und können im Winter ſowohl auf Gläſern mit Waſſer, als auch in Töpfen, frühe Blumen zu bringen, gezogen werden.

Es wird ſich in Deutſchland Niemand rühmen können, daß er den Bau der Hyacinthen ſo treibe, wie die Holländer, und zwar iſt Haarlem eigentlich derjenige Ort, wo dieſe Blume am ſchönſten gefunden wird. Ob gleich auch in Leiden, Amſterdam, und andern holländiſchen Oertern, Hyacynthen gebauet und aus dem Samen gezogen werden, ſo will es doch ſo nicht damit fort, wie in gedachtem Haarlem. Ob wir uns gleich wenn wir die Zwiebeln aus Holland bekommen, bey deren Wartung alle mögliche Mühe geben, ſo werden die Blumen doch von Jahr zu Jahr ſchlechter, zu geſchweigen, was alle Jahr davon erfault. Es ſetzen die Hyacinthen bey uns zwar Brut genug an, allein es währt lange, ehe dieſe dereinſt ſo viele Glocken bekommen, als die Zwiebel, wovon ſolche gefallen ſind, gehabt hat. Die holländiſchen Blumiſten haben Zwiebeln, das Stück zu 10, 20, 30, 40 bis 100 Gulden, ja, zuweilen auch eine zu 1000 bis 1500 Gulden. Dieſe theure Zwiebeln läßt man aber nicht kommen, ſondern begnügt ſich mit ſolchen, wovon das Stück 1 2 bis 3 Fl. koſtet, oder man läßt ſolche in Menge ohne Wahl, wo Schlechtes und Gutes unter einander iſt, (welches man im Rummel kaufen nennt,) kommen das Hundert zu 10 bis 50 Gulden. Wenn die Zwiebel 6 bis 7 Jahr geblühet hat, wird ſie ſehr dick, und alsdann theilt ſie ſich in der Erde in viele kleine von einander, und aus dieſen wird niemals wieder eine beſondere Blume. Man thut am beſten ſolche ſogleich wegzuwerfen, weil dieſe getheilten Zwiebeln ſelten mehr, als 1 oder 2 kleine Glocken, bekommen, und ganz aus der Art ſchlagen, die auswendigen Bruten

oder

oder Ableger aber werden wieder gut. Die Holländer ſind ſo liſtig, Zwiebeln zu ſchicken, welche ſchon im erſten Jahre blühen, bereits im folgenden Jahre aber ſich theilen. Halten ſie 2 Jahr aus, ſo iſt der Holländer entweder zu ehrlich geweſen, oder er hat die groſſen Zwiebeln ſchon verkauft.

Die Namen der verſchiedenen Hyacinthenſorten, und ihre Preiſe, lernt man aus folgenden Verzeichniſſen kennen.

I. Beſchreibung der ſchönſten (647) Hyacinthen, welche ſich in der berühmten Sammlung Nicolaus van Kampen und Sohns, Blumiſten zu Haarlem in Holland, finden.

Das Sternchen vor dem Namen, bedeutet, daß dieſe Arten niemals andere, als kleine und ſchlechte Zwiebeln haben.

1. Doppelte weiße Hyacinthen.

(158 Arten.)

Adelmont, weiß, mit roſenfarbigen Herzen, oder inwendig roſenfarb.
Admiral Banckert, weiß, violett picotirt.
*Admiral de Flore, angenehm weiß, inwendig roth.
*Admiral de Hollande, eine große Blume, ſehr ſchön, aber ſpät, weiß, mit dunkelroth emaillirt.
*Admiral de Ruyters, weiß emaillirt, mit einem großen purpurfarbigten Herzen; ſehr groß, aber ſpät blühend.
Admiral Evertſen, ganz weiß, inwendig im Grunde roth.
Admiral Pen, weiß, mit Roſenfarbe emaillirt.
Admiral Tromp, angenehm weiß.
Admiral Vernon, eine große und ſchöne, weißrothe Blume.
Aigle volant, weiß, wenig roth, hat große aber wenig Glocken.
Albertina, angenehm weiß, wenig Roſenfarbe, ſehr ſchön, aber etwas ſpät.
*Amalia Sophia, ganz weiß im Herzen, hat ein ſchönes Roth.
Amyntas, ſehr ſchön, ſpät blühend, weiß und wenig Roſenfarbe.
Andromeda, eine ſchöne Blume, welches ein großes Bouquet macht, weiß mit ein wenig violett; blüht früh.

Aniſia,

Aniſia, eine ſchöne Blume, weiß und roth, mit vielen Glocken.

Apelles, eine ſehr ſchöne Blume, in weiß emaillirt, mit einem großen rothen Herzen.

Arioſto, weiß, mit einem gelben Herzen, ſchön und früh blühend.

Aſteria, weiß und roſenfarbig, auch ſchön.

*la Beauté incomparable, ſchön weiß, im Herzen Purpur, dabey groß, ſchön, und ſpät blühend.

Belle Amazone, weiß, groß und ſpät blühend.

Belle blanche incarnate, ganz weiß, mit hochrothem Herzen, ſehr ſchön.

la Bella Paſtorella, eine artige Blume, welche ganz weiß iſt, und etwas früh kömmt.

Belle Pomone, angenehm weiß, früh blühend, ſehr ſchön, mit einem hohen oder ſchwachen Stiele.

Berg Aetna (Mont Aetna), angenehm weiß, inwendig im Herzen blutfarbig; hat den einzigen Fehler, daß ihre Blumen nieder hangen; außer dieſem aber iſt ſie ſehr artig und ſchön.

Berg Veſuvius (Mont Veſuve), ein vom erſten Range, ſehr groß und ſchön, weiß mit viel Roth und Purpur melirt, und etwas ſpät blühend.

Bien aimable, ſchön weiß und gelb, macht ein großes Bouquet, blüht aber etwas ſpät.

Blanche Fleur, iſt von ganz neuer Art, macht ein artiges Bouquet, und iſt angenehm weiß, mit ein wenig Gelb, und ſchön.

Capitaine Major, weiß, mit vielem ſchönen Violett ſchattirt.

*Cardinal de Henri, eine Blume mit hohem Stiel und groſſen Glocken, weiß, das Herz aber Purpur.

Coloſſus, ſehr groß und ſchön, faſt ganz weiß.

*Commandeur de Flore, eine Blume mit hohem Stiel und großen Glocken, in Weiß mit Fleiſchfarbe vermiſcht; iſt ſchön, aber etwas ſpät blühend.

Comte de Beſtuſchef - Rumin, angenehm weiß.

Comte de la Marche, ſehr groß aber ſpät, weiß picotirt, mit einem ſchönen Violett.

Comte de Wallenſtein, groß, weiß und inwendig gelb.

Conſtantia alba, glänzend weiß und ſehr ſchön, auch früh blühend.

la Coquette, weiß, mit wenig Roſenroth vermiſcht, dabey aber groß.
la Cour de France, eine große und artige Blume, welche einen hohen Stängel treibt; iſt weiß, und mit wenig Roſenroth vermiſcht.
Dageraat (l'Aube du jour), ſehr ſchön, mit einer weiſſen Farbe, welche in das Fleiſchfarbige ſpielt; macht ein ſchönes Bouquet, einen ſtarken Stiel, und blüht ſehr früh.
Davids - Harp (Harpe de David), ſtark mit Violett emaillirt, ſehr groß, aber ſpät blühend.
Doge de Veniſe, ſehr groß, aber ſpät blühend; weiß mit Violett picotirt.
Dolſyn, mit ſchönem Weiß, in der Mitte des Kelches etwas roſenfarbig.
Donna Margaretha, ſchön weiß, inwendig ſchön violett in das Schwarze fallend.
Druſilla, ſchön weiß und violett, auch groß.
Duc de Bourgogne, ein Muſter der Vollkommenheit; iſt ſchön weiß, ein wenig mit Violett; groß, ſchön und früh blühend.
*Duc de Cumberland, weiß mit viel Violett.
Duc de Gluckbourg, weiß mit roth; groß.
l'Empereur Leopold, weiß mit einem rothen Herzen; ſchön.
Erſprince de Naſſau - Weilbourg, die größte, und welche ſich von allen großen Arten am ſchönſten hält; weiß mit vielem Blaßviolett vermiſcht; ſehr ſchön, aber ſpät blühend.
*Eſt plus ultra, ſchön weiß und violett; auch recht artig.
Faam (la Fame), ganz neu, mit ſchönem Weiß; auch recht nett.
Feu Amarante, weiß mit vielem Roth melirt; ſchön, aber ſpät blühend.
Feu d'amour, weiß mit Roth und Incarnat; mit einem hohen Stiele.
Fiancée royale, weiß mit Roth; auch ſchön.
Flavius Joſephus, eine ſchöne und regelmäßige Blume; weis und in das Gelbe ſpielend, mit Violett vermiſch
Flavo ſuperbo, von ſehr glänzendem Weiß, im Kelche gelb; macht ein ſtarkes Bouquet; iſt groß, ſehr ſchön, bluht aber etwas ſpät.

Fride-

Fridericus Magnus, ganz weiß, mit einem ſchönen Roth vermengt; ſehr ſchön.

*la Belle Gabrielle, eine ſehr ſchöne und prächtige Blume, mit glänzendem Weiß und etwas Violett. Ihr Stiel iſt ſo zart, daß die Zwiebel nicht tiefer, als 2 oder 3 Zoll, geſteckt werden darf, weil ſonſt der Stängel nicht durch die Erde brechen kann.

*Geele Roos (Roſe jaune), ſchön mit angenehmen Weiß, und gelben Kelche.

Gekroonde Geele (Jaune couronnée), iſt die einzige ganz gelbe gefüllte Hyacinthe dieſer Art.

Gekroord Juweel van Haarlem (Jaune de Haarlem couronnée), hat ein glänzend ſchönes Weiß, mit Roſenfarbe emaillirt; ſehr ſchön, und macht ein prächtiges Bouquet.

Gekroond Salomons Juweel (Joyau de Salomon couronnée), hat ein angenehmes Weiß, ein rothes Herz, und ſehr ſchön.

General Trenck, ganz weiß, etwas früh blühend, und ſehr ſchön.

Globe terreſtre blanc, weiß und roſenfarbig; ſehr groß.

Gloria florum alba, weiß mit wenig Roſenfarbe; ſehr groß und überaus ſchön; blüht etwas früh.

Gloria florum ſuprema, weiß mit fleiſchfarbigem Herzen oder Kelche; ſehr wohl geziert; iſt eine große Blume, welche an ſich ſelbſt ſchön ſteht; die ſchönſte von allen weißen Hyacinthen.

Gloria mundi alba, weiß und im Kelche purpurroth; hat einen ſehr langen Stiel; iſt groß und ſchön.

la Grande blanche royale, hat ein ſchönes Weiß, wenig Violett; iſt groß und ſehr ſchön, ſtark gefüllt; kömmt etwas früh.

Grande Magnificence, weiß, im Kelche gelb; ſehr groß und prächtig; blüht ſpät.

Grand Monarque de France, weiß, in das Roſenfarbige ſpielend: macht ein anſehnliches Bouquet mit ſehr groſſen Glocken; eine prächtige Blume mit einem hohen Stiele; blüht etwas früh.

la Grandeur, iſt groß und ſehr ſchön in Weiß, inwendig mit Violett emaillirt.

Griffier van de Staaten - General (Grefier des Etats-generaux), weiß, inwendig ein wenig roſenfarbig; iſt ſehr groß und ſchön; blüht etwas ſpät.

*Gul-

*Guldene purpurne Roos (Roſe purpe dorée), weiß mit einem inwendig rothen Herzen.

Gulde Palais van Nero (Palais de Neron), ſchön weiß, im Grunde des Kelches purpurfarbig; ſchön.

Gulde Vryheid (Liberté d'or), angenehm weiß, im Grunde des Kelches gelb; ſehr ſchön.

Hannibal, weiß, im Herzen roſenfarbig; ſehr groß, aber ſpät blühend.

Harlequin, weiß, mit einem purpurfarbigen Herzen; ſehr ſchön.

Hermine, ganz weiß; ſehr artig; früh blühend; macht ein ſchönes Bouquet.

Heroine, weiß, im Grunde des Kelches gelblich; ſehr ſchön; von bewundernswürdiger Größe; blüht ſpät.

Hollandia, eine Blume von ganz neuer Art, ſehr groß, mit ſtark gefüllten Glocken, welche nicht nieder hangen. Sie hat einen hohen Stiel, iſt weiß, in der Mitte ein wenig roſenfarbig; ſehr ſchön, aber ſpät blühend.

Hollandia liberata, eine neue Blume, welche ſehr ſchön iſt, mit einem glänzenden Weiß, in der Mitte aber incarnat.

*Janne doux, eine ſehr ſchöne Blume, welche nach dem Herzen in das Gelbe fällt; blüht früh.

Illuſtre beauté, von angenehmen Weiß, inwendig roth; ſehr ſchön.

Illuſtre pourpe Kroon á Reine Vaſti, weiß, im Herzen hochroth; ſehr ſchön.

la Joie d'Hollande, hat ein ſchönes Weiß mit vielem Purpur; eine ſchöne Blume, hat aber einen ſchwachen Stiel.

*Juweel von Alſema (Bijou d'Alſeme), weiß und roſenfarbig, hat ſehr große Glocken, mit einer vortrefflichen Zeichnung; ſonderbar und ſchön.

Kaizer van Java (l'Empereur de Jave), weiß, inwendig roth; ſchön.

Kaizerin van Rusſland (l'Imperatrice de Ruſſie), weiß und purpurfarbig.

Kerk-Kroon (Chandelier de l'Egliſe), weiß, mit einem ſchönen Roth emaillirt; macht ein großes Bouquet.

Koning van Groot-Britannien (Roi de la Grande-Bretagne), weiß; mit einem großen rothen Herzen geziert; hat ſehr viele Zeichnung, und trägt ſich ſehr gerade in Höhe.

Koning

Koning Salomon (Roi Salomon,) eine prächtige Blume, in Weiß, mit einem ſchönen Roth emaillirt, auch mit vieler Zeichnung; blüht ſpät, iſt zugleich ſehr zart.

Königin Alexandria (Reine Alexandrie,) ganz weiß, ohne andere Farben; iſt groß, ſchön, und blüht früh.

Königin Althilda (Reine Altilde,) iſt weiß und roth gezeichnet.

Konigin Helena (Reine Helene,) weiß, mit einem ſchönen rothen Herzen.

Konigin van Hongarye (Reine d'Hongrie,) angenehm weiß, inwendig roth; groß und ſchön.

Konigin Maria (Reine Marie,) mit angenehmen Weiß und Purpur geſtreift.

Konigin van Napels (Reine de Naples,) weiß, artig mit einem brennenden Roth gezeichnet, und ſchön.

*Konigin van Scheba (Reine de Scheba,) weiß und roſenfarbig, groß und ſchön.

Koninglycke Jagt (Fregatte royale,) weiß mit Roth.

Kroon-Vogel (Oiſeau couronné,) angenehm weiß mit etwas violett; ſehr ſchön, und früh blühend.

*Louis le grand, weiß, mit wenig Roſenfarbe vermiſcht, hat ſehr große Glocken mit vieler Zeichnung, welche aber etwas nieder hangen. Die Blume iſt ſehr ſchön, und blüht ſpät.

Luther, eine ganz neue Art, hat ſehr große Glocken, welche wie emaillirt ausſehen. Die Blume iſt weiß, mit wenig Roſenfarbe, und ſehr ſchön.

la Magnifique, gleicht dem Koning van Groot-Britannien ſehr ſtark, nur daß ſie inwendig im Kelche mehr Purpur hat, und ſpäter blühet.

Marie de Medicis, eine artige Blume mit einem ſchönen Weiß, inwendig incarnat.

Marckgrave de Badendurlach, eine prächtige weiße Blume mit vielem Gelb.

Marckgravin, weiß mit gelbem Herzen; ſehr artig.

Mentor, eine prächtige weiße Blume mit vieler Zeichnung, welche in ein ſchönes Roth fällt.

*Merveille de monde, ſchön weiß, und ein wenig violett; ſehr groß, aber ſpät blühend.

Mignon de Delft, weiß mit einem ſchönen Purpur; ſehr artig; blüht früh.

Minerva, eine artige, neue und ſchöne Blume, hat viele Glocken, macht ein großes und ganz weißes Bouquet.

Miroir, hat ein ſchönes Weiß, das Herz iſt mit Roſenfarbe emaillirt; ſchön, und blüht ſpät.

la Moderne, weiß, in das Roſenfarbige fallend, hat aber inwendig ſehr vieles Roth; iſt ſehr ſchön und groß, blüht aber ſpät.

Non plus ultra, hat ein ſchönes Weiß, und ein purpurfarbiges Herz; ſchön, blüht aber ſpät.

Opera, hat ein ſchönes Weiß mit Violett, welches ſehr ordentlich, vollkommen, und regelmäßig iſt.

*Optimus, ganz weiß, mit einem ſchönen Violett vermiſcht; iſt wie eine Nelke picotirt und artig.

Palais de Flore, weiß mit Roſenfarbe, und dabey artig.

*Palais de Junon, weiß und im Kelche violett; ſehr groß und ſchön; blüht ſpät.

*Paris de Mont-Martel, weiß und violett; ſehr groß, prächtig und ſchön; blüht ſpät.

*Paſſe non plus ultra, weiß, im Herzen grün; eine rare und ſchöne Blume, welche einen hohen Stiel treibt, aber ſpät blüht.

Perle d'amour, weiß, mit vieler Zeichnung in ſchön roth; ſchön.

Perle d'Hollande, weiß, mit einem ſchwärzlichen Herzen; gar beſonders gezeichnet.

Phaëton, ſehr groß und ſchön, von einem glänzenden Weiß.

Piramide d'Egypte, angenehm weiß, mit einer blaſſen Roſenfarbe emaillirt; eine ſehr große und prächtige Blume, welche einen hohen Stiel treibt, ſpät blüht, und noch ganz neu iſt.

Plutarche, ganz weiß, groß und Schön.

Pourpre royal, ſehr groß in Weiß, mit vieler violetten Zeichnung; blüht aber nicht ordentlich.

Pourpre ſans pareil, hat ein ſchönes Weiß, mit viel Purpur; hochſtielig.

Praal-Sieraad (L'ornemend de parade,) hat ein ſchönes Weiß, mit einem violetten Herzen; ſehr ſchön.

Praxinoe, weiß, mit wenig Violett; artig und ſchön.

la Predominante, weiß, im Kelche roth; ſchön, aber ſpät blühend.

Princeſſe Caroline, klein, aber ſehr ſonderbar; jede Blume iſt wie eine Nelke; weiß und violett.

Pur-

Purpere Roos (Roſe pourpre,) hat ein ſchönes Weiß und Violett; iſt ſehr artig und beſonders gezeichnet.

Pythagoras, eine ausnehmend ſchöne und prächtige Blume, ſchneeweiß, das Herz hat eine brennend rothe Farbe; die Glocken hängen nicht niederwärts; blüht ſpät.

Raad van Indie (Conſeil des Indes,) weiß mit einem ro-then Herzen; blüht ſpät.

Regina Auguſta, eine ganz neue, ſchöne, weiße Blume mit rother emaillirter Füllung; macht ein artiges Bouquet, mit vielen Glocken.

Reviſeur général, ganz weiß, mit einem violetten Herzen; ſehr ſchön.

Roi de Perou, weiß, mit einem ſchönen Purpur emaillirt; blüht unter allen Hyacinthen am ſpäteſten.

Roſe blanche violette, weiß mit Roſenroth und Violett ver-miſcht; ſehr ſchön.

Salomons Kroon (Couronne de Salomon,) eine ſchöne Blume in Weiß und Roth.

Salomons Leeuwen-Troon (Trône des lions de Salomon,) eine artige Blume, weiß, mit Feuerfarbe vermiſcht.

*Salomons Palais (Palais de Salomon,) hat einen ſehr ho-hen Stiel mit vielen Glocken; eine prächtige Blume, in Weiß, mit ein wenig Roſenfarbe.

Sarpedon, eine neue und artige Blume, welche ſehr groß wird, mit einem ſchönen Weiß und wenigen Violett.

Saturnus, eine ſehr rare Blume mit vielen Glocken und ei-nem hohen Stiele, welcher aber etwas ſchwach iſt; ihre Farbe iſt weiß, das Herz gelb und in das Grünliche fal-lend.

Sceptre de David, hat ein ſchönes mit vielem Gelb ver-miſchtes Weiß; hoch= aber ſchwachſtielig.

Semiramis, eine große aber ſpäte Blume; weiß mit einem rothen Herzen.

Socrates, eine neue, ſehr große, ſchön und ſpät blühende Art; ganz weiß mit einem ſehr ſchön rothen Herzen.

Staat-General (Etat Général,) eine vollkommene Blume, welche ein ſchönes Bouquet macht und große Glocken hat; ſie iſt von Farbe weiß, das Herz aber violett.

Staat van Holland (Etat d'Hollande,) weiß emaillirt, mit einem großen rothen Herzen; ſchön.

*Stadthouder de Hollande, weiß, ſchön und groß.

Starrekroon (Couronne des étoiles,) prächtig und groß, von einem ſchönen Weiß und Violett; blüht ſpät.

*Struisvogel (l'Autruche,) weiß und roſenfarbig; ſehr groß; eine rare Sorte.

*Triton, hat viele Glocken, welche ein ſchönes Bouquet machen; ſie iſt artig, in Weiß und Roth gezeichnet.

Trouw moet blyken, weiß, mit ein wenig Violett; jede Glocke hat 3 bis 4 Herzen; prächtig, größer als Grand Monarque de France, blüht aber ſpät.

Trouwring (anneau nuptial,) weiß und gelb; blüht ſpät.

Turckſe Keizer (l'Empereur Turc,) weiß mit wenigem Violett.

*Veldroos (Roſe de champ,) hat ein prächtiges Weiß, und ein ſehr ſchönes rothes Herz; iſt groß, ſchön, und ſpät blühend.

Victorieuſe, weiß, mit wenig roſenroth; ſchön, und ſpät blühend.

Virgo, eine prächtige Blume, von einer ſchönen weißen Farbe: hat einen hohen Stiel, und macht ein ſchönes Bouquet.

Vorſtelyke Bruid (Fiancée de Prince,) hat ein ſchönes Weiß, gelbes Herz; iſt ſchön und artig.

Zonnewagen (Chariot du Soleil,) weiß, mit einem purpurfarbigen Herzen; ſchön.

2. Gefüllte Hyacinthen in Roth und Fleiſchfarbe. (158 Arten.)

Admiral Byng, roſenfarbig, groß, und ſpät blühend.

Admiral Gravs, fleiſchfarbig.

Agamemnon, roſenfarbig.

Agrement Rouge, hat ein ſchönes Roth, iſt groß, hat einen hohen Stiel, und blüht ſpät.

*Aimable Roſette, roſenfarbig, ſehr ſchön, hat ein ſtarkes Bouquet, und iſt ſehr artig.

*Aimable rouge, iſt klein, aber artig, mit einem ſchönen Roth; blüht früh.

Amarante, fleiſchfarbig, macht viel Parade.

Amarante-Trône, die Glocken ſind außerordentlich groß und ſchön roth, das Herz iſt von einem in das Schwärzliche fallenden Purpur picotirt; ſehr artig, und blüht ſpät.

Antiope, von einer ſchönen brennend rothen Farbe.

l'Aſſem-

l'Aſſemblage des beautés, röthlich, mit einem brennend rothen Herzen, wie eine Nelke gezeichnet, mit großen Glocken, aber sehr ſpät blühend.

Attraits de Flore, iſt artig, und hat eine ſchöne röthliche Farbe.

Baron de Waſſenaar, iſt roſenfarbig, artig, und blüht ſpät.

Beauté inexprimable, hat eine ſchöne röthlich ſpielende Farbe, mit einem artig emaillirten Herzen; blüht ſpät.

Beauté rouge, hochroth, artig, und früh blühend.

Beauté ſupreme, eine neue vollkommene und ſehr prächtige Blume, welche ſchöne Glocken hat, gerade in die Höhe ſteht, und von einem brennenden Roth iſt.

Belle roſe, eine artige, aus dem Roſenfarbigen in das Fleiſchfarbige ſpielende, Blume.

la Douceur, hoch roſenfarbig, und ſehr artig.

*Berg Hekla (Mont Hècle,) hat viele Glocken, welche etwas nieder hängen, einen hohen Stiel haben, prächtig von Farbe und ſchön ſind.

Blandine couronnée, brennend roth und ſchön.

*Bouquet triomphant, roſenfarbig.

Briſe-tout, eine große fleiſchfarbige Blume, mit vieler Zeichnung: blüht ſpät.

Calliope, roſenfarbig.

Cardinal de Tencin, ſchön roth, mit purpurfarbigem Herzen, ſehr groß, und ſpät blühend.

*Caroline Auguſte, wird auch Comte d'Uhlefeld genannt; iſt fleiſchfarbig, groß, und blüht ſpät.

Chateau de Rome, ſehr brennend roth, und etwas ſpät blühend.

Cicero, eine neue Blume, welche ſpät blüht, artig und ſchön iſt, roſenfarbig mit einem glänzenden Roth.

Clio, roſenfarbig, blüht früh.

Comète, eine der ſchönſten Blumen, ſehr groß, aber auch ſpät blühend. Sie hat ein ſchönes Roth, mit einem purpurfarbig emaillirten Herzen.

Conquete V. W. Nro. 12, fleiſchfarbig und artig.

*Coralin, zwar eine von den älteſten Blumen, doch aber ſehr artig in roth.

*Couleur douce, hell, roſenfarbig, in das Fleiſchfarbige ſpielend.

*Couleur de feu, eine ſehr große Blume, welche einen hohen Stiel treibt, von einem ſehr prächtigen Roth, und artig.

Couronne rouge, roth, in das Fleiſchfarbige ſpielend.

Diadéme de Flore, eine ſchöne und große Blume, lebhaft von Farbe, aber zart, und welche ſehr vor der Sonne in Acht genommen ſeyn will.

Don Rodrigo à Caſtro, eine ſchöne und große, in das Roſenfarbige fallende, Blume.

Dorval, roth, und ſehr artig.

Druſus Germanicus, angenehm roth, gut vom Stiele, und blüht ſehr früh.

Ducheſſe de Parme, ſchön roth, mit großen Glocken, ſehr artig und ſchön, aber zart, und etwas früh blühend.

Eucharis, von ſchönem Roth und ſtarkem Bouquet.

Evêque de Würtzbourg, roſenfarbig.

Fenelon, fleiſchfarbig mit großen Glocken, blüht ſehr früh.

Feu Amoureux, eine kleine frühzeitige und artige Blume, von einem ſchönen Roth, und einem Herzen von brennender Farbe.

Feu devorant, von ſchönem Roth, in der Mitte purpur picotirt; eine ſehr große Blume mit einem hohen Stiele; blüht ſpät.

Fleur de pêche, roſenfarbig und artig.

Flora's Roozekranz (Couronne de roſes de Flore,) von einem prächtigen Zinnoberroth, mit vielem Purpur vermengt; iſt ſehr ſchön und artig; blüht früh.

Général Loudon, roſenfarbig und artig.

*Général Veldtuigmeeſter (Maître d'Artillerie,) eine zwar alte doch artige Blume von einer ſchönen rothen Farbe.

Germanicus, blaß roſenfarbig, macht ein ſtarkes Bouquet mit ſchönen krauſen Glocken; eine neue und ſchöne Blume.

Gloria Hollandiæ, fleiſchfarbig, eine ſehr große und artige Blume, mit einem hohen Stiele; paradirt ſtark.

Gloria mundi rubra, eine kleine aber ſchöne Blume, mit einem prächtigen Roth und purpurfarbigem Herzen.

*Gloria rubrorum, carmeſin, ſehr brennend an Farbe, ſchön; blüht ſpät.

Granaat (Grenade,) roth, welches in das Roſenfarbige ſpielt.

*Granaat-Appel (Pomme de grenade,) brennend roſenfarbig; und ſehr artig.

Granaat-Tak (Branche de grenade,) roſenfarbig, in das Weiße ſpielend.

Grandeur rouge, außerordentlich groß, ſchön von Farbe; blüht ſpät.

Grand-Maitre royal, roſenfarbig mit großen Glocken, aber nicht ſtark gefüllt; eine artige Blume.

Grand-Soleil, roth; blüht ſpät.

*Gulden zon (Soleil d'or,) iſt von der Art derjenigen, welche nicht regelmäßig blühen, hat aber das ſchönſte Roth, iſt groß und von vollkommener Ordnung, indem ſie ſehr ſtark gefüllt iſt; blüht ſpät.

l'Heroine rouge, eine kleine und artige Blume von einer ſchönen rothen Farbe.

Horizont, macht ein ſchönes Bouquet; die Glocken ſind ſehr gekräuſelt; hat einen hohen Stiel, und iſt ſchön.

Hugo Grotius, hoch roſenfarbig, aber zärtlich; blüht ſehr früh, und wird bald welk.

Illuſtre piramidale, hochroth, blüht früh und iſt ſchön.

Imperator rubrorum, von ſchön rother Farbe; hat viele Glocken.

Infante la Reine, roſenfarbig.

*Koninglike Roos (Roſe royale,) ſchön, brennend roth, früh blühend.

*Koning David (Roi David,) eine ſehr prächtige Blume, roſenfarbig, in das Weiße ſpielend, hat einen hohen Stiel, und macht ein ſchönes Bouquet.

Koning Seſoſtris (Roi Seſoſtris,) hochſtielig, mit großen Glocken, welche etwas nieder hängen; hoch roſenfarbig, und ſchön.

Leeuwendaalder, carmeſin und purpur, von ſehr glänzender Farbe, mit ſchönen Glocken; eine prächtige Blume; blüht etwas früh.

*Liefflike Morgenſtond (Aurore douce,) roth mit Purpur, ſehr früh blühend; eine artige Blume, welche eine ſehr brennende Farbe hat.

Limier, roſenfarbig picotirt; keine beſondere und ſtark gefüllte Blume; blüht ſpät.

*Luſtre de Flore, roſenfarbig, mit ſehr großen Glocken, ſehr ſtark gefüllt; blüht ſpät.

Madame de Monteſpan, röthlich, mit Purpurgrunde und hohem Stängel; artig.

Marcheſe della Echenadé, ſchön roth.

Marechal d'Eſtrées, roſenfarbig und artig.

Marquiſe d'Anſpach, roſenfarbig, ins Rothe fallend, mit ſchönen Glocken, welche ſtark gefüllt ſind, aber nicht ordentlich ſitzen.

Marquiſe de Bonæ, roſenfarbig, mit einem hohen Zinnoberroth und einer prächtigen Farbe; eine völlig regelmäßige Blume mit großen ſtark gefüllten Glocken; blüht ſpät.

*Mont Libanon, fleiſchfarbig, wie eine Roſe geziert, und artig.

Morgenſtaar (Etoile d'orient,) roſenfarbig, in das Weiße ſpielend; blüht ſehr früh.

*Mucheron, röthlich und ſchön emaillirt; blüht ſpät.

Ninette, roſenfarbig.

Nulla ſecunda, roſenfarbig, in das Rothe ſpielend, artig.

Oeil de Flore, eine in das Rothe fallende und ſpät blühende große Blume.

Oldenbarnevelt, eine neue Blume, welche ſchön paradirt, groß und mit ſchönen Glocken, auch von ſelbſt ſich gut trägt; hat eine ſeltſame Farbe, indem ſie weder roſenfarbig noch etwas weiß iſt; blüht etwas ſpät.

Orange-Appel (Orange,) roth und ſehr artig.

Orange-Leeuw (Lion d'orange,) brennend roth, in das Carmeſin fallend, ſehr ſchön.

Orange rouge, ſchön roth und carmeſin, von vortrefflicher Farbe, halb gefüllt; trägt Samen, woraus ſchöne Blumen zu hoffen ſind.

*Orange-Troon (Trône orange,) artig mit einem ſchönen Roth.

Orange-Troon, folio ſtriato, faſt dieſelbe Blume, wie die vorhergehende, aber mit bunten blättern.

Orange-Zuil (Colonne d'orange,) roſenfarbig und artig.

*la Paix, roſenfarbig, ſehr artig, und ſpät blühend.

Palais de Rome, roſenfarbig emaillirt, mit ſehr ſchönen Glocken, wie eine Roſe, artig und groß, ſehr frühzeitig blühend.

*Parhelie ſolaire, die zarteſte und ſchönſte Blume von allen, welche eine rothe Farbe haben; blüht ſehr ſpät, doch prächtig. Die Zwiebeln, welche dieſe Art ſetzt, ſind niemals über 1 Loth ſchwer.

Il Paſtor fido, halb gefüllt, von einem ſchönen Roth; macht ein ſchönes Anſehen, und trägt Samen.

Perruque quarrée, hoch roth, mit Roſenfarbe melirt, hat ſtarke gekräuſelte Glocken, macht ein ſtarkes, ſehr in die Augen fallendes Bouquet, und trägt zuweilen Samen.

Pileus Cardinalis, roth und carmeſin; eine ſehr ſchöne und angenehme, früh blühende, Blume.

Piramidale incarnate, röthlich, ſchön, und früh blühend.

Piramide agreable, roſenfarbig und artig.

Pontifex Maximus, eine rothe, große und ſchöne Blume, welche ſehr angenehm iſt, und ſpät blüht.

*Primus, roth, mit großen Glocken; blüht ſehr ſpät.

*Prince Charles de Wurtemberg, brennend roth und artig.

Prince Eugene, hoch roſenfarbig, ſehr ſchön.

Prince Eveque, roth, groß und ſchön.

Prince Frederic de Badendurlach, ſchön roſenfarbig.

Princeſſe Charlotte, eine artige Blume in Roth.

Princeſſe imperiale, brennend roth, ſehr ſchön und prächtig.

Princeſſe Louiſe, hoch roſenfarbig, ſchön und angenehm.

*Princeſſe de Naſſau-Weilbourg, brennend roth, mit wenigen Glocken, aber von ausnehmender Schönheit; blüht ſehr früh.

Princeſſe-Roos, roth, ſehr artig.

Prince-Roos (Roſe du Prince,) von angenehmem Roth, und ſchön.

*Prinz Wilhelm de Eerſte (Prince Guillaune Premier,) ſehr groß und artig, hat ein angenehmes Roth; blüht ſehr ſpät.

*Prinz Wilhelm de Vyfde (Prince Guillaune Cinq,) eine angenehme Blume mit großen Glocken, von einem ſchönen Roth; blüht ſpät.

la Pucelle amoureuſe, hoch incarnat, und ſehr ſchön.

Purpur-rood (Rouge pourpre,) der Name zeigt ſchon die Farbe an; eine kleine, aber angenehme Blume.

Ridder Cats (Chevalier Cats,) eine große roſenfarbige Blume mit einem hohen Stiele; blüht ſpät.

Robyn (Rubis,) angenehm roſenfarbig; eine artige und frühe Blume.
*Romano, eine groſſe Blume, welche angenehm und ſchön iſt, aber ſehr ſpät blüht, von einer ſchönen rothen Farbe.
Rood-Scharlaken (Rouge Ecarlate,) von ſchönen brennenden Roth; blüht ſehr früh.
Roozekron (Guirlande,) eine frühe und ſchöne Blume in Roth.
*Roozemond, eine ſchöne rothe, in das Roſenfarbige fallende Blume, welche früh blüht.
*Roſa perfecta, roſenfarbig, hat ſehr ſtark gefüllte Glocken, und blüht ſpät.
*Roſe agreable, eine ſchöne roſenfarbige Blume, welche früh blüht.
Roſe aimable, eine groſſe und ſchöne Blume in Roth.
Roſe d'Angleterre, hat eine artige Roſenfarbe.
Roſe blandine, eine artige und ſchöne Blume, mit brennender Roſenfarbe, welche ein wenig in das Rothe fällt.
*Roſe brillante, eine groſſe und ſchöne Blume mit einem hohen Stiele; macht ein ſchönes Anſehen; iſt röthlich von Farbe, und blüht etwas ſpät.
Roſe Eglantier, roſenfarbig, macht ein ſchönes Bouquet, und iſt eine artige Blume.
Roſe d'Hollande, eine groſſe Blume, von einer ſchönen röthlichen Farbe.
*Roſe illuſtre, eine ſchöne und frühe Blume, von einem angenehmen Roth.
*Roſe de parade, eine ſehr groſſe Blume, welche ſpät blüht; das Roth fällt in das Roſenfarbige; ſetzt niemals gute Zwiebeln.
*Roſe pyramidale, iſt von einem ſchönen Roth, macht ein ſtarkes Bouquet, und fällt prächtig in die Augen.
la grande Roſe royale, eine groſſe und ſchöne roſenfarbige Blume, mit einem hohen Stiele.
*Roſe ſacrée, von einem ſchönen in das Incarnat fallenden Roth; hat wenige Glocken, welche aber ſchön und ziemlich groß ſind.
Roſe ſans pareil, eine artige in das Rothe fallende Blume.
Roſe ſupreme, eine neue und ſchöne Blume mit einem hohen Stiele, macht ein ſchönes Anſehen, und iſt röthlich von Farbe.

Roſe-Triomphe couronnée, eine ſchöne in das Rothe fallende Blume.
Roſe des vallées, roſenfarbig, in das Rothe fallend; ſchön.
*Roſelina, hoch roſenfarbig, und ſchön.
la Rougeatre, ſchön hochroth.
Rouge charmant, eine ſehr ſchöne und noch ganz neue Blume; ſie hat ein hohes, in das Incarnat fallende, Roth; die Glocken ſtehen gut an derſelben, ohne ſich nieder zu biegen.
*Rouge vermeil, von einem ſchönen brennenden Roth, welches angenehm und artig iſt.
Royal Conſtantinople, von einem ſchönen in das Carmeſin fallenden Roth; hochſtielig; blüht ſpät.
*Rubro Cæſar, eine ſchöne Blume; blüht ſpät.
Rubro Magnifico, eine große Blume mit hohem Stiele, ſehr ſchön, von einem angenehmen Roth.
Rubro royal, hat eine artig fallende Blume von einem ſchönen Roth.
Ryzende Zon (Soleil levant,) eine große Blume, welche ein ſchönes Roth hat; das Herz derſelben iſt ſchön emaillirt; hat einen hohen Stiel, und blüht etwas ſpät.
*Sainte Genevieve, eine ſehr prächtige Blume, groß, roſenfarbig und röthlich; ſie kömmt ſehr ſpät. Dieſe Sorte iſt ſehr rar, weil ſie ſich nicht gern vermehrt.
*Salomons Tempel (Temple de Salomon,) hat ein ſchönes Roth, kömmt aber ſpät, und blüht nicht gern ordentlich auf.
Soleil brillant, hoch roſenfarbig, und im Herzen ſchön roth; eine prächtige Blume.
Superbe Royale, hat ein ſchönes brennendes Roth, und iſt eine vollkommene Blume.
Temple d'Apollon, eine neue und prächtige Art, blaß glänzend roſenfarbig; hat einen guten Stiel, und große Glocken.
*Temple de Diane, eine vorzüglich große und ſehr ſchöne Blume, blaßroth, und im Herzen ſtark mit Purpur emaillirt; blüht ſpät.
Theatre italien, hat ein ſchönes Incarnat; eine zarte und ſchöne Blume.
Vatican, eine große rothe Blume.
Veldhaan (Perdrix,) eine gute alte Blume, welche ein ſchönes Roth hat.

Vorſt van Deſſau (Prince de Deſſau,) roth und incarnat; eine ſehr groſze und ſchöne, aber ſpäte Blume.

*Vreedenruſt (Repos de la paix,) eine artige, groſze, ſpät blühende und ſchöne, in das Rothe fallende, Blume.

Vreedenryk (Riche paix,) fleiſchfarbig, mit einem ſchönen Purpurherzen; groſz und ſchön, aber ſpät blühend.

3. Gefüllte blaue Hyacinthen.

(199 Arten.)

Admiral Anſon, fällt ſehr in das Schwarze.

Admiral Heemskerk, dunkelblau, in Purpur fallend.

Admiral Obdam, eine groſze und artige Blume, mit einem ſchönen Dunkelblau.

*Admiral de Ruyter, eine groſze und gute, aber ſpäte Blume; blau und Purpur, der Grund iſt ſchwarz.

Admirauté de la Meuſe, dunkelblau mit ſchwarzem Herzen; artig.

Agathe la belle, — mignone, — nouvelle, } haben ein blaſſes Blau oder eine Agathfarbe, und blühen ſehr ſpät.

*Agrippa, ſchön porzellanblau, hat einen ſtarken Stiel, und macht ein artiges Bouquet.

Aigle noir, fällt ſehr in das Schwarze; eine ſehr ſchöne Blume, welche inſonderheit gut auf Gläſer zu ſetzen iſt.

A la mode, laſurblau; eine neue, vollkommene Blume, welche ſehr regelmäſzig wächſt, ſchön iſt, und ſehr früh blüht.

Alcibiades, von einem angenehmen Purpur, mit einem ſchwarzen Herzen.

Alcides, laſurblau, artig, groſz und ſchön.

Antiparos, eine vollkommene Blume, mit einem angenehmen Blau, mit Schwarz emaillirt; eine ſehr rare Sorte.

Archidame pourpre, ſchön blau, in Purpur fallend.

Ariadne, eine kleine, aber artige Blume, macht ein gutes Bouquet, und hat ein ſchönes Blau.

*Ariſtides, eine ſehr groſze und ſchöne Blume, blüht etwas früh, und hat ein Laſurblau.

Arque triomphale, agathblau, ſehr groſz, hochſtielig, die Glocken aber hängen etwas nieder.

*Aſpaſie

*Aſpaſie panachée, prächtig und groß, blaßblau, die Spitzen jeder Glocke ſind mit Laſurblau geſtreift; blüht etwas früh.
*Atys, eine ſehr ſchöne frühe Blume, blaßblau, mit einem hohen Stiele, und macht ein ſchönes Bouquet. Da die Zwiebel dieſer Art leicht fault, muß ſie an einem ſehr trocknen und luftigen Orte verwahret werden.
Aurelia, hat ein glänzendes Laſurblau.
Azur triomphant, treibt einen ſtarken Stiel, macht ein gutes Bouquet, iſt artig und laſurblau.
*Baillif d'Amſtelland, blau, in Purpur fallend, welches in das Schwarze ſchlägt; hat große Glocken; eine artige und frühe Blume.

Beau regard, } haben ein ſchönes Laſurblau, ein ſchwarzes Herz, ſind ſchön, und blühen früh.
*Bel gris de lin, }

Belle d'Afrique, }
*Belle Pomone, } ſind frühe und artige Blumen, haben ein in das Weiße fallendes Blau.
Belle Theſaurus, }

la Belle panachée, iſt ſehr artig, von einem blaſſen Blau, leicht geſtreiſt.
Biſſchop van Briſtol (Evéque de Briſtol,) blau und leinblüthfarbig; artig.
Biſſchop van London (Evéque de Londres,) laſurblau, und ſchön.
Bleu celeſte, eine ſchöne Blume von einem in das Dunkle fallenden angenehmen Blau.
Bleu foncé, die vornehmſte an Farbe, welche faſt ſchwarz iſt; die Glocken ſind nicht ſtark gefüllt, tragen aber Samen; blüht ſehr früh, und iſt ſchön.
Bonne Avanture, blau und leinblüthfarbig, ſchön; blüht früh.
Bonté ſans pareil panachée, eine vortreffliche Blume, welche etwas blaß iſt, von den Spitzen an mit Laſurblau und Weiß geſtreift; ſehr ſchön; blüht etwas früh.
la Brunette aimable, braun purpurfarbig, ſehr ſchön; blüht ſpät.
Bucentaurus, iſt gris de lin, mit glänzendem Laſurblau, ſehr ſchön; blüht früh.
Carolus Magnus, eine beſondere und artige Blume, hat ein Laſurblau, einen ſtarken Stiel, und macht ein großes Bouquet.

Ca-

Capitaine General, }
Caſſiopea, } von blaſſem Blau; ſchön; blühen früh.

*Cedo nulli, dunkelblau mit ſchwarzem Schein; ſehr groß und ſchön; blüht ſpät.

Celeſtina, von ſchönem Himmelblau und einem glänzenden Purpur, mit einem ſchwarzen Herzen; ſehr ſchön; blüht ſpät.

Charlotte Amelie, porzellanblau und artig.

*Chevalier, eine der früheſten von allen gefüllten Hyacinthen; blaßblau.

Cid, faſt ſchwarz.

Coeruleus, blaßblau, artig und ſchön, macht ein bewundernswürdiges Bouquet.

Comte de Hanau, laſurblau, ſehr ſtark gefüllt, und artig.

Comte de Schwerin, purpur und ſchwarz ſcheinend, ſehr artig; blüht ſpät.

*Conſeiller Burlin, dunkelblau, groß und ſchön, mit einem niedrigen Stiele; blüht ſehr früh.

Couronne de Dannemarc, eine neue Blume, braun, und artig; blüht früh.

*Demus, blau gris de lin, treibt einen hohen Stiel, iſt ſehr artig; blüht früh.

*Directeur-Général, agathblau mit einem ſchwarzen Herzen; iſt ſehr ſtark emaillirt, und eine vorzüglich ſchöne Blume.

Duc d'Anjou, blaßblau, inwendig ſchwarz; ſchön; blüht früh.

Duc d'Aquitaine, ein ſehr große und ſchöne Blume mit ſtarkem Stiele, ſtark gefüllt, dunkelblau und ſpät blühend.

Duc de Luxembourg, porzellanblau in das Schwarze ſcheinend, ſehr glänzend an Farbe, wenig gefüllt; blüht früh.

Duc de Mecklenbourg-Strelitz, treibt einen ſehr hohen Stängel, hat ſchön gekräuſelte Glocken, iſt artig, von einer Laſurfarbe; ganz neu.

*Duc de Parme, laſurblau, mit großen, ſtark gefüllten Glocken, welche ſehr ſchön ſind.

*Duc de Penthivre, hat große blaßblaue Glocken; blüht früh.

Duc Louis de Brunſvic, eine ſchöne frühe Blume mit Dunkelblau, welches in das Schwarze ſpielt.

Epi-

Epicharme, porzellanblau, hat viele Glocken, macht ein ſehr ſchönes und prächtiges Bouquet; iſt eine artige, etwas frühe, Blume.

Flora perfecta, blau, in Purpur fallend, macht ein prächtiges Bouquet.

Fontaine bleue, hat ein ſchönes Dunkelblau mit ſchwarzem Grund; iſt eine große, ſehr ſchöne und noch neue Blume; blüht ſpät.

François premier, von einem in Purpur fallenden glänzenden Blau, mit einem in das Schwärzliche ſcheinenden Purpurherzen; hat ungemein große Glocken, trägt ſich gut, macht ein vollkommenes Bouquet, und iſt eine prächtige Blume.

*Gekroond Amſterdam (Amſterdam couronné,) eine artige in das Dunkelblaue fallende Blume, mit Schwarz vermiſcht.

*Gekroond Fontain (Fontaine couronné,) eine frühe und ſchöne Blume, agathblau, mit Schwarz geziert.

Generaliſſimus, porzellanfarbig und artig.

Georgius tertius, porzellanfarbig, mit ſehr großen Glocken; trägt ſich ſehr gut, und iſt ſchön.

Globe terreſtre, porzellanblau, von glänzender Farbe; eine der prächtigſten Blumen, von ausnehmender Größe.

Gloria florum, glänzend agathblau, macht ein prächtiges Bouquet; eine ſchöne Blume, welche ſich allein gut trägt; blüht etwas früh.

Gloria mundi, glänzend blau, mit purpurfarbigem Herzen, macht ein ſchönes Bouquet und hat große Glocken, trägt ſich von ſelbſt ſehr gut; eine vollkommene Blume, und die ſchönſte von allen blauen Hyacinthen.

Gouverneur-Général, hellblau, mit ſchwarzem Herzen; ſteht von ſelbſt gut in die Höhe; eine regelmäßige, artige und frühe Blume.

Graaf van Buuren (Comte de Buuren,) glänzend dunkelblau; groß und ſchön.

Graaf von Welderen (Comte de Welderen,) porzellanblau, hat einen hohen Stiel, und iſt ſchön.

Grand Louis, blau in Purpur fallend, ſchön.

Grand Monarque de Pruſſe, eine ſehr rare Blume, welche ungemein groß, und ſo ſtark wie eine Nelke gefüllt iſt; glänzend porzellanblau.

Grand

Grand Roland, porzellanblau, mit ſehr ſtarken und großen Glocken, ſteht aber nicht aufgerichtet; übrigens eine ſchöne und regelmäßige Blume.

Grand Sultan, von einem angenehmen Dunkelblau, groß und ſchön.

*Grand Treſorier de Bretagne, blaßblau, mit einem hohen Stiele, welcher aber ſchwach iſt.

*la Grande belle pourpre, von einer fremden Farbe in Purpur fallend; eine beſondere Blume.

la Grande gris de lin, glänzend blaßblau, mit großen Glocken, welche etwas nieder hängen, ſonſt aber ſehr ſchön, und früh blühend.

la Grande violette, von einem ſchönen Dunkelblau, eine artige und ſehr gut fallende Blume.

la Grandeur triomphante, lichtblau, mit außerordentlich großen Glocken, welche aber ſehr nieder hängen; eine ganz beſondere Blume.

Gris de lin aimable, agathblau; eine gute Blume mit einem hohen Stiele.

Hertog van Curland (Duc de Curland.) von angenehmen Braun, mit einem ſchwarzen Herzen; artig, und ſpät blühend.

Hertog van Kennemerland, ſehr glänzend porzellanblau; eine angenehme und regelmäßige Blume.

Hollandſe Leeuw (Lion d'Hollande,) blau in Purpur fallend, ſehr artig; blüht etwas ſpät.

Illuſtre de Hollande, blaßblau, mit ſchwärzlichem Herzen, hat ſehr große Glocken, und iſt ſchön; blüht ſpät.

Imperatrice-Reine, hat ein ſchönes, in das Schwarze fallendes, Braun; ſehr ſchön und groß; blüht ſpät.

Incomparable, ſchön blau, mit glänzendem Purpur, von einer ſchönen Farbe, macht ein artiges Bouquet, und trägt Samen.

Infante la Reine ou Tooren Pharos, } frühe und ſchöne Blumen,
Julius Cæſar, } von blaßblauer Farbe.

Keizer Amurath (Empereur Amurath,) blau und Purpur, hat große und gut fallende Glocken, iſt auch eine ſehr ſchöne Blume.

Keizer Conſtantinus (Empereur Conſtantin,) blaßblau mit ſchwarzem Herzen; ſchön; blüht ſpät.

Keizer Joſephus (Empereur Joſephe,) hat große und ſchöne Glocken, einen ſtarken Stiel, ein großes Bouquet, eine

eine ſchöne Purpurfarbe, in das Schwärzliche fallend iſt ſehr ſchön, und noch ganz neu.

Keizer Tiberius (Empereur Tibere), blau purpur, in das Schwärzliche fallend; eine ſehr ſchöne frühe Blume.

Keizerin Aſpaſia (Imperatrice Aſpaſie,) iſt ſehr ſchön und groß, blaßblau, mit Porzellanfarbe geflammt; artig, blüht früh.

Keizerin Zenobia (Imperatrice Zenobie,) laſurblau, mit einem ſchwärzlichen Herzen; ſchön; blüht früh.

Koning van Hongarye (Roi d'Hongrie,) eine ſchöne laſurblaue Blume, mit großen Glocken.

Koning Minos (Roi Minos,) dunkelblau, mit einem ſehr ſtarken Stiele; artig.

Koning Mirandus (Roi Mirandus,) porzellanblau, und ſehr ſchön.

Koning der Mooren (Roi des Maures,) eine ſehr große und ausnehmend ſchöne Blume, von einem in das Schwärzliche fallenden Blau.

Koningin der Mooren (Reine des Maures,) eine ſehr ſchöne und angenehme Blume, von einem dunkeln Blau, mit ganz ſchwarzem Herzen.

Koning van Pegu (Roi de Pegu,) ſehr ſchwarz, klein, und brtig.

Konings-Kroon (Couronne du Roi,) laſurblau; eine artige und ſchöne Blume.

Kroon van Braband (Couronne de Braband,) dunkelblau, blüht früh, iſt ſehr ſchön, und macht ein ſtarkes Bouquet; die Glocken ſind ſehr kraus.

Kroon van England (Couronne d'Angleterre,) eine ſchöne, artige, laſurblaue Blume, mit großen Glocken.

Landgrafe de Sauſenberg, von ſchönem glänzenden Laſurblau mit hohem Stiele; iſt eine große und ſchöne Blume, die Glocken aber hangen etwas nieder.

la Liberté couronnée, blaßblau, mit einem in Schwarz fallenden Herzen; eine große und ſchöne Blume.

Liefflike Vreede (Paix douce,) eine ſchöne und angenehme Blume, blaßblau, mit ſchwärzlichem Herzen.

Lion, laſurblau; eine kleine, aber artige Blume.

Youis le bien-aimé, blaßblau, inwendig ein wenig ſchwarz, mit einem hohen aber ſchwachen Stiele, und großen Glocken.

Louis Quinze triomphant, dunkelblau, und ſehr ſchön; blüht früh.

Luna, blaßblau, inwendig ein wenig ſchwarz; ſchön; blüht früh.

la Magnanime, eine neue und ſchöne Blume, blüht ſehr früh, iſt groß, hat ſehr ſchöne Glocken, und iſt blaßblau von Farbe.

Maria Thereſia, eine große und ſchöne Blume, mit ſehr ſtarkem Stiele, von einer blauen gris de lin Farbe.

*Merveille du monde, außerordentlich groß, mit ſchön emaillirten Glocken; eine ſpäte und ſchöne Blume von Leinblüthfarbe.

*Metellus, eine ſehr rare Blume, welche ſich wenig vermehrt; überaus ſchön.

*Minos Troon (Trône de Minos,) eine beſondere Blume mit ſehr großen Glocken, ſehr ſtark gefüllt; blüht ſpät.

Minuit, iſt ſchwarz wie die Nacht, die ſchwärzeſte von allen Hyacinthen, und in dieſer Betrachtung ſehr ſchön; iſt nicht groß, aber ganz neu.

Minutius Felix, mit einem beſondern Blaßblau angeflogen; macht ein prächtiges Bouquet.

Negros ſuperbe, hat ein dunkles Purpurblau, und eine ſchöne Farbe, macht ein artiges Bouquet, iſt eine prächtige Blume, aber nicht groß, doch von einer vollkommenen Schönheit; blüht früh.

Nitocris, hat ein, in das Purpur ſcheinendes, prächtiges Blau; iſt ſchön, und blüht früh.

Noli me tangere, leinblüthfarbig, und ſehr ſchön.

Non plus ultra, dunkelblau, ſehr groß, auch ſehr ſpät blühend; iſt, wenn ſie ordentlich blüht, eine ſehr prächtige Blume.

Olympia, eine zwar alte, doch gute Blume, blau gris de lin.

l'Ornament de Bronſvic, ſehr ſchön und groß, blaßblau; blüht ſehr ſpät.

Overwinnaar (Vainqueur,) blau, in das Schwärzliche fallend, hat ſehr große Glocken, in der Mitte etwas weiß; ſchön; blüht ſpät.

Ovidius, eine kleine, aber artige Blume, dunkelblau, mit ſchwärzlichem Wiederſchein.

Palamedes, lichtagathblau; ſchön; blüht früh.

Parmenio, dunkelblau, eine ſehr ſchöne Blume mit ſtarkem Stiele, welche ein vortreffliches Bouquet macht.

*Par-

*Parnaſſe pourpre, mit einem ſchönen Dunkelblau, in der Mitte ſchwarz; ſehr ſchön.

Parnaſſus, blaßblau, ziemlich artig, hat einen ſchwachen Stiel; blüht früh.

*Paſſe la Grande belle, von einem in Purpur fallenden Blau, von einer ſehr ſchönen Farbe; hat einen ſchwachen Stiel.

Paſſe non plus ultra, ſehr ſchön und außerordentlich groß, macht eine ungemeine Parade, iſt blaßblau, mit gris de lin geſtreift.

Paſſe-tout, blüht früh, und iſt ſehr gut auf Gläſer zu ſetzen, hat ein Dunkelblau, und iſt eine große und ſchöne Blume.

Perle d'Amſterdam, ſchön gris de lin, mit großen Glocken.

Perle brillante, oder Perle de France, eine ſehr ſchöne und blaßblaue Blume mit einem ſchwärzlichen Herzen, hat große Glocken, einen guten Stiel, und blüht früh.

Perle Piramide, die früheſte von allen gefüllten Blumen, blaßblau, mit einem ſtarken Stiele.

Perle d'Utrecht, blaßblau, ziemlich artig.

Perroquet, ſchön dunkelblau, mit ſehr angenehm emaillirten Glocken.

Perſeus, dunkelblau, ſchön, macht ein gutes Bouquet.

Phoenix florum, dunkelblau, mit ſehr ſtark gefüllten Glocken, ziemlich ſchön.

Picus cinereus, von einer ſchönen glänzenden, in das Schwarze fallenden, Purpurfarbe; groß und ſchön.

Pigmalion, blaßblau, mit einem ſehr ſchwarzen Herzen; eine ſehr artige und ſchöne Blume mit einem niedrigen Stiele.

Pluto, ſehr ſchwarz, von einer beſondern Farbe.

Policrates, ziemlich ſchön, hat einen ſtarken Stiel und ein ſchönes Blau.

Pompejus Magnus, dunkelblau mit einem ſchwarzen Herzen, hat große und ſchön emaillirte Glocken, und einen ſtarken Stiel; groß und ſehr ſchön.

*Pontifex Romanus, hat ein angenehmes Dunkelblau, und iſt ſchön.

Porcelaine Imperial, von einem angenehmen Gris de lin, hochſtielig, artig.

Porcelaine-Kroon (Couronne porcelaine,) ſchön laſurblau mit Purpur geſtreift, ſehr artig; blüht früh.

Porcelaine d'orient, hat ein ſchönes Porzellanblau, und ein dunkles Herz; ſehr artig.
Pourpre fonce, faſt ganz ſchwarz.
Pourpre ſans pareil, von einer ſchönen dunkeln Farbe; ſehr artig.
Pourpre de Tyr, hat eine ſehr ſchön dunkle, und in das Schwarze ſpielende Farbe; vorzüglich ſchön.
Prince Charles de Lorraine, hat wenige, aber ungemein große Glocken, von einer blauen Gris de lin Farbe, und iſt artig.
Prince Guillaume Quatre, blaßblau, mit Laſurfarbe geſtreift; eine große, ſchöne und frühe Blume.
Prince de Wolfenbüttel, von einem ſchönen Blau; artig.
*Prinz van Vriesland (Prince de Friſe,) macht ein ſchönes Bouquet, iſt blaßblau, und eine artige Blume.
la Printannière, porzellanblau, ſchön, und blüht ſehr früh; eine neue Art.
*Procureur-Géneral, agathblau, mit einem ſchwarzen Herzen, ſchön emaillirt, ſehr artig; blüht früh.
Purpere-Kroon (Couronne pourpre,) laſurblau, von ſchöner Farbe; klein, aber artig.
Purpere-Mantel (Manteau pourpre,) laſurblau; klein, doch artig.
Reine de Portugal, laſurblau, groß und artig.
Repreſentant, eine ausnehmend ſchöne und ſehr große Blume, artig laſurblau; eine neue Art.
Rex Indiarum, ſchön braun, mit hohem Stiele.
Rex Negros, hat eine ſchöne dunkle Farbe, macht ein angenehmes Bouquet, und iſt artig.
Rhynſtroom (le Rhin,) eine rare, zärtliche, und in allen ihren Eigenſchaften beſondere Blume, von ſchönem Purpurblau.
Rien ne me ſurpaſſe, eine vorzüglich große Blume von laſurblauer Farbe, ſehr ſchön mit Schwarz emaillirt.
Roi de Congo, dunkelblau, mit ſtarkem Stiele.
Roi des Jacinthes, eine große und mit allen Vollkommenheiten verſehene Blume, von ſchöner laſurblauer Farbe, und Purpur emaillirter Füllung; mit niedrigem Stiele.
Roi de Maroc, ſehr ſchwärzlich, und von einer ſchönen Farbe.
Roi de Siam, laſurblau, groß.

*Romu-

*Romulus de Vries, laſurblau, macht ein angenehmes Bouquet, und iſt ſehr ſchön.
Roos (Roſe bleuë,) laſurblau, mit ſtarkem Stiele; ſchön.
Roiale Standaart (Etendart royal,) macht ein angenehmes Bouquet, iſt laſurblau, artig; blüht früh.
*Rubis royal, glänzend blau mit Schwarz, iſt artig, und blüht früh.
Salomons Palais (Palais de Salomon, laſurblau, groß; blüht ſpät.
*Samaritain, laſurblau, mit einem ſchwarzen Herzen; ſehr hochſtielig.
Sceptre Porcelain, hellblau, mit ſtarkem Stiele, iſt ſehr ſchön, und blüht früh.
Semper Auguſtus, dunkelblau und ſchön emaillirt; groß und artig.
*Stadhouder-General, laſurblau, mit einem ſehr ſchwarzen Herzen; artig.
Starrekroon (Couronne des etoiles,) laſurblau, macht ein ſchönes Bouquet.
Superbe major (Grandeur ſuperbe, dunkelblau, mit großen Glocken; eine beſondere und artige Blume.
Tacitus, blaßblau, ſchön; blüht früh.
*Treſorier-Général, dunkelblau, mit ſchwarzem Herzen; ſehr ſchön; blüht ſpät.
Triomphante couronnée, in das Laſurblau fallend; ſehr artig.
Triomphe gris de lin, blaßblau, mit einem ſchwärzlichen Herzen; artig.
Triomphe de monde, laſurblau, mit großen und ſtarken Glocken; ſehr artig.
Trosbloem (Bouquet de fleurs,) dunkelblau, und macht ein ſchönes Bouquet; hat eine angenehme Farbe, und dabey eine artige Blume.
Victor Amadeus, porzellan blau mit hohem Stiele; eine ſchöne und frühe Blume.
Violette Kroon (Couronne violette,) eine artige, ein ſchönes Bouquet machende Blume.
*Voila qui ſurpaſſe, ſchön gris de lin, hat inwendig viel Schwarz; die Glocken ſind ſehr kraus; eine artige und prächtige Blume, welche etwas früh blüht: iſt noch neu.

Vreede-Faam (Fame de paix,) eine, in das Agathblau fallende, groſſe, ſchöne und frühe Blume.
Waakende Leeuw (Lion vaillent,) lichtblau; eine artige und frühe Blume.
Wonder van Flora (Merveille de Flore,) himmelblau und von ſchöner Farbe, hat wenige aber groſſe Glocken, und iſt artig.
Zeyenpraal (Triomphe bleuë,) hat ſehr groſſe Glocken, ein ſchönes Porzellanblau, und iſt auch artig.
Zeyenzuil (Trophée, eine artige und ſchöne laſurblaue Blume.
Zwarte Valk (Faucon noir,) hat ein Purpurblau, welches in das Schwarze fällt; eine rare und ſehr artige Sorte.

4. Einfache blaue Hyacinthen.
(73 Arten.)

Abner, laſurblau, hat viele Glocken, und iſt eine artige Blume.
Africa, eine ſchöne regelmäßige pyramidaliſche Blume, macht ein ſtarkes Bouquet, hat einen ſtarken Stiel, mit groſſen ganz dunkelblauen Glocken, welche ſehr in das Schwarze fallen.
Agathe la belle, hellblau und artig.
Agathe royale, hell agathblau, hat ein groſſes Bouquet, und iſt ſehr ſchön.
l'Agrement, iſt ſehr artig und glänzend laſurblau, macht ein ſchönes Bouquet.
Aigle imperial, von einem prächtig glänzenden Blau, und ſehr ſchön.
Amethiſte, von artiger Purpurfarbe.
Artabanus, hat eine ſchöne Purpurfarbe und viele Glocken.
Bel objet, iſt ſtark von Stiele, hat groſſe Glocken, macht ein ſchönes Bouquet, blau mit dunkelbrauner Farbe; ſehr ſchön.
Biſchop (Evêque,) auch Biſchop van Münſter genannt, ſehr groß und prächtig, in dunkel ſchwarzblau.
Bleu royal, lichtlaſurblau und ſchön.
Bonten Held (l'Heros panaché,) iſt eine ganz beſondere Blume, bey welcher man etliche ganz blaue, andere mit Laſur und Weiß geſtreift, und noch andere, welche ganz weiß ſind, auf einem Stängel findet.

Caeſar

Caeſar Romain, macht ein ſchönes Bouquet, von lieblicher Farbe, iſt glänzend dunkelblau; eine ſchöne frühe Blume.

Calliope, hat ſehr große Glocken, ein ſchönes dunkelblau, und iſt ſehr artig.

Charles le hardi, eine ſehr ſchöne und vorzüglich artige Blume, von einem ſchönen Blaßblau, in allen Stücken regelmäßig.

Comble de gloire, macht ein ſtarkes Bouquet, mit vielen Glocken, blaßblau, und ſehr artig.

Comte de Buuren, laſurblau, mit großen Glocken; ſehr artig.

Comte de Golofkyn, macht ein ſtarkes Bouquet, hat große dunkelblaue Blumen, und iſt ſehr ſchön.

Comte de Lottum, ſchön purpurfarbig, mit einem großen Bouquet.

Coridon, eine ziemlich ſchöne Blume, macht ein artiges Bouquet, und iſt dunkelblau.

Cyaxares, hat große und ſchöne Glocken, hell laſurblau; eine neue und vollkommene Art.

Delicieuſe, hellbläulich, macht ein ſtarkes Bouquet, und iſt ſehr ſchön.

Dolphyn, eine in allen Eigenſchaften vollkommene Blume, aber ſehr zärtlich, von glänzend dunkel laſurblauer Farbe.

Eclatante, graubläulich; macht ein ſchönes und ſtarkes Bouquet.

Electeur de Maïence, hat große Glocken und macht ein ſtarkes Bouquet von ſchwärzlichem Blau: ſehr ſchön.

Flora perfecta, blüht früh und ſehr ſchön; hat ſehr ſtarke Glocken.

Grand Baſſe de Cairo, von ſchöner dunkler Farbe; artig.

Grand Duc de Florence, hat große Glocken, macht ein ſtarkes Bouquet, blaßblau; ſehr ſchön.

la Grandeur; laſurblau, von ungemeiner Größe; macht allein einen Strauß.

Guerini, macht ein prächtiges Bouquet; ſchön laſurblau.

Homerus, dunkelblau und artig.

Imperator, hat ſehr große Glocken, iſt laſurblau und ſchön.

Imperial-Major, hat ein ſehr ſchönes in das Schwärzliche fallendes Blau, blüht früh, und iſt ſchön.

Jongen Moor (Jeune Maure,) eine ſehr ſchöne und rare Blume, ſchön dunkelbraun von Farbe.

Juweel van Haarlem (Joyau de Haarlem,) hell laſurblau glänzend und ſchön.

Koning David (Roi David,) blüht früh und ſchön, hat ein ſchönes Braun.

Koniglyke Kroondraager (Porteur de diademe,) macht ein großes Bouquet mit vielen Blumen, von einem in das Weiße fallenden Blau; eine ſehr artige und ſchöne Blume.

Kroon van Poolen (Couronne de Pologne,) } ſind artige
Kroon van Zweeden (Couronne de Suede,) }
Blumen, welche ein ſchönes Bouquet machen; die Farbe iſt laſurblau.

Minerva, ſchön dunkelblau, und artig.

Nonpareille, macht ein ſehr ſchönes laſurblaues Bouquet; iſt ſehr artig von Farbe.

Nulla ſecunda, iſt ſchön laſurblau geſtreift, auch ſchön und nett.

Pallas, macht ein ſehr großes Bouquet mit ſtarken Glocken und iſt ſchön.

Parmenio, hat ſehr große Glocken von einem glänzenden Dunkelblau; iſt ſehr ſchön.

Paſſe delicieuſe, agathblau in das Weiße fallend, macht ein ſtarkes Bouquet, und iſt ſchön.

Paſſe la Grandeur, die Glocken ſind weit größer und ſchöner als die von la Grandeur, ſie hat aber deren nicht ſo viele; übrigens iſt ſie ſehr ſchön und artig, von blauer Laſurfarbe

Paſſe Hollandia, lichtblau, blüht ſehr früh und ſchön.

Paſſe non plus ultra, hat die größten Glocken und den höchſten Stiel, macht auch das größte Bouquet: iſt von Farbe dunkel purpurblau; eine ganz beſondere und artige Blume.

Pierre pretieuſe, von ſchön glänzendem Blau; macht ein gutes Bouquet, und iſt ausnehmend ſchön.

Porcelain Imperial, von hell glänzend blauer Farbe, hat eine Menge Glocken, und macht ein ſchönes Bouquet; eine prächtige und ſehr regelmäßige Blume.

Porteur de couronne, hat eine Menge Glocken, iſt dabey ſehr ſchön und artig.

Premier Noble, laſurblau, ſchön und angenehm.

Prince des fleurs, macht ein großes Bouquet, von ſchönem Agathblau.

Prince Heraclius, eine prächtige Blume, von einem ſchönen dunkeln und doch dabey glänzenden Blau, welches in Purpur fällt; eine in allen Eigenſchaften vollkommene Blume.

Pro patria, ſehr ſchön und angenehm, mit einer vortreffli= chen Gris de lin Farbe.

Proſerpina, von einem ſchönen Dunkelblau und glänzenden Schwarz; iſt eine prächtige Farbe, und eine ſehr ſchöne Blume.

Purpur Juweel (Joyau pourpre,) von glänzendem Hellblau, in Purpur fallend; macht ein ſtarkes Bouquet.

Rex Negros, von einem ſchönen und ſehr dunkeln Blau, welches faſt ſchwarz iſt.

Rhadamanthus, eine ſchöne Blume, welche ein ſtarkes Bou= quet macht; blau und dunkel purpur, und von glänzen= der Farbe.

Seconde Biſchop, eine Art, welche wie der Biſchop (E- vêque) ausſieht, aber nicht ſo groß, auch nicht ſo ſchön iſt, auch nicht ſo viele Glocken hat.

Spiegel (Miroir,) hat ein ſchönes und ſehr glänzendes Blau, und eine prächtige Farbe; eine ſehr artige Blu= me.

Standaart (Etandart,) ein prächtiges Bouquet, mit einer Menge Glocken; blaß agathblau, und ſchön.

Telemachus, macht ein ſchönes Bouquet, iſt dunkelblau, und ſehr ſchön.

Tireſias, hellblau, und ſehr artig.

Trosbloem (Bouquet des fleurs,) blau gris de lin, ſchön, und artig.

Viceroi de Naples, macht ein ausnehmend ſchönes Bou= quet mit ſehr vielen Glocken, und iſt ſehr ſchön.

Violet noiratre, ſchwarzblau, glänzend und ſehr angenehm an Farbe; macht ein ſtarkes Bouquet, und iſt ſehr ſchön.

Vroege Aurora (Aurore hative,) eine der früheſten Hya= cinthen in Dunkelblau.

Vroege Gallas (Gallas hative,) eine ſehr ſchöne, frühe Blume in Dunkelblau.

Vroege Grand Caliphe, eine frühe und ſchöne Blume; iſt ſehr gut auf Gläſer zu ſetzen.

Vroege Januari, (Fleur de Janvier,) die früheſte von allen Hyacinthen, welche man auf Gläſern zur Blüthe bringen kann; ſie blüht auf ſolchen ſchon im December.

Vroege Imperial (Imperiale hative,) eine der ſchönſten frühen Hyacinthen, blaßblau, und ſehr artig.

Vroege Paſſe-tout, macht ein ſtarkes Bouquet, iſt ausnehmend ſchön, bringt eine ziemlich frühe Blume in Dunkelblau.

5. Einfache weiße Hyacinthen.
(27 Arten.)

Belle Galathée, eine artige und ganz weiße Blume.

la Blancheur, ſehr ſchön, und ganz weiß.

Cardinal Rezzonico, ganz weiß, ſehr artig, und von einem hohen Stiele.

Geele Kroon (Couronne jaune,) ganz gelb, und ſehr beſonders; macht ein ſtarkes Bouquet, mit ſehr ſchönen Glocken. Der Same dieſer Art iſt ſehr koſtbar, weil davon Erfprince de Weilburg, und viele andere Arten vom erſten Range, gezogen ſind.

Koning David (Roi David,) macht ein artiges Bouquet, welches ganz weiß und ſehr ſchön iſt.

Koningin Anna (Reine Anne,) hat ſchöne Glocken und ein ſehr großes Bouquet; weiß in das Röthliche fallend; beſonders ſchön von Farbe.

Kroon van Flora (Couronne de Flore,) eine artige und ganz weiße Blume, welche ein ſchönes Bouquet macht.

le Ligne,
Leonora,
Marianne, } ganz weiße und artige Blumen.

Mignonne, hat einen hohen Stiel und ein ſtarkes Bouquet, welches ganz weiß iſt, mit ſchönen Glocken.

Noble de Veniſe, eine ganz weiße und prächtige Blume, mit ſehr ſchönen Glocken; macht ein angenehmes Bouquet; blüht etwas ſpät.

la Parfaite, hat ſchöne Glocken von einer weißen in das Röthliche fallenden Farbe.

la plus delicieuſe, ganz weiß, und macht ein ſtarkes Bouquet; ſehr ſchön.

Premier Noble, hat etwas große weiße Blüthen, welche prächtig in das Auge fallen, und die Reinlichkeit ſelbſt vorſtellen.

Pron-

Pronkert (le Coquet,) macht ein groſses Bouquet, iſt ſchneeweiſs, und ſehr ſchön.
Racine, iſt ganz weiſs, und macht ein ſchönes Bouquet.
Rooms Kaizerinn (Imperatrice Romaine,) ganz weiſs, und ſchön.
Senateur de Pologne, ganz weiſs, ſehr artig, macht ein ſtarkes Bouquet mit ſchönen Glocken; eine neue Art.
Taſſo, } ganz weiſs, und artig.
Tunique blanche, }
Triomphe blandine, weiſs, in das Röthliche fallend, macht ein ausnehmend groſses Bouquet, mit ſchönen Glocken; eine der beſten Arten.
Virgo, von einem röthlichen Weiſs, ſehr ſchön.
Voltaire, weiſs, in das Roſenfarbige fallend; eine prächtige und regelmäſsige Blume mit ſchönen Glocken.
Vreedennyk (Riche paix,) ganz weiſs, und in allen ihren Eigenſchaften vollkommen.
Vroege imperial (imperiale hative,) die früheſte von den weiſsen Hyacinthen, iſt auch artig.
William Friſo, weiſs, in das Roſenfarbige ſpielend, macht ein prächtiges Bouqet mit ſtarken und artigen Glocken; vorzüglich ſchön.

6. Einfache rothe Hyacinthen.
(32 Arten.)

*Abbé de Laudenberg, ſchön roth, und ſehr artig; macht ein ſtarkes Bouquet, und hat groſse Glocken.
*Archiduc Joſeph, carmeſinroth, von vortrefflicher Farbe, und ſehr ſchön.
Atticus, ſchön roth, macht ein groſses Bouquet; eine neue, und ſehr ſchöne Art.
Aurora, macht ein ſtarkes Bouquet, hat groſse Glocken, und iſt ſchön.
*Bourbon, roth incarnat.
Beau Rouge, }
*Belle Bergere, } ſehr ſchön roth, und artig.
Clarinde, }
Coriolanus, }
*Comte de Beſtuſchef, } ſehr ſchöne und regelmäſsige Blumen, mehr oder wenig in einem ſchönen Roth unterſchieden.
*Comte d'Evreux, }
*Comte de Wartensleben, }
*Comte de Wedel, }

Duc

Duc de Holſtein,) ſehr ſchöne, in ein angenehmes Car-
Europa,) meſin fallende Blumen.
Eſculape, roth, und ſehr ſchön.
l'Eſperance, von angenehmen Roth, und ſehr ſchön.
Grand-Maitre Royal, eine ſchöne roſenfarbige Blume, mit groſſen Glocken.
*Madame, dunkelcarmeſinroth; blüht ſpät.
Orange Raos (Roſe d'orange,) iſt halb gefüllt, und gut zum Samentragen.
*Pairaemon, macht ein ſehr groſſes Bouquet, hat einen hohen Stiel, und iſt ſchön brennend roth.
Pomone, eine ſchöne rothe Blume.
Praal-Sieraad (Ornement de parade,) artig, mit einem ſchönen Bouquet, und ſtarken rothen Glocken.
Rayon du ſoleil, roth incarnat, von brennender Farbe, macht ein auſſerordentlich groſſes Bouquet, und hat einen hohen Stiel; eine ſchöne und ganz neue Art.
Reine rouge, carmeſin, und ſehr ſchön.
Roſe bouquet aimable,) ſehr ſchön roth.
Roſe convenable,)
*Roſe incarnate, von brennender Feuerfarbe, macht ein ſehr artiges Bouquet; eine ſehr angenehme und nette Blume.
Roſe ſans epines, ſehr ſchön carmeſin.
*Roſe ſuperbe,) ſchön roth und ſehr artig.
*Ruban d'or,)
Vuir-Vlam (Flamme de Feu,) ſehr ſchön incarnat, hat gemein groſſe Glocken, und ein vollkommenes Bouquet; eine ganz neue Art, und die beſte von allen rothen Blumen.

II. *Catalogus* der ſchönſten und auserleſenſten Sorten Hyacinthenzwiebeln, welche bey Johann und Mathias Kleſeker in Hamburg zu bekommen ſind.

Stückweiſe taxiert,

1. Einfache groſſtroſtige dunkelblaue.

	Mk.	ß.		Mk.	ß.
Achatius - - -	2	—	Dambrowitza - -	—	12
Crocodil - - -	—	10	Duc de Weimar -	—	6
Croonhard - -	—	8	Gekroende Bruyd -	—	12

Gal-

	Mk.	ß.
Galconda - - -	1	—
Garidon - - -	—	8
Grand Ottmann -	1	—
Groote fruhe Paſſetout	10	
Julianus - - -	—	6
Kayſer - - -	—	8
Kayſerlycke Purpur	1	—
Kroon von Dorſ	—	8
Koningh Darius -	—	8
La Couronne de France	1	—
La Couronne legitime	—	8
Mozambique - -	—	12
Profeſſor - - -	—	10
Raphael - - - -	—	10
Semper Auguſtus -	—	8

2. Einfache großtroſtige hellblaue.

	Mk.	ß.
Baſſa von Cairo	—	12
Bellarminus - -	—	10
Belle Helene - -	—	8
Biſchop von Paderborn		8
Dorillas - - -	—	8
Duc premier - -	—	3
Fabius Maximus	—	8
Gekroende Turquois	—	8
Groote nieuwe Paſſetout - - - -	—	10
Maculata - - -	—	8
Madame de Navarra	—	12
Porcellain Imperial	—	12
Prince Ludwig - -	—	8
Purpur Ridder - -	—	12
Secunde groote frühe Paſſetout - - -	—	6
Schone Abſalon -	—	4

3. Einfache großtroſtige weiße.

	Mk.	ß.
Cleopatra - - -	—	8
Doge Franciſco Lorendano - -	1	—
Dyoniſius - -	—	8
Eveque de Trident	—	8
Goliath - - -	—	8
Julia - - - -	—	8
Lucretia - - -	—	6
Noble di Venezia -	—	8
Ochozias - - -	—	6
Prince de Trautſon	—	8
Prince de Sulkowsky	—	12
Theodoricus - -	1	—
Theophilus - - -	1	—
Ulrica - - - -	—	8

4. Einfache großtroſtige rothe.

	Mk.	ß.
Alezan - - -	—	8
Amſtelkroon - -	—	6
Coridon - - -	—	6
Duc de Bourgogne	—	6
Duc de Holſtein	—	10
Pamphilia - -	—	6
Roſe Aurora - -	—	8
Ruban d'or - - -	—	12
Chapeau rouge - -	—	12

Vorſtehende Hyacinthen werden zur Winterflor gebraucht.

5. Dop-

5. Doppelte dunkelblaue.

	Mk.	ß.		Mk.	ß.
Acharius	—	12	Gekroende Souverain royal	—	10
Achilles	3	—	Gekroende Hartlop	1	—
Aigle noir	—	10	Kayſer Antonius	1	—
Aquila	—	10	Kayſer Amurath	—	10
Arc-en-ciel	1	—	Kayſer Vitellius	2	8
Bella Pomona	—	10	Koning Stanislaus	2	—
Beminde Vreede	—	8	Koning Minos	—	12
Biſchop von Tricale	—	8	Mars	—	8
Conſeiller Burklin	1	—	Parnaſſus	1	8
Caranum	—	8	Raad Heer	—	12
Duc de Bourbon	1	8	Triomphe de Monde	3	—
Gräfinn von Buren	—	8	Velzerhoff	—	8

6. Gefüllt hellblaue.

Acteon	—	8	Dominant	—	8
Amarillis	—	8	Duc de Bourgogne	1	—
Antonius	—	12	Gekroende Trouw	—	8
Azur triomphant	—	10	Incomparable Favorit	—	12
Batavier	—	8	Julius Cæſar	—	12
Borſt Juweel	—	8	Koningh der Mooren	1	—
Cardes	—	10	Koninghin van Navarra	—	8
Celadonia	—	10	La Brillant	—	8
Cid	1	—	Petronella	6	—
Comte d'Hanau	—	10	Paſſe non plus ultra	2	—
Diamant	—	8	Semper Auguſtus	1	8
Didorff	—	12	Triumph grisdelin	1	—
Diemering	—	8	Triumph van Overveen	1	—
Diegnan	—	8	Ungerſche Kroonprince Joſeph	1	8
Dietramzelle	—	8			
Domantz	—	10			

7. Gefüllte weiße,

Amarillis	—	12	Ducheſſe de Toſcana	—	6
Baſilia	—	8	General Neulander	2	—
Bellerophen	1	—	Koninghin Eliſabeth	—	6
Bogislaus	—	12	Mignonne de Delft	—	8
Brigitta	—	12	la Sirene	—	8
Donna Margaretha	—	10			

8. Ge-

8. Gefüllte weiße mit Roth oder Violett.

	Mk.	ß.		Mk.	ß.
Admiral de la Lucerne	1	—	Duc de Lieria	—	6
Admiral Piethein	1	—	Ducheſſe d'Orleans	—	12
l'Admiration	—	8	Emerentia	1	—
Agathon	1	—	Euphemia	1	—
Amyntas	—	8	Graf van Egmont	—	8
Anaſtaſius	—	8	Koningh van Grosbritannien	2	—
Blaſius	—	8	Koninghin Jacoſta	—	8
Coeleſtine	—	12	Kroon van Grosbritannien	2	—
Comte de Stolberg-Geudern	1	8	Marquis de Monti	—	8
Conſtantinus	1	—	Nitocris	—	12
Croon-Vogel	—	8	Oliphant	—	10
Cyrillus	1	—			
Donatus	1	—			

9. Doppelte rothe und fleiſchfarbige.

Adelgunda	1	8	Kroon van Amſterdam	1	—
Apema	1	—	Lacopolus	—	10
Apollonius	2	—	Lauanium	1	—
Blandina Couronna	—	8	Malgratium	1	—
Caſſianus	1	—	Comte de Namur	1	8
Comteſſe Prebendoviska	—	8	Palamedes	—	12
Debora	—	8	Prince Paul	—	12
Edmundus	—	12	Princeſſe Imperiale	6	—
Elogius	1	—	Roſe ſans epines	—	12
Koninghin Vaſthi	—	12	Roſe ſurprenante	1	—
Koninglyke Rooſe	1	—	Roi de Dannemarc	1	—

Doppelte blaue und weiße, in folgenden Claſſen.

25 Arten mit ihren Namen.

	Rthlr.	ß.
1ſte Claſſe. 12 doppelte blaue, 12 doppelte weiße Arten, das Hundert	8	—
2te Claſſe. 13 doppelte blaue, 12 doppelte weiße Arten, das Hundert	10	—
3te Claſſe. 12 doppelte blaue, 13 doppelte weiße Arten, das Hundert	12	—
4te Claſſe. 8 doppelte rothe, 8 doppelte blaue, 9 doppelte weiße Arten, das Hundert	24	—

Num-

Rummel oder melirte.

	Rthlr.	ß.
1. Einfache blaue, weiße und rothe unter einander, das Hundert -	3	16
2. Einfache blaue und weiße, das Hundert -	2	32
3. Doppelte blaue und weiße unter einander, das Hundert -	5	16
4. Doppelte blaue, weiße und rothe unter einander, beſſere das Hundert -	8	—
5. Doppelte blaue unter einander, das Hundert -	8	—
6. Doppelte weiße unter einander, das Hundert -	6	32
7. Doppelte rothe und fleiſchfarbige unter einander, das Hundert -	12	—

Noch etliche Arten Hyacinthen.

	Mk.	ß.
Belgica campanularis fl. coeruleo - -	—	2
Belgica fl. albo -	—	2
Belgica fl. carneo	—	2
Belgica fl. coeruleo	—	2
Turquois fl. coerul.	—	2
Muscat maior - -	—	8
Muscat minor - -	—	4

Catalogus auserleſener Sorten Hyacinthenzwiebeln, im Winter auf Gläſern zu treiben, welche von den berühmteſten Blumiſten aus Haarlem in Commiſſion gegeben ſind, bey J. und M. Klefeker, in Hamburg.

Doppelte Hyacinthen.

Rothe.

	das Stück Mk.	ß.
Antiope - - -	—	10
Floraa's Roſekrans	1	4
Marquis de l' Enſenande - - -	1	—
Pileus Cardinalis	—	6
Prinz Wilhelm de Eerſte - - - - - -	—	8
Roſe illuſtre - -	—	5
Rubro Cæſar - -	—	6
Superbe royal - -	—	6

Roſen- und Fleiſchfarbige.

	Mk.	ß.
Debora - - - -	—	8
Hugo Grotius -	1	—
Roſe Eglantier -	—	8
Roi de Perſe - -	—	6
Roxaline - - - -	—	8

Weiße.

Weiße.

	Mk.	ß.		Mk.	ß.
Andromeda	—	6	Virgo	1	4
Infant Princeſſe	—	6	Belle Pomone	1	—

Weiße mit gelb.

Grand Triumph	—	8	Marggraf von Baden-Durlach	—	8
Gulden Vryheid	—	12			

Weiße mit Roth und Incarnat.

Claudius Civilis	—	5	Illuſtre beauté	1	—
Berg Veſuvius	—	10	Koninghin Helena	—	12
Gräfin v. Waſſenaer	—	6	Pulchra	—	3

Weiße mit Violett und Purpur.

Cardinal de Fleury	—	6	Purpur ſans pareil	—	6

Weiße mit roſenfarbig.

Clytemneſtra	—	6	Koningh von Pruiſſen	—	4
Gekroond Juwel van Haarlem	—	10			

Dunkelblaue.

Aigle noir	—	6	Incomparable	1	4
Admiral de Ruyter	—	5	Koningh der Mooren	1	—
Ariſtides	—	12	Ovidius	—	8
Baillif d'Amſtelland	—	12	Parmenio	1	—
Blaubont	—	6	Paſſetout	1	4
Bleu foncé	2	—	Purpur Parnaſſe	—	8
Louis Quinze triomphant	2	—	Romulus de Vries	—	10
Flora perfecta	1	—	Starrekroon	—	6
Gekroende Incomparable	—	10	Overwinaar	—	8

Porzellanblaue.

Borſt Juweel	—	6	Porcellain-Kroon	—	6
Duc d'Anjou	—	6	Porcellain-Scepter	—	12
Duc de Luxembourg	1	—	Globe terreſtre	2	—
Prinz von Friesland	—	6			

Agath- und Grisdelin-blaue.

	Mk.ß.		Mk.ß.
Duc de Penthievre	— 12	Perl van Utrecht	— 8
Grand Grisdelin	1 —	Bella Africa	— 8
Perl-Pyramide	— 12		

Einfache Hyacinthen.

Blaue.

Biſchop	— 8	Koningh David	— 10
January	— 8	Schoone Joab	— 8
Kroon van Waſſenaer	— 5	Marcus Aurelius	— 6

Weiße.

Kerkenkroon	— 5	Vroege Imperial	— 3
Premier Noble	— 7		

Rothe und roſenfarbige.

Convenable	— 8	Roſe Princeſſe	— 3
Perroquet	— 3	Roſe la Reine	— 6

Wenn man Hyacinthenzwiebeln aus Holland oder von andern Orten verſchreibt, oder wenn man dieſelben verſenden will, muß ſolches niemals vor dem Auguſt geſchehen. Die Zwiebeln dunſten, nachdem ſie aus der Erde genommen ſind, ſtark aus; ſperrt man ſie alſo um dieſe Zeit in ihren eigenen Dunſtkreis ein, ſo bekommen ſie ſogleich einen Anſatz zur innerlichen Fäulniß, welche ihnen, wo nicht gleich im erſten, doch gewiß im zweyten Jahre, den Tod bringt. Man muß auch dahin ſehen, daß man recht große und unbeſchädigte bekomme; doch findet man, daß die gefüllten weißen, mit Roth vermiſchten Hyacinthen gemeiniglich mangelhafte Schalen an der Wurzel haben, und daß die ſchönſten rothen aus kleinen Zwiebeln erwachſen.

Die Zwiebeln, wenn man ſie bekömmt, ſind gemeiniglich in Papier gewickelt, worauf ihr Name geſchrieben iſt. Einige derſelben ſind überaus groß und ſchön, die meiſten aber nur mittelmäßig; und man muß von dieſen allezeit 3 bis 4 gegen 1 große rechnen. So künſtlich wiſſen die Herren

ren Holländer dieſelben einzutheilen! So bald die Zwiebeln ankommen, muß man ſie aus den Papieren heraus nehmen, von dem Moder, welchen ſie angeſetzt haben, reinigen, und an einem luftigen Orte verwahren.

Will man aber für ſein angewendetes Geld ein Vergnügen haben, ſo darf man ſich, bey der Cultur der Hyacinthen, ſo wie auch anderer guten Zwiebelgewächſe, keine Mühe verdrießen laſſen, ſondern muß alle Arbeit, Pflege und Wartung nach folgender Anweiſung fleißig vornehmen, weil ſonſt alles vergebens iſt.

Um den Hyacinthenbau gehörig zu veranſtalten, muß man zuvörderſt für die dazu ſchickliche Erde ſorgen. In Holland wird folgende Compoſition der Erde gemacht. Man nimmt dazu $\frac{2}{6}$ eines grauen oder halbſchwarzen Sandes, $\frac{3}{6}$ Kühmiſt, und $\frac{1}{6}$ Gärberlohe oder Baumlaub. Man wählt lieber den friſchen, als den jährigen Miſt, weil er ſich, bey der mit ihm vorzunehmenden Bearbeitung, eher verzehrt und beſſer vermiſcht. Von dieſer vermiſchten Erde macht man einen ſo breiten und niedrigen Haufen, als es der Platz erlaubt, an einen Ort, welchen Sonne und Regen treffen kann. Damit die Sonnenhitze dieſe Erde beſſer durchdringe, auch mehr Salpetertheilchen aus der Luft ſich hinein ziehen, ſo legt man die Materien ſchichtweiſe auf einander, nämlich zu unterſt Lohe oder Baumlaub, auf dieſes Sand, und oben darauf Miſt; läßt ſie 6 Monat unberührt liegen; außer daß man das Unkraut, wenn es noch jung iſt, und ehe es aus dem Haufen die Nahrung zieht, wegnimmt. Um ſolche Erde hernach zur Vollkommenheit zu bringen, wendet man den ganzen Haufen alle 6 Wochen um, und arbeitet die dreyerley Materien recht wohl unter einander. Nach einem Jahre kann die zubereitete Erde zu den Hyacinthen gebraucht werden; doch iſt es beſſer, wenn ſie 2 Jahr liegen bleibt. Sie erfordern alle

Jahr dergleichen friſche Erde, und die alte, worin einmal Hyacinthen gezogen worden ſind, wird zu den Tulpen, Ranunkeln, Anemonen und Aurikeln, nicht aber zu den Nelken, gebraucht, denen ſie, wie die Erfahrung gelehrt hat, ſchädlich iſt, indem ſie den Roſt und eine Fäulniß davon bekommen.

Bey dem Boden in Holland iſt merkwürdig, daß in ſolchen Gegenden, wo der ſogenannte Derry zu nahe liegt, die Zwiebel nicht treiben kann; denn die Unfruchtbarkeit herrſcht überall, wo dieſer nicht mit hinlänglichem Sande, wie beynahe ganz Holland, bedeckt iſt, und die Zwiebeln verfaulen ſogar, die nur 1 Fuß hoch darüben ſtehen. Dieſer Derry oder Darry iſt ein verfaultes Holz in der Erde, und hat die Conſiſtenz, wie eine Art von ſchwärzlichen Kohlen. Er iſt gemeiniglich 6 bis 8 Z. dick, und man findet ihn faſt in ganz Holland und Seeland. Die ungleichen Schichten Sand über dem Derry verurſachen die ungleiche Güte des Landes, ſo wie ſie näher an, oder weiter von dem Meere liegen. Man glaubt, daß dieſes, wie viele unterirdiſche Felſen, von alten Verwüſtungen der Sündfluth, oder auch aus ſpätern Zeiten, herrühre, welche ganze Bäume umriſſen, womit beynahe alles Land bedeckt war, worauf ſich in der Folge der Meerſand ſetzte, und ihm alle die nöthige Feſtigkeit gab, daß Menſchen daſelbſt wohnen könnten.

Die Hyacinthenliebhaber in Deutſchland können dieſe Erde, wie ſie von den Holländern zubereitet wird, glücklich nachahmen, auch ohne ihren ſchwarzen Sand zu haben. Man nehme nämlich von einer guten Küchengartenerde, von deren Fruchtbarkeit und Güte man überzeugt iſt, 1 Drittel; Kühmiſt (wo man ihn ohne Stroh von den Viehweiden, oder ſogenannten Viehſtellen, haben kann, iſt es deſto beſſer, 1 Drittel; und 1 Drittel Baumlaub oder Lohe, nebſt etwas Fluß- oder zarten Bachſand, lege dieſe Materien ſchichtweiſe auf einander, laſſe ſie ebenfalls ein halbes Jahr unberührt liegen, bearbeite ſie hernach mit einem Spaten fleißig, und reinige dieſen Haufen vom Unkraut. Nach anderthalb oder 2 Jahren wird dieſe

Erde hinlänglich verfault und tüchtig ſeyn, daß die Hyacinthenzwiebeln darin gepflanzt werden können. Ehe aber dieſes geſchieht, muß ſie vorher durch ein Drahtgitter geworfen, oder durch ein Sieb gerädert werden. Hiebey iſt noch zu erinnern, daß man ſich ſowohl vor Schafpferde- oder andern Miſt hüten, und bloß den Kühmiſt zu der Hyacinthenerde gebrauchen müſſe, indem alle übrige Miſtarten für die Hyacinthen zu ſcharf und zu treibend ſind; als auch, daß man gelben Sand, welcher gemeiniglich Eiſentheilchen bey ſich führt, und die Zwiebel roſtig und faulend macht, ſorgfältig vermeide.

Oder, man nehme die Hälfte friſche Erde von einer Wieſe, wo der Boden mit Sand untermiſcht iſt, ſie darf aber nicht über 8, oder höchſtens 9 Zoll tief ausgegraben werden. Wenn man den Raſen zugleich mitnimmt, iſt es um ſo viel beſſer, woſern man Zeit hat, ſolchen faulen zu laſſen (nur muß man ſich vor Queckengras hüten.) Zu dieſer Erde miſche man 1 Viertel Flußſand, und 1 Viertel faulen Kühmiſt. Nachdem alles wohl unter einander gemiſcht worden, werfe man ſolches auf einen Haufen zuſammen, und laſſe es bis zum Gebrauche liegen; wobey zu beobachten iſt, daß es alle 3 oder 4 Wochen umgewendet werde. Wenn man dieſe Compoſition 2 oder 3 Jahr vorher, ehe man ſie gebraucht, machet, iſt es um ſo viel beſſer. Hat man ſie aber eher nöthig, ſo muß ſie öfter umgerührt werden, damit die Theile ſich beſſer mit einander vereinigen.

Ob gleich einige meinen, daß im Garten die Mittagslage zu den Hyacinthen zu erwählen ſey, weil im Winter die Nord- und Oſtwinde an dieſem Orte einigermaßen aufgehalten würden: ſo iſt doch, der Erfahrung nach, nicht anzurathen, weder Hyacinthen, noch Tulpen, an die Mittagsſeite zu ſetzen, weil den Winter über die Sonne, durch ihren Wiederſchein, den gefallenen Schnee nach und nach ſchmelzt, daß endlich das Beet hievon ganz blos wird, und die Näſſe darauf ſtehen bleibt. Kömmt nun ein ſtarker

Froſt dazu, ſo wird die Erde zu einem Klumpen Eis welches den Zwiebeln den größten Schaden, und wohl gar den Untergang verurſachet; ja was noch mehr iſt, man würde an dieſer Seite den Blumenflor gar bald verlieren. Die Abendlage iſt vielmehr die beſte; doch iſt die Morgenlage auch nicht zu verwerfen, weil die Sonne dieſe Beete nur einen halben Tag beſcheinen kann, folglich der Schnee, wenn kein Thauwetter dazu kömmt, liegen bleibt und nicht ſobald ſchmilzt. Nun iſt bekannt, daß alle Gewächſe unter dem Schnee warm liegen, und nicht ſo leicht erfrieren, als wenn ſie bloß und ohne Schnee liegen; und die Erfahrung beſtätigt es, daß die ſtarken Fröſte, wo kein Schnee liegt, auch den Kornfrüchten höchſt ſchädlich ſind, wie viel mehr nun den Hyacinthen! Sie wollen auch freye Luft und Sonne haben, und nicht unter die Büſche und Bäume, oder an die Mitternachtſeite, gebracht ſeyn, wodurch das Wachsthum ſowohl der Blumen, als auch der Zwiebeln, gehindert wird, daß ſie klein bleiben und matt werden.

Hat man nun auch alle Vorſicht, in Anſehung der Zubereitung der Erde, und der Wahl des Ortes, welchen die Hyacinthen im Garten verlangen, angewandt, ſo iſt man doch nicht im Stande, zu verhüten, daß nicht bisweilen die Kraft der Sonnenſtrahlen die ſchwefeligen und ſchädlichen Dünſte, welche ſich in dem Boden zwiſchen dem unzubereiteten Erdreiche befinden, durch die zugerichtete Erde heraus ziehe, und den Wurzeln der Hyacinthen ſchade. Dieſes hat man ſehr oft erfahren, und daher hat man ſich ſo lange bemüht, ein ſicheres Mittel dawider ausfindig zu machen, bis es endlich durch oft wiederholte Verſuche geglückt, und man dieſem Uebel nunmehr vorzubeugen im Stande iſt. Wenn man ſich nämlich eine bequeme Lage auserſehen, und einen Platz gewählt hat, wohin man ſeine Hyacinthen bringen will, muß man alle natürliche oder

alte Erde 10 Zoll tief ausheben, und beyſeit ſchaffen. Unten in dieſe Grube bringt man eine Lage entweder recht faulen Kühmiſt, oder auch Gärberlohe. Dieſe muß man aber ſo lange zuſammentreten, bis ſie ſo feſt wird, daß ſie ſich in Zukunft nicht mehr ſetzen kann, damit nicht allein durch dieſelbe den ſchädlichen Dünſten der Ausgang und Durchzug durch das zubereitete Erdreich geſperret werde, ſondern daß auch die Faſern der Wurzeln dieſelbe erreichen, und hinlängliche Nahrungstheile an ſich ziehen können. Es müſſen aber die Zwiebeln dergleichen Lage niemals erreichen, oder darauf zu ſtehen kommen. Alsdann füllet man dieſe Grube, wenn der Boden naß iſt, 1½ Fuß über der Oberfläche deſſelben mit der zugerichteten Erde an, und macht ſie mit dem Rechen gleich; iſt er aber trocken, ſo ſind 3 oder 4 Zoll ſchon hinreichend, dieſelbe zu erhöhen, in welcher Abſicht man auch die Beete mit Bretern einzufaſſen pflegt.

Ob gleich das Beet durch die aufgeſchüttete Erde einige Zoll höher wird, als der Gartengrund, ſo hat man ſich doch darüber kein Bedenken zu machen, als wenn ſolches dem Garten ein übels Anſehen verurſachen würde. Denn Erſtlich iſt ſolche Erhöhung des Beetes nöthig, damit das überflüſſige Regenwaſſer, wie auch bey ſchleunigen Thauwetter das Schneewaſſer abflieſſen könne. Hernach wird ſich die aufgeſchüttete lockere Erde, wie auch der Miſt, wenn er verfault, nach und nach, ſowohl den Herbſt als Winter hindurch, ſchon ſo viel ſenken, daß das Hyacinthenbeet dem Gartengrunde wieder gleich kommen wird. Würde aber dieſes zubereitete Beet gleich Anfangs dem Gartengrunde gleich gemacht, ſo könnte dieſes für die Zwiebeln gefährlich werden. Denn, indem, durch das Niederſinken der Erde, das Beet tiefer, als der Gartengrund ſelbſt, werden würde, ſo könnte alsdann das Waſſer nicht ablaufen, ſondern würde ſich vielmehr, von allen vier Seiten her, in das Beet hinein ziehen. Es kann auch daher nicht ſchaden, ja es iſt vielmehr nöthig, das Beet alſo einzurichten, damit das Waſſer ablaufen könne, welches den Hyacinthenzwiebeln und Blumen ſehr dienlich iſt.

Iſt alſo der Ort zu den Hyacinthen gehörig zubereitet worden, ſo können die Beete 5 Schuh breit angeleget, und zwiſchen denſelben 1 bis 2 Schuh breite Gänge gemacht werden, damit man dazwiſchen hin gehen, und zu beyden Seiten die Beete mit den Händen überreichen, das hervor wachſende Unkraut hinweg ſchaffen, und den Blumenflor beſehen könne.

Da die Hyacinthen, wenn ſie viele junge Brut treiben, ſchwächere Blumenſtängel und wenigere Glocken haben, als wenn ſie entweder gar keine junge Brut, oder nur 1 höchſtens 2 junge Zwiebeln treiben, ſo kömmt es darauf an, ob wir dieſes verhüten können, damit wir anſehnliche Blumen mit dicken, ſtarken, hohen und doch gerade ſtehenden Blumenſtängeln, und zugleich mit vielen Glocken, erlangen. Und hier hat eine vieljährige Erfahrung gelehrt, daß die in ſo eben eingeſchüttete und alſo leicht auf einander liegende Erde gelegten Zwiebeln gemeiniglich viele, diejenigen hingegen, die man in eine etwas zuſammen getretene Erde gelegt hat, nur wenig junge Brut; und viele derſelben gar keine, treiben. Es iſt daher nicht genug, die Beete, nach den Vorſchriften der meiſten Blumiſten, einige Wochen vor Einlegung der Zwiebeln zuzubereiten. Man räth dieſes gemeiniglich in der Abſicht an, daß ſich die Erde unterdeſſen lagern ſolle. Sie thun zwar dieſes etwas, wenn es binnen dieſer Zeit viel regnet, ſie lagert ſich aber doch nicht hinreichend; und wenn unterdeſſen eine dürre und trockne Witterung iſt, ſo lagert ſie ſich faſt gar nicht. Man laſſe demnach die Beete dazu erſt im Oct. oder November (*) zubereiten, und wähle dazu eine Zeit, wo die Witterung gut und dauerhaft iſt, und wo man vor dem Regen geſichert iſt, damit die zu ſichtende Erde ſo wenig, als die Zwiebeln, bey dem Einlegen naß werden. Das ſo eben friſch zubereitete Beet laſſe man, wie ich bereits erwähnt habe, Fuß vor Fuß mäßig feſt treten. Eine Mühe, welche

(*) Doch iſt am beſten, es nicht bis in den November zu verſchieben, theils, weil ſie nachher ſpäter blühen, theils, weil es in einigen Jahren ſo früh zu frieren anfängt, daß man ſie hernach erſt im Jan. und Feb. bey einer zwiſchen dem Winterfroſt einfallenden Thauwitterung einlegen kann, und alsdann manche Zwiebel in Fäulniß geräth, die übrigen aber nicht gut blühen.

che im Blumengarten eben ſo nöthig iſt, als man ſie im Küchengarten heilſam findet. Freylich nicht ſo feſt, wie man einen Weg feſt tritt, ſondern ſo, wie trockene Erde natürlich feſt wird, wenn man über das ganze Beet ſanft mit einem Fuße neben dem andern her tritt, und alſo jede Stelle des Beetes mit jedem Fuße betritt. Zuletzt laſſe man es eben harken, und zwar ſo, daß es eine Rundung behält.

Was die Zeit des Einſetzens der Zwiebeln betrifft, ſo iſt man darüber nicht einig. Einige halten den September, andere den December für die beſte Zeit. Ich halte aber dafür, daß es am beſten ſey, den October, und zwar die Mitte dieſes Monats, hiezu zu erwählen. Man hat ſich aber auch hiebey nach der Witterung zu richten, und dieſe Arbeit an einem Tage wenn es nicht regnet, und die Erde nicht ſo naß iſt, vorzunehmen.

Vor dieſer Zeit kann man das Schadhafte an den Zwiebeln niemals recht erkennen. Und wenn man überdieß dieſelben im September pflanzen wollte, würden nicht allein die Zwiebeln im Winter, ſondern auch die Blumen im Frühlinge, bey dem Anfange ihres Triebes, von der rauhen Witterung, zumal in kalten Gegenden, vieles auszuſtehen haben. An warmen Orten hingegen würden ſie gar zu früh blühen, daß man ſich daher wenig Vergnügen von ihnen zu verſprechen hätte. Wollte man aber ſpäter, und zwar im December, pflanzen, ſo würden die Zwiebeln, ehe ſie in die Erde käme, ſchon angefangen haben, neue Wurzeln zu treiben, welches ſowohl dem Wachsthume der Blumen, als den Pflanzen ſelbſt, ſchädlich wäre. Beyde Monate ſchicken ſich aber nicht dazu; daher iſt, wie geſagt, im Monat October die beſte Pflanzzeit.

Hierauf werden auf den Beeten in die Länge und Quere Linien, 5 Zoll weit von einander, nach der Gartenſchnur gezogen. Alsdann müſſen die Zwiebeln 3, 4 bis 5 Zoll, nach Gutbefinden auch ein wenig tiefer, fein gerade in den lockern Boden mit der Hand hinunter gelegt werden. Oder, wenn ſich der Grund bereits feſt geſezt hätte, ſo könnten vorher Löcher mit einem

hiezu verfertigten ſtumpfen Pflanzſtocke gemacht, und die hinein gelegten Zwiebeln mit Erde bedecket werden. Sollte ſich aber die Erde bereits nieder begeben, und feſt geſetzt haben, ſo wäre nicht zu rathen, die Zwiebeln tiefer, als 4 Zoll, hinein zu bringen. Uebrigens muß man bey dem Setzen der Zwiebeln auch die Vorſicht gebrauchen, daß ſie den hinein und unter die Erde gebrachten Kühmiſt nicht berühren. Wenn ſie aber wachſen, und mit ihren Faſern denſelben in der Tiefe erreichen, ſo wird es ihnen nicht ſchaden.

Große Blumiſten bedienen ſich ſolcher Beete, deren Größe mit der Anzahl ihrer Zwiebeln in einem Verhältniſſe ſteht. Wenn man z. B. einen Zwiebelvorrath zu einem 50 F. langen, und 4 F. breiten Beete hat, ſo kann man auf daſſelbe 5 Reihen, und in jede Reihe 65 Zwiebeln ſetzen, wenn man daſſelbe vorher wohl eingeebnet hat. Dabey muß man aber beobachten, daß die Breite des Beetes abwärts ſchräge zugehe, ſo, daß es hinten 2, vorn hingegen, und nach der Beſchaffenheit des Bodens, einen halben oder ganzen Fuß halte, und an einem trocknen und etwas erhabenen Orte liege, weil die Hyacinthen in tiefen und naſſen Orten ſelten gut fortkommen.

Bey dem Einlegen der Zwiebeln muß man ſich wohl vorſehen, daß ſie weder zu tief, noch zu flach, in die Erde kommen. Denn ſtehen ſie zu tief, ſo werden die Zwiebeln zwar groß, die Blumen hingegen bleiben nur klein und unanſehnlich. Liegen ſie zu flach, ſo können ſie wohl ein einziges Jahr ſehr ſchön blühen, ſie ſetzen aber eine ſolche Menge Brutzwiebeln an, daß die alten dadurch äußerſt entkräftet werden, und ſelten wieder gut blühen. Da überdies alle Hyacinthenſorten nicht zu gleicher Zeit blühen können, indem einige früh, andere aber ſpät zu kommen pflegen: ſo hat man, wenn man die frühen 4 bis 5, die ſpäten aber 3 bis 4 Z. tief legt, das Vergnügen, ſeine Blumen alle zugleich blühen zu ſehen. Sie haben alsdann ſo lange, bis die ſtrenge Kälte eintritt, keine fernere Beſorgung nöthig.

Man theilt das Beet, ½ F. von der Einfaſſung an, in die Länge, für die großen Zwiebeln, mit der Gartenſchnur in ſo viele ½ Fuß von einander entfernte Reihen ab, als auf demſelben Platz finden. Dieſes Abtheilen verrichtet man, um

um mehrerer Bequemlichkeit willen, auf einmal, und macht in dieſer Abſicht, mit dem Maßſtab an der Schnur hinaus ſeine Reifen in der Erde her. Alsdann legt man an die erſte Reihe den Maßſtab, und macht jedesmal auf alle ½ F. oder 6 Z. weit von einander, mit einem Stöckchen ein Zeichen, um auf die gezeichneten Stellen nachher die Zwiebeln einzulegen. Solcher Geſtalt bedarf man bey dieſem Beete weiter keines Meſſens, weil die Zwiebeln, ſo wie alles, was man pflanzt, in der folgenden Reihe immer in das Kreuz gegen die vorhergehenden gelegt werden müſſen; z. B.

Zum Einlegen bedient ſich Hr. Superint. Lüder eines unten gerade abgeſägten, und oben, um damit in die etwas feſt getretene Erde bequem eindrücken zu können, gleich einem Spaten, mit einem Querhandgriffe verſehenen, runden Holzes, welches im Durchſchnitte ungefähr 3 Zoll hält, damit, vermittelſt des Eindrückens deſſelben in die Erde, eine Oeffnung entſtehe, in welche die Zwiebel, ohne ſie zu drücken, eingeſenket werden könne. An dem runden Holze ſelbſt iſt 6 Z. von dem Ende ein Ring eingeſchnitten, damit man daſſelbe weder flacher, noch tiefer, eindrücke, und alſo die Löcher gerade 6 Zoll tief werden. Werden ſie auch noch um 1 Z. tiefer, ſo ſchadet dieſes den ganz großen Zwiebeln nicht; nur dürfen ſie für die ganz großen Zwiebeln nicht flacher bleiben, weil ſonſt der Blumenſtängel ſchwach zu bleiben pflegt. Nun wird das Holz auf jeder gezeichneten Stelle 6 Z. tief eingedrückt. Aber noch wird die Zwiebel nicht eingeſenkt, ſondern es wird erſt trockner grober Flußſand, ſo trocken er, auf einem Haufen liegend, bey trockner Witterung iſt, in jedes Loch ſo viel eingeworfen, als man mit der Hand mäßig faſſen kann. Nachdem dieſes geſchehen iſt, wird in jedes Loch eine Zwiebel (nachdem ſie zuvor mit einem wollenen Tuche abgewiſcht worden, um von ihr einen etwa daran befindlichen kleinen Schimmel, welcher ſie in der Erde faulend machen würde, abzunehmen,) eingeſenkt, ſo, daß ſie auf ihren untern platten Theil gerade zu ſtehen komme, und die Spitze in die Höhe ſtehe. Alles drücken der Zwiebel wird dabey auf das ſorgfältigſte vermieden,

weil

weil ſich auf einer angedrückten Stelle ſogleich eine Fäulniß erzeugt. Alsdann wird auf jede Zwiebel eine mäßige Handvoll Sand gelegt, damit ſie gleichſam in Sand eingefüttert, und gegen die Fäulniß ſo viel mehr geſichert ſey. Hernach wird in einem Gefäße eben ſolche zubereitete Erde, als diejenige, mit welcher das Beet ſelbſt angefüllt iſt, herbey getragen, und in jedes Loch eine Handvoll nach der andern ſo lange eingeworfen, bis ſie alle ganz angefüllt ſind. Zuletzt wird das Beet ſanft geharket. Geſchähe dieſes, ohne vorher die Löcher mit beſonderer Erde zu füllen, und ſollten dieſe zugeharket werden, ſo würde das Beet, wegen der die Löcher anfüllenden Erde, etwas niedriger werden, und die Zwiebeln alsdann zu flach liegen.

Es iſt auch rathſam, daß man, wie ich bereits erinnert habe, die Hyacinthenbeete 5 Zoll hoch mit Bretern, gleichſam wie ein Miſtbeet einfaſſen, (*) und bey großer Kälte mit Erbſen- Wicken- oder Buchweitzenſtroh, ſo hoch als die Breter ſind, bedecken laſſe. Die Holländer bedecken ihre Hyacinthenbeete im Winter mit Bretern oder Fenſtern, und legen über dieſe, ſo wie die Kälte zunimmt, Strohmatten. Dieſes iſt zwar gut, aber zu koſtbar. Die oben gedachte Bedeckung mit Stroh iſt hinlänglich. Einige bedecken auch ihre Zwiebeln mit Pferdemiſte, oder friſcher Gärberlohe, oder mit Blättern, welche zur Herbſtzeit von den Bäumen abfallen, oder mit Moſe. Durch die jetzt gedachten Sachen wird der Froſt viel eher abgehalten,

(*) Es ſcheint zwar, als wenn ich mir hier ſelbſt widerſpreche, indem ich oben geſagt habe, daß man das Beet alſo anlegen müſſe, daß das Waſſer von demſelben ablaufen könne, und noch ſolle man daſſelbe auch mit Bretern einfaſſen. Es könnte alſo Jemand einwenden, und ſagen: wenn das Beet mit Bretern eingefaſſet wird, ſo bleibt ja das überflüſſige Regen- und Schneewaſſer darin, wie in einem Kübel, ſtehen. Hätte ich geſagt, daß das Beet völlig gleich und eben ſeyn müßte, ſo würde ich in meinen Worten ein Widerſpruch zu finden ſeyn. Allein, da erinnert habe, daß die Erde in der Mitte des Beetes 2 Z. höher gemacht werden ſolle, als an den Enden: ſo kann auch das Waſſer zu beyden Seiten an den Bretern ſich gar wohl einſenken, und den Zwiebeln von der überflüſſigen Näſſe kein Schade wiederfahren.

ten, als durch die Matten. Denn da dergleichen Dinge hohl liegen, ſo behält die Luft zu der Oberfläche des Bodens einen Zugang, daß derſelbe trocken bleibt, und die Zwiebeln nicht ſo leicht faulen können. Dieſe Verwahrung eines ſolchen Beetes hat man nicht als unnöthig anzuſehen. Denn obgleich die Zwiebeln der Hyacinthen ſelbſt einen ziemlichen Froſt vertragen können, ſo können doch die Faſern und Wurzeln derſelben ſolchen deſto weniger ausſtehen; der Froſt iſt, wenn er zu tief in die Erde hinein dringt, wie es dann in manchem Winter wohl 1½ auch 2 Schuh tief zu frieren pflegt,) denſelben gefährlich, und verurſachet, daß die Blumen ſchwach werden, und die Zwiebeln an ihrer Größe merklich abnehmen. Gedachte Bedeckung aber hat man nicht eher zu veranſtalten, als wenn man befürchtet, daß die Kälte gar zu ſehr in die Erde hinein dringen möchte. Schädlich wäre es auch, wenn man das Beet zu zeitig, oder auch zu dick, bedecken wollte. Denn dadurch würde man die Zwiebeln gleichſam zwingen, daß ſie zwar zeitiger blühen, aber auch hernach durch die kalte Luft deſto eher vergehen müßten. Nachdem aber der härteſte Winter vorbey iſt, ſo ſäume man nicht, dieſe Bedeckung wieder wegzunehmen, ehe der junge Trieb darunter zu keimen anfängt; denn dieſer bekömmt ſonſt nicht nur ein ſchlechtes Anſehen, ſondern die Blumenſtängel wachſen auch ſehr hoch und ſchwach, ſo, daß die Stiele der Blumen lang, dünn, und dieſelben zu tragen untüchtig werden, und alſo durch eine ihrer größten Schönheiten, die regelmäßige Ordnung ihrer Glocken, verloren geht. Da aber der Anfang des Frühlinges inſonderheit in Deutſchland, ſehr veränderlich iſt, daß es im März und April noch faſt lauter Nachtfröſte, ſchale Luft und ſehr viel Gräupelwetter, giebt: ſo muß man, die Hyacinthe wider dieſe Zufälle zu beſchirmen, und die Zwiebelbeete durch eine hohle Bedeckung ſowohl des Nachts vor dem Froſte,

als

als des Tages vor den rauhen Winden und dem Sturmwetter zu beſchützen und zu verwahren ſuchen.

Das Begießen haben ſie faſt niemals nöthig, auſſer bey einer lange anhaltenden trocknen Witterung, da man ſie Morgens mit dem löcherigen Auſſatze beſprengen darf; es muß aber hiebey das gehörige Maß wohl beobachtet werden, weil ihnen, wie ich bereits einigemal erwähnt habe, die überflüſſige Näſſe leicht eine Fäulniß zuwege bringen kann.

Iſt nun die rauhe Witterung vorüber, und die milde Jahrszeit macht dem unbeſtändigen Wetter ein Ende: alsdann erſcheint die Königin der Blumen, mit aller ihrer Schönheit und Pracht unter allen zuerſt. Um dieſelbe völlig zu genießen, muß man dieſen ſchweren Blumenſtängeln durch eine ſanfte Befeſtigung zu Hülfe kommen. Dieſes kann nicht beſſer bewerkſtelliget werden, als wenn man 2 Fuß lange, und wie eine Federſpule ſtarke, eiſerne oder hölzerne gerade Blumenſtöcke nimmt, und ſolche ſo nahe, als es ſich thun laſſen will, an die Blumen, doch ſo, daß man die Zwiebel nicht ſpiße, 4 bis 5 Z. tief in die Erde ſteckt. Hierauf bindet man mit einem feinen grünen Faden den Blumenſtängel, gleich unter der unterſten Glocke, an den Stock an, doch ſo, daß die Blume Raum behalte, und ſich in dem Bande ein wenig hin und her bewegen, und der Faden, wenn die Blume größer wird, höher geſchoben werden könne. Wird der Stängel auſſerordentlich groß, ſo kann man noch einen Faden oben an der Blume anbringen. Wenn man, ſogleich nach geendigtem Flor, dieſe Blumenſtöcke wieder in Verwahrung bringt, ſo kann man ſich ihrer viele Jahre nach einander bedienen, zumal, wenn ſie mit Oehlfarbe überſtrichen ſind.

Der Flor der Hyacinthen ſtellt ſich mehrentheils zu Ende des Aprils ein, und dauert gemeiniglich 3 Wochen,

chen, auch wohl, nach Beſchaffenheit der Witterung, einige Tage darüber.

Oft fehlt hie und da eine Hyacinthe; und bey dem Nachſuchen findet es ſich, daß die Zwiebel verfault iſt. Um nun keine Lücke zu haben, nehme man von einer Stelle, wo ſie entbehret werden kann, eine weg, und ſetze ſie mit dem Heber in die Lücke. Dieſes vertragen, außer den Hyacinthen, auch die Ranunkeln ohne Nachtheil, wenn man ſie alsdann nur einige Tage gegen die Sonne ſchützet; Tulpen und Anemonen hingegen werden durch die Verſetzung um dieſe Zeit meiſtens in der Blüthe geſtöret, und müſſen wenigſtens ſehr ſorgfältig verſetzt werden.

Um die Augenweide der Blumen eine gute Zeit zu genießen, müſſen ſie, nachdem ſie aufgeblüht ſind, vor der Sonnenhitze und dem Regen verwahret werden. Inſonderheit können die Hyacinthen die Sonnenhitze nicht gut, die rothen aber gar nicht, vertragen; und wenn man ſie gegen dieſelben nicht zu ſchützen ſuchte, würde ihre ſchöne hohe Farbe gar bald von der Sonne ausgezogen werden. Große Blumenliebhaber bedienen ſich hiezu im Anfange blecherner Hauben, in Form eines Trichters, an welchen 3 lange Stiefeln von Draht befeſtig ſind, welche in die Erde geſteckt werden, ſo daß die Blumen unter denſelben bedeckt und zugleich doch frey ſtehen. Dergleichen Schirme ſetzt man aber nur ſo lange davor, als die Sonne ſtark ſcheint; denn man ſtellt ſie nur vor diejenigen Hyacinthen, welche früh zu blühen anfangen, und von ſehr hohen Farben ſind, weil ſonſt dieſe ſchon wieder vergehen würden, ehe die ſpäten noch recht aufgeblüht wären. Wenn nun aber die Zwiebeln faſt alle in völliger Blüthe ſtehen, nimmt man dieſe einzelne Schirme weg, und ſtellt, ſtatt derſelben einen großen, in hölzerne Rahmen eingefaßten Schirm, in Geſtalt eines Gezeltes von Leinwand oder Wachstuch, von der Länge und Breite des Blumen=

menbeetes, welche auf Pfoſten geleget, und mit eiſernen Haken daran befeſtiget wird, auf, wodurch man zugleich die Sonne und Regen von dem ganzen Beete abhalten kann. Die Stützen hiezu, auf welchen man dieſes Gezelt aufſpannt, müſſen von geſchickten Zimmerleuten gemacht werden, damit man daſſelbe nicht allein bey ſchönen Abenden und Morgen, welche ſehr geſchickt ſind, die nachkommenden Blumen zur Blüthe zu bringen, aufrollen, ſondern es auch, wenn die Sonne zu heiß ſcheint, oder es ſtark regnet, wieder niederlaſſen könne. Hauptſächlich muß dieſe Maſchine alſo eingerichtet ſeyn, daß man darunter ſpatziren gehen, mit Bequemlichkeit im Schatten und Trocknen die Mannigfaltigkeit ſeiner Blumen betrachten, und den von ihnen ausgehenden lieblichen Geruch empfinden könne. Damit aber auch das Wachsthum der Zwiebeln nicht gehemmet werde, (welches unfehlbar geſchehen würde, wenn das Beet zu lange verdeckt bliebe, ſo muß man das Gezelt, ſobald die Blumen zu verwelken anfangen, gänzlich wegnehmen. Dieſes geſchieht gemeiniglich nach 5 bis 6 Wochen, wenn man dieſelben auf jetzt beſchriebene Weiſe wartet; ja zuweilen laſſen ſich dieſe ſchöne Blumen auf ſolche Art 2 Monat lang in der größten Vollkommenheit erhalten.

Endlich geht ein Flor nach dem andern zu Ende, und welches Glück für den Blumiſten, daß der Flor bald zu Ende geht! Ein den ganzen Sommer hindurch dauernder Flor würde allein denjenigen ein Vergnügen gewähren, der nur bisweilen Gelegenheit hat, ihn zu ſehen, und, wenn er von ſeiner weſentlichen Beſchaffenheit keine Begriffe hat, ihn mehr angaffet, als eigentlich betrachtet, und dabey empfindet. Schon die Spätlinge der Blumen, welche wir jetzt betrachten, ſind nie mehr ſo ſtark der Gegenſtand unſerer Bewunderung, als die Erſtlinge derſelben es waren. Wie gleich-

gleichgültig würden wir nicht ſchon nach drey Monaten gegen ſie ſeyn!

Veränderlich ſind die Gemüther;
So mußten auch die Dinge ſeyn.
Bey Gütern, die wir ſtets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen Statt?
Gellert.

Wir wollen alſo unſern Blumenflor getroſt ein Ende nehmen laſſen, und das Vergnügen, welches uns jetzt entriſſen wird, im folgenden Jahre aufs neue zu genießen hoffen.

Iſt nun die Zeit des Flores vorbey, ſo naht der Zeitpunct, die Zwiebeln aus der Erde zu nehmen, welches zur Erhaltung der Hyacinthen neue Mühe koſtet. In keiner Sache gehen die Blumiſten ſo ſehr von einander ab, als in dieſer, indem ſie einige gar zu früh, andere hingegen gar zu ſpät, ausheben. Am beſten iſt es, ihr Kraut nicht erſt ganz trocken werden zu laſſen, ſondern, ſo bald die Blätter im Jun. (und nach Beſchaffenheit eines entweder naſſen oder trocknen May und Junius, bald 14 Tage früher, bald 14 Tage ſpäter,) ihre lebhafte grüne Farbe verloren haben, oben an den Spitzen die Blätter gelb zu werden anfangen, und etwa 1 bis 2 Zoll tief gelb ſind, ſie aufzunehmen, und zwar an einem recht heitern Tage, da die Erde vom Regen nicht naß iſt. Wenn man die Zwiebeln aushebt, (wozu man ſich eines ſchmalen Handſpätchens, eines Hebers, oder eines andern bequemen Inſtrumentes bedienet,) muß man vorſichtig an der Seite der Zwiebel hinein ſtechen, ohne dieſelbe zu zerſtoßen, oder ſonſt zu beſchädigen. Man muß das Inſtrument ſo unter die Wurzel zu bringen ſuchen, daß, wenn man

daſſelbe an der einen Seite hebt, die Faſern der Wurzeln ſanft gehoben, und von der Erde losgemacht werden. Dieſes nennen die Blumiſten in Holland gemeiniglich das Lichten. Einige lichten dieſe Zwiebeln auch einige Tage vorher, ehe ſie die Wurzeln in Erdhaufen, welche ich ſogleich beſchreiben werde, einſchlagen, und ſie abwaſchen, oder, wie ſie es nennen, abkühlen laſſen, um dadurch zu hindern, daß die Zwiebeln keine Nahrung mehr aus der Erde bekommen. Denn wenn ſie zu dieſer Jahrszeit viele Feuchtigkeit in ſich ziehen: ſo faulen ſie oft, ehe ſie ausgehoben werden. Wenn man dieſes aber vernichtet, ſo nimmt man nach 14 Tagen die Zwiebeln heraus, und bringt ſie in dem Grabe oder Walle zu ihrer völligen Reife. Auf dieſe Weiſe werden die Zwiebeln nicht allein ſehr feſt, ſondern ihre äußere Schale wird auch glatt, und, nachdem die Arten der Blumen ſind, gemeiniglich ſchön purpurfärbig. Hingegen ſehen diejenigen Zwiebeln, welche man ungeſtört ſtehen läßt, bis ihre Blätter und Stengel völlig verwelkt ſind, groß und ſchwammicht aus, und bekommen von außen eine ganz blaſſe Schale. Denn die meiſten Stengel dieſer Blumen ſind ſehr groß, und halten viel Feuchtigkeit in ſich, welche, wenn man ſie zurück in die Wurzeln treten läßt, ganz gewiß viele derſelben verdirbt. Sind ſie aber auf die jetzt angezeigte Weiſe reif geworden, ſo kann man ſie auch ohne Gefahr bis zur Pflanzzeit verwahren.

Hatte man, wie oben erwähnt worden, die Zwiebel in die Erde auf eine Handvoll Sand geſetzt, ſo ſchüttelt man dieſen, ſo weit er ohne große Gewalt wegfallen will, zwiſchen den Wurzeln der Zwiebel aus, ohne die Blätter zu zerbrechen, und legt ſie, ſamt ihrem Kraute und Wurzeln, in einen Korb, um ſie in demſelben nach dem Orte, wo ſie abtrocknen ſollten, zu bringen. Alsdann wird auf einer, ſo viel möglich, nicht

gar zu ſonnenreichen (*) Rabatte ein etwa 2 Zoll hoher runder Haufen Erde gemacht. Am Rande deſſelben werden die Zwiebeln, eine neben der andern, doch ohne ſich zu berühren, dergeſtalt in einem Zirkel herum gelegt, daß die Wurzeln einwärts, die Blätter aber auswärts und zugleich niederwärts gekehrt ſind. Dieſe Schicht Zwiebeln wird darauf einige Zoll hoch mit Erde bedeckt, und nur das Kraut bleibt unbedeckt. Alsdann wird eine zweyte Reihe Zwiebeln eben alſo in einem ſchon etwas enger werdenden Zirkel umher darauf gelegt, und mit Erde bedeckt; und endlich eine dritte eben ſo, in einem ſchon noch engern Kreiſe, mit etwas mehr Erde bedeckt, ſo, daß der ganze Haufen nun die Geſtalt eines Maulwurfshaufens hat, und die Blätter auswärts an dem Haufen herum frey und unbedeckt liegen. So bleiben nun die Zwiebeln 14 Tage bis 3 Wochen liegen, bis ſie trocken und roth ſind. Das grüne Laub derſelben verliert ſich in dieſer Zeit nach und nach; und ſchon nach 8 Tagen iſt faſt nichts, als ein bloßer Erdhaufen, zu ſehen. So bald ſie dann nach einigen Wochen roth und trocken ſind, müſſen ſie unverzüglich heraus genommen werden. Läßt man ſie länger liegen, ſo werden ſie faul. Dieſen Verluſt hat man an ihnen auch alsdann zu befürchten, wenn es unter der Zeit, da ſie alſo eingeſchlagen ſind, viel regnet; daher auch einige ſie gegen gar zu ſtarke Regengüſſe, während des Regens, auch gegen gar ſtarken Sonnenſchein, mit Wachstuch bedecken, um zu verhüten, daß dieſer nicht bis

(*) Denn wenn die Sonne dieſen Erdhaufen den ganzen Tag beſcheinen könnte, würden die in die Erde eingelegten Zwiebeln gleichſam braten; und weil dadurch der viele Saft, mit welchem ſie angefüllt ſind auf einmal in Stockung gerathen würde, würde ſich in vielen, beſonders in den großen Zwiebeln, eine Fäulniß erzeugen, welche theils ſo gleich, theils auch wohl erſt gegen die Zeit der Wiedereinlegung, theils noch alsdann, wenn ſie längſt wieder eingepflanzt ſind, ausbrechen würde.

bis zu den Zwiebeln eindringe. Das Ausnehmen ſelbſt aus dieſem Haufen geſchieht nie anders, als bey guter Witterung, damit ſie völlig trocken ſeyn mögen. Die nun trocken gewordenen Wurzeln, und der unten in der Scheibe, auch wohl an der Zwiebel befindliche Sand, werden alsdann mit dem Finger oder mit einem wollenen Lappen abgerieben, die daran ſitzende junge Brut, es ſey denn, was von ſelbſt abfällt, noch nicht abgenommen, und alle Zwiebeln ſamt ihrer Brut, einzeln, ohne daß ſie einander berühren, auf einem luftigen Boden auf Breter gelegt. Vor dieſem Weglegen können ſie auch noch wohl einige Stunden an der freyen Luft, doch nicht in der ſehr heißen Sonne, abgetrocknet werden. Nach einigen Tagen kann man zuweilen nach ihnen ſehen, ſie allenfalls einmal umwenden, und die angefaulten ausleſen. Hernach läßt man ſie alſo liegen, wickelt auch wohl jede tragbare Zwiebel beſonders in Löſchpapier ein, um ſie dadurch vor Feuchtigkeit zu bewahren, (gleichwie die Blumenhändler ſolches, wenn man von ihnen Zwiebeln verſchreibt, mit aus eben dieſer Abſicht zu thun pflegen,) bis die Zeit vorhanden iſt, daß ſie abermal in die Erde geleget werden müſſen. Alsdann aber nimmt man erſt die junge Brut ab, doch nur diejenige, welche ſich aus der Haut der alten Zwiebel bereits völlig heraus begeben hat, und ſich ohne Gewalt ablöſen läßt. Denn wenn man die an der Hauptzwiebel noch feſt ſitzenden jungen Zwiebeln mit Gewalt abbricht, ſo treibt ſie im folgenden Jahre aus der Stelle, wo ſie dadurch verwundet iſt, mehrere neue Zwiebeln, wodurch aber ihre Blüthe ſehr geſchwächet wird. Die hingegen ſich gutwillig ablöſen laſſenden kleinen Zwiebeln werden auf ein beſonderes Beet gepflanzt, um mit ihnen, wenn ſie in einigen Jahren größer geworden ſind, den Abgang der entweder verfaulten, oder vor Alter abgegangenen zu erſetzen. Denn mit den Hyacinthen verhält es ſich

nicht,

nicht, wie z. B. mit einer Tulpe. Wenn man von dieſer auch nur immer die Hauptzwiebel wieder einſetzt, ſo behält man doch beſtändig eine tragbare Tulpenzwiebel. So iſt es hingegen mit der Hyacinthe nicht. Wenn dieſe ihr höchſtes Alter erreicht hat, (welche die erfahrenſten Blumiſten ungefähr auf 8 Jahr, von ihrer Geburt an, beſtimmen,) ſo pflegt ſie ſich in 2, 3 bis 4 ziemlich große Zwiebeln zu zertheilen, ſehr viele Nebenbrut, und alſo auch ſehr vieles Laub zu treiben. Dieſes viele, und überdem größtentheils ſchmalblätterige Laub, iſt das Zeichen, daß die Zwiebel ſich getheilt habe. Solche Büſche nimmt man alſo beſonders auf, wirft die großen Zwiebeln davon weg, und behält nur die daran befindliche ganz kleine Brut, um mit dieſer den Abgang zu recrutiren. Jene größern Theile blühen zwar wieder, aber ſie bringen nie mehr, als einige Glocken, und ſind alſo zu verabſchieden.

Hr. Superint. Lüder lehrt eine in gewiſſen Fällen noch beſſere Art, die Hyacinthenzwiebeln nach dem Aufnehmen abtrocknen zu laſſen, als die jetzt beſchrieben iſt. „Es war,“ ſagt er: „im Jun. des J. 1774, als ich durch abwechſelnden heißen Sonnenſchein und Gewitterregen einen großen Theil in einen Maulwurfshaufen gelegter Zwiebeln verlor. Im Frühlinge des J. 1775 hatten wir bis an die Mitte des Junius, da ich ſie abermal aufnehmen mußte, eine anhaltende Dürre gehabt. Ich fürchtete nun anhaltenden Regen, und befürchtete alſo abermal den Verluſt vieler Zwiebeln, wenn ich ſie auf eben dieſelbe Art abtrocknen, oder, wie die Holländer es nennen, abkühlen ließe. Ich ließ ihnen alſo, gleich nach dem Aufnehmen, das Kraut bis auf 1 Zoll verkürzen, und ſie in ſo eben vorhandene ledige Blumenkaſten, eine neben der andern her, ohne daß ſie ſich berühren, in ganz trockne Erde, alſo pflanzen, daß der Reſt des Stengels über der Erde hervor ragte. Dieſe Kaſten ließ ich auf ein keine Mittagsſonne habendes Zimmer ſetzen, und, damit ſie völlig freye Luft hätten, die Fenſter deſſelben ausnehmen. Nach etwa 6 Wochen nahm ich ſie aus der Erde heraus, und verfuhr mit ihnen ferner wie gewöhnlich. Eine Methode, die Zwie-

keln abzukühlen, die wir dem Hrn. Baron von Piper, in Erfurt, zu danken haben, und deren ich mich künftig lieber bedienen werde, als der, ſie in Maulwurfshaufen abtrocknen zu laſſen.“ Hr. Schmahling beſchreibt dieſelbe, in ſeiner Ruhe auf dem Lande, Th. 5, S. 86, f. umſtändlicher aus des Herrn Barons eigener Feder.

Es können Umſtände eintreten, die es unmöglich machen, das Aufnehmen der Hyacinthen zu der gewöhnlichen Zeit vorzunehmen. Hr. Lüder erzählt, daß er einſt bis um die Mitte des Auguſt daran verhindert worden ſey, da nun keine Blätter und Stengel mehr ſichtbar waren. Er hätte nun alle Zwiebeln gern ruhig liegen laſſen; weil er aber einen Theil derſelben verſagt hatte, ſo mußte er ſie aufnehmen laſſen. Dieſes geſchah bey guter trockner Witterung am Ende des Auguſt; und er fand alle Zwiebeln trocken und anſehnlich, ſo daß die Hyacinthen ſo gar nicht einmal abgekühlet, ſondern bloß auf einem luftigen Zimmer aus einander gebreitet werden durften. Sollte ein ſolches ſpätes, aber mit deſto weniger Mühe verbundenes Aufnehmen in die Beſchaffenheit des Flores keinen nachtheiligen Einfluß haben, ſo wäre es weit bequemer. Von dieſer bequemen und ſpäten Aufnahme verſichert Hr. L. wenigſtens noch den Vortheil gehabt zu haben, daß keine Zwiebeln faul geworden ſind.

Die kleinen Zwiebeln, und die Brut von den alten Wurzeln, kann man ſicher 2 Jahr in einer wohl zubereiteten Erde ungeſtört ſtehen laſſen, indem die Wurzeln dadurch viel kräftiger und ſtärker zu werden pflegen. Wollte man ja dieſelben alle Jahr aus der Erde nehmen, ſo muß man ſie doch, nachdem ſie nämlich ſtark ſind, 1 oder 2 Monat eher, als die alten, wieder einpflanzen, damit dieſe junge Zwiebeln nicht nur ſtärker, ſondern auch kräftiger werden, ſchöne Blumen zu tragen.

Die

Die nach dem Aufnehmen auf einem luſtigen Boden auf einander gebreitet zu verwahrenden Hyacinthen-ſowohl als auch Tulpenzwiebeln, nehmen theils vielen Raum ein, theils iſt es, wenn man ihrer viele hat, nicht wohl zu verhüten, daß ſie nicht manchmal zu nahe auf einander zu liegen kommen; theils kann man aus den Hyacinthenzwiebeln, wenn man ſie in ſtarker Anzahl hat, die an faulenden nicht recht ausleſen; theils haben Ratzen und Mäuſe zu den Zwiebeln einen freyen Zugang; theils werfen die Katzen dieſelben oft durch einander. Um dieſe Unbequemlichkeiten zu vermeiden, bedient man ſich, zu ihrer Verwahrung, nach Hrn. Superint. **Lüder** Angabe, beſonderer mit vielen Fächern verſehenen Kaſten von leichtem Tannenholze. Der Boden eines ſolchen Zwiebelkaſtens iſt nur ½ Z. dick; die Fächer ſind 1½ Z. tief, und im Quadrat 2 Z. weit; die Breterchen zwiſchen den innern Fächern ſind ſo dünn, wie ein dünnes Lineal; die äußerſten Fächer hingegen ſind, damit der ganze Kaſten die gehörige Steifigkeit habe, mit einem ¾ Z. dicken Rande umgeben, gleichwie in eben dieſer Abſicht gerade die mittelſte Abtheilung auch eben ſo dick iſt. Wenn ein ſolcher Kaſten etwa 3 F. lang, und 2 F. breit, und jedes Fach 2 Z. weit iſt, ſo enthält er in die Länge 14, und in die Breite 9, und alſo überhaupt 126 Fächer. In jedes Fach legt man entweder eine Zwiebel allein, oder, wenn dieſelbe ſolche Nebenbrut hat, die ſich bey dem Aufnehmen ſchon los begiebt, dieſe Zwiebel nebſt dieſer ihrer Brut, damit man, wenn eine Zwiebel ſich ſehr ſtark vermehrt hat, nachher ſehen könne, von welcher Art man viele Stücke habe, und alſo einige derer, die ſich zu ſtark vermehrt haben, abſchaffen könne. Zu den Zwiebeln welche man in dem Catalogus ſtückweiſe und namentlich aufgeführt hat, bezeichnet man die Fächer mit Zahlen, z. B. 1. 2. 3. 4. u. ſ. w. und legt alsdann die Zwiebel No. 1.

 nebſt

nebſt ihrer jungen Brut in das Fach No. 1., damit man bey dem nachherigen Wiedereinlegen derſelben, ohne Mühe und zuverläſſig wiſſe, welche Zwiebel nach dem Catalogus No. 1. 2. 3. u. ſ. w. ſey. So lezt man auch in einen beſondern Kaſten, oder in die eine Hälfte der Fächer deſſelben, alle rothe, in eine andere Hälfte aber blaue, in eine dritte alle weiße gefüllte Hyacinthenzwiebeln, zu welchem Zweck auf den äußerſten Rand des Faches das Wort: roth, gefüllt u. ſ. w. geſchrieben iſt, weil man ſich dabey auf das bloße Gedächtniß nicht verlaſſen darf. Eben ſo iſt auf einem andern Rand das Wort einfach, und auf einen andern das Wort halbgefüllt, geſchrieben. Bey dieſer Ordnung iſt man ohne große Mühe im Stande, jede Sorte hernach reihenweiſe beſonders einzupflanzen, gleichwie man bey dem Aufnehmen jede Art Zwiebeln ſofort in die ihnen beſtimmten Fächer legt. Wenn es an Raum fehlt, dieſem Kaſten eine Stelle auf dem Fußboden eines Zimmers zu geben, kann man unter den unter der Decke eines Zimmers gewöhnlich hervorſtehenden Balken ſtarke Leiſten nageln laſſen, um die Kaſten auf dieſelben zu ſetzen; ſolcher Geſtalt ſind die Zwiebeln zugleich vor den Mäuſen geſichert, nehmen gar keinen Raum weg, und erfordern nichts weiter, als oft friſche Luft. Kömmt alsdann der Tag, an welchem man ſie einpflanzen will, ſo läßt man einen Kaſten nach dem andern in den Garten tragen. Und wenn man in dem Flore, jede Sorte der Hyacinthen und Tulpen beſonders zu zeichnen, ſich die Mühe giebt, und bey dem Aufnehmen jede gezeichnete Sorte in beſonders gezeichnete Fächer legt, ſo kann man ſie ſtets in Ordnung halten, und verhüten, daß man nicht von einer Sorte zu viel, und von einer andern zu wenig Stücke habe.

Vielleicht denkt man: dieſe einzele Bezeichnung jeder Zwiebel verurſache viele Mühe, und erfordere, daß man hernach zu jeder gepflanzten Zwiebel eine Numer ſetze. Freylich würde dieſes eine unbeſchreibliche Mühe verurſachen, und auch gewiß nicht ohne Verwirrung abgeben.

Denn,

Denn, wie leicht könnte eine Numer ſich verlieren, oder wie leicht die Zwiebel bey dem Aufnehmen in ein unrechtes Fach geleget werden! Allein, man kann ſich auf eine kürzere Art helfen. Wenn die Tulpen in dem Flore ſtehen, und man dieſelben nun zum erſtenmal nach der Numer zeichnen wollte, ſo ſuche man von jeder Farbe ein Stück aus, oder, wenn man ſie ſchon in mehrerer Anzahl hat, zwey Stück, und ſetze zu den Stücken der erſten Sorte einen Stock, in welchen die Nummer 1, zu den von der zweyten Sorte einen, in welchen die Numer 2. eingeſchnitten iſt, u. ſ. w. bis man von allen denen Sorten, welche man behalten will, 1 oder 2 Stück mit einer Numer verſehen hat. Wenn man die Zwiebeln nachher aufnimmt, (und dieſes kann man nach und nach thun, weil ſie nie auf einmal trocken werden, indem das Laub der frühen, oder der ihrer Blumen beraubten, und derjenigen, die gar nicht geblühet haben, faſt 14 Tage eher trocken wird, als das Laub der ſpätern,) ſo legt man die Zwiebel, welche die Numer 1. hat, in das Fach des Zwiebelkaſtens, welches mit No. 1; die Zwiebel No. 20. in das, welches mit No. 20 gezeichnet iſt, u. ſ. f. Die übrigen, welche nicht gezeichnet ſind, legt man ohne Ordnung im Zwiebelkaſten, in nicht gezeichnete Fächer, und pflanzt dieſelben im Herbſte ſo wieder ein, wie ſie vor die Hand kommen, und zwar von jeder Sorte ſo viele Stücke, als man verlangt, und giebt die überflüſſigen Zwiebeln, (indem manche Zwiebel, ſtatt einer eingelegten Zwiebel, 4, 6, 8 bis 10 wieder geliefert hat,) an andere Blumenliebhaber. Die numerirten aber, und nach der Numer in Fächer gelegten, legt man auf ein beſonderes Beet. Dazu aber bedarf man keiner mit Numern verſehenen Stöcke, ſondern man pflanzt dieſelben reihenweiſe in egaler Entfernung dergeſtalt neben einander her, daß in jede Reihe eine gleiche Anzahl Zwiebeln komme. Die Reihe auf einem etwa 12 F. langen Beete faſſet z. B. wenn jede Zwiebel ½ F. von der andern gelegt wird, 25 Zwiebeln: ſo kömmt, von der linken Hand an, in das erſte Loch, die Zwiebel No. 1, u. ſ. w. bis endlich die letzte Zwiebel in dieſer Reihe No. 25 iſt. In der zweyten Reihe kömmt in das erſte Loch die Zwiebel No. 26, und in das letzte No. 50, u. ſ. w. Wenn nun die Zwiebeln im folgenden May blühen, ſo darf man nur zählen, um zu wiſſen, daß z. B. No. 28 die dritte Zwiebel in der zweyten Reihe iſt. Wenn auch gleich eine Zwie-

bel ausgeht, ſo wird dadurch die Ordnung doch nicht unterbrochen, weil ſie alle in einer gleichen Entfernung von einander gelegt ſind, und man alſo, wenn man zählt, eine vacante Stelle mit zählt. Kömmt die Zeit des Wiederaufnehmens, ſo läßt man den Zwiebelkaſten neben das Beet ſetzen, und legt die erſte Zwiebel in der erſten Reihe in das Fach No. 1. u. ſ. w. Solcher Geſtalt liegen die Zwiebeln in den Fächern wieder in eben der Ordnung, als ſie auf dem Beete ſtanden. Nun haben ſich aber die Zwiebeln vermehrt, und nun kann man, wenn man will, von der jungen Brut ſchon ein zweytes oder drittes Beet nach eben dieſer Ordnung anlegen, um jede Sorte mit Gewißheit zwey- oder dreyfach zu beſitzen, und gegen den Untergang einer ganzen Sorte deſto ſicherer zu ſeyn. Hat eine oder die andere Sorte keine junge Brut getrieben, ſo darf dadurch die Ordnung doch nicht verrücket werden, ſondern, wenn z. B. No. 2 noch nicht zweymal da wäre, ſo wird die derſelben auf dem zweyten Beete gehörende Stelle für dasmal entweder offen gelaſſen, oder allenfalls, damit um ſo viel weniger Irrung entſtehe, eine Tazetten- oder Jonquillen- oder Hyacinthenzwiebel in die vacante Stelle gelegt. Vermehren ſich die Zwiebeln in der Folge der Jahre alſo, daß man von mancher Sorte 5, 6, und mehr Stücke hat: ſo pflanzt man ſolche übercomplete entweder auf ein beſonderes Beet durch einander, oder abandoniret ſie ganz, und erfreuet damit diejenigen, in welchen unſere Blumen die Begierde, künftig auch das Vergnügen an Blumen zu genieſſen, angezündet haben. Denn von unſern Freunden, die unſere Blumen oft ſehen, und ſie durch den Umgang mit uns nach und nach kennen lernen, wird ganz gewiß die Hälfte, ſelbſt viele derer, die vorher die Blumen ſo geringe achteten, daß ſie glaubten, ein Kopf Salat ſey beſſer, als die beſte Blume, auch zu Blumenliebhabern gemacht. Und gewiß würden alle diejenigen, die ſich ſelbſt mit der Erziehung der Küchengartengewächſe abgeben, und daran ein Vergnügen finden, an der Wartung der Blumen eben ein ſolches Vergnügen finden, wenn nicht das Sprichwort: Ignoti nulla cupido, bey vielen einträfe.

Wenn man in dem Flor, in einer Tageszeit, da die Tulpen nicht naß ſind, von jeder Sorte ein Blumenblatt abbrechen, ſolches in einem Folianten platt wer-

werden läßt, und nachher nach der Numer in ein beſonderes Buch klebet, ſo kann man auch außer dem Flor alle ſeine Tulpenſorten überſehen, und daran einen einige Jahre dauernden Tulpencatalogus haben, welchen man nur alsdann aufs neue recrutirt, wenn die Farben zu sehr verſchoſſen ſind. Ein Mehreres hievon wird im Art. Tulpe vorkommen.

Mit den Hyacinthen kann man es auf eine ähnliche Art machen. Im erſten Jahre zeichnet man nur erſt überhaupt rothe, weiße und blaue, gefüllte, halbgefüllte und einfache. Im zweyten kann man denn, wenn man will, ſchon jede Sorte, z. B. der blauen u. ſ. w. beſonders aufſuchen, und zeichnen. Mit den Ranukeln und Anemonen kann man auf eben dieſelbe Art verfahren; und wenn man an dieſer Beſchäftigung, mit welcher man in einigen Stunden vieles beſchicken kann, ein Vergnügen findet: ſo wird man, wenn ſich die Blumen in der Folge vermehren, verhüten können, daß man eine Sorte nicht zu viel hat, und manche Sorte nicht gar unwiſſend ganz abandoniret.

Nach dem Berichte des 21. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1758, 8. S. 264. f. hatte Jemand im Frühjahre die Beete, worauf er ſeine Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln den Winter über ſtehen laſſen, durch aufgeſchüttete gute Erde erhöhet, und dieſe darauf mit guter Miſtpfütze begoſſen. Er glaubte, daß er ſeinen Zwiebeln recht was zu gute thun würde. Die Tulpen florirten auch ziemlich, die Hyacinthen aber ſind alle abgeroſtet, und er bekam von vielen Zwiebeln nur etliche elende Blümchen, und bey dem Aufnehmen der Zwiebeln traf er ſie theils völlig, theils größten Theils, verfault an.

Wenn man die ausgehobenen Zwiebeln wieder von neuem einſetzen will, ſo kann man das Beet, auf welchem ſie im erſten Jahre geſtanden haben, zu Ende des Septembers wieder 1 Fuß tief ausheben, durchhorden,

Horden, und in allem eben ſo zubereiten, und mit Zwiebeln bepflanzen laſſen, wie vorher gemeldet worden iſt. Im dritten Jahre könnte es abermal violet und zu den Hyacinthen gebraucht werden. Doch iſt es zuträglicher, im dritten Jahre die Tulpen auf ſolches Beet zu bringen, zu den Hyacinthen aber ein friſches zubereiten zu laſſen.

Alle Blumiſten ſind darin einſtimmig, daß man in diejenige Erde, worin die Hyacinthen einmal gewachſen ſind, dieſelben, wofern man ſie bey Kräften und in ihrer Schönheit erhalten will, niemals eher, als nach Verlauf von 6 bis 8 Jahren, wieder bringen dürfe; denn ſie ſind in Anziehung ihrer Nahrungstheile gar zu hungerig, und haben eine Menge derſelben zu ihrer Erhaltung nöthig. Man weiß aus der Erfahrung, und durch oft angeſtellte Verſuche, daß, wenn man dieſelben zwey bis dreymal nach einander in einerley Erde pflanzt, die Zwiebeln dermaßen geſchwächt werden, daß ſie nach aller angewandten Mühe niemals wieder in ihren vorigen Zuſtand geſezt werden können.

Die Zwiebeln, welche von neuem eingeſezt werden ſollen, reiniget man vorher behutſam von der Erde, welche ſich etwa noch daran befindet, und nimmt die daran hängende junge Brut, welche von den alten Zwiebeln ſich gern ablöſen läßt, herunter. Diejenigen jungen Zwiebeln, welche an den alten noch feſt ſitzen, läßt man daran; denn wenn man ſolche mit Gewalt abreißen wollte, würde es ſowohl den Mutterzwiebeln, als auch der jungen Brut ſelbſt, ſehr ſchädlich ſeyn. Dergleichen feſt anſitzende Zwiebeln werden im folgenden Jahre tragbar werden, und ſich bey dem Ausheben von ſelbſt abſondern.

Um Hyacinthen, Tulpen, und andere Zwiebelgewächſe zu einer ſpätern Jahrszeit, als ſie von Natur gewohnt ſind, zum Blühen zu bringen, und ihre Blüthzeit zu verrücken, nimmt man dergleichen Zwiebeln, reinigt und trocknet ſie wohl, und verwahret ſie in einem Kaſten, in welchen keine Luft eindringen

gen kann. In dieſer Abſicht ſtreuet man auf den Boden trocknen feinen Sand, und legt darauf eine Schicht Zwiebeln, ſo, daß ſie einander nicht berühren, und auf dieſe wieder trocknen Sand, auf ſolchen wieder eine Schicht Zwiebeln, u. ſ. w. Dieſe letzte Schicht bedeckt man mit Sand, und verſchließt den Kaſten, daß weder Luft, noch viel weniger einige Feuchtigkeit eindringen kann, indem dieſe ganze Veranſtaltung dahin abzielt, die Zwiebeln zwar bey ihrer Lebhaftigkeit zu erhalten, dieſe aber zurück zu halten, daß ſie nicht zur ordentlichen Zeit ausſchlagen. Im May oder Jun. werden die Zwiebeln aus dem Kaſten genommen, und in eine wohl zubereitete mit Sand vermiſchte Erde an einem ſonnenreichen Ort geleget, welches alle folgende Monate geſchehen kann, damit man beſtändig, das ganze Jahr hindurch, Blumen dieſer Art habe. Es gelingt dieſes zwar nicht mit allen Zwiebeln; man kann aber auch ſolche dazu wählen, die man eben nicht ſehr achtet, indem man die ſchönen Sorten dazu nicht aufopfert.

Bey der jetzt beſchriebenen Cultur der Hyacinthen läßt man es bewenden, wenn man nur die alten Sorten erhalten will; wünſcht man aber neue, und die ſchönſten Abänderungen der Blumen zu erlangen, ſo muß man, wie in Holland allezeit geſchieht, den Samen dazu gebrauchen. Was dieſer Art der Vermehrung am meiſten entgegen ſteht, iſt die lange Zeit, welche die Pflanzen von der Ausſaat an, bis ſie blühen, brauchen, welches gemeiniglich 4 Jahr beträgt; wenn man aber alle Jahre Hyacinthen ſäet, ſo erhält man, nach Verlauf der erſten 4 Jahre, eine jährliche Folge der Blumen aus dem Samen. Der ſicherſte Weg, und die beſte Art und Weiſe, dieſe Blumen aus dem Samen zu ziehen, beſteht darin, daß man guten Samen zu bekommen ſuche, welcher entweder von einfa-

chen,

chen, oder halb gefüllten, und mit guten Eigenſchaften verſehenen Blumen genommen iſt. Man ſollte zwar den Samen von doppelten Hyacinthen demjenigen vorziehen, welchen die einfachen geben, und würde dadurch gewiß mehrere gefüllte erhalten; es geſchieht aber ſelten, daß doppelte Blumen Samen tragen, und die gefüllten können dergleichen gar nicht liefern. Es iſt daher ſicherer, ſich an die einfachen und halb gefüllten (*) zu halten, aus deren Samen man gewiß die ſchönſten Sorten erhalten kann. Die halb gefüllten ſind eigentlich die Mutterblumen, wovon die Holländer den Samen aufnehmen. Sie nehmen auch Samen von den ſchönen vielblumigen und ſchönfarbigen einfachen auf, aus welchen, wenn ſie bey gefüllten Blumen geſtanden haben, auch gefüllte fallen. Mit den halb gefüllten hat es eben die Bewandtniß, wie mit den fünfblätterigen Levkojen. Indeſſen kann man auch, wie ich ſchon gedacht habe, von den vielblumigen einfachen weißen, und rothen, mit zurück gebogenen Blättern, Samen aufnehmen, weil davon allerley Sorten, ja ſo gar blaue wieder fallen, wenn blaue mit dabey ſtehen, wovon der Wind den männlichen Blumenſtaub in die Blume bringt, und den Kelch damit befruchtet. Wenn der Same zu der Zeit, da man die Zwiebeln aus der Erde nehmen muß, doch nicht völlig reif iſt, ſchneidet man die Stängel nebſt den Knöpfen, welcher den Samen enthalten, ein wenig über der Erde ab, legt dieſelben, um ſie zur völligen Reife zu bringen, mit dem abgeſchnittenen Ende 3 bis 4 Zoll tief in die Erde, und läßt ſie daſelbſt 14 Tage liegen. Nach Verlauf dieſer Zeit muß man nachſehen, ob die

Fächer-

(*) Die halb gefüllten ſehen ſo aus, als wenn in der Blume noch eine andere herum gienge, da hingegen die einfachen nur aus einem Blatte beſtehen, welches oben eingekerbt iſt, und die Blätter formiret.

Fächerchen der Knöpfe ſich zu öffnen anfangen, und ob der Same ſchwarz und glänzend werde. Findet man dieſes, ſo iſt ein ſicheres Kennzeichen ſeiner Reife.

Der Same wird gemeiniglich im Julius reif. In naſſen und kalten Jahren bringen die Hyacinthen wenig, auch wohl gar keinen Samen hervor; denn er verlangt zu ſeiner Reiſe gute und ſchöne Witterung.

Hierauf nimmt man die Stengel nebſt den Knöpfen mit der möglichſten Behutſamkeit heraus, damit der Same nicht ausfalle, welches ſonſt ſehr leicht geſchieht. Man legt dieſes alles in eine Schüſſel, oder in einen hölzernen Napf, und ſondert die Stengel von den Samenknöpfen ab. Dieſe Samenſchüſſel aber ſetzt man, um den Samen zu trocknen, hinter ein Fenſter, welches die Sonne gut treffen kann, und welches man bey ſchönem und heitern Wetter eröffnen, bey feuchtem und regenhaften hingegen zumachen muß, damit der Same keine Feuchtigkeit anziehe, weil er ſonſt unter der Zeit, ehe man ihn ausſäet, leicht ſchimmelt, und dadurch alles ſein Oehl und die Kraft zum Aufgehen verliert. Wenn derſelbe nach 10 oder 12 Tagen gut getrocknet iſt, nimmt man ihn aus den Samencapſeln heraus, und verwahrt ihn, nachdem er gereinigt iſt, ſo lange in einem papiernen Beutel an einem trocknen Orte bis zur Saatzeit, damit er nicht wieder feucht werde.

Nunmehr kann man gelegentlich ſeine Töpfe oder Kaſten, worin man den Samen ſäen will, zurecht ſtellen, damit man dieſelben mit Ausgange des Auguſtes, oder zu Anfange des Septembers, mit friſcher, leichter und ſandiger Erde anfüllen, fein eben machen, und den Samen hinein ſäen könne, welchen man ſogleich einen guten halben Zoll mit der gedachten Erde bedecken muß. Man ſetzt dieſelben ſo, daß ſie bis zu Ende des Sept., oder im October, nur die Morgenſonne haben; nachher aber kann man ſie an einen

mehr

mehr offenen und wärmern Ort bringen. Dieſe beſäete Geſchirre muß man allezeit bis an den Rand, entweder in ein altes Beet von Gärberlohe, welches ſeine Dienſte den Sommer über in Erziehung fremder Pflanzen ſchon verrichtet hat, oder auch ſonſt in die Erde vergraben, ſo, daß die Erde in den Töpfen mit der im vollen Grunde in gleicher Höhe ſtehe. Durch dieſe Vorſicht verhütet man, daß die Erde in den Behältniſſen ſo leicht nicht austrocknen und unfruchtbar werden, und der Froſt im Winter den Samen nicht ſchaden könne. Man muß ihnen aber bey gelindem Wetter, ſo viel als möglich, freye Luft verſchaffen. Hat man aber vielen Samen, ſo muß man denſelben zu der angezeigten Zeit, welche die rechte Saatzeit deſſelben iſt, in ein gelegenes und wohl bereitetes Beet in das freye Land ſäen.

Viele bilden ſich ein, daß, wenn man einige Tage vor oder nach dem Vollmonde, oder unter einem gewiſſen Stande der Geſtirne, welche ſie für gut oder böſe halten, ſäete, man allezeit glücklicher ſeyn werde. Ob nun gleich nicht zu läugnen iſt, und die Erfahrung es beſtätigt, daß der Wechſel des Mondes in das Wachsthum der Pflanzen, wenn ſie erſt zur Wirklichkeit gediehen ſind, einen Einfluß habe, wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde: ſo halte ich doch dieſe Einbildung, die man ſich von dem guten Erfolge macht, wenn man unter dieſer oder jener Bedingung ſäet, für wirklichen Aberglauben. Ich bin vielmehr überzeugt, daß die völlige Geſtalt der Blume ſchon wirklich in dem Samenkorne im Kleinen enthalten ſey, und daß die Erde, als die wahre Mutter, durch die ihr von Gott verliehene Kraft weiter nichts thue, als daß ſie dieſelbe entwickle, ausdehne, und der Blume die völlige Stellung gebe, welche ſie hat, wenn ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangt iſt.

So bald der Winter ſich zu nähern anfängt, muß man den Samen in der Erde durch eine ſolche Bedeckung vor dem Froſte verwahren, welche man allemal in der Geſchwindigkeit wieder wegnehmen kann, indem

oft ſchon im Febr. und März die jungen Pflanzen über der Erde ſich zu zeigen anfangen. Zu der Zeit muß man dieſelben niemals mehr, als durch eine hohle Bedeckung, des Nachts vor dem Froſte und vor andern ſchlimmen Wetter verwahren, weil ihnen ſonſt in Ermanglung genugſamer Vorſicht, das eine ſo ſchädlich, wie das andere, ſeyn würde. Denn wenn man ſie bey ihrem Aufgehen gar zu viel bedeckt, und ihnen den Zugang der freyen Luft entzieht, ſo wachſen ſie nicht allein ſehr ſchwach, und bekommen ein ſchlechtes Anſehen, ſondern die jungen Wurzeln werden auch auf einmal gar zu ſehr geſchwächt, welches ſie ſo leicht nicht überwinden können.

Wenn nach dieſem in der Mitte oder zu Ende des Märzes, das Wetter gut und allmählich wärmer geworden iſt, muß man die Töpfe oder Kaſten aus dem Lohbeetrahmen heraus nehmen, und ſie völlig an einen warmen Ort in die freye Luft ſetzen. Man muß aber bey trocknen und warmen Wetter dieſelben bisweilen gelinde begießen, und ſie vom Unkraute reinigen, welches die Pflänzchen leicht erſticken und zu Grunde richten möchte. Allein, gegen den Monat May muß man dieſelben wieder an einen mehr ſchattigen Orte bringen, wo ſie nur bis um 10 oder 11 Uhr die Morgenſonne haben. Hätte man aber einen ſolchen Platz nicht, ſo muß man dieſelben vor der gar zu ſtarken Sonnenhitze des Tages durch Matten zu ſchützen ſuchen, indem dieſelbe nunmehr für die zarten Pflänzchen zu ſtark iſt. Und wenn man ſie davor nicht in Acht nehmen wollte, würde man ihre Blätter gar zu früh zum Verwelken und zur Reife zwingen, und dadurch die kleinen Zwiebeln in ihrem Wachsthume ſehr zurück halten.

Bey dieſer Wartung muß man die Pflanzen ſo lange, als die Sonnenhitze dauert, erhalten. Nachdem aber die ſtärkſte Sonnenhitze nachgelaſſen hat, und die Blätter der Zwiebeln verwelkt ſind, muß man das

Beet oder die Geſchirre von allem Unrathe wohl reinigen, und etwas leichte und gute Erde oben darüber ſieben, und dieſelben der freyen Luft und der Sonne wieder völlig ausſetzen. In der Ruhezeit muß man ſie aber niemals begießen. Denn da man ſie nicht im erſten Jahre aus der Erde nehmen kann, weil ſie noch gar zu klein und zart ſind, ſo können ſie leicht verfaulen und Schaden leiden.

Im zweiten Jahre, muß man dieſe junge Wurzeln bis im Monat Auguſt wieder in allen Stücken, ſo wie im erſten Jahre, beſorgen. Ungefähr in der Mitte dieſes Monates aber macht man ein Beet von fetter, leichter und ſandiger Erde zu recht, welches mit der Quantität der aus dem Samen gezogenen Zwiebeln in einem Verhältniſſe ſtehen muß. Alsdann nimmt man die Erde aus den Töpfen, Kaſten, oder aus dem Beete, in welchem man die jungen Zwiebeln erzogen hat, heraus, und läßt dieſelbe, um alle Zwiebeln, ſo viel als möglich, auszuſammeln, durch ein Sieb laufen, indem die meiſten zu dieſer Zeit ſo groß als eine Erbſe ſeyn werden. Dieſe kleine Wurzeln ſetzt man reihenweiſe in das zubereitete Beet auf allen Seiten 3 Z. weit aus einander, und bedeckt ſie ſogleich 2 Z. mit eben der Erde. Bey dieſer Verrichtung aber muß man die kleinen und zarten Wurzeln niemals der Sonne ausſetzen, welches ihnen höchſt ſchädlich iſt, indem die Sonnenſtrahlen ihre wachſend machende Säfte ſehr leicht verzehren und ausziehen.

Die Beete muß man des Winters gegen die ſtarke Kälte auf das ſorgfältigſte zu verwahren ſuchen, doch ſo, daß man, ſo bald das Wetter es erlaubt, die Bedeckung allemal in der Geſchwindigkeit beyſeitſchaffen könne. Wenn nun im Frühlinge die jungen Zwiebeln ſich über der Erde zu zeigen anfangen, muß man ſie beſtändig vom Unkraute reinigen, und bey trocknem und warmen Wetter bisweilen gelinde begießen; dieſes

muß aber nur ſehr ſparſam geſchehen, weil ihnen nichts ſchädlicher als die viele Näſſe iſt. Wenn man die Beete den Sommer über beſtändig vom Unkraute rein gehalten hat, lockert man ſie ohne Verletzung der Zwiebel im Herbſte ordentlich auf, und ſiebet, zur Stärkung derſelben, 1 Z. hoch leichte und fette Erde darüber, bis der Winter ſich nähert, und man dieſelben wieder, wie zuvor, vor der ſtrengen Kälte verwahren muß. In dieſen Beeten kann man die Wurzeln, wenn man ſie jährlich gehörig wartet, ſo lange bis ſie blühen, erhalten, welches insgemein nach 4, 5 oder 6 Jahren geſchieht. Wenn ſich nachher ihre Blumen zeigen, gebe man genau Acht, daß man alle diejenigen, welche gute Eigenſchaften haben, und von ſchönerer Farbe ſind, auszeichne, und zu einer jeden derſelben ein Stöckchen ſtecke, um dieſelben hernach heraus zu nehmen, und allein pflanzen zu können. Diejenigen aber, welche gemein zu ſeyn ſcheinen, muß man nicht eher verwerfen, als bis ſie zum zweytenmal geblüht haben, indem man ihren Werth nicht eher recht erkennen kann, und die Erfahrung lehrt, daß ganz ſchlechte Blumen von Anſehen in der Folge ſich ſehr verbeſſert und verſchönert haben.

So bald die grünen Blätter dieſer Pflanzen zu vergehen anfangen, hebt man die Wurzeln aus, und bringt die Erde dieſes Beets zuſammen in einen kleinen Wall. In dieſen ſetzt man die Zwiebeln wieder horizontal ein, doch ſo, daß die an denſelben ſitzenden grünen Blätter abwärts hängen, damit nicht nur das Waſſer beſſer ablaufen, ſondern auch die häufige Feuchtigkeit, welche in den ſehr ſaftigen Blättern und Blumenſtängeln enthalten iſt, ausdünſten und ſich nicht in die Wurzeln ziehen könne, wovon dieſelben ſich oft und ſehr leicht anſtecken und faulen. In dieſer Lage läßt man die Wurzeln ſo lange ruhen, bis die Blätter und Stängel gänzlich vertrocknet und abgewachſen ſind; worauf man

ſie aus der Erde heraus nimmt, und von aller Unreinigkeit ſäubert. Alsdann bringt man ſie in eine trockene und luftige Kammer, wo man ſie bis zur Pflanzzeit verwahret, und mit ihnen auf eben die Art, wie ich bey dem Einſetzen der alten Zwiebeln gezeigt habe, verfährt.

Auf dieſe Weiſe kann man ſelbſt die ſchönſten Blumen aus dem Samen ziehen, welche weit dauerhafter ſind, als diejenigen, welche man aus Holland kommen läßt, weil ſie des hieſigen Bodens, Luft und Witterung beſſer gewohnt ſind. Wenn man alſo alle Jahre Hyacinthenſamen ſäet, bekömmt man beſtändig neue Blumen, unter dieſen aber die ſchönſten Stücke, welche man in Holland mit vielem Gelde bezahlen müßte. Man giebt ſich aber bey uns ſelten die Mühe aus Samen Hyacinthen zu ziehen, weil, wie geſagt, den Leuten die Zeit zu lange dauert, ehe ſie blühen.

Man weiß in Haarlem kein Beyſpiel, daß jemals eine Hyacinthe durch den Samen eine ähnliche von eben derſelben Art wieder hervor gebracht habe. Die Blumiſten nennen alle diejenigen Blumen, die ſie aus Samen erhalten, Zubeute, und zwar ſo und ſo, wie ſie einige Aehnlichkeit mit einander haben. Man verkauft ein Drittel, ein Viertel, oder die Hälfte von der Fruchtbarkeit der Zwiebel, welche nicht eher abgetheilt werden muß, bis eine gewiſſe Anzahl junger Brutzwiebeln da iſt. Der Preis, nach welchem ſie unter einander dieſe Portionen Hoffnung verkaufen, die den Liebhabern ſchön ſcheinen würden, könnte den Werth der Hauptzwiebel bis über 1000 hinaus ſetzen, und es giebt ſo gar einige, die man noch einmal ſo hoch ſchätzt.

Es iſt für die Zwiebel niemals gut, die blühenden Hyacinthen abzubrechen, ſondern man thut beſſer, wenn man ſie im Lande ausblühen läßt.

Die Hyancinthenzwiebeln ſind ebenfalls, wie andere Zwiebelgewächſe, dem Uebel unterworfen, daß ſie theils verfaulen, theils anbrüchig werden, wovon ein

Blumenliebhaber nicht allemal die Urſache ergründen, und gewiß beſtimmen kann, ob die Erde die Witterung, viele Feuchtigkeit, oder ſtarker Froſt, ſolches verurſachet habe. Auch der geſchickteſte und vorſichtigſte Blumiſt kann nicht alle Zufälle verhindern, die den Blumen nachtheilig ſind; und man bekömmt zwar alle Jahre Brut, die unſern Blumenſchatz vermehren kann, indeſſen iſt es doch allzeit traurig, einige Hauptblumen zu verlieren.

Unter den Krankheiten der Hyacinthen offenbaren ſich einige an dem Keime, andere an dem Boden, und noch andere an den Blättern derſelben. Die Krankheit, welche man an dem Keime beobachtet, heißt die Ringelſucht oder Zirkelſucht, und man erkennt ſie, wenn man von dem Keime einer Zwiebel, nachdem man ſie aus der Erde genommen hat, ein wenig abſchneidet, und ſie von brauner oder rothgelber Farbe findet, welches ein Zeichen des Verderbens der Säfte iſt. Iſt die Krankheit nicht ſtark, ſo iſt nur ein Theil des Umkreiſes der Zwiebel angeſteckt; ſo bald aber das Uebel einen ganzen Ringel oder Kreis macht, iſt die Krankheit gefährlich. Zeigt ſich dieſer Zufall bloß an der Spitze der Zwiebel, ſo kann man ohne Bedenken ſo viel wegſchneiden, bis man nichts angeſtecktes mehr wahrnimmt, und ſollte auch die Zwiebel bis auf die Hälfte weggeſchnitten werden; denn ſie erholt ſich doch wieder, wenn der zurück gelaſſene Theil bald austrocknet. An dem Boden der Zwiebel äußert ſich bisweilen eine Fäulniß, und dieſe muß ebenfalls mit einem Meſſer ausgeſchnitten werden. Kömmt man dabey noch auf eine weiße und geſunde Subſtanz, ſo geht zwar die alte Zwiebel verloren, aber man bekömmt noch Brut von der Art für die künftigen Jahre, wenn man die alſo beſchnittenen Zwiebel an einen luftigen Ort legt, und ſie hernach zu gehöriger Zeit wieder pflanzet. Sind nur die äußerlichen Schalen verdorben,

ben, oder findet man an der Oberfläche einigen Schimmel, ſo iſt das Meſſer das beſte Mittel, oder im letzten Falle die Aufbehaltung an einem trocknen Orte nöthig.

Man bemerkt bisweilen im Frühlinge an den Blättern der Hyacinthen, daß ſie krumm und gebeugt wachſen, ſich in einen halben Zirkel zuſammen rollen, und eiſenroſtige Streiſe bekommen. Dieſes iſt ein Zeichen der Krankheit der Zwiebel; und ſie muß ſofort aus der Erde genommen werden, theils das Anſtecken der übrigen zu verhüten, theils die Art der Blume in der Brut zu erhalten, weil die alte Zwiebel verloren geht. Man fühle ſie an, ob ſie weich iſt, und alsdann taugt ſie zu nichts weiter, und muß weggeworfen werden. Iſt ſie aber noch hart, ſo reinige man ſie von aller Fäulniß, und mache zween Einſchnitte über das Kreuz in den Boden der Zwiebel. Alsdann verpflanze man ſie an einen andern Ort, und bedecke ſie 1 Zoll hoch mit Erde, doch ſo, daß der Keim unten und der Boden oben zu ſtehen kömmt, und durch die Sonne ausgetrocknet wird. Alsdann bringt die Zwiebel eine Menge junger Brut hervor, und man wird wenigſtens die Art derſelben erhalten.

Es geſchieht bisweilen, daß die Hyacinthen ihre Blumenſtängel abwerfen; ſie werden unten welk, fallen um, und die Blüthe iſt verloren, ohne daß die Zwiebel oben Schaden leidet. Vielleicht rührt dieſes Uebel von einem Inſecte her, welches den Stängel verwundet, und ſterbend macht.

Ob gleich aber die Hyacinthenzwiebel vielen Krankheiten unterworfen iſt, ſo hat ſie doch auch die Eigenſchaft, ſich durch Setzlinge viel ſtärker, als andere dergleichen, zu vermehren. Jede Schale, ja auch nur ein Theil derſelben, kann dergleichen Brut erzeugen. Wo man in die Schale ſchneidet, wird der angeſchnittene Rand junge Zwiebeln treiben; daher kann

man

man die Zwiebel zur Vermehrung zwingen, wenn man dieſelbe eher, als ſonſt geſchehen dürfte, aus der Erde nimmt, und, wie ich kurz vorher bey der kranken Zwiebel erwähnt habe, mit einem Federmeſſer unterwärts einen Kreuzſchnitt bis in die dritte Schale, doch nicht bis in das Herz hinein, macht, ſie wieder in die Erde ſetzt, und nur etwa 1 Zoll hoch bedeckt. Nach 4 Wochen hebt man dieſelbe wieder aus, läßt ſie trocknen, und pflanzt ſie mit den übrigen zu rechter Zeit wieder ein. Dieſe Zwiebel wird zwar keine Blumen tragen, ſich aber im folgenden Jahre ſo theilen, daß man bey dem Ausheben, ſtatt einer Zwiebel, 6, 8 und mehrere finden wird, welche, wenn ſie 2 Jahre lang gehörig gewartet werden, ſo vollkommen ſind, als man nur verlangen kann.

Wie die Hyacinthen- und andere Zwiebeln im Winter und in der Stube, ſowohl auf dem Waſſer, als auch aus der Erde, zu treiben und zum ſchönſten Flor zu bringen, ſeyn, habe ich im V. Th. S. 750 — 761, beſchrieben.

Traité ſur la connoiſſance & la culture des Jacinthes, par l'Auteur du Traicé des Renoncules, (le P. *d'Ardennes.*) à Avign. 1765. 12.

J. C. D. Küſters Abh. von der Schönheit und dem Bau der Hyacinthen, ſt. im 85. St. des Hanov. Magaz. v. J. 1778.

Des Jacinthes, de leur anatomie, reproduction & culture, par Mr. le Marquis *de St. Simon*, à Amſt. 1768, 4. 164 S. avec un Catalogue des Jacinthes, connues en 1767, n. 10 K. T. Ein Auszug daraus, ſt. im 1. Jahrg. der neuen Manigfalt. Berl. 1774, 8. S. 6, fgg.

Traduction du rapport de Mr. Gleditſch ſur l'ouvrage ſur les Jacinthes, qui avoit été envoyé de Hollande, par Mr. le Marq. de St. Simon, à l'Acad. de Berlin, lû dans la ſéance académique du Juill. 1768, ſt. in No 225 der *Gaz. litter. de Berl.* v. 19. Jul. 1768; im *Extr. d. meill. Journ.* de l' Eur. beim *Journ.* de *Scav.* Août. 1768, S. 269. — 274, desgl. in der *Gaz. litter. de l' Eur.* Août. 1778, S. 370 — 385.

Ge. Voorhelm Abhandlung von Hyacinthen, aus dem Holländ. überſetzt von *D.* Huth. Nürnb. 1753. 8. 124 S.

II. Die Traubenhyacinthe, Hyacinthus botryoides, Fr. Jacinthe botroide, oder à figure de raiſin, Engl. Grape-hyacinth, welche darum ſo genannt wird, weil ihre Blume die Geſtalt einer Traube hat, kömmt der Wurzel dem Wachsthume und der Frucht nach, mit den eigentlichen Hyacinthen völlig überein; das Blumenblatt aber iſt kürzer, bauchiger, oberwärts enger, und gleichſam verſchloſſen, und die Einſchnitte deſſelben ſtellen nur kleine rückwärts gebogene Zähnchen vor. An dem Fruchtkeime hat Hr. v. Haller keine Honiggruben wahrnehmen können. Von dieſer findet man in den Gärten verſchiedene Arten, als:

1. Die stark- und wohlriechende grünliche Traubenhyacinthe; die Biſam- oder Muskaten-Hyacinthe, Hyacinthus racemoſus moſchatus *C. B.* Hyacinthus odoratiſſimus, dictus Tibcadi et Muſcari *J. B.* Hyacinthus racemoſus, ſ. botryoides major, ſ. Muſcari majus, obſoleto albo flore *Moriſ.* Hyacinthus neotericorum alter *Dalech.* Hyacinthus ſpurius recentiorum alter *Dod.* Hyacinthus bodryoides chalcedonicus moſchatus *Theod.* Hyacinthus Muſcari, corollis ovatis, omnibus aequalibus *Linn.* Engl. Muſk hyacinth. Dieſe Art wächſt in Aſien, jenſeit des Bosphorus, wild. Der ſtarke muskaten- oder vielmehr biſamartige Geruch imgleichen die beſondere Farbe der Blumen, machen dieſe Art leicht kennbar. Die Farbe verändert ſich, je länger die Blumen ſtehen; ſie ſcheint blaugrünlich, oder grünlichgelb, und gleichſam verſchoſſen zu ſeyn. Der Geruch iſt am ſtärkſten, wenn die Blüthe zu verwelken anfängt.

2. Die Traubenhyacinthe mit ſchlanken Blättern; gemeine kleine blaue wohlriechende Traubenhyacinthe, Hyacinthus minor *Cord.* Hyac. botryoides vulgaris *Lob.* Hyac. cæruleus minor vel ſextus *Theod.* Hyac. racemoſus cæruleus minor juncifolius *C. Bauh.*

C. Bauh. Hyac. vernus botryoides minor cæruleus, anguſtioribus foliis, odoratus *J. Bauh.* Hyac. 1., vel Hyac. vernus exiguus *Trag.* Hyac. neotericorum primus, ſ. Hyac. racemoſus *Dod.* Hyac. comoſus minor *Dalech.* Hyac. botryoides primus et minor *Cluſ.* Hyac. botryoides odoratus *Camer.* Hyac. botryoides cæruleus *Gerard.* Hyac. foliis carinatis, ſpica ovata, floribus globoſis *Hall.* Hyac. racemoſus, corollis ovatis, ſummis ſeſſilibus, foliis laxis *Linn.* wächſt in der Schweiz, und in andern Ländern des mittägigen Europa, wild. Die Wurzelblätter ſind gleichſam geſtielt, oder vielmehr am untern Ende ganz ſchmal und dünn, und werden im Fortgange etwas ſtärker, daher dieſelben nicht aufrecht ſtehen, ſondern ſich mehr auswärts, oder gar rückwärts, biegen. Sind faſt walzenförmig, oder auf der einen Seite erhaben, auf der andern mit einer Furche der Länge nach, vertieft. Der nackende Stängel iſt ungefähr ½ F. hoch, und endigt ſich mit einer dichten Aehre von 40 bis 50 kleinen Blumen, von einer dunkelblauen, oder aus dem Aſchgrau in das Purpurroth ſpielenden Farbe, welche einen angenehmen Geruch haben, und im April und May zum Vorſchein kommen.

3. Die blaue Traubenhyacinthe mit ſteifen Blättern; große blaue Traubenhyacinthe, Hyacinthus botryoides cæruleus, ſ. Hyac. botryoides purpureus tertius *Cluſ.* Hyac. racemoſus cæruleus major *C. Bauh.* Hyac. botryoides vernus minor latifolius, cæruleus, inodorus *J. Bauh.* Hyac. botr. purpureus cæruleus amœnus *Lob.* Hyac. botr. cæruleus major *Theod.* & *Gerard.* Hyac. botr. major *Beſl.* Hyac. botr. major hiſpanicus *Swert.* Hyac. corollis globoſis, foliis in cylindrum convolutis *de Sauv.* Hyac. foliis gramineis, ſpica ovata floribus globoſis ſecundis *Hall.* Hyac. racemoſus major latifolius ſpecioſior, arbuteo flore cæruleo *Ejusd.* Dieſe Art hat mit der vorigen

einerley Vaterland, und wird auch gemeiniglich damit verwechſelt; die Blätter aber ſind ſtärker, breiter, ſteifer, nur mit den Spitzen auswärts gebogen, der Länge nach aber gleichfalls tief ausgehölt. Die Aehre beſteht aus wenigern, aber etwas größern, hellblauen Blumen, deren Spitzen in das Weißliche fallen, und welche einen ſehr ſchwachen, oder gar keinen Geruch haben.

4. Die ſtraußförmige Traubenhyacinthe; breitblätterige wohlriechende Traubenhyacinthe mit purpurfarbigen Blumen; Ackerhyacinthe; Hyacinthus comoſus major purpureus *C. Bauh.* Hyac. maximus botryoides, coma cærulæa *J. Bauh.* Hyac. cæruleus maximus, ſ. Hyac. cæruleus maior, mas *Fuchſ.* Hyac. primus *Geſn.* & *Fuchſ.* Hyac. primus Matthioli *Cluſ.* Hyac. comoſus *Gerard.* Hyac. comoſus maior *Lob. Gamer.* & *Dalech.* Hyac. comoſus purpureus *Swert.* Hyac. comoſus ſpurius *Beſl.* Hyac. magnus & bulbus vomitorius *Lonic.* Hyac. neotericorum, ſ. comoſus ſpurius tertius *Dod.* Hyac. quartus & maior, & Hyac. rubens Virgilii *Tragi.* Hyac. ſylueſtris *Cordi.* Hyac. corollis globoſis, ſummis pedunculatis, foliis enſiformibus *de Sauv.* Hyac. ſpica longiſſima, floribus ſuperioribus ſterilibus erectis, inferioribus ſterilibus patulis *Hall.* Hyac. comoſus, corollis angulato - cylindricis, ſummis ſterilibus longius pedicellatis *Linn.* In den holländiſchen Gärtnercatalogen heißt dieſe Art Hyacinthus plumoſus, oder Feder-Hyacinthe. Sie wächſt in Frankreich, in der Schweiz, in Italien, und im ganzen mittägigen Europa auf Aeckern. Die Wurzelblätter ſind breit und lang. Der Blumenſtängel iſt ungefähr 1 F. hoch, und die lange Blumenähre zeigt unterwärts vollkommene, längliche, eckige, dunkelblaue, oder bläulichgrünliche, oberwärts aber langgeſtielte, hellblaue, kleinere aufgerichtete, unvollkommene Blumen, ſowohl in An-

ſetzung des Blumenblattes, als auch der Befruchtungswerkzeuge, welche letztere gänzlich mangeln.

5. Die monſtröſe Traubenhyacinthe; die äſtige Federhyacinthe, Hyacinthus monſtroſus, corollis ſubouatis *L.* In den holländiſchen Gärtnercatalogen wird dieſe Art Hyacinthus caralloides, oder Korallenhyacinthe genannt. Viele halten ſie nur für eine Ausartung des vorherbeſchriebenen Hyac. comoſus. Sie wächſt in einigen Gegenden von Italien und Frankreich wild. Am Stängel befinden ſich viele Aeſte, in Geſtalt einer Pyramide, und an deren Enden ſtehen viele, völlig unfruchtbare Blumen, mit einem blaurötblichen, ganz unkenntlichen, ungeſtalteten, auf mancherley Weiſe eingeſchnittenen, und oft mit andern verwachſenen Blumenblatt. Dieſes ſonderbare Gewächs, da es, wegen der gänzlich zerſtörten Blumen, keine Samen tragen kann, muß allein aus der Zwiebelbrut vermehret werden, welches auch gemeiniglich bey den andern Arten geſchieht, indem man durch die Samen der Traubenhyacinthen keine neue Varietäten erwarten darf.

Eine blaue Varietät dieſer Korallenhyacinthe, iſt die Hyacinthe von Sinea; Hyacinthus calamiſtratus, coma paniculoſa breuiore *Hort. Pariſ.* Hyac. comoſus calamiſtratus *Cornut.* Hyac. comoſus calamiſtratus, coma ampliore *Herm.* Hyac. comoſus ramoſus nondum deſcriptus purpureo-violaceus *du Bry.* Hyac. panicula cærulea *C. Bauh.* Hyac. panicula comoſa purpureo - violacea *Boerh.* Hyac. ſanneſius, panicula comoſa *Columm.* Hyac. floribus paniculatis monſtroſis *Linn.* Fr. Jacinthe de Siène.

Man kann die Zwiebeln dieſer fünf Arten füglich 3 bis 4 Jahr an einem Orte ſtehen laſſen, alsdann aber, wenn die Blätter welk geworden ſind, welches gemeiniglich im Jun. geſchieht, ausheben, reinigen, und entweder in einigen Tagen, oder auch erſt im Sept. wieder

der einlegen. Will man ſolche einige Monate außer der Erde aufbehalten, muß man ſie in Sand legen, weil ſie, wegen ihrer fleiſchichten Beſchaffenheit, ſonſt verwelken und verderben möchten. Sie ſind ſehr dauerhaft, bedürfen im Winter keiner Bedeckung, nehmen auch mit einem mittelmäßigen Boden fürlieb, und ſetzen häufig Brut an.

Mit dieſen beyden Geſchlechtern, der eigentlichen Hyacinthe, und der Traubenhyacinthe, iſt das dritte, nämlich die Hyacinthenaloe, Aletris *Linn.* nahe verwandt, und nur wegen der Lage der Staubfäden, und des runzeligen Blumenblattes davon unterſchieden. **Planer** hat daher auch dieſes Geſchlecht Runzelblume genannt, welches doch nicht füglich von allen Arten gelten dürfte, wenn man die Arten, welche Hr. **Murray** angeführt hat, annehmen will. Das längliche ſechseckige Blumenblatt iſt runzelig, gleichſam mit Mehl beſtreuet, und in 6 ſpitzige, aufrecht ſtehende Einſchnitte getheilt, an welchem unterwärts die 6 Staubfäden anſitzen. Der Griffel trägt einen dergleichen Staubweg. Die Frucht iſt wie bey den Hyacinthen beſchaffen. In der ältern Ausgabe der *Specier. plant.* nennt ſie **Linné**: Aloë hyacinthoides, floribus ſeſſilibus horizontalibus infundibuliformibus æqualibus limbo revolutis; im *Horto. cliff.* und *upſalienſi* aber Aloë foliis lanceolatis planis rectis radicalibus; im *Horto malabar.* Katu-kapel. Die merkwürdigſten Arten ſind.

1. Die gefleckte, breit- und ſchmalblätterige Hyacinthenaloe, Aloë foliis exterioribus lanceolatis planis erectis radicalibus, interioribus longiſſimis ſubulatis arcuatis *van Royen.* Aloë, oder Aletris zeylanica, pumila, foliis variegatis *Linn.* Dieſe zeylaniſche Pflanze, gemeiniglich die zeylaniſche Aloe genannt, hat eine fleiſchichte, dicke, röthliche Wurzel,

auf welche viele dicke, ſaftige, völlig ganze, und mit dunkel- auch hellgrünen Flecken bezeichnete Blätter ſitzen, welche der Länge und Breite nach von einander merklich unterſchieden ſind. Die äußern ſind kurz und breit, und nur am Ende etwas zugeſpitzt, die innern aber wohl 2 und 3mal länger, und viel ſchmäler, lanzettförmig, ſpitzig.

2. **Die gefleckte, breitblätterige Hyacinthen-Aloe; Aloe von Guinea**, Aloë, oder Aletris guineenſis, radice geniculata, foliis e viridi & atro undulatim variegatis *Commelini*. Dieſe wächſt in Guinea. Die gelbliche und mit Gelenken abgetheilte Wurzel treibt viele Blätter, welche Anfangs eine Düte formiren, hernach ſich ausbreiten, einen halben auch ganzen Fuß Länge, und eine Handbreite erreichen, ſich mit einer ſchwachen ſtachelartigen Spitze endigen, und auf beyden Seiten mit großen wellenförmigen dunkel- und hellgrünen Flecken bezeichnet, und am Rande mit einer röthlichen Linie eingefaſſet ſind.

Dieſe beyde Arten vereiniget Linné unter dem Namen Aletris Hyacinthoides, ob er gleich die Blumen nicht geſehen hat, und dieſe vielleicht noch einen andern Unterſchied zeigen können. Ob die Pflanzen wirklich zu dieſem Geſchlechte gehören, oder ob ſolche ihren alten Platz unter den Aloen ferner behaupten dürften, iſt auch noch nicht entſchieden. Linné iſt, durch Jacquin's Angabe bewogen worden, dieſelben von der Aloe abzuſondern. Beyde Arten treiben viele Schößlinge, wodurch man die Stöcke vermehren kann. Die Wartung iſt, wie bey den meiſten Aloearten, zu veranſtalten. Die Wurzeln faulen leicht, verlangen alſo lockere ſandige Erde und wenig Waſſer, dauern auch nicht wohl in freyer Luft, und müſſen im Winter in einem warmen Glashauſe unterhalten werden. Aus den Blättern der leztern verfertigen die Ne-

gern ein Art Garn, und aus dieſem Stricke und andere Sachen, welche im Waſſer gut aushalten.

3. Die mehlichte Hyacinthenaloe, Aletris farinoſa *L.* wächſt in Nordamerika. Sie treibt aus der Zwiebel lanzenförmige Blätter und einen nackenden Stängel, welcher im Jun. eine grünlichweiße Blumenähre trägt. Nach dieſer Blume hat vielleicht **Linné** die oben bemerkten Geſchlechtskennzeichen hergenommen, indem das Blumenblatt runzelig und gleichſam mit Mehl beſtreuet iſt. Die Wurzel ſoll überaus bitter ſchmecken, und ein kräftiges Arzeneymittel abgeben. Nach **Linné** Berichte, in Amœnit. acad. B. 3. S. 12. wird dieſelbe in Penſylvanien wider den Huſten, das Seitenſtechen und andere Bruſtkrankheiten, als ein Thee getrunken. **Clayton** empfiehlt ſie als ein gelinde abführendes Mittel wider alle Arten der Fieber auch wider den Biß der Klapperſchlange; und nach **Bartram's** Erfahrungen ſoll ſie der Fäulniß kräftig widerſtehen. S. *Linnaei.* Amœnit. B. 4. S. 516.

Den Namen Herbſthyacinthe, oder indianiſche Hyacinthe, Hyacinthus indicus tuberoſus, Fr. Jacinthe des Indes, führt die Tuberoſe; ſiehe in T.

Den Namen Lilienhyacinthe, Lilio = Hyacinthus, Fr. Lis - Jacinthe, und Sternhyacinthe, Hyacinthus ſtellaris, Fr Hyacinthe étoilée, führen verſchiedene Arten und Unterarten des Meerzwiebelgeſchlechtes, Scilla. *L.* welche ich an ihrem Orte anzeigen werde.

Hyacinth = (Acker=) ſiehe oben, S. 458.
— — (Biſam=) ſ. oben, S. 456.
— — (blaue, gemeine)] S. 369.
— — (engliſche)] S. 369.
— — (Feder=) S. 458.
— — (gemeine blaue) S. 369.

Hyacinthe, (Herbſt-)] ſiehe Tuberoſe.
— — (indianiſche)]
— — (Korallen-) S. 459.
— — (Lilien-) S. 462.
— — (monſtröſe) S. 459.
— — (morgenländiſche) S. 370.
— — (Muskaten-) S. 456.
— — (orientaliſche) S. 370.
— — (ſpaniſche blaue) S. 369.
— — (Stern-) S. 462.
— — (Trauben-) S. 456, fgg.
Hyacinthen-Aloe, ſ. oben, S. 460.

Hyacinthen-Fluß, ein unächter, nachgemachter Hyacinth; ſiehe oben, S. 367. Jmgleichen ein gemeiner Kryſtall, welcher dem Hyacinth an Farbe, aber nicht an Härte und Glanze gleicht; ſiehe oben, S. 366, und Th. XIV, S. 419.

Hyacinthus, ſiehe Hyacinth, und Hyacinthe.

Hyaloides, nannten die Alten einen gewiſſen glänzenden Edelſtein, welcher die Durchſichtigkeit des Kryſtalles hat, und worauf ſie Siegel gruben. Hill hält ihn mit dem Aſtrios des Plinius, welches ein kryſtallartiger Stein war, und aus Jndien kam, für einerley, und ſetzt hinzu, daß man in Amerika, inſonderheit am Ufer des Amazonenfluſſes, eine Menge ſolcher Steine finde, welche oft ſo ſchön ausfielen, daß man ſie für ächte Diamanten anſehe. Kurz es ſind weiße, ſehr durchſichtige Kieſel, welche mit den ſo genannten Cailloux du Rhin, oder Cailloux de Médoc, von einerley Natur zu ſeyn ſcheinen.

Hyäne, (*) ein vierfüßiges afrikaniſches Raubthier, welches inſonderheit wegen der Menge Grauſamkeiten, welche in den Jahren 1765 und 1766 von demſelben in

(*) Der griechiſche Name ὕαινα, kömmt von ὗς, ein Schwein, her, weil die Hyäne auf dem Rücken harte und lange Borſten hat.

in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurden, und wegen der außerordenlichen Liſt, mit welcher es ſich lange den entſetzlichſten Verfolgungeu zu entziehen wußte, (*) merkwürdig iſt; ungefähr von der Größe eines Wolfes, mit dem es auch, der äußern Bildung nach ziemlich verwandt iſt. Hyæna *Ariſt. Plin. Aelian. Oppian.* & *Geſn.* Lupus marinus, Meerwolf, *Belon.* & *Geſn.* Animal necrophagum, ſ. Jeſef, ſ. Hyæna *Nieremb.* Zilio Hyæna *Jonſt.* Dabuh Arabum, Africanis Seſef dicta *Charlet.* Kaftaar, i. e. Taxus porcinus, ſ. Hyæna veterum *Kämpf.* Canis pilis cervicis erectis longioribus *Hill.* Canis Hyæna cauda recta annulata, pilis cervicis erectis, auriculis nudis, palmis tetradactylis *Linn.* Der Vielfraß oder das Grabthier Gesner's der indianiſche Vielfraß, eb. Deſſ. der indianiſche Wolf in Ridinger's Thierbuche; Fr. Hyène Ital. Iena. Ariſtoteles hat uns eine zwofache Nachricht, die Hyäne betreffend, hinterlaſſen, nach welcher man, auch ohne Zuziehung anderer Schriftſteller, dieſes Thier von allen andern unterſcheiden kann. Dennoch haben es die Reiſebeſchreiber und Naturkundigen mit vier andern Thieren verwechſelt, welche insgeſamt nicht nur unter einander, ſondern auch von der Hyäne ganz unterſchieden ſind. Dieſe 4 Gattungen ſind der Chacal, der Vielfraß, das Zibeththier, und der Pavian, welche freylich Fleiſch freſſen, und ein wildes Naturell, wie die Hyäne, haben, und deren jedes beſonderes für ſich mit ihr in gewiſſen kleinen Umſtänden einige Aehnlichkeit hat, wodurch der Irrthum und die Verwechslung entſtanden iſt. Der Chacal (Jackal, Goldwolf,) hält ſich zum Theil in eben denſelben Ländern auf, wo man die Hyäne findet, und hat, wie dieſe mit dem Wolfe einige Aehnlichkeit in

(*) Die ſo genannte Hyäne im Ländchen Gevaudan zwiſchen 1754 und 1756, ſoll eine Art Luchs geweſen ſeyn.

in der Bildung. Er lebt auf gleiche Weiſe von Aeſern, und wühlt in Gräbern, um die Leichname heraus zu hohlen. Dieſes war hinlänglich, eines dieſer Thiere für das andere zu nehmen. Der Vielfraß (Muſtela Gulo *L.*) iſt eben ſo gefräßig, eben ſo begierig nach faulem und ſtinkendem Fleiſche, und mit demſelben Triebe, die Todten aus der Erde zu ſcharren, begabt; und an dieſer Uebereinſtimmung der Lebensart lieſſen ſich die Naturforſcher genügen, um den Vielfraß mit der Hyäne zu verwechſeln, ſo ſehr ſie auch in Anſehung ihrer Heimath und Bildung unterſchieden ſind. Das Zibeththier findet man hingegen wieder in denſelben Ländern, wo die Hyäne ſich aufhält, nämlich in Aſien und Afrika; es hat, wie dieſe, langes Haar längſt dem Rücken, und eine beſondere Oeffnung: Eigenſchaften, welche nur bey wenigen Thieren angetroffen werden, und wodurch **Bellon** (in ſeinen Obſervatt. Pariſ. 1555, 8. S. 93,) ſich hat verleiten laſſen, zu glauben, daß das Zibeththier die Hyäne der Alten seyn müſſe. Der Pavian endlich hat die wenigſte Aehnlichkeit mit der Hyäne, weil er, wie der Mensch und der Affe, Hände und Füße hat. Bloß die Aehnlichkeit des Namens hat verurſachet, daß man auch dieſe beyde Thiere verwechſelt hat. **Shaw** berichtet, in ſeinen Voyages, Th. 1, S. 320, daß die Hyäne in der Barbarey Dubbah genannt wird; **Marmol** und Leo Africanus aber nennen den Pavian Dabuh. (*) Da nun der Pavian in denſelben Ländern wohnt, auf gleiche Art die Erde aufſcharret, und faſt eben ſo groß, als die Hyäne iſt, ſo haben die Reiſenden und Naturforſcher ſich dadurch verführen laſſen. Selbſt diejenigen, welche beyde Thiere genau unterſcheiden, ſind doch dem Irr=

(*) *L'Afrique de Marmol.* à Par. 1667, Th 1, S. 57. *Leo Africanus de Africa deſcript.* L. B. 1632, Th. 2, S. 756.

Irrthume in ſo fern nicht entgangen, daß ſie der Hyäne den Namen des Pavians, Dabuh, beylegen. Die Hyäne iſt alſo nicht der Dabuh der Araber, noch der Jeſef oder Seſef der Afrikaner, wie einige Naturforſcher ſolches behaupten, (*) und darf auch mit dem Deeb in der Barbarey nicht verwechſelt werden.

Ariſtoteles giebt der Hyäne einen zweyfachen Namen. Insgemein nennt er ſie Hyæna, und bisweilen Glanus. Um gewiß zu ſeyn, daß beyde ein und eben daſſelbe Thier bedeuten, darf man nur die Stellen, in welchen davon geredet wird, (**) mit einander vergleichen. Die alten Lateiner haben den Namen Hyæna, nicht aber den Namen Glanus, angenommen. Bey den neuern Lateinern findet man die Wörter Ganus oder Gannus, (***) und Belbus (****), womit ſie die Hyäne

(*) *Charlet exercit.* p. 14. *Briſſon regn. animal.* p. 234.

(**) „Die Hyäne hat beynahe die Farbe des Wolfes, iſt aber langhäriger, und hat eine Mähne längs dem ganzen Rücken. Was aber von ihr erzählet wird, daß ſie nämlich zugleich männliche und weibliche Geburtstheile haben ſolle, iſt bloße Erdichtung. Das männliche Glied iſt wie bey Wölfen und Hunden; was man aber für das weibliche halten könnte, liegt unmittelbar unter dem Schwanze, und iſt dem eigentlichen Wurfe zwar ähnlich, hat aber keinen Gang. Unter demſelben liegt der After. So gar die weibliche Hyäne hat eine ähnliche Oeffnung unter dem Schwanze, wie das männliche Thier, ohne innern Gang. Unter demſelben liegt der After, und noch tiefer das wahre weibliche Geburtsglied, welches wie bey ähnlichen Thieren beſchaffen iſt. Man fängt aber ſehr ſelten weibliche Hyänen; und ein gewiſſer Jäger verſichert, daß er unter eilfen nur eine gefangen habe.“ Ariſtoteles Thiergeſchichte, B. 6, Cap. 32.

„Was aber andere die Hyäne (Glanus) nennen, iſt von Leibe kleiner als ein Wolf, hat eine Mähne wie ein Pferd, jedoch auch härtere längere Borſten, welche auch auf dem ganzen Rücken aufrecht ſtehen. Dieſes Thier geht aus einem Hinterhalte auf den Menſchen los, fängt Hunde, indem es den Ton nachzumachen weiß, dem ein Menſch beim Erbrechen hören läßt, und ſcharret Gräber auf, um die Leichname, wonach es ſehr begierig iſt, heraus zu holen. Eb. daſ. B. 8. Cap. 5.

(***) *Geſner Hiſt. quadrupedum,* p. 555.

(****) Belbi, i. e. Hyænæ decem fuerunt ſub Gordiano Romæ. *Iul. Capitol.*

Hyäne bezeichnen. Nach dem Zeugniſſe des Rhaſes benennen die Araber die Hyäne Kabo oder Zabo; Benennungen, welche von dem Worte Zeeb, welches in ihrer Sprache den Wolf bedeutet, herzuſtammen ſcheinen. In der Barbarey heißt die Hyäne Dubbah, wie aus des Shaw Beſchreibung dieſes Thieres (*) zu erſehen iſt. In der Türkey nennt man die Hyäne Zirtlaat, wie Nieremberg berichtet; (**) in Perſien, nach Kämpfer'n (***) Kaftaar, und nach Pietro della

(*) „Der Dubbah in den Königreichen Tunis und Algier iſt ſo groß als ein Wolf. Sein Hals iſt ſo außerordentlich ſteif, daß er, um hinter ſich, oder nur zur Seite zu ſehen, ſich mit dem ganzen Leibe wenden muß, wie ein Schwein, Dachs oder Krokodill. Er iſt von dunkelbrauner, in das Röthliche fallender Farbe, mit einigen noch dunklern Streifen. Im Genicke hat er handbreit langes Haar, welches, nur etwas weniger ſpröde, als Schweinborſten iſt. Er hat große, wohlbewäffnete Tatzen, deren er ſich bedient, die Erde aufzuſcharren, und Palmſchoſſen, Wurzeln, auch zuweilen todte Körper, auszugraben. Nach dem Löwen und Panther iſt der Dubbah das grimmigſte und grauſamſte Thier in der Barbarey. Da es eine Mähne hat, den Kopf kaum drehen kann, und die Gräber ausſcharret, iſt es wahrſcheinlich die Hyäne der Alten.“ *Voyages de Shaw*, Th. I, S. 220.

(**) *Euſeb. Nieremberg hiſt. nat.* Antwerp. 1635. p. 181.

(***) „Der Kaaftar, oder Schweindachs, oder die Hyäne der Alten, iſt ein Thier, welches einem großen Schweine an Größe und Geſtalt ähnlich iſt, den Kopf, den Schwanz und die Füße ausgenommen. Er hat lange graue Haare; auf dem Rücken aber ſind ſie, wie bey dem Schweine, ſpannenlang, und an den Spitzen ſchwarz. Der Kopf gleicht einem Wolfskopfe, mit einer ſchwarzen Schnauze und länglichen Stirn. Die Augen aber liegen der Schnauze näher, und ſind ſehr lebhaft. Die Ohren ſind nackend, zugeſpitzt und dunkelbraun. Der Schwanz iſt ſehr lang, mit langen Haaren dick beſetzt, und mit ſchwarzen zirkelförmigen Streifen geziert, welche auch an den Beinen bemerkt werden. Die hintern Füße ſind länger, als die vordern. Die Tatzen haben, jede, 4 Nägel, und das Thier zieht ſie, wie der Wolf, ein, daß man ſie nicht ſieht. Der Leib iſt mit einigen breiten, ungleichen, wechſelsweiſe braunen und ſchwarzen Streifen, vom Rücken bis auf den Bauch, gezeichnet. Das Thier gräbt mit großer Gewalt die Erde auf, liegt gern in Höhlen verſteckt, kann lange hungern, und nährt ſich bloß vom Raube. Es iſt ein grimmiges fleiſchfreſſendes Thier, und verſchont nicht einmal die Leichname, die es des Nachts mit vieler Mühe aus den Gräbern hervor ſcharret.“ *Engelb. Kæmper Amoenit. exot.* S. 411, f.

della Valle Caſtaar. (*) Dieſes ſind die einzigen Namen, welche man der Hyäne beylegen darf, indem man ſie an denſelben deutlich erkennen kann. Weniger zu verläſſig, doch aber ſehr wahrſcheinlich iſt es, das auch der Lycaon und die Crocuta der Indianer und Aethiopier, wovon die Alten reden, nichts anders, als die Hyäne, ſeyn. Porphyrius, in ſeinem Buche de abſtinentia ab eſu carnium, ſagt ausdrücklich, daß die Crocute in Indien die Hyäne der Griechen ſey.

Der Πανθηρ der Griechen, der Lupus canarius des Gaza und der Lupus armenius der neuern Lateiner und der Araber, ſcheinen einerley Thier, nämlich der Chacal, zu ſeyn, den die Türken nach dem Pollux Cical, nach Spon und Wheeler'n aber Thacal; die neuern Griechen Cachalia, die Perſianer Siechal, oder Schachal, die Mohren in der Barbarey Deeb oder Jacal nennen. Der Chacal unterſcheidet ſich von der Hyäne nicht nur in der Größe, Geſtalt und Farbe, ſondern führt auch eine ganz verſchiedene Lebensart, indem er gewöhnlich heerdenweiſe geht, die Hyäne hingegen beſtändig einzeln und allein auf den Raub ausgeht.
Der Vielfraß iſt mit der Hyäne eben ſo wenig zu verwechſeln, als der Chacal. Er hält ſich in den kälteſten Nordländern, als: in Lappland, Rußland und Siberien, auf, und findet ſich niemals in gemäßigten Gegenden, am wenigſten in Arabien oder andern heißen Ländern, wo die Hyäne ſich aufhält. Der Vielfraß hat ungefähr die Geſtalt eines ſehr großen Dachſes, mit kurzen Füßen und faſt bis zur

(*) „Zu Shiras habe ich ein Thier lebendig geſehen, welches die Perſer in ihrer Sprache Caſtaar (*) nennen. Es war noch nicht völlig ausgewachſen, und ſo ſtark als ein großer Hund. Es hatte die Größe, Geſtalt und Farbe eines Tiegers (er verſteht den Panther), und einen Kopf mit einer länglichen Schnautze, wie ein Schwein. Man ſagte, es nährte ſich von Menſchenfleiſche, und wühlte Todtengewölbe und Gräber auf, um die Leichname zu freſſen. Dies hat mich nachher auf den Gedanken gebracht, daß es die Hyäne der Alten ſeyn könnte. Kurz, es war ein wildes Thier, dergleichen ich nie geſehen hatte.“ *Voyage de Pietro* della *Valle* à Rouen, 1745. To. 5. p. 343.

(*) Caſtaar, ſtatt Caftaar, dürfte vielleicht ein bloßer Schreibfehler ſeyn.

zur Erde hangendem Bauche. Er hat 5 Zehen an jedem Fuße, keine Mähne auf dem Halſe, und ſchwarzes Haar über den ganzen Leib, welches an den Seiten bisweilen falbbraun iſt. Er hat mit der Hyäne bloß die Gefräßigkeit gemein. Den Alten war er unbekannt, indem ſie in den nordiſchen Ländern nicht weit gekommen waren. Olaus iſt der erſte Schriftſteller, welcher dieſes Thieres Erwähnung thut. (*)

Das Zibetthier hat zwar, wie die Hyäne, eine Oeffnung oder einen Beutel unter dem Schwanze, und eine Mähne längſt dem Halſe und Rücken, iſt übrigens aber von ganz verſchiedener Geſtalt; und um die Hälfte kleiner. Es hat behaarte und kurze, die Hyäne hingegen lange und nackende Ohren. Es hat ferner weit kürzere Beine. und 5 Zehen an jedem Fuße, da die Hyäne nur 4 Zehen an jedem Fuße hat, und hochbeinig iſt. Das Zibetthier gräbt nicht nach todten Körpern, und iſt alſo auch hierin von der Hyäne unterſchieden.

Vom Pavian habe ich bereits oben angezeigt, woher der Irrthum komme, ihn mit der ganz anders gebaueten Hyäne zu verwechſeln.

Die ſichern Kennzeichen, wodurch ſich die Hyäne von allen andern Thieren unterſcheidet, ſind folgende. Unter allen vierfüßigen Thieren iſt ſie vielleicht das einzige, welches, wie ich bereits erwähnt habe, ſowohl an der Hinter = als auch Vorderpfote nur 4 Zehen hat. Unter dem Schwanze befindet ſich, wie bey dem Dachſe, eine Oeffnung (Fulliculus putorius), welche nicht nach innen in den Leib durchgeht. Die Hyäne hat lange gerade aufſtehende und kahle Ohren; einen kürzern und breitern und mehr viereckigen Kopf, als der Wolf, und längere Beine, beſonders was die Hinterbeine betrifft. Ihre Augen haben dieſelbe Lage, wie bey den Hunden. Das Haar über den ganzen Leib, und die Borſtenmähne, haben eine dunkelgraue, mit etwas Falb und Schwarz gemiſchte Farbe. Ueber den Leib gehen ſchwarze Querſtreifen, Die Ringe an dem

(*) *Olai Magni. de hiſt. gent. ſeptentr.* Antwerp. 1558. p. 138.

Schwanze, welche Linné als einen beſtändigen Character der Hyäne angiebt, finden ſich, wie Forſkål verſichert, wenigſtens an der ägyptiſchen Hyäne nicht.

Dieſes wilde Thier ſcheuet alle Geſellſchaft. Es hält ſich gern in den Höhlen der Berge, in den Felſenklüften, oder in Löchern, die es ſelbſt unter der Erde gräbt, auf. Es iſt von ſo wilder Art, daß es nie zahm gemacht werden kann, wenn man es auch jung gefangen hat. Doch bemerkt Hr. v. Büffon, daß das Thier, von welchem er im 3. Th. ſeiner Zuſätze, S. 234, Taf. 46, eine neue Abbildung liefert, wider das gewöhnliche unbändige Naturell der Hyäne, ſehr zahm und gutartig geweſen; ſein Wärter habe alles mit ihm vornehmen können, mit Stockſchlägen habe er es erſt gezwungen, die Mähne aufzurichten, und gleich darauf habe er ihm ohne alle Furcht die Hand in den Rachen geſteckt.

Dieſe Hyäne war weiß, mit größern und kleinern ſchwarzen, faſt wellenförmigen Querſtreifen auf dem Leibe und an den Beinen, der Schwanz aber war ganz weiß. Sie war von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 3 F. 2 Z. lang. Den Kopf trug ſie nach Art der Hyänen, ſehr tief herunter hängend. Ihre Höhe betrug 2 F. 3. Z.

Die Hyäne lebt vom Raube, wie der Wolf; ſie ſcheint aber, bey größerer Stärke, auch beherzter zu ſeyn. Zuweilen fällt ſie Menſchen an; ſie verfolgt die Thiere auf dem Felde, überfällt die Heerden, bricht öfters durch die Ställe und durch verſchloſſene Hürden ein. Ihre Augen funkeln im Finſtern; und man will behaupten, daß ſie des Nachts beſſer, als am Tage, ſehen könne. Nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller Naturkundigen, iſt ihre Stimme wie eines Menſchen, der ſich erbrechen will, oder vielmehr, nach Kämpfer's Berichte, wie das Blöken eines Kalbes. Dieſes Thier geht mit der größten Unerſchrockenheit auf den Panther los, und ſetzt ſich ſelbſt gegen den Löwen zur Wehre. Wenn es keine lebendige Thiere zu ſeiner

Nah=

Nahrung bekommen kann, kratzt es mit ſeinen Füßen die Erde auf, und zieht die Aeßer der Thiere, oder die Leichname der Menſchen, welche man in dem Lande ihres Aufenthaltes ohne Unterſchied auf dem Felde begräbt, und nicht tief einzuſcharren pflegt, ſtückweiſe hervor. Man findet es beynahe in allen heißen Ländern von Afrika und Aſien; und vielleicht könnte das Thier, welches in Madagascar Faraß genannt wird, in der Geſtalt dem Wolfe ähnlich, aber größer und grauſamer iſt, wohl die Hyäne ſeyn. (*)

Es giebt wenig Thiere, von welchen man ſo viel abgeſchmackte Fabeln und einfältige Mährchen erdichtet, oder ſo lächerliche Erzählungen aufbehalten hat, als von eben dieſer Hyäne. Die Alten haben in allem Ernſte von ihr geſchrieben, daß ſie einmal um das andere ihr Geſchlecht verändere, und wechſelsweiſe bald männlichen bald weiblichen Geſchlechts wäre. Wenn ſie trächtig wäre, ihre Junge ſäugete und groß zöge, bliebe ſie das ganze Jahr hindurch ein Weibchen; im folgenden Jahre aber träte ſie wieder die männlichen Verrichtungen an, und gienge mit ſeinem Geſellſchafter, wie mit ſeinem Weibchen, um. (**) Man ſieht wohl, daß dieſe Erdichtung oder irrige Meynung, welche ſchon Ariſtoteles widerlegte, keinen andern Grund hat, als die ſpaltförmige Oeffnung, welche das männliche Thier, ſo wie das weibliche, hat, aber mit den eigentlichen Zeugungs= und Geburtsthei=

 len

(*) „Il ſe trouve à Madagascar des animaux, que les habitans appellent *Faraſſes*, de la nature du Loup, mais encore plus voraces" *Mémoir. pour ſervir à l'hiſt. des Indes orient.* 1702, p. 168. *Hiſt. de l'Orenoque, par Ioſ. Gumilla.* à Avign. 1758, Th 3, S. 603.

(**) Auf dieſen Umſtand ſcheint Ovid in folgenden Verſen zu zielen:

Alternare vices, & quae modo femina tergo
Paſſa marem eſt, nunc eſſe marem, miremus Hyænam.
Metam. XV. 409. 410.

len in keiner Verbindung ſteht; dieſe ſind an beyden Geſchlechtern der Hyäne ſo beſchaffen, wie bey allen übrigen Thieren. Man hat ferner erzählt, daß ſie die menſchliche Stimme nachahmen, die Namen der Schäfer und Hirten merken, und ſie rufen, ſie bezaubern, aufhalten und unbeweglich machen könne, daß ſie zu gleicher Zeit bewirken könne, daß die Schäferinnen davon liefen, ihre Heerde vergäßen, und unſinnig verliebt würden. Wenn es gegründet iſt, was, erwähntermaßen, die Reiſebeſchreibungen melden, daß die Stimme der Hyäne faſt dem Stöhnen eines Menſchen gleiche; ſo läßt ſich wohl der Grund von dem Urſprunge dieſes Mährchens einſehen.

Hr. Commerzienrath **Sköldebrand** erzählt, im 1 Th. der Nov. Act. Upſal. S. 77, f. eine beſondere Methode, die Hyäne zu fangen, deren ſich die Mauren an der Küſte der Barbarey bedienen. Weil nämlich die Hyäne dasjenige, was ſie einmal angepackt hat, nicht wieder fahren läßt: ſo wirft man ihr einen Sack zu, in welchen ſie zugleich mit ihren ſtarken Zähnen beiſſet, und an dem man ſie ſo fortziehen kann, wohin man will. Die derbſten Schläge können ſie nicht dahin bewegen, loszulaſſen. Ein Beweis des auſſerordentlichſten und dummſten Starrſinnes! Sollte wohl, da die Orientaler ſo gern figürlich ſprechen, jener ihr zugeſchriebene ſteife Hals, nichts anders als das Bild dieſer Hartnäckigkeit geweſen ſeyn, welches erſt in der Folge übel verſtanden, und auf die körperliche Structur gedeutet worden wäre?

Von der Paarungszeit, von der Zahl der Jungen, und wie lange die Mutter damit trächtig geht, iſt nichts zuverläſſiges bekannt. So weiß man auch nur wenig oder nichts von den Sitten und der Oekonomie der Hyäne, und ihrem etwanigen Nutzen, zu ſagen. Daß die Haut der Hyäne, wenn man ſie einer von einem tollen Hunde gebiſſenen Perſon vorhält,

oder

oder ein Stück davon in einem leinernen Lappen auf den verwundeten Theil legt, ein Mittel wider die Waſſerſcheu ſeyn ſolle, habe bereits im XXVI. Th. S. 519, angeführt. Der Glaube der Araber an die Zauberkräfte des Gehirnes der Hyäne, iſt vermuthlich für unſere Zeiten zu kräftig. Sie behaupten, wenn daſſelbe geſpeiſet werde, müſſe man in Wuth und Raſerey verfallen; und begraben deshalb, ſo oft ſie eine Hyäne erlegen, ſorgfältigſt ihren Kopf, damit das Gehirn ja nicht zu magiſchen Gebräuchen angewendet werden möge.

Mehrere Nachricht von dieſem Raubthiere, nebſt der Zergliederung und Abbildung deſſelben, findet man in Hrn. v. Büffon allgem. Hiſt. der Natur, 5 Th. 1. B, S. 145, fgg.; in dem Sendſchreiben eines Naturforſchers in Languedoc an einen ſeiner Freunde, worin das Raubthier, die Hyäne, phyſikaliſch beſchrieben, und in Kupfer abgebildet iſt; aus dem Franzöſ. überſetzt, Frf. und L. 1765, gr. 8. im 2. St. des 2. B. der Berlin. Sammlungen, 1770, 8. S. 186—197; und in Hrn. v. Büffon Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere, mit Vermehr. aus dem Franzöſ. überſetzt, 6 B. 8. S. 417. f.

In der ſüdlichen Gegend der Inſel Meroe, ſoll, nach des Hrn. Bruce Berichte, eine weit größere und ſtärkere Hyänenart, als die in der Barbarey anzutreffen iſt, ſich aufhalten. Ihr Körper iſt verhältnißmäßig länger, ihre Schnautze ebenfalls geſtreckter, und einer Hundsſchnautze ähnlicher, ſo, daß ſie den Rachen weiter aufreiſſen kann. Sie beſitzt ſo große Stärke, daß es ihr keine Mühe koſtet, einen erwachſenen Menſchen aufzunehmen, und eine oder ein Paar Meilen weit zu tragen, ohne ihn einmal abzuſetzen. Ihr Haar iſt ſehr hart, brauner als an andern Hyänen, und mit ſchwärzeren Streifen und Flecken gezeichnet. Die Mähne hat nicht am Kopfe, ſondern erſt näher gegen den Schwanz hinab die Richtung nach vorn.

Die gefleckte Hyäne, Hyæna ſ. congener illa Crocuta *Ludolph.* Canis Crocuta, cauda recta, corpore nigro maculato, pedibus tetradactilis *Erxleb.* und welche **Pennant**, unter der Benennung ſpotted hyæna zuerſt beſchrieben hat, macht eine eigene Art aus, welche zwar in Anſehung der Mähne und der vierzehigen Füße, mit der im Vorhergehenden beſchriebenen gemeinen oder geſtreiften Hyäne verwandt iſt, durch den ganzen übrigen Bau aber ſich hinlänglich unterſcheidet. Sie hat einen großen platten Kopf, und über jedem Auge einige lange Haare. An beyden Seiten der Schnauze ſtehen ſehr ſtarke lange Borſten oder Katzenbärte. Die Mähne iſt kurz und ſchwarz; das Haar über den ganzen Leib kurz und glatt. Die Ohren ſind kurz und etwas zugeſpitzt, von außen ſchwarz, und inwendig grau. Das Geſicht und der Oberkopf ſind ſchwarz. Der Leib und die Beine ſind röthlich braun, mit abgeſonderten runden ſchwarzen Flecken. Auf den Hinterbeinen werden dieſe Flecken zu Querſtreifen. Der Schwanz iſt ſchwarz, kurz, und dick behaart. Der Wohnort dieſer neuen Hyänenart iſt Guinea, Aethiopien und das Vorgebirge der guten Hoffnung; alſo beynahe ganz Afrika. Indeſſen iſt ſie nicht ſo ausgebreitet, als die gemeine Hyäne, welche nicht nur in Afrika und Madagascar, ſondern auch in Indien, Perſien und der Türkey, bis an das ſchwarze Meer hinauf, gefunden wird. Die gefleckte Hyäne wählt ſich ihre Lagerſtätte in Höhlen und Felslöchern, wie die gemeine Art; ſie geht, wie dieſe, nur des Nachts auf den Raub aus, macht ein entſetzliches Geheul, bricht in die Schofſtälle ein, tödtet 2 bis 3 Schafe, frißt was ſie kann, und ſchleppt eins mit ſich, um eine andere Mahlzeit davon machen zu können; ſie fällt Menſchen an, ſcharret Gräber auf, und verzehrt die modernden Leichname; kurz, ſie kömmt an Sitten mit der gemeinen Hyäne ziemlich überein. Am Cap

nennt man ſie den Tiegerwolf, wegen ihrer erſtaunlichen Gefräßigkeit und Grauſamkeit.

Hyboucouhou, eine amerikaniſche Frucht, welche an Größe und Geſtalt den Datteln gleicht, aber nicht genießbar iſt. Es wird ein Oehl daraus gemacht, und in einer gewiſſen ausgehöhlten Frucht, welche die Indianer Garameno oder Corameno nennen, aufbewahrt. Dieſes Oehl wird von den Einwohnern gegen eine Krankheit gebraucht, die daſelbſt Tom heißt, und von einer großen Anzahl kleiner haardünner Würmer verurſachet wird, welche zwiſchen Fell und Fleiſch einkriechen, und ſehr gefährliche Beulen, Blattern und Schmerzen erwecken. Auch dient das Oehl, Wunden und Geſchwüre zu heilen. Von der Pflanze habe ich keine Nachricht finden können.

Hydnum Linn. Stachelſchwamm; ſ. unter Schwamm.

Hydrangea, Hydrangæa, oder *Hydrangia*, ein Pflanzengeſchlecht mit 10 Staubfäden und 2 Staubwegen, deren Samencapſel 2 Fächer und 2 Schnäbel hat, und rings umher beſchnitten iſt. Die einzige bisher bekannt gewordene Art dieſes Geſchlechtes, (deſſen Name aus ὕδωρ, Waſſer, und ἄγγος, ein Gefäß, zuſammen geſetzt iſt, und Hrn. Prof. Gleditſch der Waſſerſtrauch, (*) von Hrn. Planer aber der Kehlknopf genannt wird,) führt den Beynamen arborescens, und iſt in Virginien, in Nordamerika, zu Hauſe. Sie wird ungefähr 3 Fuß hoch; hat eine zaſerige Wurzel, welche ſich weit ausbreitet; treibt viele weiche, markige, holzige Stängel; und trägt an den Gelenken auf eigenen Stielen einander gegen über ſtehende, längliche, herzförmig zugeſpitzte, ſägeartig gezähnte,

(*) Da dieſe baumartige Pflanze auch außer dem Waſſer zu wachſen pflegt, und viele Pflanzen faſt einen ähnlichen Namen erhalten haben, ſo kann die Benennung Waſſerſtrauch wohl nicht füglich Statt finden.

gezähnte, aderige, hellgrüne Blätter, und im Jul. und Auguſt an den Spitzen der Zweige doldenförmige Blumenſträuche. Der kleine Kelch zeigt 5 Einſchnitte. Die 5 weißen rundlichen Blumenblätter ſind etwas größer, und die 10 Staubfäden noch länger, doch wechſelsweiſe von verſchiedener Höhe. Der Fruchtkeim ſitzt unter der Blumendecke, und die beyden Griffel endigen ſich mit ſtumpfen Staubwegen. Das kleine, rundliche Samenbehältniß iſt von außen oberwärts in 2 Theile, und innerlich, der Quere nach, in 2 Fächer abgetheilt, und enthält viele kleine eckige Samen.

Liebhaber ausländiſcher Gewächſe können dieſes im freyen Lande unterhalten. In einem gelinden Winter wird es wenig leiden, in einem ſtrengen aber bis auf die Wurzel abſterben, doch wieder austreiben. Samen wird man nicht leicht erhalten; die Wurzel aber treibt Schößlinge, wodurch ſowohl als durch Ableger die Vermehrung geſchehen kann. Sie verlangt einen guten, lockern, mehr feuchten als trocknen Boden, welcher vom Unkraute rein gehalten ſeyn will.

Hydraulik, (*) die Waſſerkunſt, Hydraulica, Fr. Hydraulique, derjenige Theil der Lehre von den bewegenden Kräften des Waſſers und anderer flüſſigen Körper (der Hydrodinamik), welcher von ihrer Bewegung ſelbſt, und ihrer Anwendung im gemeinen Leben handelt; alſo von Waſſerleitungen, Springwaſſern, und andern Waſſerkünſten. Zuweilen nimmt man das Wort Hydraulik im engern Verſtande, nämlich für die Kunſt Gebäude am Waſſer anzulegen; welches man aber eigentlicher die Waſſerbaukunſt (Architectura hydraulica), oder die Hydrotechnik nennt.

Von den in der Bergwerkswiſſenſchaft ſo genannten hydrauliſchen Maſchinen, d. i. den vornämlich aus Röhren zuſammen geſetzten Maſchinen, wodurch das

(*) Von ὕδωρ, Waſſer, und αὐλός, eine Pfeife oder Röhre.

das Waſſer aus der Grube gehoben wird, dergleichen auch eine Kunſt, ein Satz oder Kunſtſatz heißt, ſ. den Art. Kunſtgezeug.

Hydrocephalus, der Waſſerkopf, die Kopfwaſſerſucht; ſ. unter Waſſerſucht.

Hydrochaeris Linn. das Waſſerſchwein; ſiehe unter Schwein.

Hydrocharis Linn. Froſchbiß; ſ. Th. XV. S. 187.

Hydrocotile vulgaris Linn. Sumpf= oder Waſſernabelkraut; ſ. Nabelkraut.

Hydrodynamik, Hydrodynamica, Fr. Hydrodynamique, die Lehre von den Geſetzen der Bewegung des Waſſers und anderer flüſſigen Körper. Sie macht, (ſo, wie die Mechanik, welche von der Bewegung der feſten Körper handelt,) einen Theil der Dynamik aus, und bekömmt den Namen Hydroſtatik, in ſo fern man dabey die Schwere und das Gleichgewicht der flüſſigen Körper betrachtet; den Namen Hydraulik hingegen, in ſo fern man die Bewegung der flüſſigen Körper ſelbſt, und ihre Anwenduug im gemeinen Leben, betrachtet.

Hydrolapathum, Waſſergrindwurzel; ſiehe Th. XX, S. 98.

Hydromantie, Hydromantia, Fr. Hydromantie, eine Art Wahrſagerey, da man aus dem Waſſer zukünftige Dinge prophezeyet. Varro giebt die Hydromantie für eine Erfindung der alten Perſer an, und verſichert, daß Numa Pompilius und Pythagoras ſehr darin erfahren geweſen.

Die Alten hatten ſehr vielerley Arten, aus dem Waſſer zu wahrſagen, wohin hauptſächlich folgende gehören. 1. Nach vorhergegangenen Anrufungen und andern magiſchen Ceremonien, ſah man die Namen der Perſonen, oder der Begebenheiten, die man zu wiſſen verlangte, auf dem Waſſer geſchrieben; es ſtanden aber dieſe Namen gemeiniglich verkehrt, ſo daß

man

man das hinterſte zu vorderſt leſen mußte. 2. Oder, man bediente ſich eines mit Waſſer angefüllten Gefäſſes, und eines an einem Faden hängenden Ringes, mit welchem man ſo und ſo oft auf den Rand des Gefäßes anſchlug. 3. Oder, man warf kurz nach einander drey kleine Steinchen in ein ſtillſtehendes Waſſer, und wahrſagte aus den aus der Oberfläche dieſes Waſſers entſtandenen Kreiſen, wie auch aus den Durchſchnittspuncten derſelben. 4. Oder, man unterſuchte mit vieler Genauigkeit die verſchiedenen Bewegungen der Meereswellen. Dieſe Art Hydromantie war inſonderheit bey den Sicilianern und Euböern gebräuchlich. 5. Oder, man wahrſagte aus der Farbe des Waſſers und aus den Figuren, welche man auf dem Waſſer ſah, oder darauf zu ſehen glaubte. Auf dieſe Art erfuhren, wie **Varro** berichtet, die Römer ſchon voraus, was ihr Krieg mit dem **Mithridates** für einen Ausgang nehmen würde. Gewiſſe Flüſſe und Quellen taugen zu dieſer Art Wahrſagerey auf eine vorzügliche Art. 6. Wenn die alten Deutſchen den Verdacht der Untreue auf ihre Ehefrauen geworfen hatten, ſo warfen ſie die Kinder, womit dieſelben niederkamen, gleich nach der Geburt in den Rhein, ſchwamm das Kind oben, ſo war es ein rechtmäßiges Kind; ſank es unter, ſo war es ein Baſtard. 7. Oder, man füllte eine Schale, oder ein anderes Gefäß bis oben mit Waſſer an; und, nachdem man gewiſſe Formeln hergeſagt hatte, unterſuchet man, ob das Waſſer Blaſen aufgeworfen hätte, und über den Rand des Gefäßes geſtiegen ſey. 8. Oder, man ſchüttete Waſſer in ein gläſernes oder kryſtallenes Becken, und goß hernach einen Tropfen Oehl darauf. In dieſem Waſſer konnte man alles, was man zu ſehen verlangte, wie in einem Spiegel erblicken. 9. Bey den alten Deutſchen wußten gewiſſe Weiber aus den Wendungen und Krümmungen der Flüſſe, Ströme und Bäche, wie auch aus dem

Laute

Laute des Geräuſches der Strudel, das Zukünftige zu verkündigen. 10. Delrio erzählt, daß noch zu ſeiner Zeit in Italien folgende Art der Hydromantie gebräuchlich geweſen ſey. Wenn nämlich Jemand beſtohlen worden war, habe er die Namen von drey Perſonen, die ihm am verdächtigſten geſchienen, auf eben ſo viel kleine Kieſelſteine geſchrieben, welche er hernach in das Waſſer, oder gar in Weihwaſſer, geworfen. Was aber weiter damit vorgenommen worden ſey, hat Delrio zu melden vergeſſen.

Zu der Hydromantie gehört gewiſſermaßen auch das im XXIII. Th. S. 517, f. beſchriebene und abgebildete Hexenbad.

Hydromantik, Hydromantica, Fr. Hydromantique, nennen einige Schriftſteller die Kunſt, vermittelſt des Waſſers gewiſſe beſondere Erſcheinungen, welche der Unwiſſende für Zauberſtücke anſieht, hervor zu bringen.

In der Dioptrik verſteht man durch hydromantiſche Maſchine, eine Maſchine, welche, vermittelſt des Waſſers, einem ein lebendiges Bild in die Augen bringen, und es auch wieder unſichtbar machen kann. Dieſes Kunſtſtück beruhet darauf, daß man auf ein im Boden des Gefäßes gemahltes Bild Waſſer gießt, und wiederum abläſſet.

Ein hydromantiſches Gefäß, oder ein Zaubergefäß, mit Waſſer, nennt man ein Gefäß, welches eine Art von Camera obſcura iſt, worin man alles, was entweder gegenüber ſteht, oder was ſich vorbey bewegt, im Waſſer ſchwimmen ſieht.

Hydromel, Waſſerhonig; ſiehe unter Honig und Meth.

Hydrometer, Hydrometrum, Fr. Hydromètre, Waſſermeſſer, nennet man ein jedes Inſtrument, womit ſich die Schwere, die Dichtheit, die Geſchwindigkeit

digkeit und die Gewalt des Waſſers, nebſt andern Eigenſchaften deſſelben, abmeſſen läßt.

Daher die Hydrometrie, oder Waſſermeßkunſt, die Wiſſenſchaft, die Schwere, Kraft, Dichtheit und Geſchwindigkeit des Waſſers und anderer Flüſſigkeiten auszumeſſen. Ich gedenke hievon, ſo Gott will, im Art. Waſſer zu handeln.

Hydrophobie, die Waſſerſcheu, ein Zuſtand, da man das Waſſer und alle flüſſige Sachen im höchſten Grade verabſcheuet; wie ſolches gemeiniglich der Fall derer iſt, die durch den Biß eines tollen Hundes, oder auch durch andere Urſachen in Raſerey verfallen ſind. Siehe den Art. Hunds-Wuth, im XXVI, Th. S. 484 fgg.

Hydrophyllum, ein Pflanzengeſchlecht; ſiehe Waſſer-Blatt.

Hydropiper, Waſſerpfeffer; ſ. Th. XIV, S. 282.

Hydropiſie, *Hydrops*; ſ. Waſſerſucht.

Hydroſcope, eine Waſſeruhr; ſ. unter Uhr.

Hydroſelinum, Eppich, Waſſerpeterlein.; ſ. Th. II. S. 284.

Hydroſtatik, Hydroſtatica, Fr. Hydroſtatique, heißt derjenige Theil der Hydrodynamik, welcher von der Schwere und dem Gleichgewichte des Waſſers und anderer flüſſigen Körper handelt, wie auch von der comparativiſchen Schwere der auf flüſſigen Sachen ſtehenden ſchweren Körper; die Lehre von dem Gleichgewichte flüſſiger Körper, und von ihrer Wirkung in die Schwere anderer Körper.

Von hydroſtatiſchen Wagen, ſ. Wage.

Hydrotechnik, Hydrotechnica, Fr. Hydrotechnique, die Waſſerbaukunſt, die Wiſſenſchaft, einen Bau in oder an dem Waſſer zu führen; ſ. Waſſer-Bau.

Hyène, ſ. Hyäne.

Hyetometer, Hyetometrum, Fr. Hyétomètre, ein Regenmaß; ein Inſtrument, wodurch man entweder

nach

nach dem Gewichte, oder nach dem Maße, genau bemerken kann, wie viel es täglich, wöchentlich oder jährlich regnet und ſchneyt. Siehe unter Regen.

Hygrometer, Hygrometrum, Fr. Hygromètre, (von ὑγρος, feucht, und μετρέω, ich meſſe,) ein Feuchtemaß, oder Feuchtigkeitmeſſer, nennet man ein Werkzeug, vermittelſt deſſen man die Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft erkennen kann und abmißt, ſo wie das Barometer den Grad der Schwere der Luft anzeigt. Man macht einen Unterſchied unter einem Hygrometer, und einem Hygroſkop, Hygroſcopium, Fr. Hygroſcope. Letzteres nennet man eigentlich nur dasjenige Werkzeug; wodurch man bloß erkennen kann, ob die Luft feuchter oder trockener wird, ohne ein gewiſſes Maß anzugeben; ein ſolches hingegen, wodurch man abmeſſen kann, wie viel die Luft feuchter oder trockner geworden iſt, nennt man Hygrometer. Einige nennen dieſe Werkzeuge auch Notiometra, und Inſtrumenta hygroſtathmica.

Es iſt bekannt, daß außer der gröbern Maße der Atmoſphäre, welche durch Regen und Schnee herunter kömmt, noch viel feinere Dünſte darin enthalten ſind, welche in derſelbtn herum ſchwimmen, öfters aber nicht geſehen werden können, ſondern ſich auf andere Weiſe ſinnlich darlegen. Die Luft in ſolchen Zuſtande, da ſie merklich mit wäſſerigen Düyſten beladen iſt, wird feucht genannt; und ein Werkzeug dieſe ihre Feuchtigkeit zu erkennen, und ſo viel möglich zu beſtimmen, heißt ein Hygrometer. Es muß alſo daſſelbe ſo beſchaffen ſeyn, daß es die Feuchtigkeit der Luft leicht annimmt, und daran ſolche Veränderung leidet, die man an ihm bald wahrnehmen kann. Es iſt aber nicht genug, durch das Hygrometer, oder eigentlich ſo genannte Hygroſkop, zu erfahren, daß die Luft feucht ſey, ſondern man will auch die Grade dieſer Feuchtigkeit gern genau haben, d. h. man will wiſſen,

wie groß die Maſſe oder das Gewicht aller wäſſerigen Theilchen ſey, die in einem gewiſſen Raume von Luft, z. B. in einem Kubikfuß Luft, enthalten ſeyn. Und das iſt die große Abſicht, wohin alle Bemühungen der Neuern um die Verbeſſerung der Hygrometer gehen.

Daß die Luft nicht beſtändig trocken, ſondern zuweilen auch feucht, und voll wäſſeriger Dünſte ſey, iſt uns ſchon aus der gemeinen Erfahrung bekannt, welche auch lehrt, daß hiedurch ſowohl an unſerm eigenen Körper, als auch an verſchiedenen andern Körpern und Dingen merkliche, nicht ſelten auch ſolche Veränderungen vorgehen, die uns nicht gar lieb ſind. Von dem Einfluſſe und den Wirkungen der feuchten und trocknen Luft in unſerm Körper, werde im Art. Luft ſprechen. Die Veränderung anderer Körper und Dinge, vermittelſt der Feuchtigkeit und Trockenheit, geſchicht auf zweyerley Art. Erſtlich: alle Därme, welche nicht gedreht ſind, Leder, Pergament, Papier, Holz, Schwamm, Wolle ꝛc. werden von der Feuchtigkeit länger und größer. Denn, indem die Näſſe oder das Waſſer in ihre Poros eindringt, erfordert es mehr Platz, und drückt den Körper auch wohl mit groſſer Gewalt auseinander, macht ihn daher breiter und länger; bey trockner Luft hingegen, da die Feuchtigkeit wieder aus dem Körper geht oder verdünſtet, geht derſelbe wieder ein, und wird kürzer oder ſchmäler. Man erfährt ſolches an naſſem Leder oder Pergament, wie es ſich faſt noch halb ſo lang ziehen oder dehnen läßt, auch von ſich ſelbſt länger wird, ſo bald es aber trocken wird, wieder zuſammen läuft. Am Papiere bemerkt man, wenn es angefeuchtet wird, daß es gröſſer iſt; daher auch alle Kupferabdrücke kleiner fallen, als ſie auf der Platte geſtochen ſind. Man ſieht ſolche Wirkung ferner am Holze, da z. B. Thüren und Fenſterrähme, zumal wenn ſie von poröſem Holze und

noch ganz neu ſind, bey feuchtem Wetter aufquellen, ſo, daß ſie kaum, oder wohl gar nicht, zugemacht werden können, da ſie hingegen bey trocknem Wetter ſchwinden, und nicht mehr paſſen wollen. Wir bemerken ferner, daß das aus Holz verfertigte Hausgeräth, bey feuchter, oder wohl gar auch bey allzu trockner Luft, öfters zerſpringt. Diejenigen, die mit Fellen, Leder, Papier und andern Sachen mehr, umgehen, wiſſen von den Veränderungen bey feuchter Luft genug zu ſagen, und dieſelben öfters zu ihrem, eben nicht gar erlaubten, Vortheil anzuwenden. Die zweyte Veränderung durch Feuchtigkeit und Trockenheit an den Körpern, wenn ſolche nämlich gewunden oder gedrehet ſind, als: Zwirn, Bindfaden, Stricke, oder zuſammen gedrehete Schnüre von Hanf, Flachs oder Seide, Darmſaiten ꝛc. beſteht darin, daß ſie nicht nur in Anſehung ihrer Länge eine Veränderung leiden, und kürzer werden, ſondern auch nach Maßgabe der verſchiedenen Feuchtigkeit ſich herum drehen. Schwenter erzählt, daß die Schnur, deren er ſich bey dem Feldmeſſen bediente, von der feuchten Luft innerhalb einer Stunde um den 16ten Theil eingelaufen und kürzer geworden, und, da ſie zuvor 16 Schuh lang geweſen, hernach nur 15 Schuh lang befunden worden ſey. Eben dieſe Wirkung ſoll man an dem Obelisk, der zu Rom zur Ehre des Pabſtes Sixtus VI. aufgerichtet werden ſollte, mit Vergnügen wahrgenommen haben. Denn, da es bey deſſen Aufrichtung ſo weit kam, daß die Flaſchenzüge einander zu bald, und ehe der Obelisk noch gerade ſtand, berührten: ſo konnten die Seile nicht mehr ziehen, oder ihre Dienſte thun; und man würde ſich in dieſem Falle nicht zu helfen gewußt haben, wenn nicht der Mechanicus Fontana auf den Einfall gekommen wäre, und gerathen hätte, daß man die Seile anfeuchten ſollte. So bald dieſes geſchehen war, ſah man mit Verwunderung, daß die Seile kürzer gewor-

den waren, und der viele tauſend Centner ſchwere Obelisk ſich gleichſam von ſelbſt in ſeinen gehörigen perpendikulären Stand ſtellete.

Hr. Prof. Lambert macht über dieſe Erzählung folgende Anmerkung: „Ich weiß nicht, wie dieſe Stricke gemacht waren; denn, wenn ich Darmſeiten und Bindfaden von Hanf naß gemacht hatte, ſo ſah ich, daß ſie ſich aufdreheten, daß ſie aufſchwollen, und daß ich ſie, ohne große Stärke anzuwenden, beträchtlich in die Länge ziehen konnte, welches zu thun ich nicht im Stande war, wenn ſie recht trocken waren. *Dalencé* ſagt, in ſeiner Abh. von den Barometern ꝛc. daß die Darmſaiten länger werden, wenn man ſie naß macht; Wolf, Sturm, und viele andere hingegen behaupten, daß ſie kürzer werden. Es ſey dem aber, wie ihm wolle, der Verſuch iſt leicht zu machen, wenn man diesfalls eine Unterſuchung anſtellen wollte. Ich habe von der Verlängerung der Schnüre zu meinen Hygrometern Gebrauch zu machen nicht nöthig gehabt, wohl aber von derjenigen Eigenſchaft, welche ſie an ſich haben, daß ſie ſich vor- oder rückwärts drehen können, je nachdem die Feuchtigkeit der Luft ſich verändert. Sie drehen ſich zuſammen, wenn die Luft trockner wird, und drehen ſich auf, wenn ſie feuchter wird, wobey die Saite nicht ſehr lang ſeyn darf, wenn dieſe Veränderung merklich werden ſoll. Es iſt hinreichend, wenn ſie nur 2 oder 3 Zoll ſtark iſt, da ſie hingegen, wenn ſie in der Länge eine Veränderung leiden ſoll, einige Schuh lang ſeyn muß.“

Es iſt demnach richtig und ausgemacht, daß die Feuchtigkeit und Näſſe in Körpern, wenn ſie nur hinlängliche Poros oder Zwiſchenräumchen haben, ſich hinein ziehen, und, nach der Beſchaffenheit der Körper, merkliche Veränderungen hervor bringen kann. und dieſes iſt dann der Grund von den Hygrometern, womit man die Veränderung der Luft, in Abſicht auf die Trockenheit oder Feuchtigkeit, erkennen, und die Grade derſelben beſtimmen will.

Ob gleich unter allen Werkzeugen, welche man ſeit einem Jahrhunderte zu den Wetterbeobachtungen erfunden hat, kein einziges iſt, welches nicht noch einiger

ger Verbeſſerungen bedürfte, ſo kann man doch mit Wahrheit ſagen, daß die Hygrometer noch am meiſten zurück geblieben ſind. Das Borometer hatte ſogleich bey ſeiner erſten Erfindung eine verſtändliche Sprache; mit den Thermometern hingegen verhielt es ſich ganz anders. Erſt im J. 1714. ſandte **Fahrenheit** dem Freyherrn v. Wolff zwey übereinſtimmende Thermometer; und bis auf den heutigen Tag verſteht man ſich unter einander nur durch eine richtige Vergleichung derſelben. Allein, die Hygrometer ſind, nach dem Urtheile zween competenter Richter, eines **Lambert** und **Titius**, noch immer ſo unvollſtändig geblieben, als ſie ſeit ihrer erſten Erfindung waren. Indeſſen iſt dieſes doch ein ſolches Inſtrument, welches man, in Abſicht auf die ſehr verſchiedenen Arten, die man davon hat, am allermeiſten in veränderte Geſtalten zu verwandeln geſucht hat. Ja, es ſcheint ſo gar, daß man ſich mehr bemühet habe, es zu verändern und auszuſchmücken, als genauer zu unterſuchen, und die Sprache deſſelben verſtändlich zu machen. Da nun aber dieſes Inſtrument deswegen nicht weniger wichtig iſt: ſo werde ich die mir davon bekannt gewordenen verſchiedenen Arten in möglichſter Kürze beſchreiben, und durch hinzu gefügte Abbildungen deutlicher machen. Schon als Werke der Kunſt, und als die Forſchbegierde in Anſehung der bevorſtehenden Veränderung des Wetters angenehm unterhaltende und befriedigende Werkzeuge, betrachtet, verdienen ſie im gegenwärtigem Werke ihre Stelle, noch mehr in Betrachtung deſſen, daß ſie auch im Hausweſen von Nutzen ſind; z. B. zu wiſſen, ob ein Zimmer feucht oder trocken, uud folglich geſund oder ungeſund ſey; ob man Korn, Samen, Liqueurs ꝛc. darin aufbewahren könne ꝛc. ob eingeſalzenes Fleiſch und Fiſche ſich darin halten, weil die Feuchtigkeit der Luft, welche gemeiniglich viel Dumpfiges bey ſich führt, zur Fäulniß Anlaß giebt, und auſ-

ſer dieſem auch das Salz ſchmelzt, ſo, daß dieſes, anſtatt das Fleiſch zu durchdringen, wegfließt. Man muß alſo in ſolchem Falle warten, bis das Hygrometer Trocken, und das Thermometer Kalt andeutet.

Ehe ich die künſtlichen Arten dieſes Werkzeuges beſchreibe, will ich der natürlichen oder Bauern-Hygrometer, oder vielmehr Hygroſkope, welche die Natur ſelbſt darſtellt, Erwähnung thun. Dahin gehören: die Grannen einiger Gräſer, inſonderheit des Wildhafers, und des Federgraſes (Stipa pennata *L.*) die Roſe von Jericho, der Same des Storchſchnabels, und verſchiedene, mit einem Hygroſkope Aehnlichkeit habende Gewächſe. Vermittelſt der Grannen (Acheln, Gracheln, Ariſta,) d. h. der langen ſcharfen Spitzen, oder dünnen, ſtachelförmigen Anſätze, an den Spelzen oder Bälglein der Blüthe verſchiedener Gräſer und an verſchiedenen Samen, hat bereits Eman. Magnan die trockne und naſſe Luft gemeſſen und beſtimmet, und ein Hygrometer daraus zu verfertigen gelehrt. Die Spitze oder Granne des ſogenannten Flug- oder Waldhafers (Avena fatua *L.*), ſchickt ſich hiezu am beſten. Es iſt dieſelbe Anfangs gerade, wird aber bey dem Austrocknen in der Mitte, unter einem Winkel eingeknicket, und halb wie ein Strick gewunden, und halb gerade. Je trockner ſie wird, deſto mehr wird ſie gedrehet, und deſto mehr nähert ſich ihre Biegung dem Winkelmaße. Wenn man trockne und in ihren Hülſen ſteckende Körner feucht werden läßt, wickeln ſich die Grannen auf, und ſtrecken ſich aus; bringt man ſolche wieder in die Wärme, ſo drehen und biegen ſich die Grannen, und die Körner ſelbſt gerathen in eine Bewegung. Eben dieſe Veränderung erfolgt, nur langſamer, von der Feuchtigkeit, welche in der Luft befindlich iſt; ſ. Th. II, S. 652, f. Man kann daher dieſe Grannen anſtatt der Darmſeite gebrauchen, da

es

es denn das beſte Hygroſkop abgiebt. Fig. 1570 a) und b). Zwiſchen beyden Figuren findet man ein ſolches Haferkorn mit ſeiner Spitze gezeichnet. Von a bis b iſt es gleichſam wie gewunden, und die Spitze d giebt den Zeiger ab. Man nimmt dergleichen Haferkorn, ſetzt es unten mit Siegellack in ein Holz h i, bricht oder ſchneidet die obere Hälfte der Granne in c ab, und ſteckt es in eine zum freyen Durchzuge der Luft mit Löchern verſehene Büchſe, daß es oben hervor geht; anſtatt der Spitze wird ein Zeiger (Weiſer) e f angeſetzt, welcher ſich ſtets in einer Ebene herum bewegt, wozu entweder die abgebrochene Spitze, oder eine andere von Papier, ganz dünnem Fiſchbein und dergleichen leichten Materie verfertigte Nadel, unter einem rechten Winkel mit etwas warmflüſſigen Siegellack oder Leim an die Granne feſt angekittet wird, da er denn um die ſenkrecht geſtellte Granne einen nach Belieben eingetheilten Kreis beſchreibt, die darauf bezeichneten Grade, und durch dieſelben die trockne oder feuchte Luft andeutet. Das Holz oder der Wirbel h i, muß unten im Boden bey i beweglich ſeyn, damit man es gehörig ſtellen oder richten, und alsdann befeſtigen könne.

Die Roſe von Jericho (Anaſtatica *L.*), iſt eigentlich keine Blume, ſondern ein eigenes Gewächs, welches an den Ufern des rothen Meeres einheimiſch iſt, und in trockner zuſammen gerollten Geſtalt zu uns gebracht wird. Es iſt nämlich eine Staude, deren harte und holzige Zweige einen Buſch bilden. Wenn dieſe trocken ſind, ſchließen ſie ſich, ſo, daß alle die äußerſten Enden der Zweige durch eine einwärts gekehrte Krümmung ſich in einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte vereinigen, und eine Art einer kleinen Kugel ausmachen. Dieſe entwickelt ſich bey feuchter Luft, und breitet ſich wie ein Moos auseinander, und iſt alſo das lebhafteſte und empfindlichſte natürliche

Hygroſkop; und wenn man ſie viele Jahre ganz trocken verwahrt hat, wird ſie, wenn ſie in Waſſer getunket oder gelegt wird, wieder ganz grün, und blühet, eben ſo, als da ſie abgebrochen wurde.

Auch der mit einer gewundenen Granne ſich endigende Same des Storchſchnabels (Geranium), giebt ein natürlicher Hygroſkop ab. Es giebt von dieſem Pflanzengeſchlechte an 40 verſchiedenen Arten, welche insgeſamt darin mit einander überein kommen, daß ſie eine roſenähnliche Blume beſitzen, deren Staubweg ſich in eine ſchnabelförmige Schote endiget, welche ihrer Länge nach in 5 Zellen abgetheilt iſt, woran eben ſo viele Capſeln feſt ſitzen, welche ſich in einen langen Schwanz endigen. So bald dieſe Capſeln ihre Reiſe erlangt haben, machen ſie ſich von dem Stiele oder der Säule, woran ſie feſt hängen, und welchen ſie von dem unterſten Theile an, bis an die Spitze, in Geſtalt einer Schneckenlinie umgeben, los. Sie enthalten gemeiniglich einen länglichen Samen. Es ſind aber nicht alle Arten des Storchſchnabels zum Gebrauche anſtatt eines Hygroſkops gleich geſchickt, obgleich alle ihre Capſeln von der Feuchtigkeit mehr oder weniger verändert werden. Denn bey einigen Arten ſind dieſelben von dem unterſten Theile an, bis an die Spitze, nur ſchlechthin gekrümmt, und zu dieſem Behuf gar nicht tauglich. Andere hingegen ſind, wenn ſie reif geworden, in Geſtalt einer Schneckenlinie gewunden, und daß ſind eben diejenigen, welche zu gedachtem Behuf dienen; ja man muß ſie dazu noch beſonders ausſuchen. Die Samen von dem kleinen Storchſchnabel mit Schierlingsblättern, empfinden zwar gleichfalls alle Veränderungen der Luft, ſie ſind aber gar zu klein und dünn, als daß man ihre Herumdrehungen ſofort wahrnehmen könnte. Der großblätterige Storchſchnabel hat vollkommene wohlgebildete Schnäbel oder Capſeln, welche ungefähr eine Spanne

lang ſind, und ſich durch ſehr merkliche Umdrehungen unterſcheiden; ſie haben aber dabey eine mehr ſtumpfe Empfindſamkeit. Daher zieht man diejenigen vor, welche von mittlerer Größe, und mit Spitzen und Schnäbeln verſehen ſind, dergleichen der wie Biſam riechende Storchſchnabel mit Schirlingsblättern (Geranicum cicutae folio moſchatum) beſitzt. Will man nun ein gutes Hygroſkop haben, ſo darf man nur auf einer, aus einer dazu bequemen Materie verfertigten, kleinen Scheibe, oder welches noch beſſer iſt, auf einem bauchrunden Körper, Grade abzeichnen, und eine bloße Capſel oder Schote des Storchſchnabels darauf befeſtigen. Man wählt deswegen vorzüglich einen bauchrunden Körper hiezu, um zu verhindern, daß der Schnabel der Schote die Oberfläche nicht berühre, und in ſeiner Bewegung aufgehalten werde. Es wird dieſes um ſo viel leichter bewerkſtelliget, da dieſelbe mit dem Horizonte nicht mehr parallel bleibt, nachdem die Feuchtigkeit ſie ſchwer gemacht hat. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wird man wahrnehmen, daß die Schote ſich bey trocknem Wetter mit einer ſolchen Geſchwindigkeit herumdreht, daß es 9 bis 10 Wendungen macht, bey feuchtem Wetter hingegen ſich dermaßen abrollet, daß, wenn man einen Tropfen Waſſer darauf fallen läßt, es darnach nur 1 oder 2 Wendungen macht. Es möge indeſſen die Trockenheit auch noch ſo groß ſeyn, ſo rollet ſich ſeine Spitze oder Granne niemals auf, ſondern bleibt ausgeſtreckt, und vertritt die Stelle einer Nadel oder eines Zeigers, ſo, daß die Anzahl der Wendungen oder ſchneckenförmigen Linien, welche an dem unterſten Theile der Capſel entſtehen, die Anzahl der ganzen Kreiſe anzeigt, welche die Granne beſchrieben hat. Wenn z. B. die Scheibe in 24 gleiche Theile abgetheilt iſt, und das Hygroſkop nur 6 Wendungen macht, ſo würden es 144 Grad der Feuchtigkeit ſeyn. Es hat daſſelbe eine ſo ſtarke Empfind-

ſamkeit, daß der Zeiger in einer beſtändigen Bewegung iſt, und ſich auf- und abrollet, nachdem der Luftkreis mehr oder weniger mit Wolken angefüllet iſt; dermaßen ſtark, daß nur eine einzige Wolke die Sonne verbergen darf, wenn der Same eine Wendung machen ſoll. Eben ſo kann man auch vermittelſt deſſelben die mehrere oder wenigere Feuchtigkeit des zu der Zeit wehenden Windes erkennen. Denn, da das Hygroſkop keinen künſtlichen Zeiger hat, ſo iſt auch der heftigſte Wind nicht vermögend, ſeine Bewegung in Unordnung zu bringen, und, welches noch mehr iſt, ſein Aufrollen zu verhindern. Da der geringſte Hauch daſſelbe verändert, ſo kann man vermittelſt deſſelben, die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Luft in den Zimmern erkennen; und es iſt dermaßen empfindſam, daß die Ausdünſtungen des menſchlichen Körpers daſſelbe in Bewegung ſetzen, wofern man ſich nur in einer gehörigen Entfernung von dem Zeiger befindet. Dieſes Hygroſkop iſt zwar nur höchſtens 1 oder 2 Jahr brauchbar; allein, dieſen Mangel hat es mit andern Hygrometern gemein, als welche in kurzer Zeit das Vermögen, die Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft zu entdecken, verlieren. Dagegen kann man aber auch alljährlich eine hinlängliche Menge dieſer Samen haben, und es läßt ſich, an die Stelle des unbrauchbar gewordenen, leicht wieder ein anderes verfertigen. Es iſt zur Aufbewahrung derſelben nichts weiter nöthig, als daß man ſie nur in einen Keller, oder an einen andern feuchten Ort, bringe.

Eine ausführliche Beſchreibung dieſes Hygroſkopes, iſt, u. d. T. Deſcription d'une nouvel hygroſcope fort ſimple, im *Journ. oecon.* Juin. 1765, S. 285, f. und von mir überſetzt, im 1. Th. des gemeinnützl. Vorrathes auserleſ. Aufſätze rc. Lpz. 1767, 8. S. 178-189.

Das goldgelbe ſchuppig-blätterige Sternmoos, eine Art blätteriger oder ſternförmiger Röschen, welche

che man an verſchiedenen Moſen wahrnimmt, und welches in Wäldern, auch auf alten Mauern wächſt, wird hygrometriſches Sternmoos, Mnium hygrometricum *L.* genannt. Zwiſchen jedem Blatte deſſelben entſpringt ein Stiel, welcher etwa 1 Z. lang, unterwärts purpurfärbig iſt, und eine kugel- oder birnförmige, orangefarbige, ſchwach geſtreifte und unterwärts hangende Büchſe trägt. Im jungen Zuſtande, und gegen den Herbſt, iſt die Büchſe ganz dünn, und ſteht mehr aufgerichtet, wird aber hernach dicker und niederwärts gerichtet. Wenn man mit einem naſſen Finger an dieſem vertrockneten Moſe den Büchſenſtiel von unten nach oben zu berührt, biegt ſich die Büchſe auf die andere Seite; wenn man aber denſelben von der Büchſe nach unten zu ſtreicht, ſchlägt ſich dieſe wieder zurück; und darin beſteht die Aehnlichkeit dieſes Mooſes mit einem Hygrometer.

Endlich iſt auch der gedörrte Klee, oder das Kleeheu, eine Art von Hygroſkop. Wenn im Winter es aufthauen, und alſo gelinde Wetter werden will, ſo ziehen ſich die Dünſte der Luft in die Kleeſtängel hinein, ſie werden zähe, und das Vieh frißt ſie daher ungern. Wenn hingegen die Luft trockner iſt, werden ſie ſpröde, und laſſen ſich eher zermalmen.

Was die künſtlichen Werkzeuge betrifft, deren man ſich zu dieſer Abſicht bedient hat, ſo iſt man mehrentheils auf ſolche gefallen, welche die Feuchtigkeit der Luft ſtark an ſich ziehen, als: Wolle, oder ein Schwamm, gewiſſe Salze, Oehle, u. ſ. w. und dieſe hat man in eine Wageſchale gelegt, oder daran gehängt, und alsdann die Wage in das Gleichgewicht gebracht; wenn nun die Luft feucht iſt, zieht ſich die Feuchtigkeit in die Materie hinein, ſie wird alſo ſchwerer, und die Wage muß nothwendig einen Ausſchlag geben. Man verſieht auch die Wage oben, wo das

Zung-

Züngleins iſt, mit einem Quadraten, damit man den Ausſchlag deſto beſſer bemerken, und ſolchergeſtalt die Menge der eingeſogenen Dünſte einigermaßen erforſchen könne. In den neuern Zeiten hat man ſo gar Holz und Elfenbein dazu gebraucht, aus deren Aufſchwellung und Ausdehnung man auf die Quantität der eingeſogenen Dünſte geſchloſſen hat.

Eines Schwammes bediente ſich zum Hygrometer, **Hr. Wilh. Arderon**, in England, und man findet daſſelbe im 1 Th. des XLV. B. der Philoſ. Tranſact. No. 479, a. d. Mon. März und Apr. 1746. S. 95, f. beſchrieben und abgebildet. Sein Hygrometer beſteht aus einer Wage, auf welcher der eine Arm einen Schwamm trägt, der andere aber zwar am gewöhnlichen Orte eine Kette von Bleyſchrot, im Gleichgewichte mit dem Schwamme angehenkt hat, aber viel länger iſt, und mit ſeiner äußerſten Spitze an einer numerirten und abgetheilten zirkelrunden Linie, wie ein Zeiger iſt, deſſen Steigen und Fallen die Feuchtigkeit oder die Trockenheit der Luft anzeigt.

Die Hygrometer, welche man von Schwämmen macht, ſind nicht ſehr empfindlich, wofern man ſie nicht mit Salz imprägniret; doch haben ſie dieſen Vortheil, daß ſie die Schwere der Feuchtigkeit anzeigen. Indeſſen, da ſie ſtets in freyer Luft hängen müſſen, ſo kann man nicht verhüten, daß nicht nach und nach Staub darauf falle, wodurch aber das Gewicht vermehrt wird, ohne daß die Luft feuchter geworden iſt.

Um ſich hievon gehörig zu überzeugen, nahm Hr. Prof. **Lambert** einen kleinen Schwamm, welcher nur 38 Gran Berl. Gewicht wog. Er tauchte denſelben in Waſſer, und nachdem er hierauf das Waſſer wieder ausgedrückt hatte, fand er ihn 93 Gr. ſchwer, ſo, daß er alſo 55 Gr. Feuchtigkeit mehr hatte, als da er trocken war. Es geſchah ſolches den 19 Oct. 1768. um 3½ Uhr Nachmittags. Er hieng ihn an eine Wage, damit er die allmähliche Verminderung dieſer 55 Gran Waſſer meſſen könnte, und fand:

Zeit

Zeit. St.	′			Gewicht.
0.	0	—	—	55
1.	25	—	—	42
3.	20	—	—	41
5.	21	—	—	32
6.	45	—	—	27
16.	0	—	—	9

ſo, daß nach einer Zeit von 16 Stunden derſelbe noch 9 Gran Feuchtigkeit hatte.

Den 20. Oct. 1768. um 7 Uhr des Morgens, nahm er einen andern Schwamm, welcher 51 Gr. wog, und, nachdem er ihn angefeuchtet hatte, 138 Gran hatte, ſo daß ſich 87 Gran Waſſer darin befanden. Als er ihn trocknete, verlor er dieſe 87 Gran auf folgende Weiſe:

Zeit. St.	′			Gewicht.	Zeit. St.	′			Gewicht.
0.	0	—	—	87	15.	20	—	—	31
0.	18	—	—	85	16.	12	—	—	29
0.	55	—	—	81	22.	5	—	—	21
1.	30	—	—	78	24.	50	—	—	17
2.	5	—	—	75	25.	45	—	—	16
3.	4	—	—	72	26.	30	—	—	14
5.	1	—	—	64	27.	35	—	—	13
6.	11	—	—	60	28.	34	—	—	12
7.	14	—	—	56	29.	49	—	—	11
8.	54	—	—	50	31.	11	—	—	10
10.	18	—	—	46	33.	48	—	—	7
11.	28	—	—	42	38.	35	—	—	4
12.	34	—	—	39	48.	22	—	—	1
13.	30	—	—	36					

Es wurde alſo eine Zeit von 2 Tagen erfordert, bis dieſer Schwamm alle Feuchtigkeit, die er an ſich gezogen hatte, verlor.

Den 22. Oct. 1768, um 8 Uhr des Morgens, band er dieſe beyde Schwämme zuſammen, welche 138 Gran Waſſer in ſich ſchluckten. Dieſer Schwamm war in einer Zeit von 4 Tagen noch nicht völlig trocken geworden.

Da während der Zeit, da dieſe drey Verſuche gemacht worden, die Feuchtigkeit der äußern Luft nur ſehr wenig ſich veränderte, ſo müſſen die Schwämme regelmäßig genug getrocknet ſeyn.

Ei-

Einen Vorſchlag, ein Hygrometer von Salz vermittelſt einer richtigen Wage zu verfertigen, findet man in dem Auszuge aus einem Briefe des Hrn. von Loys von Cheſeaux, an Hrn. Bertrand, v. 30 Jan. 1761, im 1. St. des 3 Jahrg. der durch die ökon. Geſellſch. zu Bern. geſammelten Abhandl. und Beobacht. a. d. J. 1762. S. 203 — 205.

In den Bresl. Samml. a. d. J. 1724, S. 632, f. erzählt Hr. D. Brückmann, bey dem kaiſerl. Ober-Kammer-Einnehmer, Hrn. v. Neſſzern, in Neuſol, eine in Lebensgröße von Steinſalz ausgehauene Statue geſehen zu haben, welche Derſelbe anſtatt eines Hygrometers gebrauchte. Denn, wenn dieſe Statue zu ſchwitzen und feuchte zu werden anfieng, konnte er das bevorſtehende naſſe Wetter gar bald prognoſticiren; wurde dieſelbe aber wieder trocken, ſo konnte er auch von der Wiedererhellung des Himmels gewiſſe Anzeige geben.

Unter den vortreflichen Geſchenken, womit der erſte Stabsmedicus der ruſſiſch-kaiſerl. Armee, Hr. Bar. v. Aſch im Sommer 1780. das göttingiſche Univerſitätsmuſeum wider bereichert, befanden ſich auch einige runde Scheiben von einem ſehr feinen Thonſchiefer, theils roh, theils gebrannt, deren ſich der verſtorbene Prof. Lowitz zu ſeinem Hygrometer bedient hatte. Sie ſind vom Ufer der Wolga bey der Mündung der Kamyſchintka bey der Feſtung Dmitrowsky, etwa 3 $\frac{1}{2}$ engl. Zoll im Durchmeſſer, und $\frac{1}{3}$ Lin. dick. Wenn man ſie an die Lippen bringt, und wieder wegzieht, bleibt gemeiniglich ein Stück von der Haut hangen. An eine empfindliche hydroſtatiſche Wage gehängt, und mit etwas Hammerſchlag in das Gleichgewicht geſetzt, und der Feutchtigkeit der Nachtluft ausgeſetzt, ſinkt das Scheibchen ſehr tief; bey dem erſten Sonnenblick aber bekömmt der Hammerſchlag ein großes Uebergewicht.

Von

Von den Oehlen, wird inſonderheit das Vitriolöhl hiezu gebraucht. Willh. Gould, in Oxford, hat in den Engliſchen Transactionen bekannt gemacht, bemerkt zu haben, daß, nachdem er von 3 Quent Vitriolöhl das Phlegma ſo weit hinweg gebracht, daß es einen dicken Faden zerfreſſen, und ſolches hernach in einem offenen Glaſe, welches im Diameter 3 Zoll weit war, an die freye Luft geſetzt, es täglich an Quantität zugenommen habe, und in 57 Tagen aus 3 Quent, 9 Qu. 30 Gr. geworden ſeyn. Weil nun Gould verſichert iſt, daß das Oehl ſeine Vermehrung aus der Luft erhalte er, und zwar mehr oder wenig, nachdem die Luft ſehr feucht oder trocken iſt, ſo glaubt, man könne hiedurch zu einem ſehr ſichern und empfindlichen Hygrometer gelangen, inſonderheit weil das Oehl nicht nur bey der feuchten Luft ſchwerer, ſondern auch bey trockner wieder leichter würde. In dieſer Abſicht ſtellt er Fig. 1571 a) eine Waze vor. Der Balken iſt AB; die Wageſchale mit dem Vitriolöhl, C; das Gegengewicht, D; die Grade oder Abtheilung EF. Der Arm AG ſoll, nach ſeinem Angeben, um die Hälfte kürzer, und dadurch empfindlicher werden. Damit aber die Wirkung noch merklicher ſey, macht er die Wage, wie Fig. 1571 b) zeigt, da der Arm G ziemlich kurz, der andere aber ſehr lang, dünn und ſpizig iſt. Am Ende derſelben bringt er eine Tafel aus dem Mittelpuncte der Axe L an, und auf ſelbiger die Abtheilung, alſo, von H über ſich zur feuchten, und unter ſich zur trocknen Luft. Durch das Gewicht I wird die Wage bey temperirtem Wetter in das Gleichgewicht gebracht. Die Wageſchale muß von Glas ſeyn, oder iſt ſie von anderer Materie, ſo muß das Oehl in einer gläſernen Schale hinein geſetzt werden.

An account of the increaſe of wight in oyl of vitriol, expos'd te the air, in a letter from *Will. Gould*, ſt. im XVI. B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1684, No. 156, S. 496—506

Lat. u. d. T. Experimenta circa incrementum ponderis in oleo vitrioli aëre expoſito, una cum inventis quibusdam novis hygroſcopicis, per *Wilh. Gould*, in den Act. Erud. Lipſ. A. 1685, M. Jul. S. 315—317.

Von einem hieher gehörigen Hygrometer des Renes in England, Fig. 1572 a), ertheilt Monconys, in ſeiner Reiſe nach England, deutſch. Ueberſetz. S. 524, folgende Nachricht: „Hr. Renes ſagte mir, weil das Trockne entweder eine gänzliche Ausſchließung oder nur eine Verringerung der Feuchtigkeit iſt: ſo iſt ſchon genug, wenn man die Quantität der Feuchtigkeit obſerviret. Wenn man demnach einen ſehr weiten gläſernen Trichter, der aber einen ſehr engen Hals und Schnabel haben müßte, in einem Keller, oder andern feuchten und ſchattigen Orte, und zwar ſo, daß der Wind kein Hinderniß verurſachen könnte, doch nahe an einem Fenſter und oben an der Decke anhängte, ſo, daß etwa 2 Querfinger zwiſchen dem Trichter und der Decke oder dem Gewölbe wären, ſo würde, nach Proportion der Feuchtigkeit der Luft, dieſelbe in ein Waſſer verdicket (condenſiret) werden, und tropfenweiſe durch den Schnabel des Trichters in eine ſehr künſtlich erfundene Wage fließen, da man denn das Gewicht auf das genaueſte bemerken könnte. Dieſe Wage iſt dem Horizonte gleich; daher wird dieſelbe, man lege auch in die Schale D ſo wenig als man wolle, immerfort ſich anneigen oder ſenken. An dem Ende iſt ein Faden a b, mit einem Gewichte c, welcher ſenkrecht von dem Ringe a fällt, der die Axe hält; und weil nun dieſer Faden ſeine Perpendikularſtellung behält, ſo zeigt er an den verſchiedenen Abtheilungen des ſteigenden Armes den eigentlichen Unterſchied des Gewichtes an.“

Was die Sammlung der Feuchtigkeit vermittelſt des Trichters betrifft; ſo iſt nichts dagegen einzuwenden. Bey der Wage Fig. 1572 a) aber iſt vieles zu erinnern. Denn 1) weil der Arm E F viel länger und ſchwerer iſt, als der Arm G E, ſo kann die Wage unmöglich horizontal ſtehen,

zu-

zumal da noch die Wagſchale D hinzu kömmt. Daher müßte nothwendig bey G ein Gegengewicht ſeyn. 2) Hienächſt ſtellt dieſe Figur nach Proportion eine erzfaule Wage vor, ſo gar, daß kaum Lothe dieſelbe in etwas empfindſam machen würden. Indeſſen iſt doch das rechte Fundament eine Wage zu machen, welche ſich immer nach und nach, bey Vermehrung des Gewichtes ſenkt, und nicht gänzlich auf einmal herunter wirft. Hiezu hilft auch, wenn, wie Fig. 1572 b) zeigt, der eine Arm kurz, und mit einem Gegengewichte K verſehen iſt, und beſſer, als wenn HI eben ſo lang wie HF, oder EF, wäre.

Im J. 1722, wurde in den hamburgiſchen, und andern Zeitungen eine ſo genannte neue Wettermaſchine feil geboten, und dabey gemeldet, daß ſolche mit dem Futteral, worin das kleine Werk vorhanden iſt, nicht größer als 1 Finger lang, und 2 Finger breit wäre, ſo daß man ſie füglich in der äußerſten Taſche bey ſich tragen könnte; daß dieſe Maſchinen des Sommers Trockene und Regen, des Winters Froſt und Thauwetter, auch ob das gute und regnigte Wetter lange anhält, oder bald nachläßt, anzeigten. Ein andermal hieß es: „Erwähnte Maſchinen ſind wie ſubtile Balancen anzuſehen, daran ſonderbare Materien feſt gemacht ſind, ſo, daß, wenn die geringſte Trockenheit oder Feuchtigkeit in der Luft vorhanden, die eine Seite der Balance ordentlich die trockene und feuchte Luft accurat in Graden anzeigt.“ Man konnte dieſelben zu Hamburg in der Schiffergeſellſchaft von einem gewiſſen Aſtronomus bekommen; das Stück für 1 Mk. 2 Schill. Er erbot ſich, wenn Jemand wäre, der beweiſen könnte, daß dieſe Maſchinen nicht den Effect anzeigen, ſollte derſelbe, falls er es nicht über 8 Tage gehabt, und es unbeſchädigt wieder zuſtellte, das ausgelegte Geld wieder bekommen. Die Beſchreibung und der Titel dieſer Maſchine, erweckte vielen Neugierigen die Begierde, nicht ſowohl die Maſchine zu ſehen und zu beſitzen, als vielmehr zu wiſſen,

Lat. u. d. T. Experimenta circa incrementum ponderis in oleo vitrioli aëre expoſito, una cum inventis quibusdam novis hygroſcopicis, per *Wilh. Gould*, in den Act. Erud. Lipſ. A. 1685, M. Jul. S. 315—317.

Von einem hieher gehörigen Hygrometer des Renes in England, Fig. 1572 a), ertheilt Monconys, in ſeiner Reiſe nach England, deutſch. Ueberſetz. S. 524, folgende Nachricht: „Hr. Renes ſagte mir, weil das Trockne entweder eine gänzliche Ausſchließung oder nur eine Verringerung der Feuchtigkeit iſt: ſo iſt ſchon genug, wenn man die Quantität der Feuchtigkeit obſerviret. Wenn man demnach einen ſehr weiten gläſernen Trichter, der aber einen ſehr engen Hals und Schnabel haben müßte, in einem Keller, oder andern feuchten und ſchattigen Orte, und zwar ſo, daß der Wind kein Hinderniß verurſachen könnte, doch nahe an einem Fenſter und oben an der Decke anhängte, ſo, daß etwa 2 Querfinger zwiſchen dem Trichter und der Decke oder dem Gewölbe wären, ſo würde, nach Proportion der Feuchtigkeit der Luft, dieſelbe in ein Waſſer verdicket (condenſiret) werden, und tropfenweiſe durch den Schnabel des Trichters in eine ſehr künſtlich erfundene Wage fließen, da man denn das Gewicht auf das genaueſte bemerken könnte. Dieſe Wage iſt dem Horizonte gleich; daher wird dieſelbe, man lege auch in die Schale D ſo wenig als man wolle, immerfort ſich anneigen oder ſenken. An dem Ende iſt ein Faden a b, mit einem Gewichte c, welcher ſenkrecht von dem Ringe a fällt, der die Axe hält; und weil nun dieſer Faden ſeine Perpendikularſtellung behält, ſo zeigt er an den verſchiedenen Abtheilungen des ſteigenden Armes den eigentlichen Unterſchied des Gewichtes an.“

Was die Sammlung der Feuchtigkeit vermittelſt des Trichters betrifft; ſo iſt nichts dagegen einzuwenden. Bey der Wage Fig. 1572 a) aber iſt vieles zu erinnern. Denn 1) weil der Arm E F viel länger und ſchwerer iſt, als der Arm G E, ſo kann die Wage unmöglich horizontal ſtehen, zu-

zumal da noch die Wagſchale D hinzu kömmt. Daher müßte nothwendig bey G ein Gegengewicht ſeyn. 2) Hienächſt ſtellt dieſe Figur nach Proportion eine erzfaule Wage vor, ſo gar, daß kaum Lothe dieſelbe in etwas empfindſam machen würden. Indeſſen iſt doch das rechte Fundament eine Wage zu machen, welche ſich immer nach und nach, bey Vermehrung des Gewichtes ſenkt, und nicht gänzlich auf einmal herunter wirft. Hiezu hilft auch, wenn, wie Fig. 1572 b) zeigt, der eine Arm kurz, und mit einem Gegengewichte K verſehen iſt, und beſſer, als wenn HI eben ſo lang wie HF, oder EF, wäre.

Im J. 1722, wurde in den hamburgiſchen, und andern Zeitungen eine ſo genannte neue Wettermaſchine feil geboten, und dabey gemeldet, daß ſolche mit dem Futteral, worin das kleine Werk vorhanden iſt, nicht größer als 1 Finger lang, und 2 Finger breit wäre, ſo daß man ſie füglich in der äußerſten Taſche bey ſich tragen könnte; daß dieſe Maſchinen des Sommers Trockene und Regen, des Winters Froſt und Thauwetter, auch ob das gute und regnigte Wetter lange anhält, oder bald nachläßt, anzeigten. Ein andermal hieß es: „ Erwähnte Maſchinen ſind wie ſubtile Balancen anzuſehen, daran ſonderbare Materien feſt gemacht ſind, ſo, daß, wenn die geringſte Trockenheit oder Feuchtigkeit in der Luft vorhanden, die eine Seite der Balance ordentlich die trockene und feuchte Luft accurat in Graden anzeigt.“ Man konnte dieſelben zu Hamburg in der Schiffergeſellſchaft von einem gewiſſen Aſtronomus bekommen; das Stück für 1 Mk. 2 Schill. Er erbot ſich, wenn Jemand wäre, der beweiſen könnte, daß dieſe Maſchinen nicht den Effect anzeigen, ſollte derſelbe, falls er es nicht über 8 Tage gehabt, und es unbeſchädigt wieder zuſtellte, das ausgelegte Geld wieder bekommen. Die Beſchreibung und der Titel dieſer Maſchine, erweckte vielen Neugierigen die Begierde, nicht ſowohl die Maſchine zu ſehen und zu beſitzen, als vielmehr zu wiſſen,

was doch die eigentliche Materie ſeyn müſſe. Unter andern ließ auch Leupold einige Exemplare, zur Unterſuchung, kommen. Er ſchreibt davon, im Theatr. ſtat. S. 291: "Ich habe aber zur Zeit doch noch nicht erfahren, daß Jemand die rechte Materie gefunden hätte. Das Werkchen an ſich ſelbſt iſt, ſeiner Figur nach, ein Stückchen grau Papier, 4 Z. lang, und $\frac{3}{4}$ Z. breit, und gleicht einem Stückchen grauer Pappe, oder ſtarken Papier oder Span, iſt aber obenher rauch wie ein zartes wollenes Tuch oder Flockſeide; untenher, wo man es mit der Hand faſſet, iſt es mit etwas Goldpapier eingefaßt, und ſteckt übrigens in einem papiernen Futteral. Die auf ein Quartblatt gedruckte Nachricht, welche dieſer Maſchine beygelegt war, lautet alſo:

Obſervation der neu erfundenen Wetter = Machine, welche ganz accurat das Wetter, wie auch die Beſchaffenheit der Luft anzeiget.

Wie ſelbiges in der Hand zu halten.

Man ſetzt den Daumen und vorderſten Finger auf das angeklebte Papier, hält es in gerader Linie, daß die breite Seite unten und oben iſt, wendet es gleich darauf um, bleibt es in gerader Linie, daß es ſich nicht beuget, oder, im Gegentheil, ſo es ſich beuget, alsdann ſo reguliret man ſich, wie folget:

Obſervation des Sommers.

Wann die Machine des Sommers früh Morgens ſteif iſt, ſolches bedeutet den Tag gut trocken Wetter, es ſey die Luft klar oder trübe, und ſo viel Tage es nach einander gerade und ſteif bleibet, ſo viel Tage bedeutet es continuirlich gut Wetter; auch wenn es in beſtändigem Wetter früh Morgens ſich beuget, ſo bedeutet es ebenfalls gut Wetter, weil die Beugung von dem Morgenthau entſtehet. Dagegen in unbeſtändigem Wetter, wenn es denn des Morgens oder Abends ſich beuget, ſolches bedeutet den Tag oder die Nacht darauf Regen.

N. B. Unter dem Wort Machine verſtehe ich die als ein Problacken ſich præſentirende Materie.

Zu wiſſen, ob das gute oder regnigte Wetter lange anhält oder bald nachläßt.

Wenn es anfängt zu regnen, welches die Machine früh Morgens vorher ſchon anzeiget, weil es ſich gebogen hat, und es die Machine im angefangenenen und währenden Regen wieder ſteif, und bleibet über 6. 8. und mehr Stunden alſo, ſolches zeiget an, daß es zwar ziemlich regnen wird, doch hält der Regen nicht ſo lange an, als wenn es mit dem angefangenen Regen ſchon vorher und in währendem Regen ſich beuget, denn ein ſolcher Regen hält des Sommers viele Tage an.

So die Machine des Sommers nach dem Regen ſich ſo lange beugen ſollte, da doch die Luft ſchon gemächlich klar ſich wieder præſentiret, ſolches zeiget an, daß ein beſtändig gut Wetter vorhanden iſt, wiewohl die Machine auch bald darnach wieder gerade und ſteif wird.

Obſervation des Winters.

Zu wiſſen, wenn der Froſt lange anhält.

So die Machine im Froſtwetter gerade wird, als wenn es ſteif iſt, ſo frieret es mit trockner Luft, welches ſehr curieus iſt, daß man ſolches an dieſer Machine wiſſen kann, iſt ein ſolcher Froſt ſehr beſtändig.

Zu wiſſen, wenn der Froſt nicht anhält.

So die Machine im Froſtwetter nicht beuget, ſo frieret es zwar mit feuchter Luft, doch hält ein ſolcher Froſt nicht gar lange an. Wie es denn ebenfalls zu obſerviren, daß ſich die Machine beuget, wenn es ſtark ſchneien will.

Des Winters, wenn es Tauwetter iſt, beuget ſich die Machine jederzeit, weil die Luft alsdann immer feucht iſt.

Des Vorjahres regulirt ſich dieſe Machine ſchon etwas mit nach der Sommer-Obſervations-Beſchreibung

Wie eigentlich mit dieſer Machine des Sommers umgegangen wird.

N. B. Man nimmt dieſe Machine aus dem Futteral, und leget es mit dem Papier, darin es lieget, vor das Fenſter, je beſſer nun die Luft dazu kommen kann, je accurater zeigt es das Wetter an. Sollte es ſeyn, daß des Sommers ein Logiament die Machine etwas mehr tro-

cken, als das regnigte Wetter anzeiget, ſo leget man es in ein ander Logiament, da die Sonne nicht ſo viel auf die Fenſter ſcheinen kann, alsdann liegt es in temperirter Luft, oder man nimmt ein Geſchirr, gleich viel, am beſten aber ein Glas, welches oben ungefähr zween oder drey Finger lang rund iſt, gießt in ſelbigem ein wenig Waſſer, leget auf das Glas ein Platt Papier, auf dem Papier die Machine, zu verſtehen ohne Futteral, die als ein Problacken ſich præſentirende Materie, ſetzet dieſes Glas vorm Fenſter, in ein Logiament, da die Sonne ungehindert darauf ſcheinen kann, alsdann reguliret man ſich nach der Sommer-Obſervations-Beſchreibung.

Es iſt zu conſideriren, wann die Machine des Sommers ſich etwas trocken erzeigen ſollte, iſt es eine Anzeige, daß in dem Geſchirr nicht Waſſer genug iſt, im Gegentheil, ſo es die Feuchtigkeit zu ſtark anzeiget, daß es ſich zu viel beuget, iſt eine Anzeige, daß überflüſſig Waſſer im Geſchirr ſey, welches leicht zu ändern iſt, weil man nur ein wenig Waſſer zu- oder ausgießen darf.

Wie des Winters mit der Machine umgegangen wird.

Des Winters legt man es ohne Glas vor dem Fenſter hin, da die Sonne ungehindert darauf ſcheinen kann, und wird man ſich verwundern müſſen, wie accurat dieſe Machine ſich erzeiget.

Wenn man dieſe Machine bey ſich trägt in der äußerſten Taſchen, in einem durchlöcherten Futteral, und das in freyer Luft, ſo gehet es auch recht; doch iſt die vorerwähnte Manier weit empfindlicher und beſſer, weil die Luft ſtärker dazu gelangen kann.

Allemal, wenn man durch die Machine verlanget zu wiſſen, was für Wetter werden will, ſo nimmt man es in die Hand, (wie ſchon anfangs erwähnet iſt) beuget es ſich, oder ſtehet gerade, als wenn es ſteif iſt, ſo reguliret man ſich nach dieſer Obſervations-Beſchreibung, und legt man es vorſichtig im Papier vors Fenſter ohne Futteral wieder hin.

Dieſe curieuſe Wetter-Machine, wie auch die vor vielen Jahren erfundene Wetter-Gläſer, ob ſie zwar was Gegenwärtiges und Zukünftiges von der Luft- und Wetterveränderungen anzeigen, ſo ſind ſolche Prognoſticanten

ficanten mit guten Gewiſſen, Plaiſir und Nutzen zu gebrauchen, dagegen künftige Begebenheiten und Zufälle aus der Conſtellation des Himmels zu prognoſticiren, habe, ohne Ruhm zu melden, ſo gut unterſuchet, als es ehemals einer gethan hat, befinde aber, daß es ohne Verlegung des Gewiſſens nicht abgehe, derowegen ich von ſolchen ſündlichen Sachen nichts halte.

Wie man die Machine lange gut behalten kann.

Wenn man es vor Waſſer und Regen in Acht nimmt, denn es iſt dieſe ſonderbare Materie dem Waſſer ſehr entgegen, daß, wenn man ſelbige in Waſſer tauchet, und darauf wieder heraus ziehet, es alsdann zerſchmelzet. Auch muß die Materie nicht mit Fingern angefaſſet werden, alsdann kann man es viele Jahre brauchen; dieſe Materie verliert ganz und gar keine Kraft, ſondern ſie bleibt immer beſtändig gut.

„Aus dem Effect, den es thun ſoll“, ſagt **Leupold** ferner: „ſieht man, daß ein Hygrometron ſeyn ſoll, und daher eine Materie haben muß, welche die Feuchtigkeit und Trockne leicht annimmt, welches ſonſt viele, ja faſt alle lockere Materien, die nicht feſt oder zu hart ſind, als: Metalle, Glas, Stein u. d. gl. und die nicht feſt oder öhlicht ſind, thun. Weil nun um die Materie ſich viele mit recht großem Eifer bekümmert, ſo will ich hiemit anzeigen, was es ſey. Indem ich durch die Waſſer- und Feuerprobe befand, daß es etwas Harziges, oder eine Materie, die im Waſſer ſich ganz auflöſet und auch im Feuer brennt, war: ſo gab es Gelegenheit, daß Hr. J. G. **Cotta**, der bisher meinem Laboratorio mechanico vorgeſtanden, ſich erinnerte, wie er als ein Knabe von Kirſchharz, oder Gummi, ſo aus den Kirſchbäumen fließt, mit den Fingern Fäden gemacht, und ein ſolches Gewebe oder vielmehr ein ſolches Blättlein formiret. Er machte alſobald eine Probe, und es befand ſich, daß kein Ey dem andern ähnlicher ſeyn kann, als die hamburgiſche Wettermaſchine unſerm Gummiblättlein. Und das fand ſich auch durch alle Experimente mit Feuer

und Waſſer, als auch mit der Veränderung, daß es bey der Feuchtigkeit ſchlapp, und bey der Trockne ſteif wurde; und da man ſolches noch mit einem andern Stücke verſetzte, wurde der Effect noch größer. Allein, ich muß geſtehen, daß es den andern Notiometris mit der Saite, Leder u. d. gl. abſonderlich der Haſerſpitze, gar im geringſten nicht beykömmt, auch überdies unbequem iſt, weil man es allemal erſt in die Hand nehmen muß, vor Näſſe und Schaden wohl verwahren, und doch an der Luft ſeyn ſoll, und daher mehr eine Curioſität, als nöthige und nützliche Maſchine, wenn man es anders ſo nennen wollte, zu achten iſt".

In den bresl. Samml. a. d. J. 1723, S. 463, f. fällt Jemand über dieſes Werkzeug folgendes Urtheil. „Die neue Wettermaſchine, wie ich ſelbſt geſehen, beſteht in nichts anderm, als einer Art Flockſeide, welche mit einem alkaliſchen Kleiſter oder Leim angemacht, und alsdann ganz dünn gepreßt, ſo dick wie Löſchpapier, iſt, wie es dann auch faſt ſo ausſieht. Hernach werden fingerslange Läppchen daraus geſchnitten, welche man bey ſich in der Taſche trägt, als wo es immer warm bleibt; nimmt man es heraus und hält es etwas, ſo attrahirt es aërem frigidum vel humidum, und wird ſchlapp oder ſtarr. Das iſt die ganze Kunſt.

Da, wie bereits geſagt worden, die Felle oder das Leder, nebſt dem Papier, von der Feuchtigkeit Veränderungen leiden, und länger werden, wenn die Luft feucht iſt, im Trocknen aber wieder eingehen; ſo hat man auch Streifen von Papier, oder von einer Haut, genommen, und daraus Hygrometer verfertigt. Dalencé hat, in ſeinem Traité des Barométres, Thermométres &c. dergleichen beſchrieben. Hieher gehört auch der Hygrometer, welches Amontons, im Journ. d. Sçav. a. d. J. 1688, S. 403—407, beſchrieben hat. Fig. 1573 a), bildet dieſes Hygrometrr ab, wie er ſolches der Academie übergeben hat. AB iſt eine gläſerne Röhre, 1 Lin. oder $\frac{1}{12}$ Zoll weit, und 34 Z. lang.

lang. Oben iſt, wie an den Barometern, eine gläſerne Büchſe A G, und unten eine gläſerne Kugel B, $1\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Z. im Diameter, wie die Thermometer haben, außer daß ſie in C durchlöchert iſt. Dieſe gläſerne Kugel iſt in eine größere, CDEF, eingeſchloſſen, welche mit Maſtix an die Röhre AB, um die Gegend E, feſt gemacht iſt. Dieſe Büchſe oder äußere Kugel kann aus Büchenholz, Horn oder Leder gemacht werden; man hat aber befunden, daß Schaf = oder Hammelleder den beſten Effekt gethan, nach Art und Weiſe der Gärber zugerichtet, daß es die Figur leicht annimmt, und bequem iſt zur Feuchtigkeit und Trockne. Dieſe ganze Kugel CDEF wird mit Queckſilber gefüllet, wie auch der untere Theil der Kugel B; der obere aber, und ein Theil der Röhre AB werden mit einem magern Liquor gefüllet, welcher nicht gefriert; der übrige Theil der Röhre, und die halbe Büchſe A, werden mit einem fetten und leichtern Liquor, als der untere iſt, gefüllet, die halbe Büchſe aber bleibt voll Luft; und iſt oben offen, ſo, daß die Luft weichen kann, und damit die Evaporation nicht allzu ſtark ſey, iſt bey G ein überaus kleines Löchelchen gelaſſen. Dieſes Glas wird auf einem hölzernen Geſtelle befeſtiget, und, wie ein Thermometer, mit Graden verſehen. Wo nun die beyden Liquores einander berühren, iſt dieſelbe Linie gleichſam der Zeiger auf den Graden, und es ſteht ſolche bey trocknem Wetter viel höher als bey feuchtem, und alſo auch im Gegentheil, weil bey feuchtem Wetter die Kugel größer wird, und der Liquor in der Röhre herunter fallen kann, bey trockner Luft aber kleiner wird, und die Liquores hinauf preſſet.

Die zweyte Art dieſes Inſtrumentes, bildet Fig. 1573 b) ab. AB iſt die gläſerne Röhre, 35 bis 36 Z. lang, und von voriger Weite, in A und B offen, und endigt ſich mit einer gläſernen Kugel, die aber nicht recht rund, ſondern in etwas zuſammen gepreſſet iſt,

mit zwey Löchern DC, die ſich, wie an gläſernen Tintenfäſſern, deren Boden in der Mitte hinein gebogen iſt, hinein ziehen. Der Diameter iſt beynahe 2 Zoll. Sie wird, wie die vorige, mit einer ledernen Kugel überzogen. Beyde ſind mit Queckſilber gefüllt, außer daß der obere Theil der gläſernen Kugel mit einem mit Aquafort vermiſchten Waſſer gefüllet wird, an der Quantität ſo viel, daß es bey der größten Trockenheit die Röhre bis oben an füllen kann, ohne daß das Queckſilber hinein tritt. Dieſe letzte Art ſoll den Vortheil haben, daß man es über Land bringen kann. Uibrigens aber ſind beyde ſo empfindlich, daß durch bloßes Hauchen, oder Ausdunſten der Hand, der Liquor 1, 2 bis 3 Z. ſteigen ſoll.

Was die lederne Büchſe oder Capſel betrifft, ſo drückt ſich der Verf. nicht beſtimmt genug aus, ſo, daß man nicht weiß, auf was für Art das Leder zugerichtet ſeyn müſſe. Vermuthlich aber muß es kalt-gar ſeyn, wie es die Orgelmacher und die Buchdrucker zu ihrem Ballenleder gebrauchen, weil ſämiſches Leder das Queckſilber ſogleich durchlaufen läßt, das kalt-gare aber ſo gar Luft hält. Wie abe eine ſolche Kugel daraus zu machen, und über die gläſerne zu bringen, auch wieder ſo enge zu machen, und an die kleine gläſerne Röhre feſt anzuſchließen ſey, hätte billig gelehret werden ſollen.

Eine weit leichtere Methode hat Leupold erſonnen; Fig. 1574 a). Er nimmt einen von Drechsler gedreheten hölzernen Ring ab, und leimt die gläſerne Röhre mit ihrer Kugel hinein, wie cd zeigt; hernach nimmt er zwo lederne Scheiben oder Teller, und leimt dieſelben auf beyde Seiten des Ringes, wie ſolche in Fig. 1574 b) ſeitwärts zu ſehen iſt, wo ef und gh das Leder andeuten. Er füllet die Kugel zuerſt mit etwas Liquor, und hernach durch die Oeffnung i, Fig. 1574 a), bis der Liquor nach Befinden der Zeit hoch genug ſteht, und vermacht das Loch wieder feſt.

Leopold geſteht, auf dieſe Weiſe zwar dasjenige, was geſuchet worden, erhalten, doch auch hernach befunden zu

haben,

haben, daß er mehr ein Barometer, als Hygometer, bekommen, weil auch bloß bey ſchwerer Luft, da doch die Luft nicht feuchter geworden, ſein Hygrometer geſtiegen; welches ſich ebenfalls an des Amontons ſeinem eräugnen muß. Denn ob gleich kein Vacuum oben in der Röhre iſt, und die Luft ebenfalls ihren Druck auf den Liquor ausübt, doch weil die untern Flächen viel größer ſind, und die Röhre ſehr enge iſt, ſo kann die Luft doch ihre Kraft durch den Druck ausüben.

Eine andere Art der Hygrometer ſoll, erwähntermaßen, das Holz gewähren. Nun iſt zwar richtig und ausgemacht, daß das Holz die Feuchtigkeit an ſich zieht, oder feucht wird, wenn das Wetter feucht iſt, hingegen wieder austrocknet, wenn das Wetter trocken iſt, und daß es mithin, der Breite nach, einer merklichen Veränderung unterworfen iſt. Es ſind daher die, wie ich zugleich zeigen werde, aus zwey tannenen Bretern zuſammen geſetzten, und mit Rädern und Zeigerwerk verſehenen Hygrometer ſinnreich, und ſie zeigen anfangs die Veränderungen merklich genug an; nur iſt es Schade, daß ſie nicht ſehr dauerhaft ſind, beſonders, wenn man anfänglich friſches Holz dazu gebraucht hat; indem es allmählich die Eigenſchaft verliert, welche es an ſich hatte, daß es durch die Feuchtigkeit aufſchwillt, ob es gleich endlich vielleicht in einen ſolchen Zuſtand geſetzt wird, da es unveränderlich bleibt. Man hat Breter von Tannenholz geſehen, welche nachdem ſie trocken geworden, mehr als den 30ſten Theil in der Breite verloren hatten.

Ein Hygrometer von Holz, bildet Fig. 1575 a) ab. Es beſteht aus einem viereckigen oder ablangen Rahme, ABCD, zwiſchen welchen zwey Breter, EF und GH, geſtellet ſind, und zwar ſo, daß dieſelben in den beyden Rahmſtücken BD und AC mit Nägeln befeſtigt ſind, unten und oben aber, in CD und A, in Nuthen gehen, damit ſie ſchwinden und quellen, und

alſo frey hin und her gehen können, daher zwiſchen FE und GH noch einiger Raum gelaſſen iſt. An dem einen Brete EF befindet ſich ein meſſingener Arm IK, welcher bey K mit Zähnen verſehen iſt, und in ein kleines Rad oder Getriebe L eingreift, an deſſen Axe ein langer Zeiger NM befeſtigt iſt. Wenn nun beyde Breter eintrocknen (ſchwinden) und von einander gehen, treibt es das Rädchen und zugleich den Zeiger um, und zeigt außenher am Zirkel die Grade. Der Zirkel mit der Abtheilung muß auf dem Brete GH feſt, und das Centrum oder die Axe des Rädchens ſeyn. Der Erfahrung zufolge, ſind am beſten hiezu die Breter von Tannenholz, welches kein Fett, Kien noch Aeſte hat, aus der Mitte des Baumes geſchnitten, auch gleich durchgehend von Jahren iſt.

Eine andere Art, welche mit der vorigen meiſten Theils überein kömmt, ſtellt Fig. 1575 b) dar. Sie iſt nur darin unterſchieden, daß die Tafel viel breiter iſt, und über ſich ſteht, auch der Zeiger unten auf dem Fuße feſt iſt. Die Tafel ABCD iſt oben in A und B feſt, und geht auf beyden Seiten willig in Nuthen. An die beyden Rahmſtücke EAFC und BGDH, kann man Wettergläſer, als ein Thermometer und Barometer anbringen.

Weil die Veränderung des Wetters auf die jetzt beſchriebene Art eben nicht ſehr ſtark zu ſpüren iſt, ſo hat Leupold eine Verbeſſerung getroffen; Fig. 1576 a). AB iſt ein Stück von dem Brete, welches obenher feſt ſeyn muß. Unten bey f iſt ein Stab e befeſtigt, welcher herunter nach G geht, an welchem das kurze Ende von einem ſo genannten Storchſchnabel hi um einen Stift beweglich iſt, welcher auf einem Brete CD, bey k feſt iſt. Wenn nun das Bret AB quillt und hernieder geht, treibt es das Ende des Storchſchnabels durch den Stab e herab, und hingegen das Ende i doppelt hoch mit der gezahnten Stange iL, welche alsdann in

das

das Getriebe M eingreift, und den Zeiger NO an deſſen Axe umtreibt, dieſer aber auf dem Zirkel die Grade weiſet.

Eben derſelbe hat dieſes Hygrometer noch auf eine andere Art verbeſſert. Fig. 1576 b), zeigt ſolches inwendig, und Fig. 1576 c) ſeitwärts, und wie es von außen ausſieht. Es iſt mit den vorigen ebenfalls in den meiſten Stücken einerley, nur daß keine gezahnte Stange und kein Getriebe da iſt, ſondern der Storchſchnabel vierfach angelegt iſt, daß alſo der Effect achtfach erſcheint. An dem letzten Stücke bey P iſt ein langer Stift, welcher durch die Oeffnung der Tafel RS geht, und außenher einen Salamander, oder ſonſt etwas, welches die Stelle eines Zeigers vertritt, und dadurch die Veränderung anzeigt.

Ferner gehören hieher die von M Gottfr. Teuber erfundenen zwey Hygrometer. (*) Das erſte ſtellt Fig. 1577, a) ſeinem äußerlichen Anſehen nach, dar. AB, iſt die Tafel mit der Abtheilung, die aber in einer Schneckenlinie beſteht. Der Zeiger CD iſt alſo eingerichtet, daß er kurz wird, und bis D ſich einzieht, auch von E ſich wieder heraus bis E begiebt. Fig. 1577 b) zeigt die Maſchine oder das Werk, wodurch der Zeiger nicht nur umgedrehet, ſondern auch lang und kurz wird. CDEF iſt ein meſſingenes Gehäuſe, worin das Rad

g,

(*) Die Beſchreibung des erſten, ſteht, u. d. T. Novum genus hygrometri, minutiſſimas aëris mutationes duplici modo oſtendens, inventum a M. *Gothofr. Teubero* in den *Act.* Erud. Lipſ. A 1687, M Feb. S. 76—78; und die Beſchreibung des zweyten, u. d. T. Acus hygrometra, ſeu ſiccitatis & humoris in aëre index, eb. daſ. A. 1688, M. Apr. S. 180, f. Das erſte iſt mit demjenigen einerley. welches in dem Traité des Barometres, Thérmometres, & Notiometres ou Hygrometres, par Mr. D. (*Dalencé*) à Amſt. 1688, 12. beſchrieben, und in der 1688 zu Mainz in 4 herausgekommenen deutſchen Ueberſetzung auf der Tafel No. 29 anzutreffen iſt. In den Actis Erud. a. ang. O. hat Hr. Teuber dieſe Maſchine viel deutlicher und vollſtändiger beſchrieben.

g, an deſſen Welle ein Getriebe y, in welches die gezahnte Stange ab eingreift; letztere wird von dem tannenen Brete, vermittelſt des Quellens und Schwindens, diregiret. Das Rad g treibt ferner ein Getriebe e, daran die zwo Platten S und T befeſtigt ſind. Zwiſchen dieſen beyden Platten iſt der Zeiger en befeſtigt, doch ſo, daß er willig hin und her gehen kann. Dieſes wird durch das Getriebe λ bewerkſtelliget, welches mit den Zapfen d bey c feſt iſt, ſo, daß die Hülſe EK darüber herum gedrehet wird, nebſt den Platten ST; und da der Zeiger mit ſeinen Zähnen en, in das ſtillſtehende Getriebe λ, eingreift, ſo muß nothwendig der Zeiger hinauf und hinab getrieben werden. Das Getriebe ſteht in der Oeffnung K, und in dieſer auch die Hälfte oder nur die Zähne der Zeigerſtange. Die Platte S iſt an der Hülſe EK bey r feſt, und die andere große, T, (wie jede, in Fig. 1577 c) beſonders gezeichnet iſt,) darauf geſchraubet.

Die zweyte von Teuber erfundene Maſchine eines Hygrometers, findet man Fig. 1578 a) vollkommen in der Perſpectiv. ABCD iſt ein viereckiger Kaſten mit 4 Säulen, zwiſchen welchen 4 Breter in ihren Nuthen gehen, davon das eine an die Stange y, Fig. 1578 b) befeſtigt iſt, und ſolche auf und ab treibt. αβ, Fig. 1578 a), iſt der Kaſten über dem Räderwerke, Fig. 1578 b), worauf ein Cylinder M ſteht, in welchen ein Glas IKL eingefaßt iſt, zur Abtheilung, welches durch eine Schraublinie IGKH geſchieht. Den Zeiger giebt ein Männchen mit dem Stabe QL, Fig. 1578 b), ab, welches vermittelſt einer Schraube X von ſehr weiten Gängen gehoben und wie erniedriget, auch zugleich im Zirkel umgedrehet wird. Die Bewegung dieſer Schraube X, welche an der Stange GA feſt iſt, geſchieht durch das Getriebe ✝ wodurch die viereckige Stange von G bis S auf und ab geht. Das Getriebe ✝ wird von dem Kammrade β, und die-

ſes

ſes durch das Getriebe γ vermittelſt der Stange y, wie ſchon geſagt, beweget. Die übrige Anordnung wird ein jeder ſelbſt gar leicht finden, wenn er nur einigermaßen weiß, und aus dem Vorhergehenden ſich erinnert, was zu einem Hygrometer gehört. Der Kaſten hat 4 Breter, welche insgeſamt zur Bewegung dienen, und vermittelſt 3 Wagebalken, wie Fig. 1576 c) zu ſehen iſt, ihre Communication einander mittheilen, davon 2 unten ſind, und 1 oben iſt.

Endlich habe ich noch ein Hygrometer von Holz anzuzeigen, welches Ferguſon in England erfunden hat, und deſſen Beſchreibung im 54. B. der Philoſ. Tranſact. und im Gentlem. Magaz. von Jun. 1767, S. 297, und deutſch, im 2 B. des neuen brem. Magaz. S. 371, fgg. ſteht. Fig. 1579 a) und b). Dieſe Maſchine beſteht zuvörderſt aus einem Rahme AAAA, Fig. 1579 a), von glatten Eichen- oder Mahagonyholze, deſſen beyde längſte Seiten inwendig ausgehöhlt ſind, und das Bret BBBB von weißem Tannenholze aufzunehmen, welches ſich in den beyden länglichen Furchen ungeklemmt bewegen muß. Dieſes Bret hat etwa die Dicke eines Thalers, iſt 15 Z. lang, und die Adern des Holzes gehen in die Quere. In der Mitte, ſowohl oben als unten, ragen Zapfen bey CC hervor, welche in dem Rahme durch Schrauben befeſtiget werden, damit die Mitte des Bretes beſtändig an ihrem Platze bleibe, da hingegen die übrigen Theile bey feuchter Luft ſich nach den Enden des Rahmens ausdehnen, bey trockner Luft aber ſich nach ihrer Mitte zuſammen ziehen. F iſt ein Stift, welcher nahe an dem einen Ende des Bretes eingeſchlagen wird, an deſſen andern Ende ſich die große Rolle H, wie auch die kleine G, drehet, welche leztere an H befeſtigt iſt. Das eine Ende einer dünnen geſchmeidigen Schnur DE iſt an dem Stifte F feſt gemacht, das andere Ende aber geht um die Rolle G, und iſt im Grunde ihrer

Aus-

Auskehlung befeſtigt, wie bey H. Das eine Ende einer andern kleinen Schnur IK, iſt feſt im Grunde der Auskehlung der großen Rolle H, wie bey a, von da ſie bis H herum geht, und auf dem Wege nach M um die kleine Rolle L gewunden wird, welche eine feſte Are hat, und ſich in dem Stücke O dreht, welches über der Rolle liegt, und oben an dem Rahme bey C angeſchraubt iſt. Dieſe Schnur geht über die Rolle M, welche ſich um einen in das Bret geſchlagenen runden Stift drehet, und hat am Ende ein etwas plattes Gewicht N. Die Rollen G und L haben gleiche Durchmeſſer in ihren Auskehlungen, welche nur der zehnte Theil des Durchmeſſers der großen Rolle in ihrer Auskehlung iſt. Die Rolle M kann von beliebiger Größe ſeyn. Nun iſt klar, daß, ſo viel das Bret ſich zwiſchen F und G ausdehnt, ſo viel weiter die Rolle G ſich von dem Stifte entferne; und eben ſo viel wird die Schnur DE die Rolle G zurück drehen, und ein jeder Punct in der Auskehlung der Rolle H 10mal ſo viel, weil ihr Durchmeſſer 10mal ſo groß iſt, als der Durchmeſſer von G in ihrer Auskehlung. Dieſe Bewegung wird die Schnur IK nöthigen, die Rolle L 10 mal ſo viel umzudrehen, und das Gewicht N aufzuziehen, als die Rolle G ſich gedreht hatte. Wenn demnach das Bret bey feuchter Luft ſich um $\frac{1}{20}$ Zoll ausgedehnt hat, wird die Rolle L ſich rund herum drehen, und nur die Hälfte ihres Kreiſes, wenn das Bret ſich nur $\frac{1}{20}$ Zoll ausdehnet. Wenn hingegen die Luft trocken wird, zieht das Bret ſich zuſammen, das Gewicht M ſinkt nieder, und dreht alle Rollen in entgegengeſetzter Richtung. Die Hinterſeite der Platte AA, Fig. 1579 b), wird an die andere Seite des Rahmes, Fig. 1579 a), geſchraubet, ſo, daß die gerade Seite derſelben mit der obern Seite des Rahmes gleich wird, und der Mittelpunct B, Fig. 1579 b), gerade gegen den Mittelpunct der Rolle L, Fig. 1579 a), über zu

ſtehen

ſtehen komme, an deren Axe der Zeiger BC, Fig. 1579 b), befeſtiget wird. Wenn demnach die Rolle L durch die Schnur IK umgedrehet wird, wird der Zeiger auf der Scheibe ſich bewegen, und die Grade der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Luft anzeigen. Wenn die Ausdehnung oder Zuſammenziehung des Bretes ſo groß iſt, daß ſie den Zeiger über die Gränzen der auf der Platte oder Scheibe gezeichneten Grade rücket, ſo darf nur eine größere Rolle bey L genommen werden. Iſt hingegen die Ausdehnung oder Zuſammenziehung des Bretes bey ſehr feuchtem oder trocknem Wetter nicht groß genug, um den Zeiger durch alle Grade zu führen, ſo muß die Rolle einen kleinern Durchmeſſer haben. Alle 3, höchſtens 4 Jahr ſetze man ein neues Bret in den Rahm, weil das alte, wenn es ſo lange der Luft ausgeſetzt geweſen iſt, gegen dieſelbe faſt unempfindlich wird. Man muß, in dieſer Abſicht, ein dickes Stück Tannenholz in Vorrath haben, und allezeit ein Stück, etwa von der Dicke eines Kartenblattes von derjenigen Seite abholen, wovon das neue Bret abgeſchnitten werden ſoll. Bey G und M müſſen kleine Stücke hartes Holz an der hintern Seite des Bretes angeleimet werden, um eine gehörige Dicke zu erlangen, damit die Stifte, auf welchen die Rollen G und M ſich herum drehen, gerade und unbeweglich ſtehen, welche ſonſt in dem Tannenbeete bald loſe werden würden.

Von den Hygrometern von Elfenbein, als der neueſten Erfindung, werde ich weiter unten ſprechen.

Etwas beſſere Hygrometer, als die bisher beſchriebenen, ſind diejenigen, welche aus Fäden und Darmſaiten verfertiget werden, wiewohl ſie ebenfalls noch unvollkommen ſind. Die aus Bindfaden oder einer zuſammen gedreheten Schnur von Hanf gemachten, der=

dergleichen man ein Wetterſeil, oder einen Wetterſtrick, Funis hygroſcopicus, zu nennen pflegt, ſind die erſte Art. Ich habe bereits oben erwähnt, daß, indem das Waſſer ſich in die Zwiſchenräume des Hanfes hinein zieht, eigentlich zwo Wirkungen entſtehen, nämlich, daß der Bindfaden kürzer wird, und daß die Schnur ſich herum dreht. Wenn man die erſte Eigenſchaft, da nämlich der Bindfaden, die Schnur, das Seil oder der Strick von der Feuchtigkeit kürzer wird, ſich zu Nutze machen, und daraus Hygrometer verfertigen will, verfährt man alſo. Man nimmt alſo einfache hänfene Schnur, ungefähr in der Dicke eines Fingers, und etwa 30 bis 40 Fuß lang, welche nur einmal gewunden, d. h. nur von zwo Schnüren ſanft zuſammen gewunden, nicht aber von vielen kleinen Bändern zuſammen gedrehet ſeyn darf. Dieſe Schnur befeſtiget man an dem einen Ende, an einen Nagel, den man in eine Wand, wo die freye Luft, aber kein groſſer Regen, hinkommen kann, eingeſchlagen hat, und hängt ſie der Länge nach an. An das andere Ende der Wand befeſtiget man eine oder etliche Rollen, und zieht die Schnur in der Quere über dieſelben, damit ſie der Höhe nach nicht ſo viel Platz einnehme. An das andere Ende aber wird ein ziemliches Gewicht gebunden, welches die Schnur ausgeſpannt erhält. Wenn nun die Luft feucht iſt, zieht die Schnur ſich zuſammen, und wird kürzer; mithin muß das Gewicht in die Höhe ſteigen. Wird hingegen die Luft trocken, ſo trocknet auch die Schnur wieder aus, und wird daher länger; mithin geht das Gewicht nieder. Damit man nun dieſe Veränderung auch bemerken könne, ſo wird an die Wand eine Scale oder Eintheilung, und an das platte Gewicht ein Zeiger gemacht, welcher dann anzeigt, um wie viel das Gewicht ſich erhebe oder ſenke, nachdem nämlich die Luft feucht oder trocken wird. Und hierin beſteht das Hauptwerk ſolcher Hygro-

grometer, welche ſich auf verſchiedene Art modificiren, auch empfindlicher machen laſſen, wie ich ſogleich zeigen werde. Will man die zweyte Eigenſchaft der hänfenen Schnüre, da ſie nämlich, indem ſie von der Feuchtigkeit eingehen, ſich drehen und winden, zu Hygrometern anwenden: ſo darf man nur eine kurze Schnur an einem Nagel perpendikulär und frei aufhängen, und oben feſt machen, unten aber mit einer Kugel oder Scheibe verſehen, welche man in gewiſſe gleiche Theile theilet. Hat man nun auf der Seite des Geſtelles einen Zeiger befeſtigt, ſo iſt auch dieſes Inſtrument, der Hauptſache nach, fertig, deſſen Wirkung darin beſteht: wenn die Schnur feucht wird, ſo dreht ſie ſich zuſammen, und wendet auch die Kugel mit herum; trocknet ſie aber wieder aus, ſo dreht ſie ſich wieder auf, und die Kugel geht zurück; der Zeiger zeigt an, um wie viel die Kugel ſich gewendet hat. ein ſolches Hygrometer ſoll ehemals an dem turiniſchen Hofe geweſen ſeyn, welches aus einem Seile, daran ein Hirſchgeweih befeſtigt war, beſtanden hat, welches dann, durch ſeinen Stand gegen die Weltgegenden, die Trockenheit oder die Feuchtigkeit der Luft anzeigte.

Ein Hygrometer mit der Schnur, iſt Fig. 1580 a), b), c), und d) auf viererley Art zu ſehen. Da der Effect durch Verlängerung oder Verkürzung der Schnur geſchieht, ſo muß man dieſelbe lang machen. Verſtattet es die Länge eines Zimmers oder einer Wand, ſo kann es in einer Linie geſchehen, als: Fig. 1580 a), von A bis B; wo nicht, ſo läßt man die Verlängerung durch verſchiedene Scheiben, wie Fig. 1580 b) über ab, Fig. 1580 c) über cdef, und Fig. 1580 d) über fghikl geſchehen. Solche Scheiben aber müſſen groß und recht rund ſeyn, und die Axen ſo klein und auch ſo rund, als möglich iſt, und nicht ſtocken. Daß die Schnüre perpendikulär gezogen

werden, wie Fig. 1580 b) und c), halte ich für beſſer, weil dieſelben bey einer Horizontallinie, wie Fig. 1580 a) und d) zeigt, in der Mitte einen Bauch machen, und daher ſchwer ſteigen und fallen. Weil nun die Verlängerung der Schnüre ſo gar ſehr ſichtbar nicht wird, daß man auch eine kleine Veränderung der Luft wahrnehmen könnte, ſo hat man, außer der ſimpelſten Art, dergleichen Fig. 1580 c) zu ſehen iſt, wo an die Schnur bloß ein Gewicht gehängt, und an ſelbiger ein Zeiger B applicirt iſt, welcher die Veränderung an den Graden des Maßſtabes DE anzeigt, noch andere Mittel erfunden, das Inſtrument empfindlicher zu machen, und zwar, wie in Fig. 1580 a) und d), durch zwo Scheiben D und H, woran der Zeiger E und M, befeſtigt iſt, welcher an dem Zirkelbogen FG, und KL, die Grade weiſet. Es muß aber die Scheibe, wenn man vieles dadurch gewinnen will, klein, und der Zeiger deſto länger ſeyn. Denn iſt die Scheibe 2 Zoll, und der Zeiger 4 Z., zeigt es nur doppelt ſo viel als die Schnur ſich ändert; iſt hingegen die Scheibe 2, und der Zeiger 12 Zoll, ſo zeigt es ſchon 6mal ſo viel. Solcher Geſtalt kann durch eine Schnur, welche nur von 2 Ellen iſt, in Fig. 1580 a) und d), ſo viel erhalten werden, als wenn, wie Fig. 1580 c), eine 12 Ellen lange Schnur gebraucht wird. In Fig. 1580 b) iſt anſtatt der beweglichen Scheibe nur ein Zeiger, welcher bey a um ſeine Axe beweglich, von c bis d ganz kurz, von c bis e aber lang iſt; und da die Schnur in d befeſtigt iſt, ſo wird die Anzeige auf dem Zirkel oder der Abtheilung um ſo vielmal größer, als der Theil ce länger iſt, als cd. Der Zeiger muß aber nicht zu ſchwer werden, oder es muß in d ein Gewicht angehängt werden, wie Fig. 1580 e) bey A zu ſehen iſt. Denn wenn die Schnur durch die allzu groſſe Schwere zu hart angeſpannet, ſo kann ſie bey der Feuchtigkeit nicht ſo leicht wieder zurück gehen, daher

auch

auch die Gewichte bey Fig. 1580 a), b) und d) von mäßiger Schwere, nach Proportion der Dicke der Schnur ſeyn müſſen; und weil die horizontal gezogenen Schnüre ein viel ſchwereres Gewicht erfordern, als die perpendikulären, ſo ſind ſie deswegen auch nicht ſo empfindlich.

Weil aber die Schnur, wenn ſie über die Scheibe geht, ſich nicht aufdrehen, und mithin nicht ſo viel Effect thun kann: ſo hat man Hygrometer erſonnen, wobey es bloß auf das Aufdrehen der Schnur ankömmt, und welche den vorigen weit vorzuziehen ſind. Die eine Art iſt Fig, 1581 a), und die andere, Fig. 1581 c) vorgeſtellt.

Die erſte, Fig. 1581 a), iſt von Wilh. Molyneux, in Dublin, und in einem Schreiben v. 17. Apr. 1685, welches im XV. B. der Philoſ. Tranſact. v. d. J. 1685, No. 127, S. 1032 — 1035, engliſch, und in den Act. Erud. Lipſ. A. 1686, M. Aug. S. 389 — 391, lateiniſch, befindlich iſt, beſchrieben. Die Schnur iſt oben in A, befeſtigt, und hat unten eine Schribe B, welche ſich zugleich mit umdreht, und auf dem Rande die Abtheilung hat; daneben iſt ein Stift oder Arm C, welche die Grade zeigt, an deſſen Statt allerley Figuren aufgeſtellet werden können. So iſt z. B. Fig. 1581 b), anſtatt der Scheibe, die Figur eines Engels, D, welcher mit einem Stabe auf der Tafel, die auf dem Boden oder Tiſche feſt iſt, E, die Grade der Veränderung zeigt.

Die andere Art eines Hygrometers, iſt Fig. 1581 c) zu ſehen. AB iſt ein durchaus gleich weites Glas, von 2 bis 3 Z. im Diameter, unten und oben offen, oben mit einem durchlöcherten Deckel C bedeckt, unten aber mit einem Fuße BD verſehen, damit die Luft frey durchſtreichen könne. Die Schnur, (welches hier eine Darmſaite am beſten verrichtet,) iſt oben in C feſt. Unten an derſelben iſt die Figur eines Merkur, E, wel-

cher mit der einen Hand die Grade der Veränderung an dem Glaſe zeigt, in der andern aber ein Stäbchen hat, woran ein ſubtiler Faden mit einem kleinen Gewichte iſt. Nach Anweiſung des *Dalencé* ſoll der Faden durch ein Löchlein des Glaſes gehen, damit, wenn die Figur ſich herum dreht, man ſehen könne, wie oft und auf welche Seite durch Aufwinden des Fadens die Figur ſich gedrehet habe. Weil aber der ſcharfe Winkel, den der Faden außerhalb dem Loche macht, nothwendig eine Friction verurſachen muß: ſo iſt es wohl beſſer, daß man das Gewicht im Glaſe laſſe, und unter der Figur einen kleinen Cylinder F ſetze, ſo wird ſich der Faden auch um denſelben legen, und doch ohne Friction abgehen. Die Zahlen ſind unten auf den Fuß geſchnitten oder gemalt; und von hier an gehen perpendikuläre und parallele Linien am Glaſe wenigſtens bis zur Hand der Figur, a. Die Figur oder das Bild muß gleichfalls nicht gar zu ſchwer ſeyn, oder es muß eine deſto ſtärkere Saite genommen werden, von derjenigen Art nämlich, welche man auf der Violine die Quarte nennt.

Die Fäden haben die Unbequemlichkeit, daß ſie gemeiniglich ſehr ungleich gedrehet ſind, oft eine ganz unordentliche Lage der Faſern haben, und daher eine ganz ungleiche Bewegung im Auf- und Zudrehen machen. Hienächſt haben ſie das eigene, daß ſie ſich größten Theils anders, als die Darmſaiten, nämlich aufdrehen, wenn ſie trocken, und zudrehen, wenn ſie feucht werden. Im erſten Falle werden ſie länger, im zweyten kürzer. Die Darmſaiten hingegen verlängern und drehen ſich bey dem feuchten auf, verkürzen und drehen ſich bey dem trocknen Zuſtande zu; welches vermythlich von der Lage der Fiebern in den Därmen, woraus die Saiten gemacht werden, herrührt, als welche zum Theil der Länge, und zum Theil der Quere

nach,

nach, laufen. Dieſe Darmſaiten nun ſind bis jetzt als das tüchtigſte Stück in einem Hygrometer befunden worden. Damit ſie theils die Feuchtigkeit beſſer annehmen, vornämlich aber von ihrer Fettigkeit um einen guten Theil gereiniget werden, pflegen einige ſie vorher mit Salmiakgeiſt zu tränken, oder mit einem andern alkaliſchen Salze zu imprägniren, um ſie empfindlicher zu machen. Andere hingegen behaupten, man ſolle ſie laſſen, wie ſie in ihrem natürlichen Zuſtande ſind, ſie dauerten beſſer, und ließen die Feuchtigkeit eher wieder fahren, als die in Salmiakgeiſt geweichten. Hr. Prof. **Lambert** verſichert, daß ſie auch ohne Salz empfindlich genug ſeyn, und daß er ſchon vor 15 Jahren dergleichen zu meteorologiſchen Beobachtungen gemacht habe, ohne zu merken, daß ſie ſchwächer oder unempfindlicher geworden wären; nur müſſe man dazu keine mit Oehl getränkte Saiten gebrauchen, weil das Oehl nur ſehr langſam trocknet. **Leutmann** giebt in ſeinen Inſtrumentis Meteorognoſiae ſervientibus den Rath, man ſolle ſehr dicke Saiten nehmen; und dieſes vermuthlich deswegen, damit ſie ſteifer ſeyn, und ſich nicht ſo leicht krümmen. Man ſieht aber gar leicht, daß ſie immer empfindlicher ſeyn, je dünner ſie ſind. Da indeſſen auch die Darmſaiten wieder Unbequemlichkeiten unterworfen ſind, und nicht geringe Unrichtigkeiten geben: ſo hat man Saiten aus dem feinſten Silberdrahte, der noch nicht platt geſchlagen iſt, zu verfertigen, vorgeſchlagen, als woran ſich die Obſervationen viel richtiger, auch mit mehrerer Uebereinſtimmung ergeben würden; wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Die gemeinſte Art, Hygrometer aus Darmſaiten zu verfertigen, iſt dieſe, daß die Saiten ſo geſtellet und angebracht werden, damit man ſich bloß ihrer Auf- und Zudrehung, zur Erforſchung der Feuchtigkeit oder

Trockenheit der Luft, bedienen könne, ohne auf die Verkürzung und Verlängerung der Saite zu ſehen.

Die Structur des von Leutmann angegebenen Hygrometers, Fig. 1582, iſt folgende. Man nimmt eine etwas grobe Violinen- oder vielmehr Lautenſaite, etwa 1 Spanne lang, und legt ſie einige Tage lang in ein Waſſer, worin man einen guten Theil Pottaſche aufgelöſet hat, oder auch in ſo genanntes Weinſteinöhl, (Ol. tartari per deliquium). Hierauf wird die mit alkaliſchen Salztheilen wohl imprägnirte Saite heraus genommen, an dem einen Ende mit einem Nagel an eine Wand befeſtiget, an dem andern aber mit einem Gewichte, von ungefähr 1 Pfund, beſchweret, hernach zuſammen gedrehet, und dafür geſorget, daß ſie ſich nicht aufdrehen könne, ſondern vielmehr in einem ſolchen Stande ein Paar Tage bleibe, und recht austrockne. Dieſe ausgetrocknete Saite wird alsdann an einem kleinen hölzernen Cylinder a befeſtiget, und in dem Mittelpuncte der einen Baſis eingeleimet, aus dem Mittelpuncte der andern Baſis aber läßt man einen dünnen Draht, oder eine ſtählerne Nadel, gehen, woran man einen leichten Zeiger e befeſtiget, welcher der Bewegung der Saite allezeit folgt. Ferner läßt man eine hölzerne Büchſe, von beliebiger Figur, Weite und Höhe machen, dieſelbe aber, um des beſſern Anſehens willen, mit einigen architectoniſchen Gliedern, oder mit einem Fuß- und Poſtamentgeſimſe verſehen. An dem Boden dieſer Büchſe i, wird in der Mitte das andere Ende der Saite g, mit einem hölzernen Keilchen h befeſtiget; auf dem Poſtementgeſimſe f aber zieht man etliche concentriſche Zirkel, und theilt dieſelben in beliebige Theile ein. Damit die Saite recht gerade ſtehe, läßt man den Draht durch etliche durchbohrte dünne meſſingene Scheiben, c und d, gehen, doch ſo, daß der Draht ſich frey und ohne Friction bewegen kann. Endlich bemerkt man

die Stellen des Zeigers auf den eingetheilten Zirkel, wo die Luft trocken, und wo ſie feucht iſt, welches ſich durch die Erfahrung gar leicht beſtimmen läßt.

Es kann ſich zuweilen ereignen, daß die Saite, bey allzu großer Trockenheit oder Feuchtigkeit, mehr als eine Revolution macht, welches einige Verwirrung verurſachen kann. Nun könnte man zwar dieſem Fehler durch ein Stiftchen abhelfen, welches oben bey dem geriſſenen Zirkel alſo angebracht wird, daß es die weitere Bewegung des Zeigers hindert; oder man könnte auch ein kleines Räderwerk zu Hülfe nehmen, da man nämlich an dem Drahte ein ſubtiles Getriebe feſt macht, welches in ein Rad eingreift, an deſſen Axe ein Zeiger befeſtigt iſt, welcher die Revolutionen zu erkennen giebt; man kann aber weit leichter davon kommen, wenn man die Saite kürzer macht, ſo daß ſie nur eine Revolution verrichten kann. Wenn man die Capſel oder Büchſe ſchon fertig hat, iſt es nicht nöthig, daß man dieſelbe nach der verkürzten Saite einrichten laſſe: denn man kann der Länge des Drahtes zugeben, was man der Saite abgenommen hat.

Am beſten iſt es, wenn man kleine und große Stücke einer ſolchen präparirten Saite bey der Hand hat, und alsdann durch die Erfahrung ausmacht, welches unter ihnen nicht mehr als eine Revolution macht: dieſes nimmt man dann, und verfährt damit auf angezeigte Art. Solchergeſtalt bekömmt man ein Hygrometer, welches wenig koſtet, in der Bewegung nicht träge iſt, ſondern vielmehr die Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft ſehr gut anzeigen, auch von langer Dauer ſeyn wird.

Wer eine mechaniſche Geſchicklichkeit beſitzt, und erfinderiſch iſt, wird gar leicht einem aus einer ſolchen Saite beſtehenden Hygrometer allerley Formen geben können, welche ſonderbar und angenehm ſind. Man könnte z. B. eine halb vergoldete, und halb ſchwarz angeſtrichene hölzerne Kugel nehmen, an eine ſolche Saite hängen, und an ein ſauber angeſtrichenes Bretchen dergeſtalt anbringen, daß die Hälfte dieſer Kugel durch eine Oeffnung ſich, und zwar alſo zeigen kann, daß bey ſchönem heitern Wetter der vergoldete, bey trübem und feuchtem aber der ſchwarze Theil zum Vorſchein komme. Nur müßte man auf der einen Saite der Kugel, da, wo der goldene Theil ſich von dem ſchwarzen ſcheidet, ein Stiftchen befeſtigen, welches der

Kugel verwehret, ſich weiter, als es ſeyn ſoll, herum zu drehen; indem es ſich ſonſt leicht ereignen könnte, daß bey ſchönem Wetter der ſchwarze, und bey Regenwetter der vergoldete Theil zum Vorſchein käme.

Ein von Darmſaiten gemachtes Hygrometer, in Geſtalt eines Häuschens mit der Figur eines Mannes und einer Frau, (welches man ſo einzurichten pflegt, daß der Mann heraus kömmt, wenn es regenhaftes, und die Frau, wenn es heiteres Wetter werden will, nennt man in der gemeinen Sprache ein Wetterhaus. Ein ſolches, dergleichen Leupold in ſeinem mechaniſchen Laboratorio für Liebhaber verfertigen ließ, da aus einem Häuschen bey feuchtem Wetter das Bild eines Frauenzimmers mit einem Regenſchirme, und bey trocknem Wetter ein Jäger hervor kömmt, ſieht man Fig. 1583 a) perſpectiviſch, und Fig. 1583 b) in Profil abgebildet.

AB, iſt ein Cylinder, inwendig hohl aus Holz gedrehet, auf welchem ein anderer, CD, befindlich iſt, welcher oben rund und verſchloſſen, wie eine halbe Kugel, iſt; dieſer iſt auf die Hälfte weggeſchnitten, und die Oeffnung iſt mit einem Bretchen EFGH bedeckt, welches gleichſam zwo Thüren hat, nämlich FG, und GH, zu welchen die Figuren aus und eingehen. Oben auf die halbe, oder eigentlich Viertelkugel, EC, iſt ein hohler Cylinder IK geſetzt, und auf dieſen ein Knopf L, in welchem die Darmſaite ab feſt iſt, am Ende aber ein meſſingener Stift NO, in deſſen Mitte eine hölzerne Scheibe PQ vermittelſt einer Mutter feſt gemacht iſt, welche alsdann durch die Saite beweget, und dadurch entweder der Jäger, oder das Frauenzimmer, auf das Theater geführt wird. Die Wand oder das Bretchen EF muß nicht auf die Scheibe aufſtoßen, damit dieſe ſich frey darunter bewegen könne; auch muß die Stift von der Scheibe unten in einem Loche S gehen, damit ſolche an dem Gehäuſe nicht anſtoße und ſtocke. Das Vornehmſte iſt, daß man die Saite weder zu lang, noch zu kurz mache, damit die Figuren, auch bey der größten Veränderung, ſich nicht mehr, aber auch nicht weniger drehen, welches am beſten durch die Obſervation, die man mit einerley Saiten anſtellet, zu erhalten iſt.

Weil

Weil es ſchwer iſt, die gehörige Länge einer Saite accurat zu treffen, daß ſie nicht mehr oder weniger Revolution, als verlanget wird, mache: ſo hat ſolches der wegen gar vielerley artigen mechaniſchen Erfindungen berühmte ehemalige Hofprediger in Zeitz, M. Gottfr. Teuber, bey ſeinem Hygrometer, (*) Fig. 1584 a), und völlig perſpectiviſch, Fig. 1584 b), abgebildet ſieht, durch einen beſondern Kunſtgriff zuwege gebracht, daß dennoch keine Verwirrung entſteht, die Schnur möge ein oder etlichemal ſich drehen. Er nimmt nämlich eine Röhre AB, welche voll Löcher iſt, damit die Luft ungehindert durchſtreichen könne. (Es darf auch nur ein Bogen, oder zwo Stützen, welche auf der Scheibe RS befeſtigt ſind, ſeyn). Oben an der Röhre AB, iſt ein Stöpſel D, an welchem die Saite CB befeſtigt iſt, die unten über die Röhre AB bey E hervor geht, woran eine bleyerne Scheibe EFG, nach Proportion der Saite, befeſtigt iſt. Auf dieſer Scheibe iſt ein Fuß F, in welchem ein Zeiger HK mit ſeiner Axe I beweglich iſt; und wo der kurze Theil IK, vermittelſt der Kugel a meiſt in das Gleichgewicht gebracht iſt, doch ſo, daß der lange noch etwas ſchwerer bleibt. Die Röhre AB hat am Ende zwiſchen B und E eine elfenbeinerne Schnecke oder Schraube, in welche das kurze Ende vom Zeiger IK hinein geht, und durch dieſelbe, wenn ſie ſich drehet, unter und über ſich beweget wird, und alſo eine Schneckenlinie mit dem langen Ende an der äußerſten Wand LMNO, mit der Spitze H machet, welche Linie dann in Theile, mit Zahlen bemerkt, abzutheilen iſt, wie die Figur zeigt. Die Wand oder der Cylinder LMNO kann von Glas,

(*) Novum genus hygrometri, minutiſſimas aëris mutationes duplici modo oſtendens, inventum à M. GOTHOFR. TEUBERO. ſt. in den *Act. Erud. Lipſ.* A. 1687, M. Febr. S. 76—87. Eb. Deſſ. Acus hygrometra, ſeu ſiccitatis & humoris in aere index, ſt. eb. daſ. A. 1688, M. Apr. S. 180, f.

oder auch nur von Holze ſeyn. Damit der Mechanismus nicht ſogleich jeden in die Augen falle, kann eine Hülſe oder ein Cylinder auf die Scheibe EFGI befeſtiget werden, doch daß dieſelbe nirgend anſtreiche, und Hinderniß verurſache. Und um der Maſchine noch ein beſſeres Anſehen zu geben, kann noch eine Hülſe in Form einer Glocke, oder, wie die Abbildung zeigt, darüber geſetzt und aufgeſchraubet werden, welche aber zum freyen Aus- und Eingange der Luft, gleichfalls voll Löcher ſeyn muß. Wenn alles alſo eingerichtet iſt, wird das Inſtrument an einem temperirten Ort gebracht, und durch den Wirtel oder Stöpſel D die Saite ſo lange gedrehet, bis der Zeiger die punctirte Linie Z, welche die Tafel in zween gleiche Theile theilt, berührt, weil dieſe Linie den temperirten Zuſtand der Luft anzeigt, mithin die Theile über dieſer Linie die Trockenheit, und unter ſolcher die Feuchtigkeit, andeuten. Die Saite iſt $1\frac{1}{2}$ F. lang, macht 5 Revolutionen, und iſt dermaßen empfindlich, daß ſie auch vom bloßen Anhauchen ſich dreht, und wenn Jemand in das Zimmer, darin ſie an einer Schnur hängt, kömmt, und nur einiges ſpricht, es ſogleich um etliche Grade ſich ändert.

Ferd. Lichtſcheid erfand ein Hygrometer, welches er in ſeiner Abh. u. d. T. Nova acceſſio ad hygrometron ex chorda confici ſolitum, in den Act. Erud. Lipſ. A. 1688, M. Apr. S. 181 — 184, beſchreibt, wobey ſeine Abſicht gleichfalls dahin gieng, der Saite einige Revolutionen zu überlaſſen, welches bey des Molineux ſeinem, Fig. 1581 a) und c), nicht practicable war. Er macht nämlich, wie aus Fig. 1585 zu erſehen iſt, einen viereckigen Kaſten, i k l m, und ſetzt in die Mitte des Deckels i t l, eine viereckige Röhre o p q h; oben bey r befeſtiget er eine Geigenſaite, welche beſſer iſt, wenn ſie ſchon gebraucht, weil dieſelbe ihr meiſtes Fett verloren hat. Unten in den Kaſten iſt

iſt eine Scheibe, und zwar von Zinn, weil ſolche nicht ſo gleich ſchwarz wird, wie Bley, ſondern hell bleibt. In der Mitte der Scheibe a b c, iſt bey d ein kleiner Cylinder, etwa 2 Z. hoch, und ½ Z. dick, befeſtigt, welcher oben noch ein Scheibchen e hat, an welchen die Saite feſt iſt. Die zinnerne Scheibe abc iſt auf dem äußerſten Rande in 100 Theile abgetheilt, und eine Spitze oder ein Zeiger y dabey geſtellt, welcher die Abwechſelung anzeigt, wenn die Scheibe durch die Saite umgetrieben wird.

So weit wäre ein Hygrometer fertig, da man bey einmaliger Umdrehung 100 Grad obſerviren kann. Allein, wenn die Saite weiter geht, weiß man nicht, was geſchehen iſt. Daher wird ein Weiber = oder Pferdehaar um den kleinen Cylinder d gewunden, ſo daß, wenn das eine Ende ſich auf das andere abwindet, von da jedes Ende über zwey bewegliche Scheibchen a c, die oben im Deckel l t feſt ſind, gehen, oben aber bey wz über zwey Scheibchen laufen, an den Enden aber kleine Gewichte $\alpha\beta$ haben. Daher kömmt, wenn die Scheibe ſich dreht, und das eine Gewicht ab- das andere aber aufſteigt, weswegen ſie auch im Aequilibrio ſeyn müſſen, daß die Scheibe bloß durch die Luft beweget wird. Hierauf wird die blaue Röhre alſo abgetheilt, daß, wenn die Scheibe a b einmal herum iſt, die Gewichte allemal auf eine Linie kommen, die mit einer gewiſſen Zahl bemerkt iſt, ſo, daß hier zwo Revolutionen ſind, da die eine Seite die Feuchtigkeit, und die andere die Trockenheit andeutet, alſo, wenn das eine Gewicht β ganz oben bey z iſt, und das andere ganz unten ſteht, die größte Trockenheit, und wenn a oben iſt, die größte Näſſe iſt. Ein jedes ſolches Spatium wird durch die Scheibe abc mit 100 Theilen vermehret. Steht nun das Gewicht a auf 4, ſo ſind es 400 Grad; ſteht es etwas über 4, und die Spitze

Spitze y zeigt auf der Scheibe 24, ſo ſind es 424 Grad, u. ſ. f. Vor der Oeffnung ik wird ein Glas geſetzt.

Mit dem jetzt beſchriebenen Lichtſcheidiſchen Hygrometer kömmt dasjenige in den meiſten Stücken überein, welches Leupold 30 Jahre vorher, ehe ihm jenes bekannt geworden war, erſonnen hatte. Er hatte nämlich, anſtatt des kleinen Cylinders, daran die Fäden gewunden ſind, einen von 2 Z. im Diameter gemacht, damit er auf der Tafel a b c d weite und viele Theile erhielte. Denn es iſt, Fig. 1586, in einem viereckigen, 2 bis 3 F. hohen, Gehäuſe, in der Mitte bey c, vermittelſt eines Wirtels, eine Saite e f befeſtigt, unten aber ein Cylinder f g von 2 Z. im Diameter. Um ſolchen iſt, wie bey voriger Maſchine, ein ſubtiler Faden gelegt, ſo, daß das eine Ende ſich ab- und das andere ſich aufwickelt, welche gleichfalls über 4 bewegliche Scheiben h i k l gehen, an deren Enden zwey metallene Bögelchen hängen, welche auf der Tafel a b c d auf und ab ſteigen, wenn die Saite ſich drehet. Das ganze Inſtrument iſt verdeckt, und nur die Bögel, und die Abtheilung darunter, ſind zu ſehen.

Ein ſolches Inſtrument gehörig einzurichten, muß man zuvörderſt die Saite mit den angehängten Cylinder eine Zeitlang probiren, und beobachten, wie oft es ſich umgedrehet habe. Alsdann nimmt man die Höhe, und berechnet, wie dick der Cylinder ſeyn müſſe. Wenn, z. B. die ganze Höhe zur Theilung 2 Fuß iſt, die Saite aber, von der größten Feuchtigkeit bis zur größten Trockenheit, ſich 3mal umdreht, ſo kömmt auf 1mal 8 Zoll, und mithin muß die Peripherie des Cylinders 8 Z. ſeyn.

Man hat auch Hygrometer von Darmſaiten, mit Rollen und Stahlfedern, wovon ich zweyerley Arten beſchreiben werde. Die erſte ſieht man Fig. 1587 a) und b) abgebildet. Man nimmt ein kleines viereckiges Bret ABCD, Fig. 1587 a), auf deſſen Rändern man

4 Leiſten von trocknem Holze, ungefähr ½ Zoll dick, recht gut befeſtige, damit es ſich von der Feuchtigkeit der Luft nicht zu ſehr ausdehnen könne. Auf dieſem Bretchen, und zwar auf derjenigen Seite deſſelben, wo man die Leiſten befeſtigt hat, macht man Rollen, C, feſt, über welche man eine kleine Darmſaite, die nicht dicker, als die Quinte, iſt, zieht, und befeſtiget dieſelbe an dem einen Ende bey E, und an dem andern bey E, d. i. an der Spitze der Stahlfeder G, welche ſo ſtark ſeyn muß, daß ſie dieſe Saite ſtraff anſpannet. Endlich macht man auch auf dieſer Feder die Schraube H zurecht, damit man derſelben mit leichter Mühe mehr oder weniger Kraft geben könne. Auf dieſe Saite, da, wo ſie durch den Mittelpunct des Bretchens geht, ſetzt man ein kleines ausgekerbtes Stück von Meſſing, HI, welches nur 1 Z. lang iſt, und 20 bis 25 Zähne hat. In den Mittelpunct des Bretchen ſetzt man einen Trieb, K, von 15 Zähnen, welcher in jenes ausgekerbte Stück eingreift, und deſſen Stift, welcher auf einer Seite von einer meſſingenen Stütze gehalten wird, auf der andern Seite durch das Bretchen durchgeht. An dieſem Stifte befeſtiget man eine Nadel A, Fig. 1587 b), und beſchreibt auf der andern Seite des Bretchens einen Zirkel, den man auf die Weiſe, wie die Abbildung zeigt, eintheilen muß. Alsdann bedeckt man diejenige Seite des Bretchens, auf welcher die Saite und die Rollen befindlich ſind, mit Leinwand, und ſetzt daſſelbe vertical auf ſeinen Fuß.

Weil die trockene Luft verurſachet, daß die Darmſaite, welche beynahe 6 F. lang iſt, ſich merklich verkürzet, die Feuchtigkeit der Luft hingegen ihr geſtattet, daß ſie länger werden kann, vermittelſt der Feder, welche ſie geſpannet erhält: ſo muß bey trockner Luft das ausgekerbte Stück nothwendig in die Höhe ſteigen, und bey feuchter Luft hinab gehen, und zwar mehr oder weniger, nach den verſchiedenen Graden der Trocken-

ckenheit oder Feuchtigkeit. Weil aber dieſes ausgekerbte Stück ſich nicht bewegen kann, ohne zugleich der Trieb, welcher in daſſelbe eingreift, herum zu drehen: ſo dreht ſich auch die Nadel, welche auf deſſelben Axe ſteht, zugleich herum, und zeigte dieſe Grade auf den Abtheilungen der Scheibe an.

Um dieſes Hygrometer zu reguliren, muß man es bey recht trocknem Wetter der freyen Luft ausſetzen, und alsdann die Nadel auf einem beliebigen Ort der Scheibe, den man aber anzeigen muß, ſtellen; und wenn die Luft ſehr feucht iſt, muß man den Ort, an welchem die Nadel ſtehen geblieben iſt, auf eben dieſe Weiſe bezeichnen. Dieſen Theil des Zirkels, welchen ſie durchgegangen iſt, theilt man in 60 Grad. Sollte es aber geſchehen, daß die Nadel mehr als einmal ſich um dieſe Scheibe herum gedreht hätte, ſo müßte man die Saite kürzer machen, oder die Feder, welche ſie geſpannt hält, ſtärker anziehen.

Die zweyte Art iſt Fig. 1588 a) und b) vorgeſtellt. Man nimmt ein Bretchen ABCD, welches eben ſo, wie das vorige, zugerichtet, 1 F. lang, und 3 Z. breit iſt; ſetzt darauf die 8 Rollen C, läßt eine Darmſaite darüber gehen, wie die Figur zeigt, und macht ſie an dem einen Ende in E feſt, an das andere Ende aber hängt man ein Gewicht F an, und befeſtiget auf dieſer Schnur das kleine meſſingene Stück G, welches durch dieſes Bretchen durchgehen, und ſich längſt der Krinne HI frey bewegen muß. Auf dieſem meſſingenen Stücke befeſtiget man horizontal eine Nadel, oder einen Zeiger, welcher auf den Abtheilungen, die man auf die andere Seite des Bretchens gemacht hat, die verſchiedenen Grade der Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft anzeigen wird.

Dieſes Hygrometer leidet keine ſo weit ausgedehnte Abtheilung, wie das vorhergehende; dem ungeachtet aber wird es wenigſtens eben ſo empfindlich ſeyn. Bey beyden Hygrometern iſt es weſentlich nothwendig, daß die Rollen, denen man 5 bis 6 Lin. im Durchſchnitte giebt, recht willig umlaufen.

Hr.

Hr. Prof. **Lambert**, welcher nebſt dem augsburgiſchen Mechanicus, Hrn. **Brander** vielen Fleiß auf Berichtigung dieſes Inſtrumentes angewandt hat, bedient ſich nur ganz kurzer Saiten dazu, von 2 oder 3 Zoll, und findet ſie hinlänglich, durch ihr Drehen die Feuchtigkeit der Luft nach ihren gehörigen Stufen anzuzeigen, da hingegen die Saite, wenn ſie in der Länge eine Veränderung leiden ſoll, einige Schuhe lang ſeyn muß. Die **Lambertiſchen** Hygrometer ſind auf folgende Art gemacht. Fig. 1589. A iſt ein Zirkel von Pappe, welcher auf 3 Füßen, die von Eiſendraht gemacht ſind. AB iſt ein Eiſendraht, welcher wie eine Schraube gedreht iſt, und den Zirkel FG von Kartenpapier trägt, welcher in Stunden und Minuten, oder in Grade getheilt iſt, und in der Mitte C ein Loch hat. Durch dieſes Loch geht die Darmſaite AB hindurch, welche in A mit Siegellack befeſtigt iſt, und den Zeiger oder die Nadel DE trägt, welche von leichtem Holze verfertigt iſt. Der ſchraubenförmige Draht dient dazu, daß die freye Luft zu der Saite kommen, und ſie zugleich in einer geraden und verticalen Richtung erhalten könne. Hr. **Lambert** hat ſich drey Hygrometer bedient, welche auf die jetzt beſchriebene Art gemacht waren, und drey anderer, wo die Saite durch ein viereckiges Käſtchen, welches unten offen iſt, durchgeht, ſo daß es ausſieht, als ob ſie die Axe eines Uhrzeigers wäre. Bey dieſen drey letztern Hygrometern iſt der Zirkel ebenfalls in Stunden eingetheilt, wie bey den Uhren, und die Stunden ſind wieder von 5 zu 5 Minuten getheilt. Die Art und Weiſe, wie die Saiten gedrehet werden, verurſachet, daß bey trockner Witterung die Nadel ſich nach der gewöhnlichen Ordnung der Stunden herum dreht, bey naſſer Witterung hingegen zurück geht. Die drey erſten Hygrometer, ſind in Grade eingetheilt, aber in umgekehrter Stellung, ſo, daß ſie durch die aufſteigende Zahl die Grade der Feuchtigkeit

keit oder das Zunehmen derſelben anzeigen. Die Darmſaiten ſind von verſchiedener Dicke. Um alle Verwirrung und Dunkelheit zu vermeiden, will ich die drey Hygrometer, welche wie eine Uhr ausſehen, mit den Buchſtaben A, B, C, und die drey andern, welche auf die oben beſchriebene, und in Fig. 1589 bezeichnete, Art gemacht ſind, mit den Buchſtaben D, E. F, benennen. Die Hygrometer B, D, E, ſind von einer dickern, und die Hygrometer A, C, F, von einer dünnern Saite gemacht. Nun mußten auch noch die Diameter derſelben erforſchet werden. Hr. L. verſuchte dieſes auf dreyerley Art zu thun. Er ſchnitt zuerſt von der dünnen Saite ein Stück ab, in die Länge von 3 F., oder 36 Z. Pariſer Maß, und fand das Gewicht davon $9\frac{1}{2}$ Gran, berl. Gewicht. Hierauf ſchnitt er auch ein 18 Z. langes Stück von der andern Saite ab, welches 12 Gr. wog; die Länge von 36 Z. würde alſo 24 Gr. gegeben haben. Nimmt man alſo an, daß die eigenthümliche (ſpecifiſche) Schwere der beyden Saiten gleich ſey, ſo folgt, daß die Quadrate der Diameter ſich verhalten wie 2 zu 5, folglich die Diameter ſelbſt wie 11 zu 7, und noch genauer, wie 19 zu 12. Hernach maß er ſie mit einem Vergrößerungsglaſe, und einer gläſernen Scala, ſo wie ſie Hr. **Brander** verfertiget. Auf dieſer Scala iſt die Linie eines Pariſer Schuhes mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Richtigkeit in 10 Theile getheilt. Vermittelſt derſelben fand er den Diameter der dicken Saite genau $\frac{6}{10}$, und den Diam. der dünnen $\frac{38}{100}$ Lin. Das Verhältniß iſt alſo hier $= 30 : 19 = 18 : 12\frac{1}{10}$, welches von dem erſtern Verhältniſſe beynahe gar nicht unterſchieden iſt. Endlich nahm er ein Haar, welches in der Dicke kaum $\frac{1}{30}$ von einer Linie hatte, aber $13\frac{1}{2}$ Z. lang war, und bemerkte, daß dieſes Haar, welches er um die dicke Saite herum gewickelt, die Länge von 85 Umgängen hatte, nachdem er ſolches aber um die dünne Saite gewickelt,

wickelt, die Länge von 135 Umgängen ausmachte. Dieſes Verhältniß iſt = 27:17 = 19:11$\frac{26}{27}$, und folglich von dem erſten ſehr wenig unterſchieden, welches ſo gar das Mittel zwiſchen den beyden letztern Maſſen iſt. Man kann alſo das Verhältniß der Diameter wie 19 zu 12 annehmen. Das letztere Maß giebt den Diameter der dicken Saite an = 0,607 Lin., und den Diam. der dünnen = 0,383, welches nur um $\frac{1}{90}$ und um $\frac{1}{124}$ von dem Maße abweicht, welches vermittelſt der Scala und des Vergrößerungsglaſes genommen worden war, ſo, daß die dicke Seite betrachtet werden kann, als ob ihr Diameter $\frac{6}{10}$ und die dünne, als ob derſelbe $\frac{38}{100}$ von einer Linie hätte. Endlich iſt aber auch noch anzuzeigen, wie lang die Saiten geweſen, welche zu den ſechs Hygrometern gebraucht worden, beſonders aber derjenige Theil, welcher der Luft ausgeſetzt worden iſt. Denn es iſt leicht zu erachten, daß man, um die Saite in A und H mit Siegellacke zu befeſtigen, ſie bey A in die Pappe, und bey H in das Holz der Nadel hinein ſtecken mußte, und daß derjenige Theil, welcher in die Pappe und in die Nadel hinein ging, und daſelbſt mit Siegellacke befeſtiget wurde, keine Wirkung mehr in Anſehung der Feuchtigkeit hervorbringen konnte. Hier iſt die Anzeige der Längen in Linien des par. Schuhes.

Hygrometer.	Länge.	Saite.	Einrichtung.
A	12‴	dünne	wie eine Uhr.
B	14	dicke	
C	23	dicke	
D	18	dünne	wie ſolche in Fig. 1589 ausſieht
E	18	dicke	
F	33½	dünne	

Nachdem Hr. L. durch viele Beobachtungen, welche er einige Jahre hindurch angeſtellt hatte, gewiß überzeugt war, wie lang man die Darmſaiten machen müſſe, damit ſie von der größten Feuchtigkeit bis zu der größten Trockenheit der Luft nur einen Umlauf ma-

machten: ſo fing er im J. 1771 an, drey übereinſtimmende Hygrometer von der dünnen Saite, welche $\frac{38}{109}$ Lin. im Diameter hat, zu machen, und ſchickte eins davon an Hrn. Prälat v. **Felbiger** in Sagan. Dieſer hatte ſchon von Hrn. Prof. Titius in Wittenberg ein Hygrometer erhalten, deſſen Saite von dem feuchteſten bis zu dem trockenſten Puncte 4 Umläufe machen ſollte. Er ſtellte daher ſogleich eine Vergleichung ſeines Ganges mit dem Gange desjenigen an, welches ihm Hr. L. geſchickt hatte. Dieſe zwey Hygrometer ſtimmten auch wirklich mit einander überein. Das Hygrometer des Hr. T. hatte eine Spirallinie, deren 4 Umgänge in 360 Grad getheilt waren. Damit man ſich aber in den Umgängen nicht irren möchte, hatte Hr. T. an den beyden Enden einen Faden angebunden, welcher, wenn die Nadel ſich vorwärts drehete, ſich von der Saite abwickelte. Weil aber das **Lambertiſche** Hygrometer nur einen einzigen Umgang macht, ſo hat es auch nur einen Zirkel, welcher in 360 Gr. eingetheilt iſt. Bey dem einen ſowohl als bey dem andern, bezeichnet das Zero der Eintheilung die größte Feuchtigkeit, der 180ſte Grad zeigt die mittlere Feuchtigkeit an, und die größte Trockenheit der Luft geht bis zu dem 360ſten Grade. Da Hr. L. von dem Hrn. Prälat v. F. vernommen hatte, daß derſelbe in Sagan täglich dreymal meteorologiſche Beobachtungen anſtellen laſſe, ſo machte er dergleichen auch in Berlin, um den Gong des Hygrometers in Sagan, mit dem Gange der beyden, welche er für ſich behalten hatte, vergleichen zu können. Aus den von beyden Herren angeſtellten Beobachtungen erhellt, daß die hygrometriſchen Veränderungen in Berlin und in Schleſien einander ſehr ähnlich ſind, und es iſt zu vermuthen, daß ſie ſolches auch in einem weitern Striche Landes ſeyn werden.

Fig.

Fig. 1590, iſt die Abbildung eines Hygrometers, wie es, nach Hrn. **Lambert** Theorie und Lehrſätzen, von Hrn. Mechanicus **Brander** in Augsburg verfertiget wird.

Eſſai d'Hygrometrie, ou ſur la meſure de l'humidité, par Mr. *Lambert*, ſt. im XXV. Th. der Memoir. de l'Acad. de Berl. a. d. J. 1769, à Berl. 1771, 4. S. 68—127, n. 15 Figg. auf 3 K. T.

Eb. Deſſ. Suite de l'Eſſai d'Hygrométrie, ſt. in den Nouveaux Memoir. de l'Acad. de Berl. a. d. J. 1771, à Berl. 1774, 4. S. 65 — 102, n. 2 K. T.

D. überſ. u. d. T. Herrn Prof. Lamberts Hygrometrie, oder Abhandlung von den Hygrometern. Aus dem Franzöſ. überſetzt. Augsb. 1774, 8. 7 u e. h. B. nebſt 3 K. u. 1 Titelk. Fortſetzung derſelben, 1775, 8. 4 u e. h. B. nebſt 2 K. T.

Unter den jetzigen Gelehrten Deutſchlandes, welche hygrometriſche und überhaupt meteorologiſche Beobachtungen anſtellen, und durch den Druck bekannt machen, iſt Hr. Prof. Titius in Wittenberg, ein gründlich gelehrter und unermüdeter Beobachter in der Phyſik und Oeconomie, unſtreitig einer der erſten. Es hat Derſelbe die Einrichtung ſeines Hygrometers, und der damit angeſtellten Beobachtungen, im 3. St. des *Wittenb. Wochenbl.* v. J. 1768, S. 21, f. beſchrieben. Im Sept. dieſes Jahres hatte die Ehre und das Vergnügen, dieſen würdigen Gönner und Freund, in Geſellſchaft unſers gemeinſchaftlichen Freundes, des berühmten Hrn. Prediger Germershauſen, zu beſuchen, und ich bat ihn, bey dieſer Gelegenheit, um eine ausführlichere Beſchreibung, nebſt Zeichnung ſeines Hygrometers, welche er mir auch vor einigen Tagen mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat, und alſo lautet: "Das Hygrometer, deſſen ich mich nun ſchon viele Jahre bediene, beſteht aus einer Darmſaite von einer Laute, etwas über 1 pariſ. Linie dick. Die Saite hat faſt zwey Tage in Salmiakgeiſt gelegen, iſt darnach wieder zuſammen gedrehet, an einem kleinen Gewichte gerade herunter hängend getrocknet, und davon ein, 18 par. Zoll langes, Stück zum Hygrome-

grometer gebraucht worden. Dieſes Stück Darmſaite hängt von einem Arme herunter, welcher oben an einer kleinen Säule feſt gemacht iſt; und dieſe Säule ſteht am Rande eines viereckigen Bretchens aufgerichtet, über welchem das Papier mit der aufgezeichneten Scale liegt. Dieſe Vorrichtung macht eigentlich das Geſtell oder Gerüſt des Hygrometers aus. Die Darmſaite hängt alſo an dem Arme der Säule ſo herunter, daß ſie ziemlich über das Mittel des Bretchens, folglich der Spirallinien, welche die Scale ausmachen, trifft. Oben, wo ſie vom Arme herab hängt, iſt ſie in einem Wirbel eingeklemmt, welcher vorn im Arme ſteckt, und vermittelſt deſſen man der Saite die erſte Normaleinrichtung geben kann. Von dem Arme, da wo der Wirbel eingelaſſen iſt, hängt eine hölzerne, 1 Finger ſtarke, hohl ausgedrehte Röhre herunter, und in dieſer geht die Darmſaite ſenkrecht und ganz frey herab, damit ſie ſolchergeſtalt durch die Röhre vor allem äußerlichen Staube geſchützet werde. Unten an ihr iſt ein bleyernes Gewichtchen, etwa 2 Unzen ſchwer, angebracht, welches ſie jederzeit ſtraff hält; und in dieſem ſteckt ein drähterner Weiſer, $4\frac{1}{2}$ Z. lang, welcher vermittelſt ſeines Umdrehens zugleich das Drehen der Darmſaite anzeigt. An dem Weiſer und der Röhre iſt ein Faden, welcher die Umdrehung der Saite rechts oder links bemerkt; und er ſelbſt der Weiſer geht über einem Papier, auf welchem vier Umläufe der gemeinen oder archimediſchen Spirale, 4 par. Linien von einander abſtehend, gezogen ſind. Dieſe Umläufe, die man ſich faſt wie concentriſche Kreiſe vorſtellen kann, haben jeder 90 Grad, und nach dieſen zähle ich die Bewegung, welche der Weiſer nach einer oder der andern Seite macht, je nachdem ſich die Darmſaite zudreht, oder aufdreht. Denn es iſt bekannt, daß ſelbige durch die Feuchtigkeit aufgewickelt, durch die Trockenheit der Luft zugewickelt wird. Wenn ich daher das Hygrometer vor mir ſtehen habe, ſo ſind (an dem meinigen) alle Revolutionen, die der Weiſer von der Linken zur Rechten macht, Aufdrehungen der Saite, und alle Umwälzungen von der Rechten zur Linken, Zudrehungen derſelben. Erſtere Bewegung giebt daher die Deutung auf Feuchtigkeit, letztere auf Trockenheit der Luft. Damit ich aber dieſe rechts oder links geſchehene Bewegung erkennen kann, ſo iſt

an

an dem Weiſer unten dicht neben dem Gewichtchen, ein Faden angebunden, welcher mit dem andern Ende oben am Arme beym Wirbel feſt iſt. Dieſer Faden legt ſich bey Umdrehung des Weiſers um die Röhre; und ich kann vermittelſt deſſelben nicht nur ſehen, nach welcher Seite der Weiſer, ſondern auch, wie vielmal er herum gegangen iſt. Um aber doch von einem beſtimmten Grade im Zählen anzufangen, ſo pflege ich, bey Fertigung eines neuen Hygrometers, das Inſtrument in die Wärme eines Zimmers, nahe am Ofen, von 30 Grad reaum. zu ſtellen, und allda der Saite die Freyheit zu laſſen, ſich, ſo weit ſie immer kann, zu zudrehen, bis endlich der Weiſer ſtill ſteht, und die Saite ſich nicht weiter drehet. Alsdann ſtelle ich, vermittelſt des oben angebrachten Wirbels, in welchem die Saite feſt eingeklemmt iſt, und aus deſſen Spalte herab hängt, den Weiſer auf 450 Grad, oder auf den Ausgang des letzten Spiralkreiſes, und überlaſſe das Werkzeug ſodann der Einwirkung der Luft.

"Eine ähnliche Einrichtung zum Hygrometer hat ſchon der verſtorbene Hr. Prof. Hanow, zu Danzig, gehabt, welche er in den nützl. danziger Erfahrungen, v. J. 1739, St. 12, beſchreibt, und darnach ſeit 1739 bis 1774 ſeine Obſervationen eingerichtet hat; nur hatte er die Grade auf ſeinen Kreiſen anders eingerichtet.

"Der verſtorbene Hr. Prof. Lambert, zu Berlin, hat eine Vergleichung meines hieſigen Hygrometers, mit dem von ſeiner Einrichtung, angeſtellt, und gefunden, daß 13 meiner Grade, 5 an ſeinem Hygrometer machen, (Fortſetz. der Hygrometrie, S. 15.) Darnach können ſich diejenigen richten, welche ſich des Lambertiſchen Hygrometers bedienen, und ihre Obſervationen mit den hieſigen, nach meinem Hygrometer, vergleichen wollen. Ungeachtet mir die Unvollkommenheiten, welche die Darmſaite verurſachet, alle bekannt ſind, ſo habe ich doch zur Zeit keinen beſſern Körper für dieſes Werkzeug gefunden. Daß ich meine Darmſaiten in Salmiak tränke, geſchieht nicht ſowohl, daß ſie zur Annehmung der Feuchtigkeit geſchickter werden, als vielmehr von den fettigen Subſtanzen, die ihnen jederzeit ankleben, ſo viel möglich, befreyet werden ſollen. Uebrigens habe ich auch ſchon mit näherer Beſtimmung dieſes meines Hygrome-

grometers, ſowohl in deſſen Verfertigung, als in deſſen Gange, einige Berichtigungen vorgenommen, die ich bekannt machen werde, wenn ich ſolche durch mehrere Verſuche werde beſtätiget haben.“

Gedachter Hr. Prof. Titius eröffnet im 3. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 22, folgende Gedanken über die Unvollkommenheiten der bisherigen Hygrometer, und über die Verbeſſerung derſelben.

„Ueberhaupt ſind die Hygrometer unter allen meteorologiſchen Werkzeugen noch zur Zeit das unvollkommenſte. Alle Anzeigen, die man von ihnen erwarten kann, geben nur auf den mittlern Zuſtand der feuchten Luft. Denn im Grunde iſt ihre Veränderung dieſe: Wenn die Luft feuchter wird, ſo dreht ſich die Darmſaite von der Rechten zur Linken, und alſo dreht ſie ſich zu. Wird die Luft trockner, ſo dreht ſich die Saite von der Linken zur Rechten, und folgends auf. Aber dies gilt nur von den mittlern Stufen der Feuchtigkeit. Iſt die Luft recht ſehr feucht, oder man bringt das Hygrometer in ſtarke Dünſte, ſo dreht ſich die Darmſaite ſtets auf, an ſtatt ſie ſich bey geringer Feuchtigkeit zudreht; und bey groſſer Dürre dreht ſie ſich endlich immer zu, und wird kürzer, an ſtatt daß ſie ſich bey mäßiger Feuchtigkeit zuzudrehen anfängt. Dieſes iſt eine alte Erfahrung, ſchon vom Muſchenbroeck (L'eſſay de Phyſ. T. II. p. 699) angemerkt. Ich habe ſie ſo ſehr beſtätigt gefunden, daß ich einsmals mein Hygrometer mit Fleiß in die dickſten Waſſerdünſte eines Zimmers ſtellte, und dieſe ſo ſtark häufte, bis die Saite über 5 Aufdrehungen machte, und äuſſerſt ſchlaff und welk zu werden anfing. In meiner Eintheilung nehme ich die Zahl 160 als eine mittlere für die Feuchtigkeit der Luft an; daher denn die niedrigen Zahlen eine zunehmende, und die höhern eine abnehmende Feuchtigkeit derſelben, in Graden und Decimaltheilen, andeuten. Es wäre zu wünſchen, daß man über das Verhältniß der abſoluten Menge von Dünſten in einem gewiſſen Raume von Luft, zu der abſoluten Maſſe der Luft, noch mehrere Verſuche, ſelbſt durch Hülfe einer dergleichen Darmſaite, unter einer gläſernen Glocke, anſtellte, damit man zu beſtimmten Begriffen von der eigentlichen Feuchtigkeit der Luft gelangen möchte“. Fig. 1591, bildet dieſe Scale ab. Und im 22 St. deſſ. v. e. d. J. 188, ſagt er: „Allen Hygrometern

metern fehlt unter verſchiedenen andern Berichtigungen, auch dieſes, daß ſie niemals die abſolute Feuchtigkeit der Luft, d. i. das abſolute Verhältniß anzeigen, welches die in der Luft ſchwebende beſtimmte Menge Dünſte zu einer beſtimmten Quantität Luft hat. Dieſes zu erfinden, ſollte man folgenden Verſuch machen: Man nehme eine Hygrometerſaite, gut mit Salmiak getränkt; man trockne ſie über einem Kohlfeuer, oder auf einem Ofen, ſo ſtark, daß man verſichert iſt, es enthalte ſelbige ferner keine Feuchtigkeit. Alsdann ſetze man das Hygrometer, woran ſie angebracht iſt, unter eine große Glocke, und verklebe den Rand, wo ſie aufſteht, gut und mit Siegelwachs. Man merke, wie ſtark ſich die Saite in gegebenen Graden, vorwärts oder rückwärts, dreht: ſo hat man die Feuchtigkeit der gegenwärtig unter der Glocke enthaltenen Maſſe Luft, unbeſtimmt. Nun ſetze man ein weites Glas mit Waſſer unter die Glocke, und verwahre ſie wie zuvor, daß keine äußere Luft hinein dringe. Man merke abermal das Fortrücken des Hygrometerzeigers, und zugleich (wenn die Ausdünſtung eine Weile währet,) die Höhe, welche das Waſſer im Glaſe durch das Ausdünſten gefallen iſt, z. B. von 2 Linien: ſo kann man die Quantität der in dieſer Luft aufgeſtiegenen Dünſte in Cubiklinien und Cubikzollen wiſſen. Und da ſich die Quantität der Luft unter der Glocke ebenfalls in Cubikzollen angeben läßt: ſo iſt alsdann unter beyden Maſſen eine genaue Vergleichung möglich. Ja, man bringt hiedurch auch heraus, wie viel die Menge Dünſte betragen hat, die vorher unter der Glocke ſchon in der Luft geweſen, ehe das Waſſer darunter iſt geſetzet worden. Setzet, der Zeiger hätte ſich, ehe das Waſſer herunter gekommen, 5 Grade gedrehet, und nach Ausdünſtung einer beſtimmten Menge Waſſer, wäre er noch 30 fortgerücket, ſo iſt die Menge Dünſte unter der Glocke ein Sechstheil derjenigen geweſen, die hernach das Waſſer in dieſe Luft ausgelaſſen hat. Weiß man nun die Maſſe Luft unter der Glocke, ſo kann man dies Hygrometer ferner, ohne weitere Behandlung in der Luft gebrauchen, und allemal, nach der unter der Glocke gefundenen Regel, ins Mittel gerechnet, angeben, der wievielſte Theil von Dünſten zu einer Zeit ſich in der Luft, in Vergleichung mit der ganzen Maſſe derſelben, aufhalte. Z. B. der $\frac{1}{20}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{5}{10}$ Theil u. ſ. w. Das heißt, die Menge Dünſte in der Luft betragen jetzt den ſo und ſo vielſten Theil der Luftmaſſe, oder verhalten ſich gegen die Luftmaſſe wie 1 : 10 rc.".

Im 16. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1773, S. 123, fgg. erklärt ſich derſelbe über Erfindung des feſten Punctes der Trockenheit an dem Hygrometer näher, und macht zugleich ſeinen Vorſchlag bekannt, anſtatt der Darmſaiten, Saiten aus dem feinſten Silberdrahte, der noch nicht platt geſchlagen iſt, zu verfertigen, als woran ſich die Obſervationen viel richtiger, auch mit mehrerer Uebereinſtimmung ergeben würden.

Er ſagt: "In dieſem Wochenblatte, A. 1768, S. 188, und 1769, S. 281, habe ich theils über die Beſtimmung der abſoluten Feuchtigkeit der Luft, vermittelſt des Hygrometers, theils über die Erfindung des feſten Punctes der Trockenheit an demſelben einige theoretiſche Gedanken und Vorſchläge geäußert. Der feſte Punct der Feuchtigkeit würde vielleicht ſo gefunden, wenn man die Darmſaite in den Dunſt des kochenden Waſſers, welcher vermittelſt einer Röhre von gegebener Weite aufgefangen wird, hinein hinge, worin ſie ſich von dem durchſtreichenden Dampfe ſo lange aufwickelte, bis ſie ferner unverändert ſtehen bliebe. Oder man könnte ſie auch in den Dunſt der ſo genannten Aeolipila bringen. Genug, wenn nur eine beſtimmte Menge Dünſte die Darmſaite dergeſtalt angreiſt, daß ſie, nach Annehmung des höchſten Grades der Feuchtigkeit, ſich nicht weiter aufwickelt und verändert, und daß nur dabey auf die Länge und Dicke, auch auf einerley Art der Darmſaite, geſehen werde. Indeſſen wird alle Vorſicht und die ſchärfſte Bemühung zu Berichtigung dieſes Inſtruments nicht den gewünſchten Endzweck erreichen, ſo lange noch die Darmſaite, als das Hauptingrediens, beybehalten wird. Als daher der göttingiſche Hr. Recenſent, bey Gelegenheit meiner hygrometriſchen Obſervationen einwandte, die Unzuverläſſigkeit der Darmſaite ſtehe noch immer der zu hoffenden Richtigkeit und Beſtimmtheit von dergleichen Wahrnehmungen im Wege, ſo konnte ich weiter nichts antworten, als dieſes: die Darmſaite ſey zur Zeit noch die ſchicklichſte Materie, woraus ein Hygrometer verfertiget werden könne. Aber die Einwendung bleibt allemal richtig, die Darmſaite wird ſchwerlich zur Angebung ein paar feſter und allgemeiner Puncte zu gebrauchen ſeyn. So viel Darmſaiten, ſo viel veränderliche Geſchicklichkeit in Annehmung

der

der Feuchtigkeit. Es kommen hier in Betrachtung, das Alter und die Beſchaffenheit des Thieres, die Fettigkeit des Darmes, das Gedärme ſelbſt, die Art, womit die Saite verfertiget wird. Denn ich pflege z. B. nicht eben darum die Saite in Salmiakgeiſt zu tränken, um ſie beweglicher zu machen, ſondern um ſie von der thieriſchen Fettigkeit, ſo viel möglich, zu befreyen. Indeſſen habe ich lange auf eine andere Materie gedacht, woraus das Hygrometer könne zubereitet werden. Und da bin ich endlich auf den Gedanken gerathen: man ſollte ſtatt der Darmſaite, eine aus dem allerfeinſten Silberdrahte, deſſen ſich die Gold- und Silberſpinner zu ihren Arbeiten bedienen, gewundene Schnur erwählen, und dieſe ſtatt der Saite im Hygrometer gebrauchen. Es verſteht ſich, daß dieſer feinſte Silberdraht noch nicht müſſe geplattet ſeyn, und daß man verſuchen müſſe, wie viele Fäden deſſelben dieſe metalliſche Schnur bekommen müſſe, um unter gehöriger Dicke ſchickliche Wendungen zu machen. Denn ich ſtelle mir vor, die Feuchtigkeit werde auf dergleichen Schnur ganz ähnliche, wenn gleich viel geringere, Wirkungen, als auf die Darmſaiten und Hanffäden, machen. Als ich dieſen Gedanken einem gelehrten und ſehr einſichtsvollen Freunde, Mitgliede der ſchleſiſchen öconomiſchen Geſellſchaft in Breslau, mittheilte, erwiederte derſelbe, es ſchiene ihm, als ob bey der Wahl eines ſolchen Haarſilberdrathes der Hauptumſtand nicht Statt fände, auf welchen doch Veränderungen der Hygrometer aus Saiten, Fäden, Papier, Schwamm, u. d. gl. beruhen, nämlich die Zuſammenſetzung der feinſten Fäſerchen, und die damit verbundene Lage der engſten Haarröhrchen, in welche die feuchten Dünſte ſteigen und ſie ausfüllen. — Aber dawider erinnere ich, die Feuchtigkeit wirket nicht dadurch auf unſere Hygrometer, daß ſie ſich in die eigentlichen Fäſerchen der Saite oder der Hanffäden, ſondern vielmehr in die durch Zuſammendrehung der Fäſerchen entſtehenden Haarröhrchen und Canäle ſetzt, und dadurch die ſolchergeſtalt in der Darmſaite gewundenen Faſern aus einander und zum Aufwickeln bringt. Man kann nicht ſetzen, daß die Dünſte in die Höhlungen der Fibern einer Saite eindringen; denn das müßte durch die Enden der Saiten geſchehen, und die ſind gemeiniglich zugemacht, oder doch auf andere Weiſe verwahrt. Zu geſchweigen, daß auch die Faſern insgeſamt ſehr eingetrocknet ſind. Daher kann auch die Feuchtigkeit nicht wohl durch die Wände oder Seitenflächen in die Darmſaite ein-

eindringen. Das Auf- und Zudrehen entſteht alſo daher, daß die unmerklichen Dämpfe in die Haarröhrchen ſich zwiſchen die Fäden in die Saite ſetzen. Und eben dieß kann auch in den aus dem feinſten Silberdrahte gewundenen Schnuren oder Strängen geſchehen. Denn hier entſtehen eben ſolche Haarröhren, als in den Darmſaiten und Hanffäden. Wenigſtens iſt dies ein Vorſchlag, den man weiter unterſuchen, verändern und verbeſſern ſollte.

Von den zwey feſten Puncten eines Hygrometers habe ich auch ſchon bereits ſeit vielen Jahren geſchrieben; und halte es für eine geringe Erfindung, wenn Jemand hierin etwas ſicheres zuwege gebracht hat, woraus er eben kein Geheimniß zu machen Urſache hätte. Der berühmte Hr. Brander zu Augsburg hat, um den feſten Punct der Trockenheit zu finden, eine Art von Trocknungskaſten erfunden, und bedient ſich auch dazu des Weinſteinſalzes; welches letztere mir bloß zur Reinigung der Darmſaite beyzutragen ſcheint. Ich halte dafür, die Natur muß hier eine Methode angeben, wie eine dazu präparirte Darmſaite auf einen beſtimmten Grad der Trockenheit zu bringen ſey. Der berühmte Meßkünſtler zu Berlin, Hr. Prof. Lambert, hat ſich hierüber wohl die meiſte Mühe gegeben, und von ihm iſt auch am mehreſten hierin zu hoffen. Er hat aus dem hieſigen Tageregiſter der hygrometriſchen Obſervationen die Morgenobſervationen für jeden Monat genommen, daraus das Mittel gezogen, und ſolches mit dem Mittel von den gleichzeitigen Obſervationen ſeiner und der ſaganſchen Hygrometer verglichen, und ſolchergeſtalt die Wittenbergſche Scale auf die ſeinige zu reduciren geſucht. Daraus hat ſich ergeben, daß das 0 an ſeinem Hygrometer mit dem 150ſten Grade des Wittenbergſchen, nämlich unter 0, und der 360ſte Grad an ſeinem mit dem 788ſten des hieſigen ſo ziemlich übereintrifft, ſo, daß das Wittenbergſche 150 + 788 = 938 Grade durchläuft, wenn das ſeinige 360 Grade zurück leget, und daß demnach 13 Wittenbergſche Grade mit 5 der Seinigen übereinkommen. Er hat durch dieſe Vergleichung für den Winter von 1771–1772 gefunden, daß das hieſige Hygrometer durch das ganze Jahr mit dem ſeinigen zu Berlin und zu Sagen einen ganz ähnlichen Gang gehabt, beſonders mit dem Berliniſchen faſt Tag für Tag. Dies iſt nun allerdings eine ganz neue Frucht der hygrometriſchen Obſervationen, und zeigt

ganz

ganz deutlich an, wie Hr. Lambert auch behauptet, daß die Feuchtigkeit der Luft ſich an entfernten Orten zugleich ändert: eine allerdings wichtige und in die ganze Landwirthſchaft höchſt einfließende Entdeckung, wodurch auch ſelbſt das Hygrometer in große Achtung kommen kann. Ferner hat Hr. Prof. Lambert wahrgenommen, daß die Größe und die Geſchwindigkeit der Veränderungen bey den Darmſaiten in geradem Verhältniſſe ihrer Länge, und im umgekehrten Verhältniſſe ihrer Dicke ſtehe".

Herr de Lüc, Vorleſer bey der Königin Charlotte in London, einer unſerer größten und ſcharfſinnigſten Naturforſcher, welcher mit einer tiefen Einſicht in die Theorie eine lange Erfahrung und Uebung im Beobachten, eine große mechaniſche Geſchicklichkeit, und einen bis zur Bewunderung unermüdeten Fleiß verbindet, und ſich unter andern durch ſeine vortreffliche Unterſuchungen und Verbeſſerungen des Barometers und Thermometers um die Naturlehre ein unſterbliches Verdienſt erworben hat, äußerte in ſeinen Recherches ſur les modifications de l'Atmoſphère, Geneve 1772, 4. (wovon eine deutſche Ueberſetzung zu Leipzig 1776, in 8. erſchienen iſt,) welche, außer den Prüfungen und Verbeſſerungen der meteorologiſchen Werkzeuge, eine Menge ſchätzbarer Bemerkungen über die Veränderungen der Atmoſphäre enthalten, bey jeder Gelegenheit den Wunſch, daß die Naturlehre mit einem genauern Feuchtigkeitmeſſer verſehen werden möge. Viele der Ausſichten, welche ſich Hrn. de Lüc zu anſehnlichen Erweiterungen der Naturlehre eröffneten, ſetzten ein genaueres Hygrometer voraus, als alle die bisherigen waren, die, weil ſie keinen feſten Punct, und keine beſtimmte Größe der Grade hatten, aufs höchſte nur den Namen der Hygroſkope verdienten. Sein Eifer für die Naturlehre war zu groß, und ſein Geiſt zu thätig, als daß er nicht ſelbſt an der Erfüllung dieſes Wunſches hätte arbeiten ſollen. Er brachte

das gewünſchte Hygrometer wirklich zu Stande; und als er bald nach Erfindung deſſelben nach England gegangen war, ſo theilte er ſolches Werkzeug, dem Herrn Phipps mit, welcher auf Befehl des Königes verſuchen ſollte, wie weit es möglich ſey, ſich dem Nordpole zu nähern. Man findet daher die erſte Beſchreibung dieſes Hygrometers ſchon in der Nachricht von der Seereiſe des Hrn. Phipps, welche u. d. T. A voyage towards the north pole undertaken by his Majeſty's command 1773, zu London 1774, in gr. 4. heraus gekommen iſt. Hr. de Lüc ſelbſt ſetzte eine Abhandlung in franzöſiſcher Sprache auf, ließ ſie hernach mit einigen Abkürzungen in das Engliſche überſetzen, und übergab ſie der königl. Societät ſo, wie ſie ſich u. d. T. Account of a new Hygrometer, by J. A. de Luc, im LXIII. B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1773, Art. 38, S. 404 — 460, findet. Die Urſchrift ſelbſt, wie ſie von dem Verf. aufgeſetzt worden iſt, hat der Abt Rozier ſeinen Obſervations ſur la phyſique &c. To. 5. Mai 1775, S. 381, fgg. u. d. T. Copie d'un mémoire ſur un hygromètre comparable, beygefügt; und eine deutſche Ueberſetzung davon, ſt. im 1. St. des 1. B. der Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte von einigen Liebhabern der Wiſſenſch. Lpz. 1778, gr. 8. S. 1 — 80. Im Anfange des göttingiſchen Taſchenkalenders, für das J. 1778, S. 48, befindet ſich zwar folgende Nachricht: „Hr. de Lüc hat ſein „vor einigen Jahren erfundenes Hygrometer aufgegeben, weil es unter der Campane nicht gut zu gebrau„chen war, und dabey nur eine Seite des Elfenbei„nes mit der Luft in Berührung kam. Er hat nun„mehr ein neues angegeben, an welchem zwar der „Körper, der die Feuchtigkeit empfängt, wieder Elfen„bein iſt, das aber nun zur Dünne eines feinen Hobel„ſpanes gearbeitet, auf und nieder über Rollen ge-

„führt

„führt iſt, und endlich einen Zeiger dreht. Die Wir„kung der Hitze und Kälte zu corrigiren, hat er der „Maſchine eine den roſtförmigen Pendulſtangen ähn„liche Einrichtung gegeben, auch die relative Aus„dehnung der dabey gebrauchten Körper durch die Hitze „und Kälte ſelbſt von neuem beſtimmt." Dieſer neuen Bemühungen des Hrn. Verf. ungeachtet, wird doch die vorerwähnte Schrift, wegen der Geſchichte der Erfindung, und vieler darin enthaltenen Beobachtungen und Bemerkungen, für die Meteorologie wichtig bleiben, und ich werde daher auch hier die Einrichtungen ſeines erſten Hygrometers beſchreiben.

Des Hrn. **de Lüc** Unterſuchungen über die Veränderungen der Atmoſpähre, hatten, wie geſagt, in ihm den Wunſch erregt, der Erfindung eines wahren Hygrometers nachzudenken. Er fand dazu bey einer Reiſe, im Dec. 1771, Gelegenheit, und faßte den Vorſatz, dieſe Unterſuchung auf eine völlig methodiſche Art anzuſtellen. Er fand zuerſt folgende drey nothwendige Eigenſchaften eines Feuchtigkeitmeſſers: 1) einen feſten Punct, von welchem alle Maße dieſer Art ausgehen müßten, wie z. B. der Siedepunct bei einer beſtimmten Barometerhöhe, ein ſolcher Punct für das Thermometer iſt; 2) daß alle Hygrometer Grade haben müßten, die ſich vollkommen unter einander vergleichen lieſſen, und die in allen auf einerley Art, durch gleiche Größen der Feuchtigkeit beſtimmt, nicht von einem erſten Normalhygrometer auf die andern copirt wären; 3) daß ſich alle dieſe Werkzeuge bey einerley Veränderungen der Feuchtigkeit vollkommen auf einerley Art verhalten müßten. Daß ſolche Werkzeuge die wirklichen Verhältniſſe der abſoluten Größen der Feuchtigkeit anzeigen ſollten, hielt er für wünſchenswerth, aber nicht für nothwendig, da die drey angezeigten Bedingungen hinreichen, um ſich verſtehen

zu können, wenn man von Graden der Feuchtigkeit redet.

Nachdem er alſo beſtimmt hatte, was eigentlich zu thun ſey, fing er bey dem erſten Puncte an, und machte, um ſeine Aufmerkſamkeit deſto mehr darauf zu richten, von dem Gegenſtande deſſelben einige Unterabtheilungen. Er mußte anfänglich auf die Erſcheinungen der Feuchtigkeit denken, und einen beſtimmten Zuſtand der Körper, in Abſicht auf dieſelbe, ausfindig machen. Dieſer Zuſtand konnte entweder die äußerſte Feuchtigkeit, oder die völlige Trockenheit, oder ein dazwiſchen fallender beſtimmter Zuſtand, ſeyn. Da das Aeußerſte in der Natur immer ſehr ſchwer zu finden iſt, ſo hoffte er am erſten, einen dazwiſchen fallenden feſten Punct zu entdecken; allein, er fand immer nur das Bedürfniß, ein Maß der Feuchtigkeit zu haben, ohne auf Gründe eines ſolchen Maßes ſelbſt zu kommen. Eben ſo wenig gelang es ihm mit der abſoluten Trockenheit. Sie iſt nicht anders, als durch das Feuer zu erhalten, welches doch zugleich die Natur der Körper verändert. Er mußte alſo ſeinen feſten Punct da ſuchen, wo er ihn am wenigſten zu finden gehofft hatte. Lange Zeit konnte er auch auf dieſem Wege nichts entdecken. Es ging oft zurück, kam aber allezeit wieder auf die äußerſte Feuchtigkeit, als auf die einzige Seite, von der ſich ſein Gegenſtand faſſen ließ. Die Worte, ſo nothwendig ſie ſind, andern unſere Gedanken mitzutheilen, hindern doch oft bey uns ſelbſt die Entſtehung neuer Ideen. So wiederholte er ſich unabläſſig das Wort Feuchtigkeit; und dieſes führte ihn immer auf Erſcheinungen, bey denen er nichts beſtändiges fand. Endlich wurde er müde, ſich an Worte zu binden, und richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf die natürlichen Erſcheinungen ſelbſt. Er kam dabey bald auf das Waſſer, und fand das Aeußerſte der Feuchtigkeit nach langen Umſchweifen endlich in dieſem ſo einfachen

Gegenſtande, welcher, wie es ihm nun vorkam, ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt hätte auf ſich ziehen ſollen. Jetzt betrachtete er die Feuchtigkeit nicht mehr in ihren einzelnen Erſcheinungen, ſondern er ſah ſie bloß als eine Wirkung der in den Körpern zerſtreuten Waſſertheilchen an, und fand alſo in dem Waſſer ſelbſt, wo ſich dieſe Theilchen einander am meiſten nähern, den höchſten Grad ihrer Wirkung.

Um bey dieſer Materie alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, beſtimmt er zuvörderſt die Bedeutungen der Worte genau. Feuchtigkeit iſt bey ihm bloß eine Wirkung, eine Veränderung der Körper, welche durch eine Urſache von verſchiedener Stärke, nämlich durch die Waſſertheilchen, hervor gebracht wird. Dieſe Urſache in ihrer größten Allgemeinheit, und unter allen denen Geſtalten, welche ſie in der Natur annimmt, benennt er mit dem lateiniſchen Namen Humor. Alſo ſind Eis, Waſſer in allen Graden ſeiner Wärme, Hagel, Schnee, Reif, Regen, Thau, Wolken, Nebel, unſichtbare Dünſte u. ſ. w. bloße Modificationen dieſer Subſtanz, verſchiedene Gattungen eines und eben deſſelben Geſchlechtes, wovon das Wäſſerige das allgemeine Kennzeichen iſt. Dieſes Geſchlecht nennt er den Humor. Je mehr ein Körper von dieſem Humor enthält, deſto feuchter iſt er; und wenn er im Waſſer gelegen, und deſſelben ſo viel in ſich genommen hat, daß er nichts mehr davon annimmt, ſo hat er den äußerſten Grad der Feuchtigkeit; denn das Waſſer, welches ſeine Zwiſchenräume erfüllt, iſt der auf den höchſten Grad concentrirte Humor. Es kann zwar der zerſtreute Humor (Humor diſcret,) oder es können die Dünſte verſchiedener Art, eben ſo große Wirkungen hervor bringen, als der concrete, oder das Waſſer; es findet ſich aber allemal einiger Unterſchied, beſonders in Anſehung der Zeit. Die mit Luft umgebenen

Körper

Körper verlieren durch die Ausdünſtung unaufhörlich einen Theil des Humors, den ſie aus der Luft annehmen. Iſt nun die Anfeuchtung ſtärker, als die Ausdünſtung, ſo wird der Körper endlich auf den höchſten Grad angefeuchtet oder durchnäſſet, und zwar eher oder ſpäter, je größer oder geringer die Quantität des Humors iſt, die er in einer gewiſſen Zeit bekömmt, und je mehr oder weniger dieſe Quantität die Größe der Ausdünſtung überſteigt. Der Körper wird alſo ſchnell durchnäſſet, wenn der Humor bis zu Waſſer verdichtet iſt; denn die Ausdünſtung auf der Oberfläche des Waſſers iſt in Vergleichung mit der Wirkung deſſelben auf die eingetauchten Körper, unbeträchtlich. Hingegen wird er nur nach und nach, und oft nur zum Theil durchnäſſet, wenn der Humor zerſtreut, oder in Dünſte verwandelt iſt; denn alsdann dringt er nur theilweiſe ein, und es verdunſte zwiſchen den Stellen dieſer Theile mehr oder weniger davon, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Luft oder des befeuchteten Körpers. Dennoch hat dieſer Unterſchied zwiſchen den Wirkungen des concreten und des zerſtreuten Humors, in Abſicht auf die Zeit, nur an der Oberfläche der Körper, und bis auf eine geringe Tiefe unter derſelben, Statt. In dem Innerſten dicker Körper nimmt er ab, und kann ſo gar in das entgegen geſetzte übergehen, weil der zerſtreute Humor leichter, als das Waſſer, in die Zwiſchenräume dringt, welches den Mangel an Kraft und Dichte erſetzen und wohl gar überſteigen kann.

Hiedurch wird eine Schwierigkeit gehoben, welche Hrn. de Lüc anfänglich in Verlegenheit ſetzte. Er hatte von den Vogelſtellern gehört, daß, wenn ſie den Waſſervögeln nachſtellten, die Fäden ihrer Netze durch den Thau ſtärker, als durch die Berührung des Waſſers ſelbſt, geſpannt würden. Es ſchien ihm alſo das, was er für den äußerſten Grad des Humors hielt, weniger Wirkung zu thun, als ein geringerer Grad deſſelben.

ben. Er entdeckte aber hernach zwo beſondere Urſachen dieſes Unterſchiedes. Die eine iſt die zwiſchen den Faſern der Fäden enthaltene Luft, welche dem Eindringen des Waſſers widerſteht, weil das Waſſer ihr ſelbſt die Oeffnungen und Wege verſchließt, durch welche ſie heraus gehen könnte. Den Tröpfchen des Thaues kann dieſe Luft ausweichen, weil ihr dieſelben Platz genug frey laſſen, um neben ihnen zwiſchen den Faſern der Fäden durchzugehen. Eine andere, weniger merkliche, aber eben ſo gewiſſe Urſache dieſer Erſcheinung iſt der Unterſchied der wechſelſeitigen Anziehungskraft der Theilchen des concreten und zerſtreuten Humors, welcher eine große Verſchiedenheit in der Leichtigkeit veranlaſſet, mit welcher ſich dieſe Theilchen von einander trennen, um eines nach dem andern in die engen Zwiſchenräume einzudringen. Wenn der Humor in der Geſtalt des Waſſers an die Zwiſchenräume der Körper tritt, ſo iſt die Anziehungskraft ſeiner Theilchen ſehr ſtark, und verhindert ihr Eindringen weit mehr, als wenn ſie durch andere Urſachen ſchon getheilt, und in Tröpfchen des Thaues oder der Dünſte verwandelt ſind. Dieſe Erſcheinung macht alſo keinen Einwurf gegen den von Hrn. de Lüc angenommenen Grundſatz; es iſt einzelner Fall, und es bleibt in der Regel allezeit wahr, daß die in Waſſer getauchten Körper dem äußerſten Grad des Humors ausgeſetzt ſind. Um die Urſache dieſer Ausnahme vom Hygrometer abzuhalten, iſt es genug, wenn man der Luft den Zugang verwehret, und den Körpern, auf welche der Humor wirken ſoll, keine allzu große Dicke giebt.

Eine andere Schwierigkeit, welche ihm beyfiel, war dieſe, daß das Waſſer wahrſcheinlich mehr oder weniger auf die Körper wirkt, nachdem es mehr oder weniger warm iſt. Dieſes aber hinderte ihn im geringſten nicht. Er ſuchte nur einen feſten Punct für das Hygrometer, und keineswegs die größte mögliche

Wirkung des Waſſers, als der befeuchtenden Urſache, und durfte alſo nur bey ſeinen Verſuchen immer einerley Grad der Wärme gebrauchen. Um dieſen Grad noch genauer zu beſtimmen, entſchloß er ſich das Waſſer zu gebrauchen, wenn es eben aufhört, Eis zu ſeyn. Alſo wird für die Baſis der Scale eines jeden Hygrometers, die Befeuchtung, welche das zerſchmelzende Eis bewirkt, angenommen. Nunmehr ſchien ihm dieſer Grundſatz ſo einfach und leicht, daß es ihm unbegreiflich war, wie man ſo lange Zeit über nicht darauf gekommen ſey; die Schwierigkeiten aber, die ihn ſelbſt vor ſeiner Entdeckung abgehalten hatten, zeigten ihm bald die Urſache davon. Der Begriff vom Hygrometer war verwickelt und unbeſtimmt, es zeigten ſich alle Schwierigkeiten auf einmal, und die Aufmerkſamkeit reichte nicht zu, alle dieſe Ideen zu umfaſſen; die erſten Schritte, die man wagte, führten ſo gar vom rechten Wege ab. Von der einen Seite ſuchte man ein Hygrometer in Materien, deren Natur das Waſſer mehr oder weniger verändert, und die ſchon bisher zu Hygroſkopen gedient hatten; von der andern nannte man die Urſache, deren Wirkungen man zu meſſen dachte, Feuchtigkeit; beydes lenkte von dem Gedanken ab, den feſten Punct des Hygrometers durch das Waſſer zu finden. Auch er bemerkte die erſte dieſer Schwierigkeiten, aber ſie ſchien ihm an und für ſich nicht unüberwindlich zu ſeyn. Er hoffte, einen Körper zu finden, welcher gegen die befeuchtende Kraft des Waſſers empfindlich wäre, ohne daß doch die Natur deſſelben dadurch verändert würde. Von der Beſchaffenheit dieſes Körpers hing die Form des Hygrometers, und die Einrichtung der Grade, ab, nach welchen es die verſchiedene Quantität des Humors anzeigen ſollte; er wählte daher die Entdeckung eines ſolchen Körpers zum zweyten Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen.

Auch

Auch bey dieſer Betrachtung gebrauchte er den Vortheil, von dem Gegenſtande derſelben Abtheilungen zu machen. Er betrachtete in dieſer Abſicht jedes Naturreich einzeln, und unterſuchte die verſchiedenen darein gehörigen Materien. Das Mineral- und Pflanzenreich lieferten ihm nichts zu ſeiner Abſicht dienliches, d. i. keine Materie, die zwar der Einwirkung des Humors fähig wäre, doch aber durch dieſelbe, oder durch andere Urſachen, in ihrer Natur nicht verändert würde; bey der Betrachtung des Thierreiches hingegen, zogen die Knochen, und beſonders das Elfenbein ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das letztere ſchien ihm alle erforderliche Eigenſchaften zu beſitzen. Er erinnerte ſich, daß ein elfenbeinerner Hahn, den er gebraucht hatte, ſich ſchwerer oder leichter hatte drehen laſſen, nach dem die Luft feuchter oder trockner geweſen war. Er hatte bey dem Mahlen mit Waſſerfarben elfenbeinerne Paletten gebraucht, und dabey keine bleibende Veränderung der Natur dieſer Materie bemerkt. Endlich war ihm nie Elaſticität des Elfenbeines bekannt, die ihn hoffen ließ, es werde bey einerley Grade der Anfeuchtung auch wieder auf einerley Zuſtand zurück kommen.

Es blieb aber bey dieſem zweyten Puncte noch etwas zu beſtimmen übrig, welches mit dem dritten, nämlich mit der Beſchaffenheit der Grade des Hygrometers, in Verbindung ſtand. Man mußte die Geſtalt beſtimmen, welche das Elfenbein bekommen ſollte, damit der Humor leicht auf daſſelbe wirken, und man dieſe Wirkungen zugleich abmeſſen könnte. Er fiel zuerſt darauf, elfenbeinerne Stäbchen zu gebrauchen, und ihre Verlängerung vermittelſt einer Maſchine, die dem Pyrometer ähnlich wäre, zu meſſen. Er dachte auch auf einen großen Nonius, der aus einem elfenbeinernen und einem metallenen Lineale beſtände. Beyde Maſchinen waren beſtimmter Eintheilungen fähig,

hig, weil ſich die Länge der Stücke und ihre Verhältniſſe abmeſſen ließen. Er glaubte alſo ſeinen Zweck erreicht zu haben, als ihm beyfiel, es könnte vielleicht das Elfenbein, ſo wie das Holz, die Einwirkung des Humors nach der Länge der Faſern nicht annehmen, und alſo dieſe beyde Arten von Mikrometer unvollkommen, und die Grade des Hygrometers unregelmäßig machen. Auch befürchtete er, daß, wenn er dem elfenbeinernen Stäbchen die nöthige Dicke geben wollte, um ihre Krümmung zu verhüten, dieſelbe ein Hinderniß ihrer gänzlichen Durchdringung von dem Humor ſeyn möchte. Hieraus folgte, daß er dem Elfenbein eine ſolche Geſtalt geben mußte, daß es zwar ſehr dünn würde, doch aber der Krümmung widerſtände, und daß die abzumeſſenden Veränderungen bloß auf die Annäherung oder Entfernung ſeiner Faſern von einander ankämen.

Nach dieſen nothwendigen Bedingungen richtete er ſeine Unterſuchungen ein, und überdachte nach und nach verſchiedene Geſtalten dünner Gefäße von Elfenbein, deren verſchiedenen Halt (Capacität) man mit Queckſilber ausmeſſen könnte. Endlich kam er auf die Gedanken, einen holen Cylinder zu wählen, deſſen verſchiedene Capacität bey einer größern oder geringern Feuchtigkeit man meſſen könnte, wenn man ihn mit Queckſilber anfüllete, welches alsdann in einer mit dem Cylinder verbundenen Glasröhre auf und ab ſtiege, je nachdem der Cylinder weniger oder mehr Feuchtigkeit enthielte. Es blieb alſo nichts weiter übrig, als ein Mittel zu finden, wodurch ſich aus der Höhe des Queckſilbers in der Glasröhre, die Veränderungen der Capacität des elfenbeinernen Cylinders beſtimmen ließen. Anfänglich glaubte er, man dürfe nur mit einer ſehr ſubtilen Wage das Gewicht des Queckſilbers erforſchen, welches in dem ganzen Cylinder, und das in einem beſtimmten Theile der Röhre Platz hätte, ſo würde man bey-

beyde mit hinlänglicher Genauigkeit vergleichen, und darnach die Veränderungen der Queckſilberſäule nach Graden, welche aliquote Theile der ganzen Maſſe wären, abmeſſen können. Dieſes Mittel war an und für ſich genau; ſollte es aber dieſes auch in der Ausübung bleiben, ſo erforderte es eine ſo ſcharfe Wage, daß er ſich nicht getrauete, die Verfertigung eines Werkzeuges darauf zu bauen, deſſen Gebrauch ſo ausgebreitet seyn ſollte. Denn Wagen von ſolcher Genauigkeit ſind, wegen ihres hohen Preiſes, nur ſelten. Er erinnerte ſich ſo gar, daß er ſelbſt dieſen Umſtand unter die Mängel des Deliſliſchen Thermometers gerechnet hätte, und ſah die Nothwendigkeit ein, ein Mittel zu ſuchen, ihn hier zu vermeiden.

Der Gedanke an das Thermometer war glücklich für ihn. Er blieb ſogleich dabey ſtehen, weil er einige Verbindung zwiſchen den Scalen des Thermometers und ſeines Hygrometers zu bemerken glaubte. Bey genauerer Unterſuchung der Sache fand er in der That, daß er zur Röhre des Hygrometers eine Thermometerröhre gebrauchen könne, welche ſchon vermittelſt zween feſter Puncte der Wärme graduirt wäre, und daß er alsdann nur das Verhältniß der Gewichte des Queckſilbers im Thermometer und im Hygrometer, zu welchem die Röhre des erſtern gebraucht würde, wiſſen dürfe, um an dem letztern Werkzeuge eben ſo beſtimmte Grade, als an dem Thermometer, zu haben. Er durfte nur den Räumen, in welchen ſich die Grade beyder Werkzeuge befanden, eben die Verhältniſſe geben, die er unter den Gewichten ihres Queckſilbers gefunden hatte. Dieſes Verfahren wählte er nicht allein wegen ſeiner Leichtigkeit in der Ausführung, ſondern auch darum, weil es ihm zugleich ein ſehr einfaches Mittel, eine Berichtigung in Anſehung der Wärme des in dem Hygrometer enthaltenen Queckſilbers anzubringen, darbot. Denn das Werkzeug ſelbſt, iſt, (wenn man

die Wirkungen der Feuchtigkeit bey Seite ſetzt,) nichts anders, als ein regelmäßig graduirtes Thermometer, daß alſo die Veränderungen eines damit verbundenen Thermometers dieſe Berichtigung ſogleich ohne weitere Rechnung angeben müſſen.

Da Hr. de Lüc ſolcher Geſtalt alle zu ſeinem Hygrometer nöthige Gründe feſtgeſetzt hatte, blieb ihm nichts weiter, als die Verfertigung ſelbſt, übrig. Er machte, bey ſeiner Rückkunft von gedachter Reiſe, den Anfang mit einigen Verſuchen, um die Art der Einwirkung des Waſſers in das Elfenbein, und ſeine Größe, kennen zu lernen. Er verfertigte, in dieſer Abſicht, ein kleines cylindriſches Gefäß von Elfenbein, welches 1 Zoll im Durchmeſſer, 8 Lin. Tiefe, und nur $\frac{1}{4}$ Lin. Stärke der Wände hatte. Ein hölzerner Cylinder, deſſen Durchmeſſer der Weite des Gefäßes im Lichten gleich war, paßte genau und ſtrenge in daſſelbe ein. Er ſenkte hierauf das Gefäß in Waſſer, doch ſo, daß es nur von außen bis an den obern Rand benetzet wurde; in dieſer Stellung wurde es durch ein kleines Gewicht welches auf ſeinem Boden lag, feſt gehalten. In kurzer Zeit füllte der hölzerne Cylinder, welcher vorher genau eingepaßt hatte, das Gefäß nicht mehr aus. Einige Stunden darauf glaubte er zu bemerken, daß die innern Wände des Gefäßes naß würden, und fand ſie durch das Vergrößerungsglas mit einem ſehr feinen Thau bedeckt. Dieſer Thau nahm nicht zu, ob gleich das Gefäß noch länger im Waſſer blieb; vielleicht erſchöpfte die Ausdünſtung alles das Waſſer, welches durch das Elfenbein drang. Auch ſchien die Capacität des Gefäßes, welche bis zur Erſcheinung dieſes Thaues immer zugenommen hatte, nun nicht weiter zu wachſen.

Dieſer erſte Verſuch war mit ſeinen Muthmaßungen übereinſtimmend genug, um ihm Hoffnung zu geben. Indeſſen war er doch über das Durchſchwitzen des

des Waſſers durch das Elfenbein verlegen. Er ſah, daß es auf dieſe Art auch in ſein Hygrometer eindringen würde, und dieſes ſchien ihm anfänglich ein Fehler zu ſeyn. In der Folge aber fand er den Vortheil darin, daß des Waſſer, wenn es durch das Elfenbein gedrungen wäre, das Queckſilber ein wenig zurück treiben würde, ſo, daß dieſes nach ſeinem Fallen in der Röhre während dem Eindringen des Waſſers, wieder ſteigen würde, wenn die Zwiſchenräume des Elfenbeines völlig durchdrungen wären, welcher Umſtand ihm die Beobachtung des tiefſten Falles des Queckſilbers erleichterte. Von dem in den Cylinder eingedrungenen Waſſer aber hoffte er, es werde wieder zurück treten, wenn das Elfenbein von außen trocken würde.

Durch dieſen Verſuch war er nun verſichert, daß das Elfenbein der Einwirkung des Humors ſich merklich unterworfen ſey, und er hatte nur noch zu unterſuchen, ob daſſelbe einerley Veränderungen auch allezeit auf einerley Art empfände. In dieſer Abſicht nahm er ſein Gefäß aus dem Waſſer, und ſetzte es an die Luft. Seine Capacität nahm bald ab, kam aber, ſo gar nach Verlauf einiger Tage, nie wieder zu ihrer vorigen Größe zurück. Dieſes ſetzte ihn noch in einige Verlegenheit; er vermuthete aber, daß der Meiſſel bey dem Ausdrehen das Elfenbein von außen ein wenig zuſammen gedrückt, das Waſſer aber die Faſern deſſelben wieder in ihre erſte Lage gebracht habe, wobey denn die Capacität des Gefäßes ein wenig vergrößert worden ſey. Dieſe Muthmaßung zu prüfen, verfertigte er einen andern hölzernen Cylinder, welcher die ganze neue Capacität des Gefäßes vollkommen ausfüllte, ſetzte das Gefäß wieder in Waſſer, und ließ es die erforderliche Zeit über darin. Alsdann ließ er es trocken werden, und nun ſchien es den hölzernen Cylinder wieder, wie vorher, auszufüllen. Er zog daraus für ſein Hygrometer den Schluß, daß man das elfenbeinerne

Gefäß, ehe man es gebrauchte, einige Zeit in Waſſer ſetzen, und alsdann wieder trocken werden laſſen müſſe. Da ſich alſo ſeine Vermuthungen beſtätigten, ſo viel es nur bey dieſen vorläufigen Verſuchen möglich war, und da er doch einige Folgen daraus, in Anſehung der Geſtalt und Proportion der Theile ſeines Werkzeuges hätte ziehen können, war er im Stande, es ſo auszuführen, wie ich es jetzt beſchreiben werde.

Fig. 1592 a) ſtellt den untern Theil des Inſtrumentes, durch die Axe geſchnitten, in ſeiner natürlichen Größe vor. Das vornehmſte Stück, und gleichſam die Seele des Hygrometers, iſt die elfenbeinerne Röhre aab, welche an dem Ende aa offen, in b aber verſchloſſen iſt. Dieſes Stück wird auf folgende Art verfertigt. Man nehme ein 3 Zoll langes, und etwa $\frac{1}{2}$ Z. ſtarkes Stück Elfenbein, eine Zoll weit von der Spitze eines ſtarken Zahnes heraus, genau aus der Mitte zwiſchen der äußern Fläche des Zahnes, und dem holen Canal, welcher inwendig bis an die Spitze fortgeht. Aus der Folge wird man erſehen, wie nothwendig es ſey, dieſe Stelle des Zahnes zu beſtimmen. Wenn dieſes Stück Elfenbein abgedreht iſt, wird es genau nach der Richtung ſeiner Faſern, und ſehr gerade, $2\frac{1}{2}$ Lin. weit, und 2 Z. 8 Lin. tief, d. i. von aa bis c ausgebohret. Hierauf bereite man ſich einen meſſingenen $3\frac{1}{2}$ Z. langen Cylinder, und befeſtige an dem einen Ende deſſelben einen Wirtel, darum man die Schnur auf der Drehbank ziehen könne. Dieſer Cylinder muß mit der größten Sorgfalt abgedrehet werden, theils um eine vollkommene Rundung zu erhalten, theils, damit er auf das allergenaueſte in die Höhlung des elfenbeinernen Stückes einpaſſe; auch muß er unten ſo abgerundet werden, daß er feſt an den Boden dieſer Höhlung anſchließe. Wenn man nun das elfenbeinerne Stück von außen abgeründet hat, ſtößt man dieſen meſſingenen Cylinder hinein, bringt bey-

beyde ſo vereinigte Stücke auf die Drehbank, und ſucht auf dem Boden des elfenbeinernen Stückes von außen den Punct, den die Axe des meſſingenen Cylinders trifft, damit ſich dieſer genau um ſeine Axe drehe. Um ſich davon beſſer zu verſichern, mache man den meſſingenen Cylinder etwas länger, als das elfenbeinerne Stück. Alle dieſe Vorſicht iſt nöthig, um ſich einer durchgängig gleichen Stärke der Wände des elfenbeinernen Gefäßes zu verſichern. Dieſe Stärke muß, beyde Enden ausgenommen, $\frac{3}{16}$ einer Linie betragen. An dem Ende b muß das Gefäß, wie in der Figur, in eine Spitze auslaufen; bey aa aber muß man die Wände auf 2 Lin. weit etwas ſtärker laſſen, damit ſie hinlänglichen Widerſtand thun können, wenn das andere Stück hinein geſtoßen wird. Solcher Geſtalt behält der dünne Theil dieſer elfenbenbeinernen Röhre, welcher eigentlich das Hygrometer ausmacht, die Länge von 2 Z. 6 Lin., die innere hole Rundung (Concavität) des Bodens mitgerechnet. Ehe man dieſes Stück gebraucht, muß man es in das Waſſer ſenken, doch ſo, daß es nur von außen benetzt wird; und es ſo lange darin laſſen, bis die innern Wände gänzlich mit dem oben erwähnten Taue überzogen ſind, welches nach Verlauf einiger Stunden geſchieht.

Die zu dieſem Hygrometer dienende Glasröhre muß ungefähr 14 Z. lang ſeyn. Ihr unteres Ende zeigt ſich, Fig. 1592 a) bey dd ee. Ihre Weite im Lichten beträgt etwa $\frac{3}{8}$ Lin. Die Folge wird lehren, daß ſie nicht viel enger ſeyn dürfe. Wäre ſie weiter, ſo würden die Veränderungen der Höhe des Queckſilbers nicht groß genug ſeyn. Bey der hier angezeigten Größe fällt die Queckſilberſäule ungefähr um 6 Z., wenn man an einem heitern Sommertage das Hygrometer in ſchmelzendes Eis ſetzt. Der äußere Durchmeſſer der Röhre muß etwa 2 Lin. betragen, damit der Theil gg eines meſſingenen Stückes, worein ſie paſſet,

welcher in die elfenbeinerne Röhre geſteckt wird, ſo dünn als möglich werde. Sonſt kann, der kurz vorher empfohlenen Vorſicht ungeachtet, das äußerſte Ende dieſes meſſingenen Stückes doch an das Queckſilber ſtoßen, und von demſelben angegriffen werden.

Die Röhre muß, wie ich ſchon geſagt habe, von einem Thermometer genommen ſeyn. Natürlicherweiſe hat ſie alſo an ihrem Ende einige Auslaufung; dieſe muß ihr auch gelaſſen werden, damit das Queckſilber, bey dem Füllen, die Luft vor ſich her treiben könne, wenn es aus dem elfenbeinernen Gefäße in die Glasröhre trit. Dieſe Auslaufung zu erhalten, bricht man die Kugel des Thermometers unten entzwey, nimmt ſie mit einer kleinen Zange ſtückweiſe bis um die Röhre herum ab, und läßt das Ende auf dem Rade eines Steinſchneiders cylindriſch ſchleifen. Auf gleiche Art verfährt man mit dem andern Ende der Glasröhre. Ich ſetze voraus, daß an daſſelbe bey dem Füllen des Thermometers, zu dem ſie vorher gedient hat, ein olivenförmiges Glasbehältniß ſey angeblaſen worden. Die dabey entſtandene Auslaufung an dem Ende der Röhre muß man ebenfalls beybehalten, wovon die Urſache aus dem Folgenden erhellen wird.

Das Stück ff gg dient, die elfenbeinerne Röhre zu verbinden. Dieſes Stück iſt von Meſſing, und ſeine Geſtalt zeigt die Figur. Es iſt cylindriſch ausgebohrt, damit die Glasröhre ſo genau, als möglich, hinein paſſe, ohne doch beym Hineinſtoßen zu zerbrechen. Seine äußere Weite muß in die elfenbeinerne Röhre einpaſſen, aber ein wenig ſtrenge hinein gehen.

Damit nun der Theil der elfenbeinernen Röhre, welcher dieſes meſſingene Stück umgiebt, nichts von den Einwirkungen des Humors erleide, (denn dieſes würde ihn bisweilen hindern, an das meſſingene Stück mit der erforderlichen Strenge anzuſchließen,) ſo umſchloß Hr. de Lüc dieſen Theil der Röhre noch mit einem meſſin-

meſſingenen Ringe, deſſen Durchſchnitt ſich bey hh ii zeigt. Dieſer Ring muß ſehr ſtrenge daran gehen, und ich werde ihn in der Folge als einen Theil der elfenbeinen Röhre ſelbſt anſehen.

Zur Verbindung aller dieſer Stücke nimmt man Gummilack oder Maſtix, welcher an dem warmen Meſſing und Glaſe ſchmilzt. Man befeſtigt zuerſt das meſſingene Stück an die Glasröhre folgendermaßen. Man ſtößt die Glasröhre durch daſſelbe, ſo daß es noch 1 Zoll weit von dem Orte abſteht, an welchen es eigentlich kommen ſoll. Hierauf bringt man das Ende der Röhre an ein Kohlenfeuer, dem man es allmählich nähert, und dreht ſie, damit ſie ſich nebſt dem meſſingenen Stücke, welches nicht weit davon abſteht, recht gleichförmig erhitze. Wenn ſie beyde ſo heiß ſind, daß ſie den Gummilack ſchmelzen, ſo beſtreicht man die Röhre damit, und ſtößt das meſſingene Stück, mit Hülfe eines dazu bereiteten ausgebohrten Holzes, welches man über die Röhre wirft, an ſeinen Platz. Wenn ſich bey dem Herabſtoßen des meſſingenen Stückes am Ende der Röhre der Lack anhäuft, nimmt man ihn ſorgfältig hinweg, doch ſo, daß zuletzt noch eine dünne Schicht davon am Ende des meſſingenen Stückes zurück bleibt, und daſſelbe bedeckt. Dieſes iſt nöthig, um es vor dem Queckſilber zu ſchützen, welches das Meſſing angreifen könnte. So bald nun dieſes Stück an ſeinem Platze iſt, indem es noch heiß iſt, beſtreicht man auch von außen den untern cylindriſchen Theil deſſelben mit Lack, und ſtößt ihn in die elfenbeinerne Röhre, die man ein wenig an die Kohlen gelegt hat, um ſie gelinde zu wärmen, damit der Lack deſto feſter hafte. Wenn dieſe Stücke kalt werden, ſo iſt alles vollkommen feſt, und es kann weder Queckſilber noch Luft dazwiſchen kommen.

Nunmehr wird das Inſtrument mit Queckſilber gefüllet. In dieſer Abſicht rollet man ein 3 Z. breites

Pa=

Papier um die Röhre, und bindet daſſelbe an dem Ende, welches dem elfenbeinernen Cylinder am nächſten ſteht, zuſammen. Alsdann ſteckt man in die Röhre ein langes Pferdehaar, welches unten bis in den Cylinder geht, oben aber noch 3 bis 4 Z. über die Röhre hervor raget. Hernach ſchiebt man die papierne Röhre, welche ſich an der Glasröhre gerundet hat, hinauf, da ſie dann ſtatt eines Trichters dient, um das Queckſilber einzufüllen. Dieſes Queckſilber muß höchſt rein ſeyn; und man bedient ſich dazu am beſten des aus Zinnober wieder hergeſtellten. Man gießt es in die Papierröhre, und es läuft ſehr leicht in das Glas, wenn man ihm durch ein gelindes Schütteln hilft. Die Luft, welche aus der Stelle treibt, ſteigt an dem Haare herauf, an welches das Queckſilber nie völlig anſchließt. In die Papierröhre muß man immer Queckſilber nachgießen, damit ſie nie ganz leer werde; ſonſt würde der lezte Queckſilbertropfen das Häutchen, welches auf der Oberfläche des Queckſilbers allezeit entſteht, ſo bald ſie der Luft ausgeſezt ward, mit ſich in die Glasröhre ziehen.

Es bleiben gemeiniglich einige Luftblaſen in der Röhre. Man ſieht ſie durch das Elfenbein, welches dünn iſt, und genug Lichtſtrahlen durchfallen läßt. Dieſe Blaſen muß man durch Schütteln zuſammen und an den Eingang der Röhre zu bringen ſuchen, und ſie alsdann an dem Pferdehaare hinauf ſteigen laſſen. Soll dieſes leicht von ſtatten gehen, ſo darf nicht viel Queckſilber in der Röhre ſeyn, damit die Luft bey dem Ausweichen weniger Widerſtand finde, und man das Haar leichter bewegen könne, um das Herausgehen zu befördern. Gänzlich aber kann doch die Luft durch dieſes Verfahren nicht heraus getrieben werden. Allein, der Druck des Queckſilbers, womit man in dieſer Abſicht die ganze Röhre anfüllen muß, treibt ſie endlich vollends durch die Zwiſchenräume des Elfenbeines hindurch.

durch. Dieſes zu befördern und zu beſchleunigen, legt man das Hygrometer in ein dazu beſonders verfertigtes Futteral, und befeſtiget daſſelbe in einer beynahe ſenkrechten Stellung an den Sattel eines Pferdes, welches man einige Stunden lang im Trabe reitet. Bisweilen theilt ſich dabey die Queckſilberſäule durch die Stöſſe, man kann ſie aber vermittelſt des Pferdehaares leicht wieder vereinigen. Ob die Luft gänzlich heraus ſey, erfährt man, wenn man an das Hygrometer in ſenkrechter Richtung ſchlägt, und dabey kein Zittern der Oberfläche an der Queckſilberſäule gewahr wird.

Ich komme nun auf die Scale des Hygrometers; und zuerſt auf das Verfahren bey Beſtimmung ihrer Baſis. Dieſes kann man anfangen, ſo bald die Luft gänzlich heraus iſt. Man hängt alsdann das Hygrometer in ein Glas voll geſtoßenen Eiſes, welches mit dem davon abgeſchmelzten Waſſer vermiſcht iſt. Den abgeſchmolzenen Theil erſetzt man immerfort durch hinzugethanenes friſches Eis, ſo lange das Verfahren dauert, welches insgemein 10 bis 12 Stunden beträgt. In der erſten Stunde fällt das Queckſilber ungefähr um das Drittel des ganzen Raumes, den es zu durchlaufen hat; in der zweyten aber fällt es langſamer, und ſo nimmt ſeine Geſchwindigkeit immer mehr und mehr ab, bis es endlich nach 7 oder 8 Stunden ſtehen bleibt, und 2 bis 3 Stunden an einem Flecke ſteht. Alsdann ſieht man durch das Elfenbein, welchem die Feuchtigkeit mehr Durchſichtigkeit ertheilt hat, einen glänzenden ſehr zarten Thau auf der Oberfläche des Queckſilbers. Endlich fängt es wieder an zu ſteigen, und die Arbeit iſt vollendet. Man ſieht alsdann kleine Waſſertropfen auf ſeiner Oberfläche. Wenn das Queckſilber in den letzten Schritten ſeines Falles begriffen iſt, ſchiebt man ihm einen ſehr dünnen und feſt um die Röhre gebundenen ſeidenen Faden nach, und läßt denſelben an der tiefſten Stelle, auf welche das Queckſilber

ge-

gefallen iſt. Steht dieſer Punct im Verhältniß mit der Länge der Röhre zu tief, ſo füllet man etwas Queckſilber nach, und ſchiebt den Faden herunter; in beyden Fällen leiſtet das Pferdehaar gute Dienſte. Man muß dieſes vornehmen, ſo bald das Fallen des Queckſilbers aufzuhören ſcheint, damit die Stelle, auf welcher endlich der Faden ſtehen bleibt, unmittelbar durch die Beobachtung ſelbſt beſtimmet werde. Dieſer alſo beſtimmte Punkt iſt nun die Null des Hygrometers. Bey ihm iſt eigentlich gleichſam die Trockenheit null; denn er iſt der Punct der gröſten Feuchtigkeit bey der Temperatur des ſchmelzenden Eiſes. Von ihm aus werden die Grade gezählt, welche alſo eigentlich Grade der Austrocknung ſind.

Die Beſtimmung dieſer Grade iſt die letzte, zur Verfertigung des Hygrometers weſentlich nothwendige, Arbeit. Ich will ſie durch ein Beyſpiel beſchreiben. Die Röhre des Hygrometers muß vorher zu einem Thermometer gehört haben. Ich will alſo bey dieſem Beyſpiele auf dieſen erſten Zuſtand derſelben zurück gehen. Es habe der Abſtand der Fäden, welche auf dieſem Thermometer den Eispunct und den Siedepunct bey 27 Z. Barometerhöhe bemerkt haben, nach einem gewiſſen Maßſtabe 1937 Theile betragen. Nun zerbricht man die Kugel des Thermometers über einer Schale, in welche man alles darin enthaltene Queckſilber ſorgfältig aufſammelt, wäget es auf guten Wagen, und findet ſein Gewicht 2 Unzen, 11 Deniers, 12 Gran, (*) oder 1428 Gran. Alle zu dem Hygrometer gehörige Stücke wiegen zuſammen 373 Gran. Wenn die gehörige Menge Queckſilber eingefüllt iſt, wiegt das Ganze 833 Gran; es enthält alſo 460 Gran Queckſilber.

Nach

(*) 24 Gran machen 1 Denier, und 12 Deniers eine Mark fein Silber aus.

Nach der obigen Regel muß ſich die Größe der Hygrometergrade zu der Größe der Thermometergrade verhalten, wie das Gewicht des Queckſilbers im Hygrometer zu dem Gewichte des Queckſilbers in dem vorigen Thermometer. Folglich, wie ſich das Gewicht des Queckſilbers im Thermometer verhält zu dem Gewichte deſſelben im Hygrometer: ſo verhält ſich ein jeder Raum, auf der Scale des Thermometers genommen, zu dem übereinſtimmenden Raume auf der Scale des Hygrometers. So iſt in unſerm Beyſpiele 1428 : 460 = 1937 : 624 (ungefähr); folglich müſſen ſich übereinſtimmende Räume auf den Scalen des Thermometers und Hygrometers verhalten, wie 1937 zu 624.

So wie Hr. de L. den Abſtand der beyden feſten Puncte auf dem Thermometer den Fundamentsraum nennt, ſo nennt er die Linie, welche an dem Hygrometer mit dieſem Abſtande übereinſtimmt, die Fundamentallinie. Nun betrug in unſerm Beyſpiele der Fundamentsraum des Thermometers 1937 Theile eines gewiſſen Maßſtabes: alſo wird die Fundamentallinie des Hygrometers 624 Theile eben deſſelben Maßſtabes betragen. Dieſe Fundamentallinie nun konnte der Hr. Verf. in ſo viele Theile, als er wollte und ſchicklich fand, abtheilen. Natürlicherweiſe aber war es am ſchicklichſten, ein leichtes Verhältniß zwiſchen den Graden des Thermometers und Hygrometers zu wählen, weil doch wegen der Wirkung der Wärme auf das Queckſilber eine Berichtigung nach einem Thermometer angebracht werden mußte. Er gedachte anfänglich, die Linie in 80 Theile zu theilen, weil eben dieſes auch die Eintheilung des Thermometers, welches er in ſeinen Unterſuchungen über die Atmoſphäre das gemeine nennt, war; weil dieſe Grade allzu klein und unbequem warmen, entſchloß er ſich, ſie zu verdoppeln, und der Fundamentallinie des Hygrometers nur 40 Thei-

Theile zu geben. Dieſe Grande fangen bey dem Faden an, welcher an der Hygrometerröhre die größte Feuchtigkeit bey der Temperatur Null des gemeinen Thermometers bemerkt.

Das ganze Werkzeug ſieht man in Fig. 1592 b) völlig bereitet, wo die Abmeſſungen nach allen Richtungen halb ſo groß, als nach dem Originale, ſind. Das Bret iſt von Tannenholz, welches der Länge ſeiner Faſern nach am wenigſten Veränderung durch Wärme und Feuchtigkeit leidet. Der untere Theil des Bretes iſt längs der ganzen Höhe des elfenbeinernen Cylinders durchbrochen, damit die Luft ſowohl dieſen Cylinder, als auch die Kugel eines Thermometers, deſſen ſogleich Erwähnung geſchehen wird, frey umgebe. Das Hygrometer iſt an drey Stellen an dem Brete befeſtigt: einmal am untern Theile, welcher auf einer kleinen Conſole ruhet; das zweytemal am obern Theile der Röhre, welcher durch ein kleines Stück von hartem Holz oder Metall durch geſteckt iſt, welches Stück durch zwo Schrauben befeſtigt wird; hauptſächlich aber iſt es mit Meſſingdraht an den obern Theil des meſſingenen Stückes, welches die Röhre und den elfenbeinernen Cylinder verbindet, gebunden. Dieſes Stück iſt in eine kleine Platte von hartem Holz eingefaſſet, welche an dieſem Orte eine Rinne ausfüllt, die gleich zu Anfange durch das ganze tännene Bret geſchnitten iſt.

Um die Oeffnung der Röhre vor dem Staube zu verwahren, wird ihr oberes Ende mit einem kleinen elfenbeinernen Deckel verſchloſſen. Man kann die Röhre nicht zuſchmelzen. Denn bliebe dabey etwas Luft zurück, ſo würde dieſelbe dem Aufſteigen des Queckſilbers widerſtehen; und triebe man die Luft heraus, ſo würde der Druck der äußern Luft auf den elfenbeinernen Cylinder das Queckſilber bis an die Spitze hinauf treiben. Hieraus entſteht die kleine Unbequemlichkeit, daß die Oberfläche des Queckſilbers die Luft berührt,

und

und alſo, wenn ſie ſich lange an einerley Theile der Röhre aufhält, oder nur geringe Bewegungen macht, etwas Schmutz an die Wände der Röhre abſetzt. Dieſem Fehler iſt aber leicht dadurch abzuhelfen, daß man einen meſſingenen Drath in die Röhre ſteckt, deſſen äußerſtes Ende wie eine Feile ausgezackt, und mit einigen Faſern Baumwolle umwickelt iſt. Wegen der oben erwähnten Auslaufung der Röhre, läßt ſich derſelbe leicht hinein bringen. Dieſes thut man zu einer Zeit, da das Queckſilber unter dem beſchmutzten Theile ſteht, und man kann alsdann die Röhre ſehr leicht reinigen. Um ſich dieſes Verfahren zu erleichtern, gebraucht man Röhren, welche ungefähr $\frac{3}{8}$ Lin. Weite im Lichten haben.

Die Scale des Hygrometers iſt auf einen tännenen Schieber gezeichnet, welcher in dem vorerwähnten Falze auf und ab geht. Dieſer Schieber muß, ſo wie alle andere Theile des Bretes mit Papier überklebet werden, um die verſchiedenen nöthigen Scalen darauf zu zeichnen, worüber hernach ein Lackfirniß gezogen wird. Auch kann man ſie mit einer verſilberten Metallplatte belegen. Dieſe Scale iſt deswegen beweglich; damit man die Berichtigung in Anſehung der Wärme des Queckſilbers gleich bey der Beobachtung ſelbſt vornehmen könne. Man ſieht oben an dieſer Scale einen Zeiger, welcher auf eine andere kleine Scale weiſet, welche auf den unbeweglichen Theil des Bretes verzeichnet iſt. Die Grade dieſer kleinen Scale ſind Achtzigtel der Fundamentallinie des Hygrometers, und correſpondiren alſo den Graden des Thermometers, welches an eben demſelben Brete befeſtigt iſt. Wenn der Zeiger auf die Null der kleinen Scale weiſet, ſo ſteht der Faden am Hygrometer, welcher den Punct bezeichnet, bis zu welchem das Queckſilber im zergehenden Eiſe herab fällt, auch bey Null an der Scale des Hygrometers. Dieſes iſt der in der Figur angenommene

Fall, wo alſo auch das Thermometer bey der Null ſeiner Scale ſteht. Man beobachtet alſo zuerſt die Wärme, und führt den Zeiger auf den Punct der kleinen Scale, welcher mit dem Grade des Thermometers übereinſtimmet: ſo kann das Hygrometer an ſeiner Scale nichts anders, als den richtigen Grad des Humors anzeigen. Seine Scale nämlich macht in ihrer Bewegung eben die Veränderungen, welche die Wärme in der Höhe der Queckſilberſäule hervor bringt; daher verwandelt ſich die Anzeige des Hygrometers in dasjenige, was ſie ſeyn würde, wenn die Wärme ſtets auf dem Puncte bliebe, bey welchem die größte Feuchtigkeit unterſucht worden iſt, d. i. auf der Null des gemeinen Thermometers.

Man ſchiebt die Scale des Hygrometers vermittelſt eines Knopfes, an einem Stücke von hartem Holz oder Meſſing, welches unten an dem Schieber befeſtigt iſt, und durch welches die Glasröhre frey hindurch gehen kann.

Hr. de Lüc hat verſchiedene Beobachtungen mit dieſem Hygrometer, und Verſuche, den Grad der Genauigkeit dieſes Werkzeuges zu entdecken, angeſtellet, auch Vorſchläge zu weiterer Verbeſſerung deſſelben gethan, in deren Erzählung ich mich aber hier nicht einlaſſen kann, um nicht allzu weitläuftig zu werden. Ich verweiſe daher diejenigen, welche es zu wiſſen verlangen, auf die bereits angeführten Samml. zur Phyſik und Naturgeſchichte, S. 40, fgg.

Ich will hier noch einige Anmerkungen über die Aehnlichkeit zwiſchen den Veränderungen des Hygrometers und der Feuchtigkeit der Luft beyfügen. Wenn die Luft feucht ſeyn ſoll, ſo iſt es nicht genug, daß ſie mit vielen wäſſerigen Theilen beladen iſt, ſondern dieſe Theile müſſen ſich in kleine Tropfen zuſammen begeben, und dieſe Tropfen müſſen ſich an die Körper, welche ſie berüh-

berühren, anlegen. In dieſer Abſicht zeigen die Hygrometer nicht ſo wohl die Quantität der wäſſerigen Theile an, welche in der Luft herum ſchwimmen, als vielmehr die Neigung, welche ſie haben, ſich zuſammen zu begeben und an die Körper anzulegen.

Man kann den Hygrometer, außer einer jährlichen Veränderung, welche darin beſteht, daß in dem Winter die Grade der Feuchtigkeit, und in dem Sommer die Grade der Trockenheit den Vorzug haben, auch noch eine tägliche Veränderung zuſchreiben, weil ſie überhaupt von Morgens an, bis gegen 2 oder 3 Uhr Nachmittags, gegen das Trockne fortgehen, und von dem Abend an bis zu dem folgenden Morgen gegen die Grade der Feuchtigkeit wieder zurück gehen. Dieſes kann man ganz deutlich bemerken, inſonderheit wenn der Zuſtand der Athmoſphäre immer einerley zu bleiben fortfährt. In Anſehung dieſer jährlichen und täglichen Veränderung hat das Hygrometer viele Aehnlichkeit mit dem Thermometer; und die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Sie beſteht darin, daß die Wärme trocknet, indem ſie die Ausdünſtung der Feuchtigkeit befördert und beſchleuniget, und die Kälte bringt die wäſſerigen Theile zuſammen, welche die Wärme zerſtreuet hatte. Dieſe jährliche und tägliche Veränderung des Hygrometers kann man für regelmäßig anſehen, und in dieſer Abſicht zeigt daſſelbe vielmehr die gegenwärtige Witterung, als die bevorſtehende Veränderung derſelben, an. Wenn es ſich aber ereignet, daß das Hygrometer ganz anders geht, oder daß es, wenn es auch ſeinen ordentlichen Gang behält, viel geſchwinder ſich herum dreht, als die Veränderung der Wärme und der Kälte es erfordert, ſo zeigen alsdann die Veränderungen deſſelben an, daß der Zuſtand der Luft ſich verändern werde. Wenn die Witterung ſich auf Regen neiget, ſo fängt die Luft irgendwo an, feucht zu werden. Ich ſage irgendwo, denn es kann dieſes ſo wohl

nahe bey der Oberfläche der Erde, als auch über den Wolken, in unſern Gegenden wie an andern Orten, und mit ſehr verſchiedenen Graden der Geſchwindigkeit geſchehen. Wenn die Witterung ruhig iſt, ſo zeigt das Hygrometer nur die Veränderungen der Luft in unſern Gegenden an, und beſonders diejenigen, welche nahe an der Oberfläche der Erde vorgehen. So bald alſo die Luft in der untern Gegend anfängt feucht zu werden, ſo verſpüret das Hygrometer ſolches ſofort, und es wird anſtatt von Morgen an bis Nachmittag zu dem Trocknen fort zu gehen, zurück gehen, oder wenigſtens nur um etwas weniges, oder wohl gar nicht, fortrücken, und in der Nacht wird es mehr, als gewöhnlich, zurück gehen. In dieſen Fällen, verkündigt das Hygrometer mit vieler Gewißheit den Regen vorher, inſonderheit, wenn es weit und ſehr Geſchwinde zurück geht. In den Sommer iſt ſein gewöhnlicher Gang 20 Grad, um welche es des Morgens vor ſich, und des Abends hinter ſich oder rückwärts geht. Hr. Lambert erzählt, daß er es um mehr als 30 Gr. von Morgens an bis Nachmittags, und noch 20 Gr. den andern Morgen zurück gehen geſehen habe; der Regen aber ſey hierauf noch den erſten Tag erfolgt, und habe beynahe ununterbrochen 5 Tange lang hinter einander fort gedauert. An dem fünften Tage rückte das Hygrometer während der Nacht um 11 Gr. vorwärts zu dem Trocknen; folglich war dieſes gerade das Gegentheil von ſeinem gewöhnlichen Gange, und am ſechsten Tage gieng es noch um 61 Gr. vorwärts. Die Witterung wurde wieder ſchön, und dieſes dauerte fort bis um den Mittag des ſiebenten Tages, an welchem das Hygrometer von Morgens an, bis auf den Nachmittag, zurück gieng, und alſo das Gegentheil von ſeinem gewöhnlichen Gange machte.

Wenn die Luft in ihrer obern Gegend feucht zu werden anfängt, alsdann iſt es möglich, daß es regne,

ehe

ehe das Hygrometer gegen die Grade der Feuchtigkeit zurück geht. In dieſem Falle dreht es ſich erſt, während dem Regen, ja auch wohl erſt nach demſelben, herum. Die Urſache hievon in dieſem Falle iſt, weil der Regen erſt die Feuchtigkeit in die untere Luft bringt, da hingegen in dem vorhergehenden Falle die Feuchtigkeit vor dem Regen vorher geht.

Wenn die Luft nicht ruhig oder windſtill iſt, ſo führt uns der Wind die Feuchtigkeit oder Trockenheit aus andern Ländern herbey, es möge nun ſolches in der untern Gegend der Luft, oder in ihren obern Gegenden, ſeyn. Wenn der untere Wind von der Gegend des Meers herkömmt, ſo bringt er uns ordentlicherweiſe Feuchtigkeit, und das Hygrometer zeigt ſolches ſofort an; das Gegentheil aber geſchieht, wenn der untere Wind von der Landſeite herkömmt. Was die obern Winde betrifft, welche man an der Bewegung und dem Laufe der Wolken erkennt, ſo haben dieſe keinen unmittelbaren Einfluß auf das Hygrometer, indem dieſes Inſtrument nur die Veränderungen der anſtoßenden und berührenden, folglich nur der untern Luft anzeigt. Daher kömmt es, daß die obern Winde uns einen Regen zuführen können, ohne daß das Hygrometer denſelben durch ſein Zurückgehen uns ankündigt; und in dieſen Fällen wird das Hygrometer bloß ſeinem gewöhlichen Gange folgen, welcher überhaupt uns in Anſehung des Künftigen nichts anzeigt.

Hygroſkop, ſiehe oben, 481.

Hyle, iſt, im Osnabrückiſchen, eine Benennung des Dachbodens; ſ. Th. VIII, S. 614.

Hymen, das Jungferhäutchen oder Jungfernſchloß; ſiehe in J.

Hymettus, ein Berg in Attica, und unweit Athen, welcher durch die Menge Bienen, die ſich daſelbſt aufhielten, und ein vortreffliches Honig bereiteten, berühmt iſt.

Hyoſcyamus, Bilſenkraut; ſ. Th. V, S. 305.

Hyoſerus Linn. Ferkelkraut, Schweinsſalat; ſ. unter Salat.

Hypecacuanha, Brechwurzel; ſ. Ipecacuanha.

Hypecoum, Hornkümmel; ſ. Lappen-Blume.

Hypericum, ſ. Johannis-Kraut.

Hyperthyron, *Hyperthyrum*, nannten die Alten die Oberſchwelle an Thüren und Fenſtern. Inſonderheit hieß bey Gebäuden, welche nach der ioniſchen Säulenordnung aufgeführt waren, Hyperthyron, derjenige Zierrath über Thüren und Fenſtern, welcher entweder in einer breiten Tafel oder Platte beſtand, welche man in der Geſtalt eines Frieſes auf die ſteinernen Seitenpfeiler der Thüre ſetzte, oder aber, in einer Bogenrolle zu beyden Seiten über dem Fenſterſturze; ſiehe Th. VI, S. 108.

Hyphen, ſ. Th. XVI, S. 109, Anm.

Hypnum, Aſtmoos; ſ. unter Moos.

Hypocauſtum, (von ὑποκάιω, ſuccendo, ignem ſubdo,) hieß bey den Griechen und Römern ein mit einem Ofen verſehner unterirdiſcher Ort, wo man das Bad heizte. Hernach iſt es die Benennung eines Gemaches in einem Hauſe von mittlerer Größe, welches vermittelſt eines Kamines oder Ofens geheizet werden kann, oder einer ſo genannten Stube, geworden.

Hypochaeris L. Saukraut; ſ. in S.

Hypochondrie, (*) Hypochondriaſis, Malum hypochondriacum, Fr. Hypocondrie, (Hypocondre,) Affection hypocondriaque, Paſſion hypocondriaque, eine der beſchwerlichſten chroniſchen Krankheiten, welche ihren Sitz vornämlich in dem Unterleibe, in der Gegend

(*) Aus dem Griech. und Lat. Hypochondria, die Dünnen, Dünnungen oder Weichen, die Bauchſeitenweichen, d. i. die beyden Seitentheile der obern Gegend des Unterleibes, über und neben den falſchen Rippen, von ὑπό, unter, und χόνδρος, ein Knorpel.

Gegend unter den kurzen Rippen hat, und am meiſten und heftigſten diejenigen Perſonen anfällt; die ein ſehr reizbares Nervenſyſtem haben, und dabey viel ſitzen; auch oft in Schwermuth und Melancholie ausartet. Man nennt ſie auch die Milzbeſchwerung, und den höhern Grad derſelben die Milzkrankheit, die Milzſucht und das Milzweh, weil man ehedem die Milz für den Sitz derſelben hielt. Bey dem weiblichen Geſchlechte heißt dieſe Krankheit die Hyſterik (den Ton auf der letzten Sylbe,) Malum hyſtericum, Paſſio hyſterica, Hyſteralgia, (*) Fr. Hyſtéralgie, Affection hyſtérique, Paſſion hyſtérique, oder mit einem anſtändigern und modiſchen Namen Vapeurs; ſie iſt der Hypochondrie des männlichen Geſchlechtes, dem Urſprunge und den meiſten damit begleiteten Zufällen nach ähnlich, und unterſcheidet ſich davon nur durch eine Beklemmung der Bruſt, ein Zuſammenziehen der Luftröhre, und durch die Empfindung einer rollenden und drückenden Kugel im Unterleibe, welche Empfindung der große Haufe aus Unwiſſenheit dem Aufſteigen oder Aufſtoßen der Mutter zuſchreibt, und dieſe Krankheit daher mit dem Namen der Mutterbeſchwerde, Mutterbeſchwerung, Mutterkrankheit, Mutterplage, Mutterſchmerzen, Mutterſtaupe, Mutterweh, auch nur der Mutter ſchlechthin belegt. Oft iſt Hypochondrie ein bloßes Modewort, manche Unarten des Herzens und der Erziehung dadurch zu bemänteln. Daher hypochondriſch, Hypochondriacus, Fr. Hypocondriaque, mit der Hypochondrie behaftet, und in derſelben gegründet; im g. L. milzſüchtig; figürlich und mißbräuchlicherweiſe meiſt im übeln Verſtande, um eine Perſon von ſehr ungleicher, wunder=

(*) Von ὑστέρα, die Mutter, Bärmutter, und ἀλγέω, ſchmerzen, wehe thun; weil Schmerzen an der Bärmutter entweder wirklich empfunden werden, oder doch, der Einbildung und dem Vorgeben nach, daſelbſt ihren Sitz haben ſollen.

derlicher und ſeltſamer Gemüthsart zu bezeichnen. Er iſt hypochondriſch, Fr. il eſt hypocondre, oder c'eſt un hypocondre, er iſt ein wunderlicher eigenſinniger Kopf; ein Grillkopf, mit dem ſich nicht gut umgehen läßt; ein närriſches, melancholiſches, ſchwarzgalliges Subject; vulgo er iſt oft ganz ſchellig. Der Hypochonder, Hypochondriacus, oder der Hypochondriſt, der mit der Hypochondrie behaftet iſt, eine hypochondriſche Perſon, L. Hypochondriacus, Fr. Hypocondriaque, oder Perſonne hypocondriaque; figürlich, ein eigenſinniger, wunderlicher, grilliſcher Kopf; eine Perſon von ungleicher und ſeltſamer Gemüthsart. Hyſteriſch, mit der Hyſterik behaftet, in derſelben gegründet; hyſteriſche Mittel, antihyſteriſche Mittel, Mutterarzeneyen, L. Medicamenta antihyſterica, Fr. Remèdes antihyſtériques, Arzeneyen wider die Mutterbeſchwerden, z. B. Mutterkräuter, Mutterbalſam, u. d. gl.

Man hält die Hypochondrie gemeiniglich für das Erb- und Eigenthum der Gelehrten, und nennt ſie daher auch im Scherze die gelehrte Krankheit, oder eigentlich Gelehrten-Krankheit, ob ſie gleich den Handwerker und Holzhacker ſowohl, als den Gelehrten plagen kann. Sie iſt diejenige, welcher ſich ſo mancher zu ſeinem Schaden einbildet, wenn er ſich durch Unordnung in der Lebensart die Verdauung geſtört hat; das Aſylum der Unwiſſenheit vieler Aerzte, welche Krankheiten, die ſie bey Gelehrten nicht zu benennen wiſſen, ſogleich zu dieſer machen; oft ein ſehr höfliches Compliment, welches ſich mancher mit einer gewiſſen Befriedigung ſeiner Ehrbegierde machen läßt, weil durch ſie auch bey dem Pöbel im Sammetrocke der Gelehrte, wie der Geiſtliche durch ſeinen Mantel und Kragen, bezeichnet wird; die Plage der Philoſophen, weil man von ihr viele Definitionen, und doch noch keine richtige, hat; und überhaupt eine

Krank-

Krankheit, an welcher ſich mancher ſchon zum Hypochondriſten ſtudirt hat, die ſich aus den Schriften und aus den Werken der Gelehrten ſehr oft zu erkennen giebt, und mit der Tollheit und dem Wahnwitze in einer nicht geringen Verwandtſchaft ſteht.

Man nennt dieſe Krankheit, bereits erwähntermaßen, Hypochondrie, oder Hyſterik, je nachdem ſie das männliche, oder das ſchöne Geſchlecht quält. Beyde haben eben dieſelbe Quelle, und ihr Unterſchied iſt ſo geringe, daß ich beyde zuſammen unter eine Beſchreibung bringe. Ich werde zuvörderſt alle Zufälle, ſo wie ſie ſtufenweiſe aufeinander folgen, erzählen; denn auf dieſe Art glaube ich, meinen Leſern den deutlichſten Begriff von einem Uebel machen zu können, welches ſo vielerley Geſtalten an ſich zu nehmen pflegt.

Das hypochondriſche oder hyſteriſche Uebel fängt gemeiniglich im Unterleibe an. Die Kranken fühlen Blähungen im Magen, oder in Gedärmen; hiezu kömmt noch ein Brennen im Magen, ein ſaures Aufſtoßen, ein Ekel, ein Erbrechen einer wäſſerigen, oder zähen ſchleimigen, oder ſchwarzen Materie, welche dem Bodenſatze vom abgekochten Kaffee ähnlich iſt. Bey einigen iſt die Eßluſt verloren, oder ſie haben Unverdaulichkeit; andere hingegen verdauen ſchnell, und fühlen ungewöhnlichen Hunger, und zur Zeit dieſes Hungers zeigen ſich Schwäche, Ohnmachten, Leere im Magen. Oft haben die Kranken große Luſt nach ſeltſamen und ungewöhnlichen Dingen, welche die Natur zur menſchlichen Nahrung nicht beſtimmt hat; ſelbſt Kreide und Kohlen nicht ausgenommen. Der Magen ſchwillt, Inſonderheit nach der Mahlzeit, ſichtbar auf; zuweilen geſellen ſich Krämpfe oder heftige Schmerzen des Magens dazu. Alsdann erfolgt ein beſchwerliches Drücken oder Zuſammenſchnüren auf der Bruſt; eine unangenehme, doch eben nicht ſchmerzhafte Empfindung um den Magen iſt bisweilen mit einer Niederge-

ſchlagenheit des Gemüths, Beängſtigung und mit einer ungewöhnlichen Furchtſamkeit vereinigt. Nicht ſelten fühlt man ein beſchwerliches Klopfen den ganzen Leib durch, ein Spannung im Gedärme, und in manchen Theilen eine widrige Ausdehnung. Andere klagen über heftige Schmerzen und ein ſtarkes Gemurre im Unterleibe. Bey dieſen iſt Ueberfluß, bey jenen Mangel des Stuhlganges, welcher, wenn der Anfall des Uebels heftiger wird, wie Ziegenkoth abgeht. Dieſes leztere iſt als ein richtigeres und gleichſam characteriſtiſches Kennzeichen dieſer Krankheit anzuſehen. Hiezu kömmt manchmal im Rücken ein Schmerz, welcher ſich nicht ſelten durch den ganzen Körper verbreitet, und den Steinſchmerzen ähnlich iſt. Oft wird der Hals und Schlund von Krämpfen befallen, und in den Anfällen der Krankheit eine Menge von Speichel aus den Speicheldrüſen gewaltſam ausgepreßt, welche der Kranke oft auf eine den Aerzten unerklärbare Weiſe durch eine Art von Zwang gedrungen in das Geſicht der Beyſtehenden ſpeyet. (*) Oefters fühlt der Kranke einen Reiz und eine ungewöhnliche Hitze an der Harnröhre, mit dem Triebe Harn zu laſſen, welcher oft häufig, wie Brunnenwaſſer abgeht.

Nicht alle Kranke haben erwähnte Zufälle; einige fühlen mehr, andere weniger. Dieſes aber iſt allen gemein, daß ſie den Anfang vernachläſſigen, und einen verderbten Magen beſchuldigen. In dieſem Falle überlaſſen ſie ſich ſelbſt, nehmen ihre Zuflucht zum

Kaffee

(*) Hr. D. Ackermann erzählt, in ſeinem Werke über die Krankheiten der Gelehrten, Nürnb. 1777, 8. S. 282, folgende Geſchichte: „Ein braver Candidat der Gottesgelahrheit, den nachher ſein weites Filial und ſein Pferd von dem tief gewurzelten Uebel befreyeten, ſagte mir einſt in dem Anfalle der Krankheit, die ihn unglücklich machte: Um Gotteswillen gehen Sie, ich muß Ihnen ſonſt ins Geſicht ſpeyen. Ich gieng und er ſpie ſeinen Speichel mit einer ſolchen Wuth wider mich aus, wie einer der wüthend zornig iſt.“

Kaffee, ſuchen durch bittere Weine den Magen zu ſtärken, oder wollen durch abführende Mittel Wind und Galle, wie ſie glauben, aus dem Wege ſchaffen. Aerzte, welche weder Zeit, noch Mühe, wie es die Umſtände erforderten, an die Kranken wenden wollen, oft auch, wenn ſie gleich wollten, nicht können, ſuchen eine Unreinigkeit in den Verdauungswegen, und ſchreiben den Kranken auflöſende Pulver oder abführende Arzeneyen vor. Der Kranke fühlt ſich wirklich erleichtert, vergießt indeſſen die Urſache zu heben, aus welcher das Uebel entſtand; er kennt ſie nicht einmal, lebt auf ſeinem gewöhnlichen Fuß, und ſein altes Uebel ſtellt ſich wieder ein. Er nimmt abermal zu den erſten Mitteln, die ihm einmal Erleichterung verſchafften, ſeine Zuflucht, fühlt ſie vielleicht wieder, und fährt, wie vorher, in ſeiner Lebensordnung fort; unmerklich verſchlimmert ſich ſein Uebel, und er wird ſtufenweiſe kränker. Sitzen Unreinigkeiten im Magen und Gedärme, ſo kann die erwähnte Heilungsart von Nutzen ſeyn, vornämlich, wenn die Kranken ſich zu der gehörigen Lebensart bequemen; da aber dieſes nur ſelten geſchieht, ſo verſchlimmert ſich die Krankheit gemeiniglich.

Werden die Anfälle heftiger, ſo fährt alsdann gähe fliegende Hitze durch den gangen Leib. Bald überfällt ein Schauder oder Froſt gewiſſe Theile des Körpers, gleich als ob kaltes Waſſer auf dieſelben gegoſſen würde. Nicht ſelten nach der Mahlzeit, oder nach einer heftigen Anſtrengung des Geiſtes, ſteigt eine ungewöhnliche Hitze gemeiniglich in die Wangen auf. Dazu geſellen ſich fliegende Schmerzen an Armen und Beinen, ein drückender Schmerz im Rücken und zwiſchen den Schultern, krampfhafte Bewegungen der Eingeweide, oder der Muskeln des Halſes und Kopfes, Zuckungen mit einem beſchwerlichen Zuſammenziehen im Magen, in den Därmen, im Schlunde, an Händen und Füſſen.

ſen. Alsdann folgt eine Ohnmacht nach der andern, das Herz pocht und zittert; der Puls iſt überhaupt ſehr veränderlich, oft ganz natürlich, zuweilen ungewöhnlich langſam, ein andermal ſehr geſchwinde, gemeiniglich mehr ſchwach als voll, und bleibt in manchen Umſtänden aus. Bey vielen hat man einen trocknen Huſten, beſchwerliches Athemholen, und ein unangenehmes Zuſammenſchnüren auf der Bruſt, welches ſich zu gewiſſen Zeiten wieder einſtellt, beobachtet. Gähnen, Schluchzen, Seufzen ſind gemeiniglich Folgen der Beklemmung. Die Kranken haben die ängſtliche Empfindung, als ob eine Kugel, oder irgend ein anderer feſter Körper, von dem ſie zu erſticken fürchten, den Hals einnähme. Einige weinen, andere lachen übermäßig ohne zureichende Urſache. Kranke dieſer Art fühlen zwar den Tag über größtentheils Kälte, und ihr Puls iſt ungewöhnlich langſam; zur Zeit des Schlafes hingegen überfällt ſie eine fliegende Hitze, welche ſich durch den ganzen Körper verbreitet; der Puls wird ſchneller und ſtärker; es kömmt Schwäche dazu, und die Empfindung einer Ohnmacht, welche von der Gegend des Magens anfängt. In dieſem Zuſtande fangen die Kranken an, obgleich die Eßluſt ungeſchwächt iſt, allmählich mager zu werden, wozu vielleicht die Angſt, ihres Uebels wegen, und die Furcht eines nahen Todes das meiſte beiträgt. Nun wird Rath eingeholt, dem Uebel zu ſteuern. Man ſucht eine nicht ſelten unfindbare Schärfe im Blute auf, oder man ſieht aus der nächtlichen Hitze ein ſchleichendes Fieber heran rücken; der Kranke nimmt aus eigener Wahl, oder aus Vorſicht, Suppe, Milchſpeiſen, Gerſtenſchleim, und andere ſo genannte anfeuchtende Mittel. Aber umſonſt, ſo lange die Krankheit nicht mit aller Aufmerkſamkeit unterſucht wird, ſo lange man nur die Ritzen des Gebäudes verſchmiert, ſo lange man nicht an die Grundfeſte Hand legt, deren

Erſchüt-

Erſchütterung dieſe Zufälle verurſachet. Man meide, wie ich weiter unten zeigen werde, die Urſachen, man halte eine genaue Lebensordnung, man nehme wenige, aber angemeſſene Arzeneyen, und das Uebel wird weichen.

Im entgegen geſetzten Falle verſchlimmert es ſich. Die Kranken, beſonders wenn ſie ſich ſchnell vom Schlafe erheben, werden von einem Schwindel befallen; quälende Kopfſchmerzen kommen von Zeit zu Zeit wieder; oft iſt es nur eine Seite des Hauptes, welche von Schmerzen ergriffen wird; Oft nur ein Ort in der Größe eines Guldens, mit der ſchmerzlichſten Empfindung, als wenn ein Nagel daſelbſt eingetrieben wäre. Ein Klingen oder Sauſen in den Ohren, wozu ſich noch eine Verdunklung der Augen geſellt, ſind ſolchen Kranken nicht ſelten beſchwerlich, inſonderheit, wenn ſie von Blähungen geplaget werden. An ihren Augen iſt nirgends ein Fehler zu entdecken, und doch ſcheint es ihnen, als höbe ſich von denſelben ein dichter Nebel auf, oder als treten ihnen Funken vor, oder als ſähen ſie jeden Gegenſtand doppelt. Kommen ſie auf geräumige Plätze, und wollen ihr Auge mit angenehmen gedehnten Ausſichten weiden, alsdann überfällt ſie Mattigkeit oder Schwindel, und alle Glieder fangen zu wanken an. Einigen wird der Geruch, andern der Geſchmack, zu ungewöhnlichen Empfindungen gereizt. Sie empfinden Gerüche von Gegenſtänden, welche nicht auf ſie wirken können, weil ſie nicht vorhanden ſind. Hiezu kömmt noch eine anhaltende Schläfrigkeit, von Unruhe begleitet, welche kaum zu beſchreiben iſt, aber ſich allmählich wieder verliert, ſo bald die Kranken erwachen. Der Schlaf ſelbſt iſt unruhig, und oft mit ſchreckbaren Träumen verbunden; manchen, wenn ſie ſich kaum zu Bette gelegt haben, kommen verſchiedene Gegenſtände vor, und mit Mühe reißen ſie ſich von dieſem Irrthume los. Nicht ſelten iſt

iſt Trägheit und allzu großer Hang zum Schlafe dabey.

Dieſe Kranke ſind von Seiten des Körpers elend, von Seiten der Seele aber ſind ſie lächerlich. Das Gemüth eines Hypochondriſchen iſt mit einer ängſtlichen Traurigkeit und ſchädlichen Einbildungskraft beſchwert, welche oft mit einem Unſinne von Luſtigkeit und Leichtſinnigkeit abwechſelt. Die Traurigkeit macht dieſe Leute ſchwermüthig, feige, verzagt, kleinmüthig, furchtſam. Sie ſehen ihre Zufälle für weit gefährlicher an, als ſie ſind. Sie glauben immer zu ſterben, und können doch nie dazu kommen. D. Mead erzählt hievon eine Geſchichte. Ein Gelehrter wurde aus Faulheit ſo hypochondriſch, daß er ſich zu Bette legen mußte, und ſich ſelbſt den Tod prophezehete; daher befahl er, daß man auf den benachbarten Glockenſpiele ſein Sterbelied ſpielen ſollte. Er hatte dieſes in ſeiner Jugend ſelbſt oft zur Leibesübung gethan, und verſtand es ſo gut, daß er es recht nach der Kunſt zu machen wußte. Als nun die Glocken geſpielt wurden, ſo hörte er mit Verdruß, wie ſchlecht der Glockeniſt ſein Amt verwaltete; und da es doch ein für allemal ſeine letzte Ehre ſeyn ſollte, ſo wollte er es auch recht haben, ſprang zornig aus dem Bette, und zeigte dem Manne, wie er ſpielen müßte. Er gerieth darüber in einen außerordentlichen Schweiß, und kroch wieder in ſein Bette, um ſein Ende zu erwarten. Allein dieſer Schweiß gab ihm die Geſundheit wieder. Man hat mehrere dergleichen Beyſpiele, woraus der feige Trotz der Hypochondriſten bey ihrer unmuthigen Traurigkeit erhellet, und woraus man zugleich ſieht, was ſie für Martyrer ihren trüben und doch wilden Einbildungskraft ſind. So thöricht, wie ſich der Profeſſor zu Padua, Nic. Leonicus Thomäus, ſeinen Tod aus dem Tode eines Kraniches prophezeyhete, den er 40 Jahre gefüttert hatte, wie Paul Jovius erzählt: ſo findet ihre Schwer-

muth

muth in den größten Kleinigkeiten Anlaß zur Verzweifelung an ihrem zeitlichen Leben und an ihrer ewigen Seligkeit. Daher ſind die meiſten Hypochondriſten in ihren ſchlimmen Stunden abergläubig, bigott und ſchriftvoll. Sobald ſie aber ihre gute Stunde haben, blaſen ſie alle ihre Sünden, wie Federchen, von ſich ab. Sie ſind über die geringſten Dinge ſchreckhaft; ſie ſehen alle Menſchen für Spitzbuben an, und fragen jeden, der ſie anredet, ob er auch geſonnen ſey, ſie zu ärgern? Ich kann ſo viel Tollheiten nicht erzählen, ohne in den Verdacht zu gerathen, daß ich die Sache übertriebe. Daher will ich lieber einige Stellen aus der Lebensbeſchreibung eines armſeligen Magiſters, Namens **Bernd**, hier anführen, worin er ſeinen eigenen Gemüthszuſtand in ſeiner Hypochondrie, nach der Wahrheit, und als ein gottesfürchtiger Menſch, ohne Erdichtung und Spott beſchreibt. An einem Orte ſagt er alſo: „Saß ich damals oder ſtund bey einem, ſo mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anſpie, wenn er gleich mein Freund war, und ich alle Liebe zu ihm hatte, ſo, daß ich nicht wußte, warum ich ihn anſpeyen ſollte. Denn das Anſpeyen kam mir ſo deutlich vor, als ob es geſchähe; oder ich ſchlug ihm in Gedanken mit der Hand ins Angeſicht, ſo, daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht wirklich geſchehen möchte. Vor allem Ungewöhnlichen erſchrickt man zu ſolchen Zeiten. —— Ich konnte nicht ohne innerliches Auffahren eine große Ziffer ſehen, z. B. eine 6 oder 9. Ein Raum, wo drey oder vier Bücher geſtanden, machte mir ſchon Aengſtlichkeiten, und ich konnte nicht ruhen, bis der Raum wieder mit Büchern ausgefüllet wurde. Ich bebte vor einem Zettel, wenn derſelbe auf einem Fenſter lag, wo er ſonſt nicht zu liegen pflegte, und konnte nicht ruhen, bis ich ihn an ſeinen ordentlichen Ort wieder geleget. Ich betete, doch meiſtens ohne ſonderbare Bewegung, und zuweilen, wenn ich dazu ſchritt, und niederkniete, wurde mir das Angeſicht wieder meinen Willen in eine ſolche Geſtalt gebracht, wie diejenigen haben, denen ein Ding lächerlich vorkömmt; alles wegen des lebendigen Bildes, das ich im Gehirn von einem,

einem der da lacht, hatte, welches dem Mund in ſolche Figur ſetzte. Doch ließ ich mich nichts im Gebete hindern, es mochte ſolches ſo elend ausſehen, als es immer wollte. — — — Es wurden um ein leichtes, und öfters, ehe ich mich es verſahe, die Lebensgeiſter im Haupte ſo flüchtig, daß die Gedanken wunderlich durch einander zu laufen anfiengen, und daß mir lauter toll Zeug einfiel, und Bilder vorkamen, die ganz keine Connexion untereinander hatten. Mit einem Worte, es war mir ſo ſeltſam und übel, daß ich mich kaum enthalten konnte, daß ich nicht lärmte, ſchrie, jauchzte, und andere unanſtändige Dinge vornahm. Es kann einem Menſchen, der ſeines Verſtandes ſoll beraubet werden, nicht anders ſeyn, ſo daß ich ſolches Uebel Jederzeit für eine Diſpoſition dazu angeſehen, und mich nicht einen Schritt weit vom Phreneſiren geachtet habe. Ich kann nicht beſchreiben, wie angſt mir geworden, wenn ich des Abends im Bette gern einſchlafen wollen, und es im Haupte dermaßen zu ſtürmen und unter einander zu gehen angefangen. Ach Gott! hilf mir! ſchrie ich oft, errette mich! Wenn ich aber nur 1 oder 2 Stunden, bis um 10 oder 1 Uhr hinbrachte, daß die Speiſe ein wenig mehr verzehret und verdauet worden war, und um die Gegend der Milz es ſich öffnete, allwo ich alsdann einen drückenden Schmerz verſpürete, ſo ließ das Uebel ein wenig, ja öfters völlig nach. Schlief ich aber in noch währendem Zuſtande ein, ſo träumte mir ſogar zuweilen, als ob ich unter Menſchen, ohne den rechten Gebrauch meines Verſtandes, mich befände, und von ihnen verhöhnet würde."

So beſchreibt ſich der Magiſter **Bernd** ſelbſt, und alle Hypochondriſten werden ihm gewiß glauben; denn die ſind alle ſeine Brüder. Er erzählt noch vieles von einem andern eben ſo elenden Mag. **Schuſter**, und deſſen Geilheit, wogegen aller Kampf nichts geholfen hat; allein, ich will es übergehen. Zuweilen werden ſolche Leute ſo zerſtreut, daß ſie nicht mehr wiſſen, wo ſie ſind, und was ſie thun, wie **Eumolp** im **Petronius**, welcher in der Kajüte ſeine Verſe ruhig herlas, obgleich das Schiff eben zu Grunde gehen wollte; oder wie der **Menalk** des **de la Bruyere**, welcher es nicht merkte, als ihm ſeine Perrucke an einen Kronleuchter hängen blieb,

blieb, und der, als er bey dem Würfelſpiele trinken wollte, das Bierglas in das Bret goß, und die Würfel aus dem Spielbecher verſchlang. Zuweilen heften ſie ihre Gedanken nur auf einen einzigen Gegenſtand, den ſie zernagen. Viele fallen auf theologiſche Dinge, und wollen Sprüche und Geheimniſſe erklären, die ſie doch nicht verſtehen ſollen. Andere verzweifeln an ihrer Seligkeit. Sie heulen über ihre vergangene Bosheit, und zu der Zeit ſollten ſie ſich, wie Desbarreaux, demüthigen, der ſich in einer Krankheit von ſeiner Maitreſſe überreden ließ, einen Gott zu glauben. Ja, ſie ſind dem Tullus Hoſtilius ähnlich, welcher, nach des Livius Anzeige, in einer Krankheit der abergläubigſte Menſch wurde, nachdem er zuvor der frechſte Mann geweſen war. Allein, bey den Hypochondriſten ſind alle dieſe Beſſerungen eben ſo unbeſtändig, als ihre Verſchlimmerungen. Sie lachen und weinen nicht aus Urſachen, die ſich denken laſſen, ſondern von Winden, die ihr Zwerchfall reizen und erſchüttern. Sie können nicht dafür ſtehen, was ſie morgen glauben werden. Heute iſt ihnen die Welt Himmel, und morgen Hölle. Heute wollen ſie ſich über die Krankheit ihrer Frau erſtechen, und morgen möchten ſie dieſelbe gern henken. Jetzt ſind ſie großmüthig, und geben alles weg; bald könnten ſie ſo niederträchtig ſeyn, es wieder zu fordern. Jetzt wollen ſie, wie Simſon, Löwen zerreißen, und auf den Abend würden ſie, aus Furcht vor einem Geſpenſte, in das Getraide laufen, wie ſeine Füchſe. Es ſind lauter widerſprechende Leidenſchaften, Meinungen und Entſchlüſſe, die ſie, wie Dämons, beſitzen, und die in ihnen, wie Milton's Engel im Paradieſe, die Runde halten.

Es giebt unzählige Hypochondriſten, und bey allen dieſen ſind die Zufälle, des Leibes ſowohl als des Geiſtes, auf eine unendliche Art verſchieden. Wenn man in der Geſellſchaft ſolcher Yoricks iſt, und jeden ſein

Anliegen erzählen hört, ſieht man bey manchem die Röthe das Geſicht färben, die den Verdruß anzeigt, wenn der andere etwa ſagt: dieſes empfinde ich nicht, aber meine Pein iſt noch größer. An wahren Hypochondriſten verſammeln ſich Zufälle ganzer Krankenhäuſer; und keine Krankheit, ſie ſey ſo häßlich, ſo ſelten, ſo unmöglich, als ſie wolle, iſt, die nicht ein Hypochondriſt einmal gehabt zu haben wenigſtens geglaubt haben ſollte. Das Schlimmſte iſt, daß ſich Kranke dieſer Art eine Menge Krankheiten einbilden, die ſie auch nicht haben; und gleichwie ſie davon feſt überzeugt ſind, alſo zürnen ſie, wenn ihre Zufälle andern nicht ſo dringend und gefährlich ſcheinen. Nun verſuchen ſie alle Aerzte, ſchaffen ſich mediziniſche Bücher, ſich Selbſtärzte zu ſeyn, ſehen den Tod immer näher heran rücken, und ſinken allmählich in tiefe Schwermuth. Kömmt aber Eine gute Stunde, ſo vergeſſen ſie ihr Uebel wieder; eſſen, trinken, ſpielen, tanzen, Troz dem Geſundeſten, und unterhalten ſich in einer Geſellſchaft, die ihnen anſteht, auf das munterſte. Hieraus merken ſie wohl, wie ſehr eine angenehme Zerſtreuung der Linderung ihres Uebels zu Statten kömmt; aber zugeben, daß es großen Theils von Einbildung herrühre, dies können, dies wollen ſie nicht.

Hier glaube ich, ſollte die Unterſuchung, ob die beſchriebenen Zufälle eine Wirkung der bloßen Einbildung, oder eines wirklich vorhandenen Uebels ſeyn, nicht am unrechten Orte ſtehen. Wenn das Uebel anfängt, iſt es gemeiniglich ſo geringe, daß es ſich dem Kranken, ſeinen Freunden, nicht ſelten auch dem Arzte, zu verbergen pflegt. In der Fortdauer dieſer Krankheit gewöhnen ſich endlich Freunde und Wärter an die immerwährenden, oft übertriebenen Klagen; ſie nehmen wahr, daß der Kranke guten Appetit, ruhigen Schlaf, Heiterkeit des Gemüthes hat, beſon-

beſonders, wenn es ihm an Gelegenheit, ſich zu zerſtreuen, nicht mangelt. Man findet den Puls gut, und kann vielleicht aus äußeren Kennzeichen auf keine vorhandene Krankheit ſchließen; nun heißt es, der Kranke ſey hypochondriſch und voll von Einbildung. Dieſes iſt gleichſam das Signal, des Kranken zu lachen, ſeiner Klagen heimlich, auch öffentlich, zu ſpotten, Anekdötchen zu erzählen, die zwar Geſunden Stoff zum Lachen geben, aber den Kranken nicht geſund machen. So wenig auch Menſchenliebe in dieſem Betragen zu ſeyn ſcheint, glaubt man doch vieles gethan zu haben, daß man den Kranken mitleidig für einen Narren erklärt hat, ohne ſich Mühe zu geben, daß auch ſein Uebel gehoben werde. Es iſt dieſes eben ſo viel, als wenn man einen Podagriſten verlachte, weil er bey allen Schmerzen noch immer eine gute Geſtalt hat. Es giebt beſchwerliche, auch gefahrvolle Krankheiten, bey welchen der Kranke ſeinen völligen Appetit behält. Man hat Beyſpiele von Lungenſüchtigen, welche, ihren nächtlichen Hunger zu ſtillen, ſich heimlich im Bette mit Eßwaaren verſehen. Auch der Schlaf ſtellt ſich bey vielen Krankheiten wieder ein, wenn einmal der heftige Anfall eines Uebels abgetobt hat. Man ſieht dieſes an denjenigen, die von heftigen Zahn-Schmerzen gequälet werden; ſie ſchlafen wieder ruhig, ſo bald dieſe vorüber ſind. Wäre es nun Recht, wenn wir aus der Eßluſt des einen, und aus dem ruhigen Schlafe des andern, jenem die Lungenſucht, und dieſem die Zahnſchmerzen, abſprechen wollten? Eben ſo ſehr würden wir nun irren, wenn wir den Hypochondriſten, bloß deswegen, daß er oft ruhigen Schlaf und guten Appetit hat, einer bloßen Einbildung beſchuldigten. Muß doch nicht jedes Uebel mit gleicher Heftigkeit fortwüten, um endlich den Namen einer Krankheit zu verdienen. Selbſt diejenigen, welche einen Krebsſchaden oder Steinſchmerzen haben, fühlen nicht

immer ihre Schmerzen; manche ſolcher Kranken ſehen ziemlich wohl aus, ſind heitern Gemüthes, und munter im Umgange, wenn das Uebel nachläßt; dürfte man aber darum ihre Krankheit wohl Einbildung nennen? Aber warum fühlen ſie zur Zeit der Zerſtreuung nichts, wenigſtens weniger? Es giebt beynahe keine Krankheit, welche nicht durch Unterhaltung, ſo lange man deren fähig iſt, gemildert würde. Darf man nun fragen, warum Unterhaltung dem Hypochondriſten nütze? Zur Zeit des Anfalles haben die Nerven eine widrige Spannung; tritt nun eine angenehme Zerſtreuung in das Mittel, ſo werden die Nerven anders geſpannt, und das Uebel läßt theils wirklich nach, theils achtet der Kranke widrige Empfindungen weniger.

Man muß es ſich aus dem Sinne ſchlagen! ſagt der Geſunde dem Hypochondriſten. Ich glaube es; wenn man im Stande wäre, ſich über manches hinweg zu ſetzen, dürfte man weniger fühlen. Allein, unſer Körper hat zu großen Einfluß auf den Geiſt, als daß wir es auch jedesmal zuwege brächten. Darf man es dem Kranken zur Laſt legen, daß Blähungen im Magen und in den Därmen Empfindungen hervor bringen, die ihn den Tod fürchten machen? Iſt er derſelben entladen, ſo lacht er alsdann ſelbſt mit, und glaubt nicht, daß er derſelbe iſt. Ein Hypochondriſt, welcher heute nichts fühlt, glaubt es ſich kaum ſelbſt, daß er noch geſtern erſt ſo viel gelitten hat; ja, iſt ſein Uebel durch Arzeneyen gänzlich gehoben, ſo iſt er alsdann nicht einmal mehr geneigt, andern, welche jetzt von ähnlichen Uebeln gequält werden, zu glauben; ſeine widrige Empfindung hat ein Ende, und ſeine Einbildung, die von jener verderbt war, iſt wieder zurecht gebracht. Wenn ich nun hieraus ſchließe, daß die Hypochondrie ein wirkliches Uebel iſt, ſo läugne ich deswegen nicht, daß es durch Einbildung vergrößert wer-

werde. Man bemerkt vielmehr, daß in eben dem Grade, in welchem der Kranke ſich hinaus zu ſetzen weiß, das Uebel ſich allmählich verliert. Allein, eben dieſes iſt der Hypochondrie eigen; und man würde daher nicht richtig urtheilen, wenn man alles der Einbildung zuſchriebe; vielmehr bin ich überzeugt, die Einbildungskraft ſey zugleich eine Wirkung, und zugleich ein Kennzeichen der Hypochondrie; wiewohl in die Länge Krankheit und Aberwitz, eines von dem andern Nahrung und Wachsthum erhalten kann.

Man ſage nicht, wenn die Einbildungskraft durch eine wirkliche Krankheit verderbt wäre, und nicht vielmehr die ganze Krankheit in der Einbildung beſtände, wie kömmt es, daß ſolche Kranke übrigens ganz richtig denken? Die erfahrenſten Aerzte haben uns in ihren Schriften Beyſpiele genug hinterlaſſen; ja, ohne erſt fremde Erfahrungen zu Rathe zu ziehen, wird man vielleicht ſelbſt deren genug kennen, welche in einer Sache beynahe allein unrichtig, in allen übrigen hingegen richtig denken. Hiezu wird nicht einmal eine Krankheit erfordert; Vorurtheile, eine herrſchende Leidenſchaft, Harmonie oder Mangel derſelben, ſind oft hinreichend, unſere Beurtheilungskraft in Anſehung einiger Gegenſtände ſo zu verwirren, daß wir ſehen, was kein anderer ſieht, oder nicht ſehen, was allen übrigen klar vor Augen liegt. Ein gewiſſer großer Gelehrter mußte ſich, zur Zeit ſeiner litterariſchen Arbeiten, an ſeiner linken Seite Bücher aufthürmen, um die falſche Idee von einem gefährlichen Abgrunde zu täuſchen.

Die Hypochondrie iſt eine ſehr zuſammen geſetzte Krankheit. Das Magenweh, die Kopfſchmerzen und der Schwindel, die Beängſtigung, der Ekel, die goldene Ader u. ſ. w. ſind lauter einzelne und beſondere Krankheiten, welche aber bey der Hypochondrie nur als Zufälle betrachtet werden. Dieſe Krankheiten haben aber insgeſamt einen gewiſſen Zuſammenhang unter einander, welcher verurſachet, daß immer eine die andere hervor bringt. Wenn die Winde die Därme

me und den Magen ausdehnen, ſo verurſachen ſie Beängſtigung auf der Bruſt; ſie verhindern die Verdauung die verdorbene Verdauung aber pflegt Kopfſchmerzen zu begleiten. Durch die Ausdehnung der Därme wird der Umlauf des Geblütes im Unterleibe gehemmet, und hieraus können Verſtopfungen, ja endlich ſo gar wirkliche Verletzungen der Eingeweide im Unterleibe entſtehen. Hieraus ſieht man leicht, wie die Hypochondrie nach allen ihren Theilen bloß von verſchloſſenen Winden veranlaſſet werden könne. In dieſem Falle wird die erſte Urſache der Krankheit, welche ein gründlicher Arzt aus dem Wege zu räumen ſuchen würde, diejenige ſeyn, was die Winde im Unterleibe zurück hält. Wenn ein dickes Blut in dem Körper vorhanden iſt, ſo erzeugen ſich alle hypochondriſche Zufälle ſehr geſchwinde; und in dieſem Falle muß die Urſache der Hypochondrie dasjenige ſeyn, was das Geblüt dick macht. Eben ſo iſt es in allen übrigen Fällen. Man erſieht alſo daraus, daß Niemand die Urſache der Hypochondrie beſtimme, wer nur einen Zufall aus dem andern herleitet; und da dieſes die Meiſten bisher gethan haben, ſo iſt gar nicht zu verwundern, daß man in Anſehung der Urſache dieſes Uebels noch ſo ſehr uneinig und unwiſſend iſt. Es wird aber eigentlich zweyerley dazu erfordert, die wahre Urſache der Hypochondrie zu entdecken; nämlich 1. daß man die Ordnung finde, in welcher die hypochondriſchen Zufälle aus einander entſpringen, und wie immer einer den andern veranlaſſet; 2. daß man die Urſache des erſten Zufalles, woraus alle übrige ihren Urſprung nehmen, ergründe.

Was das Erſte betrifft, ſo haben die wenigſten Arzeneygelehrten ſich bisher in den Sinn kommen laſſen, die Urſache dieſes berühmten Uebels nach dieſer Methode zu erforſchen. Einige haben einen Zufall der Hypochondrie, aus welchem ſich alle übrige leicht herlei-

ten ließen, zur allgemeinen Urſache derſelben gemacht; Andere haben ſich Urſachen nach ihrem Belieben erdichtet; und noch Andere, welche glaubten, daß es einerley wäre, die Urſache oder die Erklärung der Hypochondrie zu finden, haben das Regiſter aller Zufälle dieſes Uebels genau überſehen, dasjenige heraus geſucht, was ſie mit einander gemein haben, und ſolchergeſtalt eine Urſache der Hypochondrie gefunden, welche höchſtens nichts anders, als eine Beſchreibung derſelben, ſeyn konnte. Wenn man die von mir angegebene Methode ergreift, und die hypochondriſchen Zufälle in derjenigen Ordnung betrachtet und unterſucht, wie ſie natürlicherweiſe aus einander entſpringen, ſo wird man dasjenige wahrnehmen, was ich vorhin mit Beyſpielen erläutert habe, daß nämlich die erſte Urſache des Uebels bey verſchiedenen Perſonen auch von verſchiedener Art ſeyn könne. Ich berufe mich hiebey ſowohl auf die Verſuche, welche man anſtellen kann, wenn es einem beliebt, um alle dieſe Zufälle aus ganz verſchiedenen erſten Urſachen herzuleiten, als auch auf die Erfahrung, welche lehrt, daß Perſonen von ganz verſchiedener Lebensart aus verſchiedenen Fehlern in der Lebensordnung faſt einerley hypochondriſche Zufälle anklagen, und auf ſehr verſchiedenen Wegen wieder zu ihrer Geneſung gelangen. Das erſte alſo, was man bey einer Unterſuchung der Urſache der Hypochondrie voraus ſetzen muß, iſt dieſes, daß man das Vorurtheil ablege, als ob ſie nur von einer einzigen Urſache herrühren könne. Eine jede von den erſten Urſachen der Hypochondrie, worunter ich ſolche verſtehe, aus welchen alle übrige hypochondriſche Zufälle nach der Reihe ihren Urſprung nehmen, kann wieder von verſchiedenen Umſtänden veranlaſſet werden; und daher muß ein Arzt auch die zweyte obige Regel wohl in Acht nehmen, daß er genau erforſche, woher in einem gewiſſen Falle dieſe erſte Urſache entſtanden

ſey. Ohne dieſe Unterſuchung kann weder eine vernünftige Cur des Uebels, noch die Lebensordnung, wie man es zu verhüten habe, vorgeſchlagen werden.

Man unterſcheidet insgemein zwo Arten der hypochondriſchen und hyſteriſchen Krankheiten. Die eine iſt ohne Materie, die andere mit Materie. Hieraus entſtehen nun zwo Arten hypochondriſcher und hyſteriſcher Kranken, deren Unterſchied aus der Beſchreibung ihrer Zufälle am deutlichſten erkannt wird. Ohne Materie hypochondriſch und hyſteriſch ſind diejenigen, welche entweder von Natur, oder aus ſpätern Urſachen, eine ſo große Reizbarkeit der Nerven erhalten haben, daß ſie von der geringſten Urſache in große Unordnung gebracht werden. Perſonen dieſer Art befinden ſich insgemein wohl, haben ein gutes und geſundes Anſehen, und würden ihr Uebel kaum fühlen, wenn ſie den reizenden Urſachen auszuweichen wüßten. Jede Gemüthserſchütterung, inſonderheit Verdruß, nagender Kummer, heftiger Zorn, ſelbſt ein widriger Geruch, iſt fähig, Zittern, Herzklopfen, Zuckungen und Ohnmachten bey ihnen hervor zu bringen. Wenn dieſe Reizbarkeit nun vorzüglich den Nerven des Magens und der Gedärme eigen iſt, ſo iſt alsdann ein Getränk, welches tauſend andern heilſam iſt, oder eine unſchuldige Speiſe, hinreichend, Blähungen, Beängſtigung, Beklemmung und alle angeführte Zufälle zu veranlaſſen. Iſt Verdruß, Kummer, Zorn vorüber, oder die widrige Speiſe aus dem Leibe geſchafft, ſo iſt auch zugleich die Krankheit gehoben; nur bleibt noch die Gefahr, von der geringſten Urſache wieder in ihr altes Uebel zu ſtürzen, zurück. So lange der Anfall währt, breitet ſich zwar über dem Angeſichte eine böſe, bedeutende Farbe aus; da aber der Kranke gemeiniglich in einigen Stunden ſich wieder erholt, ſo

ſo iſt eben aus der Geſichtsfarbe nichts widriges zu ſchließen.

Mit Materie hypochondriſch und hyſteriſch ſind diejenigen, welche nicht nur überaus reizbare Nerven haben, ſondern auch von einer andern Urſache, welche in ihrem Körper befindlich iſt, ſtets etwas zu leiden haben. Ihre Kennzeichen ſind eine beſtändige Niedergeſchlagenheit, und eine gelbliche Geſichtsfarbe, ſo daß auch das Weiße der Augen gemeiniglich etwas gelb ausſieht. Es giebt nur wenig Stunden, in welchen ſolche Perſonen von ihrem Uebel nichts fühlen. Daß auch ſie reizbare Nerven haben, iſt offenbar; denn es giebt deren genug, welche an der Gelbſucht, an der Gicht, an Würmern, am Blaſenſtein, an Verhärtungen im Unterleibe, an der goldenen Ader ꝛc. leiden, ohne eben darum auch hypochondriſche Zufälle an ſich zu haben. Hingegen iſt oft eine kleine Verſtopfung im Gekröſe hinlänglich, bey einem reizbaren Nervenſyſtem die ſonderbarſten und unangenehmſten Wirkungen hervor zu bringen. Der deutlichſte Unterſchied zeigt ſich bey dem ſchönen Geſchlechte. Einige deſſelben, wenn bey ihnen die monatliche Reinigung gehemmt iſt, fühlen zwar Lendenweh und Kopfſchmerzen, aber auch ſonſt weiter nichts; da hingegen andere, deren Nervenbau mehr Reizbarkeit hat, mit Herzklopfen, Erſtickungen, Ohnmachten, zuweilen auch mit Convulſionen, befallen werden.

Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß ein Menſch vor dem andern, Fähigkeiten zu dieſem traurigen Zuſtande voraus habe. In Abſicht des Körpers trägt ein zartes Nervenſyſtem vorzüglich dazu bey; es wird leichter und verhältnißmäßig ſtärker gereizt, und leichter ermüdet; auch ſcheint eine ſo genannte niedrige Bruſt eher dazu beförderlich zu ſeyn. Es können aber auch noch andere Umſtände, beſonders innerliche, ihren nä-

hern Einfluß haben. Vornehmlich kömmt hier die beſondere Beſchaffenheit der Seele, und des ſo genannten Gemüthes, oder was man auch im gemeinen Sprachgebrauche dieſen beyzulegen pflegt, ob es gleich ganz, oder doch zum Theil, von körperlicher Conſtitution herrührt, in Rechnung. Die empfindſamen, ernſthaften, eigenſinnigen, thätigen Seelen, inſonderheit wenn ſie, wie gewöhnlich geſchieht, ihre Kraft auf etwas Schweres, hauptſächlich auf Speculiren, wenden, und dabey viele Vereitelungen ihrer Wünſche erfahren müſſen, ſind dieſen Gefahren am erſten ausgeſetzt. Es iſt ein trauriges Erbtheil, wenn Kinder, die von alten, durch Anſtrengung des Geiſtes, entnervenden Genuß der Liebe, oder Krankheiten entkräfteten Aeltern erzeuget werden, den Keim dieſes Uebels noch eher in ſich haben, als ſie aus dem Leibe ihrer Mutter hervor treten. Selten kann das ererbte Uebel gänzlich gehoben werden; doch wird es eine ordentliche Lebensart, beſonders unter einem Himmel, welcher den Körper ſtärkt, gewiß mildern und mäßigen, da hingegen ein unordentliches Leben, große, beſonders frühzeitige Anſtrengung, und jeder entnervende Mißbrauch, die natürliche Anlage nothwendig immer verſchlimmern muß.

Allein auch erſt im geſetztern Alter, wenn man gleich in ſeiner Geburt glücklicher war, kann man doch von dieſem Uebel befallen werden. Die gewöhnlichſten Urſachen oder Veranlaſſungen ſind: anhaltendes Sitzen, übertriebene Anſtrengung des Geiſtes, Schreiben, heftige oder anhaltende Affecten, inſonderheit unmäßiger oder unnatürlicher Genuß der Liebe, Verdruß und Kummer, Mangel des gehörigen Schlafes, Unterlaſſung des Trinkens und des Genuſſes ſtärkender Nahrungsmittel, unnatürliche Enthaltſamkeit von dem Kalten, Einſamkeit und Mangel der Zerſtreuung und Freude.

Zu den Urſachen oder Veranlaſſungen der Hypochondrie rechne ich 1. den Mangel der Bewegung, oder anhaltendes Sitzen. Bewegung und Ruhe, Anſtrengung und Erholung, ſcheinen die beyden Hauptgeſetze zu ſeyn, denn die Natur den Kreislauf unſerer Thätigkeit und unſers Daſeyns unterworfen hat. Eine merkliche und lange Abweichung von einem oder dem andern, läuft alſo wider die Abſichten der Natur und ihre Mittel. In beyden Fällen muß daher auf irgend eine Art etwas Trauriges folgen, es ſey nun von welcher Art es immer wolle. Die Bewegung iſt zur Geſundheit des menſchlichen Körpers unumgänglich nothwendig. Das Blut und alle Säfte des Körpers werden dadurch, wenn alles übrige von natürlicher Beſchaffenheit iſt, in gehöriger Flüſſigkeit, Reinigkeit, Wärme und Leben, erhalten. Alle von der Natur geordnete Ausleerungen und innerliche Kreisläufe von Veränderungen, werden durch ſie in ihrem gehörigen Maße und Zirkel gewirkt und fortgeſetzt. Die Begehrungskräfte des Körpers, die Werkzeuge und Mittel der Erhaltung und Vermehrung ſeiner Kraft werden dadurch erhalten und verbeſſert. Und das geſchieht nicht bloß in einerley fortſchreitendem Ebenmaß, ſondern in einem merklichen Steigen, bis auf einen hohen, vielleicht den höchſten Grad, den das menſchliche Wohlſeyn, im körperlichen Verſtande genommen, erreichen kann. Denn durch die natürliche nützliche Bewegung werden die Säfte, welche bereits im Körper ſind, verbeſſert; durch dieſe Verbeſſerung die Werkzeuge, welche bey der Zubereitung der Nahrung und Kraft des Leibes geſchäftig ſind, durch dieſer größere Vollkommenheit wieder jene, und ſo im Kreislauf weiter bis zu einer ſehr beträchtlichen Höhe. Es iſt daher begreiflich, daß bey dem Mangel der gehörigen Bewegung gerade das Gegentheil geſchehen muß. Durch den anhaltenden Mangel von Bewegung verdickt

dickt ſich nicht nur an ſich ſchon das Blut und alle Säfte des Körpers, welche aus jenem entſpringen, und die Nahrung und Kraft des letztern ausmachen ſollen, ſondern auch die Verdauungsſäfte, und durch dieſe wieder um ſo viel mehr jene. Dieſe Verſchlimmerung nimmt alſo nach eben ſolcher Progreſſion zu, da die Verſchlimmerung der Nahrung und übrigen Theile des Körpers auf die Nahrungswerkzeuge, und dieſe Verſchlimmerung, an ſich ſelbſt und überdieß durch die Verſchlimmerung jener vermehrt, wieder auf die Beſtandtheile, Nahrung und Kraft des Körpers, und aller, oder doch der meiſten, zum Leben, wenigſtens zum geſunden Leben nöthigſten Werkzeuge, Einfluß haben muß. Außer der Verdickung des Blutes und der Säfte, wird auch die Beſchaffenheit der Spannung (Tonus) im Körper durch das anhaltende Sitzen in einen widernatürlichen Zuſtand verſezt, und es entſteht eine gewiſſe Säure und Schärfe in dem Blute und in den Säften, als eine Folge des Mangels ihrer Bewegung und der Verdauung. Dieſe Schärfe erweckt inſonderheit mancherley ſchmerzhafte Empfindungen und Krämpfe ſowohl an inn- als äußerlichen Theilen.

2. Die übertriebene Anſtrengung der Geiſteskräfte, inſonderheit, wenn man, gezwungen oder willkührlich, ſeinen Arbeiten ſelbſt die Nächte weihet, iſt vorzüglich die Quelle der hypochondriſchen Uebel der Gelehrten. Wer auch noch ſo viel ſitzt, kann doch nicht beſtändig ſitzen, und wird auch ſelbſt einige Aenderung dieſes Zuſtandes, aus Neigung oder Zwang, vornehmen. Wer ohne Anſtrengung der Seele ſitzt, wie manche ſitzende Lebensarten mit ſich bringen, welche nicht in das Gelehrtenfach gehören, hat entweder dabey wirkliche Leibesbewegung, oder läßt doch dabey der Natur ihren freyen Gang, plaudert, ſchäkert und lacht auch zuweilen. Dieſes erſchüttert wieder den Kör-

Körper, und verſchaffet dem Kreislaufe einigen nützlichen Reiz. Der ſtudirende Gelehrte hingegen hat nicht allein bey ſeinem Sitzen keine Bewegung, ſondern athmet nicht einmal recht frey. Es iſt eine leicht zu machende Bemerkung, daß man bey dem Nachdenken den Athem an ſich hält, gleichſam um ſeine Seele in ihren Zirkeln, auch durch dieſes kleine Geräuſch und Bewegung nicht zu ſtören. Man entzieht nicht nur hiedurch dem Körper das letzte von äußerm Reiz zur Thätigkeit, Bewegung des Blutes und der Säfte, was hier noch zur Fortſtoßung der Maſchine helfen könnte, ſondern man legt auch dem Kreislaufe des Blutes ſelbſt förmliche Hinderniſſe in den Weg. Ueberdieß wird auch bey ſcharfem Nachdenken der größte Theil der Eingeweide zuſammen gezogen, wie jeder, der nur alsdann auf ſich Acht geben will, bemerken kann. So gar äuſſerliche Theile empfinden dieſes. Es ſcheint, als wenn der ganze Körper bey dem Denken ſeine Muskeln zuſammen zöge, um ungefähr in die Poſitur zu kommen, und darin zu bleiben, welche eine Handlung von vieler Mühe erfordert, als wenn man eine Laſt angreifen will rc.; die Stirn runzelt ſich, die Schultern ziehen ſich in die Höhe rc. Man wird daher an den meiſten Gelehrten bemerken, daß ſie, theils aus dieſer Gewohnheit, theils aus nachherigem Mangel der Spannung, gegen Andere die Schultern hoch tragen, wenn ſie ſich nicht, aus Lebensart der feinen Welt, in Geſellſchaften zu der beliebten Poſitur zwingen, welche hier zum Glück einmal mit der Geſundheit und Natur am meiſten übereinſtimmt. Denn die Bruſt frey, und die Schultern niedrig zu tragen, iſt wirklich ein Antihypochondriacum. Durch obige Verfaſſung des Körpers bey dem Denken aber, da die Thätigkeit, die Reize der gewöhnliche Kreislauf des Blutes gehemmet werden, auch viele Gefäße durch das Anziehen mehr geſchloſſen ſind und den Säften keinen freyen Zugang erlauben,

muß

muß die Verdickung deſſelben und aller Säfte, nebſt der Schwächung der Verdauung, Nahrung und Spannung des Körpers erfolgen, und zwar in ſehr hohem Grade, da dieſe gegenwärtige Verfaſſung bey dem Denken ſehr häufig iſt, und noch mehr thut, als freyes, obgleich langes Sitzen. Das verdickte Blut und die verſtopften Canäle; jener Mangel von gehöriger Spannung, welche dem Laufe des Blutes behülflich ſeyn muß; die Blähungen, welche durch eine ſchlechte Verdauung entſtehen, aber merklicher werden, und indem ſie hie und da die ſchwachen Eingeweide gewaltig ausdehnen, und dadurch nebenliegende oder durchgehende Blutgefäße beengen; der Krampf, welcher einige Theile, durch welche das Blut gehen ſoll, zuſammen zieht, und alſo nach dieſer Zuſammenziehung eine Anhäufung des nachſtrömenden Blutes veranlaſſet; dieſe ſtete mechaniſche Zuſammenziehung der Eingeweide bey dem Denken und Anſtrengen auf der einen Seite, und die Nachlaſſung der Reize von körperlicher Thätigkeit auf der andern, ſind die wahren Urſachen der Unruhe, welche der Hypochondriſt von dem Blute empfindet, und wonach er ſich oft für vollblütig hält, ohne es zu ſeyn.

Daß bey dem Denken das Gehirn vorzüglich beſchäftigt ſey, iſt bekannt genug. Jeder kann es ſo gar fühlen, daß alsdann in ſeinem Kopfe mehr vorgeht, als in irgend einem andern Theile ſeines Körpers. Der Zuſammenhang des Gehirns mit dem ganzen Körper, ſeiner Kraft und ſeinen Wirkungen, iſt äußerſt wichtig. Man kann es nicht nur daher ſchließen, weil alle Nerven im Gehirne und deſſen Anhängen ihren Urſprung haben, ſondern auch, weil bey einer beträchtlichen Verletzung deſſelben, z. B. durch einen Schlag auf den Kopf, der ganze Körper plötzlich ſeine Kraft verliert, ohnmächtig in einander ſinkt, oder gar zu leben aufhört. Durch dieſe vorzügliche Thätigkeit

des

des Gehirnes bey dem Denken, müſſen alſo auch vornehmlich die Nerven geſchäftig ſeyn. Da in dieſem Zuſtande des Denkens alle übrige Thätigkeit des Körpers nicht nur nachläßt, ſondern ſo gar gehindert wird, wie aus dem Vorhergehenden erhellet: ſo muß dieſe Thätigkeit der Seele vornämlich die Nerven allein betreffen. Durch Anſtrengung aber wird die Kraft derſelben überhaupt geſchwächt, und alſo am meiſten hier, da ſie allein geſchäftig ſind. Wenn dieſe Anſtrengung mäßig iſt, zuweilen nachgelaſſen wird, und der Zuſtand des Körpers ſo iſt, daß dabey neue Kraft aus der Nahrung zu ihnen kommen kann, ſo kann ſie ihnen nicht ſo viel oder merklichen Schaden thun. Da aber viele Gelehrte nicht nur oft, ſondern auch ſehr ſtark und lange nachdenken, ſo muß dieſes bey ihnen eine ſehr große Schwächung veranlaſſen.

Wo ein vorzüglicher Reiz vorgeht, daſelbſt zieht ſich vornämlich der Trieb des Blutes hin. Man reibe einen Theil des Körpers, ſchlage ihn, verwunde ihn, ſo wird ſich daſelbſt Blut anhäufen; er wird roth und läuft an. Da das Denken einen größern und alleinigen Reiz im Kopfe und Gehirne macht, ſo zieht ſich auch nicht allein durch obige Verſtopfung, durch das Zuſammenziehen in den untern Theilen des Körpers, wonach das Blut ſich oben in denſelben anhäufen muß, wenn es unterwärts keinen freyen Durchgang hat, das Geblüt und eine Anſchwellung nach dem Kopfe, ſondern auch durch dieſen eigenen Reiz des Gehirnes in daſſelbe. Daher wird uns vom Denken der Kopf warm und ſchwer, und wieder leichter und kälter, wenn wir einige Zeit damit nachgelaſſen, beſonders uns an andern Theilen des Körpers bewegt haben. Die allzu ſtarke Anhäufung des Blutes im Gehirne verurſachet darin Zerrütung, beſonders leicht Schwindel und Schwäche der Nerven. Wenn ſich ein Vollblütiger lange bückt, ſo treten dieſe Verwirrungen ein, und er

taumelt auch noch bey dem Aufrichten. Erwachſene, bey denen entweder das Blut dicker iſt, oder manche feine Canäle ſchon verſtopft ſind, können das Bücken nicht ſo leicht ertragen, als Kinder deren Blut und Säfte, ſo wie alle Theile des Körpers, noch merklich feiner oder beweglicher ſind. Dieſer Antrieb des Blutes nach dem Gehirne muß alſo dem Hypochondriſten am beſchwerlichſten fallen, weil die äußerſten Zweige der Blutadern, die es aus demſelben zurück führen ſollten, ſehr oft verſtopft ober beenget ſind, und überhaupt die Schwäche der Spannung zu Erhaltung des Gegengewichtes dieſes gewaltſamen Druckes auf dieſe zarten Theile nicht vermögend iſt. Bey einer vorhandenen Verſtopfung der Ausdünſtung und Ausflüſſe aus dem Kopfe, wird dieſes Uebel noch ärger. Selbſt der Geſunde weiß, daß, wenn man den Schnupfen hat, das Denken ſchwer wird; man iſt wie vor den Kopf geſchlagen, ehe man anfängt, und man wird bald müde. Da nun dieſer Zuſtand, welcher nichts anders, als Verſtopfung und Verſchleimung, iſt, durch das Stillſitzen bey dieſer Anſtrengung des Denkens faſt auf beſtändig bey dem Hypochondriſten hervorgebracht wird: ſo iſt leicht zu erachten, daß dieſe Anſtrengung eine Schwäche der Nerven, und alle oben erwähnte Zerrüttungen, auch von der Seite der Säfte betrachtet, veranlaſſen muß.

Man hat angemerkt, daß heut zu Tage die Hypochondrie weit häufiger unter den Gelehrten herrſcht, als ehemals, und daß ſie von Tage zu Tage mehr zuzunehmen ſcheint. Man kennt Männer, welche erſt gegen die männlichen Jahre, oder noch ſpäter, angefangen haben, anhaltend zu ſitzen und Bücherſchwelger zu werden, ohne die gewöhnlichen Anfälle von dieſem Uebel zu empfinden; hingegen wird man wenig junge Gelehrte finden, die nicht etwas davon, ohne ihr Wiſſen, daß es gerade dieſes Uebel ſey, leiden müſſen. Der Grund hievon iſt begreiflich. Was die Geſundheit in der Jugend zerrüttet, iſt nicht nur für das erſte, ſondern noch mehr für die ganze werdende Conſtitu-

ſtitution aufs künftige nachtheilig. Man kann, wenn man daran zweifelt, ſo gar an allen Thieren dieſe Erfahrung machen, daß analogiſche Leiden, oder Anſtrengungen in der Jugend, das Thier, wo nicht tödten, doch äußerſt verderben, und auf ſeine vollſtändige Periode faſt ganz untauglich machen. Die übermäßigen Anſtrengungen, auch Leiden der Seele, hat noch der Menſch vor jenen voraus; und was iſt der natürlichſte Erfolg davon? Es iſt aber eine hiſtoriſch bekannte Sache, daß man ehedem weit ſpäter anfieng, den Kopf der Jugend, wie man ſagt, und was dahin gehört mit eingerechnet, anzuſtrengen. Man traf ſtärkere Bärte auf den Schulbänken, als jezt in den Collegien der Akademiker. Das Knäbchen weiß jezt, im Durchſchnitt, ſchon mehr, oder giebt ſich doch wenigſtens mit weit mehrern gelehrten Beſchäftigungen ab, als vormals der Jüngling, welcher — ſeine Frau nehmen konnte. Das für die Geſundheit oft zu zwangvolle Weſen, welches ein Anhang zu unſerer franzöſiſchen Politeſſe iſt, trifft auch jezt unſere Jugend mehr, als vordem. Lauter Urſachen, die Hypochondrie noch mehr zu verbreiten! Es wird gewiß noch weiter gehen, wenn wir nicht bald mit Ernſt darauf bedacht ſind, der unverdorbenen, obſchon nicht cyniſchen, Natur ihre Rechte wieder zu geben. Wenn man endlich noch dazu nimmt, wie ſehr das Feld der Kenntniſſe faſt in jedem Fache ſeit wenigen Jahren erweitert worden iſt, mit wie viel mehrerer Genauigkeit und Delicateſſe, als vordem, jezt manche Materien behandelt ſeyn wollen, wenn ſie nicht unter dem Alltäglichen ſtehen, oder Ungelegenheiten zuziehen ſollen, die doch ſo leicht erwachſen, wenn ungewöhnliche Einſichten, wie es auch unter ſolchen Umſtänden nicht anders zu vermuthen iſt, ſich von den Grundſätzen manches bedeutenden Publici ſehr merklich entfernen: ſo wird das Problem nicht ſo ſchwer mehr aufzulöſen ſeyn, warum wir von Zeit zu Zeit dieſe Krankheit immer mehr verbreitet ſehen müſſen.

Die meiſten Hypochondriſten wird man, wo ich nicht ſehr irre, unter den Gottesgelehrten antreffen. Die ſchwere und ernſthafte Natur ihrer Beſchäftigungen, und (ich will noch, mit Erlaubniß, hinzu ſetzen,) die Ungewißheit mancher Theile ihrer Wiſſenſchaft, welche überhaupt ſehr oft mehr wiſſen will und ſoll; als dem Menſchen überhaupt gegeben iſt; — daß vielen ihrer Sätze eine ungleich

höhere Wichtigkeit, als den Sätzen anderer Wiſſenſchaften, entweder mit Recht, oder aus wirklicher Uebertreibung, beygelegt wird; die Gefahr, innerliche, oder doch größten Theils äußerliche, von den vorgeſchriebenen Vorſtellungen abzuweichen, oder die Geißel der Ketzermacherey; endlich, daß manche Vergnügungen, oder wenigſtens Zerſtreuungen, welche andere Stände aufheitern, für ſie entweder ſchlechterdings ſündlich, oder doch nicht ſchicklich ſeyn müſſen; dieſes alles trägt zur Hervorbringung oder Vermehrung der Hypochondrie bey, die auch in der That an vieler Schwärmerey und Sonderlichkeit Schuld iſt, welche man ihnen, mit Grunde oder Ungrunde, zur Laſt zu legen Gelegenheit hat. Die leichtſinnigen, gefühlloſen, oder einfältigen Köpfe fahren hiebey am beſten. Sie kommen entweder niemals an ſolche Scheidewege, wo die Geleiſe durch den Regen oder übergewachſenes Gras unkenntlich werden, oder ſie bekümmern ſich doch nicht um die Erforſchung des rechten Weges, und tappen getroſt und mit rothen fetten Wangen hinter dem großen Haufen ihrer Partey her. Die arbeitſamen, denkenden, unterſuchenden, gegen Wahrheit und menſchliche Glückſeligkeit gefühlvollen hingegen kommen hier oft in das Gedränge. Es iſt bekannt, je mehr Einſichten, je mehr Schüchternheit. Wer die Welt lange kennen gelernt hat, wird je mehr und mehr, und im Alter am meiſten, wo die Erfahrung die höchſte Stufe erreicht haben, mißtrauiſch. Die größten Gelehrten nähern ſich endlich dem Pyrrhonismuß. Wenn nun in ſolchen Fällen die Gutherzigkeit und Furchtſamkeit des Hypochondriſten dazu kömmt so giebt es öftere innerliche Kämpfe. Man will auf der einen Seite an keiner einzigen Seele Verwirrung gern Schuld ſeyn, auf der andern aber auch nicht ein Scherflein ſeines erhaltenen Pfundes vergraben, und auf der dritten ſtellt man ſich durch die alles vergrößernde Einbildungskraft und Furchtſamkeit, welche vielleicht aus Abweichungen entſpringen, die äußerlichen Uebel weit größer vor, als ſie ſind. Das muß nothwendig dieſe Schwachheiten des Körpers erregen und unterhalten.

Es giebt in andern Wiſſenſchaften und Fächern auch ſchwere Punkte und labirinthiſche Gänge, deren Ende der Weiſe nicht leicht, oder niemals findet, und ſie zu finden ſich Mühe geben muß. Die Aenglichkeit und Beſorgniſſe aber ſind hier nicht ſo groß. Wer darf jetzt zittern, einen medi-

medicinischen oder physikalischen Satz umzustoßen? Geschichte und Staatsrecht können zuweilen auf einen Satz gerathen, der den Besitzungen oder Prätensionen großer Herren gefährlich ist. Der Gelehrte, welche in diese Ketzerey fällt, ist entweder in der Gewalt des Verlierenden, oder nicht. Im leztern Falle ist die Sache für sein Wohl entweder gleichgültig oder gar nützlich; im erstern wird er schweigen, und seine Landesvortheile im Stillen genießen. Denn obgleich die Göttin Themis hier etwas verlangte, so ist es doch noch immer die Frage, ob es für die Welt nützlicher sey, ob dieser oder jener da regiere, ob nicht Besitznehmung, Verträge oder Verjährung es zum Recht mache, was es anfänglich nicht war, und vornämlich, ob der Schade und die Verwirrung für die Welt nicht noch größer seyn werde, wenn die Entdeckung bekannt gemacht, oder durchgesezt werden sollte. Er schweigt also, und kann, mit Beruhigung größten Theils, schweigen. Ganz anders verhält es sich mit Religion und Moral. Die ganze Menschheit nimmt, auf diese und jene Welt, Antheil daran. Veritas cum tremore in ecclesia dicenda, sagt Luther. Wie nun, wenn ich in Gefahr stehe, nicht einmal Wahrheit zu haben, oder es nicht dahin bringen zu können, daß man sie dafür nimmt? Die Philosophen kommen auf eine entferntere Weise hier auch oft, besonders mit metaphysischen Sätzen, in Noth. Aber sie sind nicht so zunächst die Moral- und Religionslehrer der Nation, als die Geistlichen; die Seelen sind ihnen nicht so aufgebunden, als jenen, und sie können, wenn sie wollen, gewissermaßen noch eher mit Beruhigung schweigen, als jene; werden wenigstens durch so viele Veranlassungen nicht zu Aeußerungen aufgefordert, als jene: oder die Gefahr, wenn sie sprechen, ist für sie nicht so groß, als für die eigentlichen Lehrer der Religion und Moral. Und dieses sezt sie dann den daraus fließenden Gesundheitsübeln am meisten aus. Obige Sätze werden aber auch in noch größerm Umfange, von der praktischen Seite betrachtet, wirken. Wer nimmt nicht, wer einmal Empfindung und gutherzige Gewissenhaftigkeit besitzt, an Hauptsätzen der Religion und Sittlichkeit wahren Antheil?

3. Eine dritte Ursache oder Veranlassung hypochondrischer Zufälle, ist das Schreiben, insonderheit das Schreiben aus dem Kopfe, und das Schreiben

um die Gedanken zu verfolgen. Zwanzig Tage leſen, ſchadet dem Körper nicht ſo ſehr, als einen Tag ſchreiben. „Aber", ſagt man: „der und der Kanzelliſt und Copiſt hat in ſeinem Leben ſo viel geſchrieben, und iſt nicht hypochondriſch geworden." Ich antworte hierauf zweyerley. Erſtlich wird nicht geläugnet werden können, wenn ein ſolcher Copiſt lang und ſehr fleiſſig, Tag vor Tag bis in die Nacht hinein, ſchreibt, ohne zuweilen ſich eine Veränderung und Bewegung zu machen, daß er nicht einige der oben erwähnten Uebel und Zufälle auch empfinden werde. Ueberhaupt muß man, wie ich bereits erinnert habe, bedenken, daß dieſe Krankheit unzählige Stufen hat. Man kann in ſehr verſchiedenem Grade hyopochondriſch ſeyn. Jede Schwächung und jede Verſtopfung iſt eine feine Hypochondrie; und es giebt Zeiten, wo übrigens geſunde Perſonen etwas davon empfinden, ohne es zu wiſſen. Mißmuth, Kopfſchmerzen, Mattigkeit ꝛc. die in der Welt doch ſo gewöhnlich ſind, rühren mehrentheils aus gleichen Quellen bey Andern, wie bey dem Hypochondriſten, her. Zweytens iſt auch ein großer Unterſchied in der Art des Schreibens. Wer mit Anſtrengung der Geiſteskräfte ſchreibt, oder, wer ſchnell den Gedanken des Geiſtes, die ſich oft heftig zudrängen, mit der Feder folgen will, wird dabey eine ganz andere Lage des Körpers, als derjenige, haben, der dieſes Geſchäft maſchinenmäßig, gleichſam ohne Empfindung, und Schritt vor Schritt verrichtet. Man möge nun bey dieſem Schreiben ſitzen oder ſtehen, ſo zieht man allemal, den unängſtlichen Formularſchreiber allein ausgenommen, den Unterleib dabey ziemlich ſtark zuſammen, hält den Athem oft lange an ſich, und preſſet dadurch das Geblüt nach dem Obertheile des Körpers. Es erfolgt alſo hiebey alles, was ich bey der vorigen Urſache, und namentlich S. 588, f. angeführt habe. Wenn man krumm, vorgebückt, und an einem niedrigen

gen Tiſche ſitzt, und dabey ein kurzes Geſicht hat, wird es um ſo viel ſchädlicher: denn die Circulation des Blutes wird dadurch um ſo viel mehr gehindert, die Verſtopfung und Schwächung aber befördert. Ueberdieß, wenn wir mit unſern Nerven eine feine, aber genau beſtimmte und zu mäßigende Bewegung machen ſollen, ſo ermüdet das die Nerven ungemein, und wir fühlen auch eine Beſchwerung davon im Kopfe. Wenn wir ein ganz volles Glas Wein, welches an ſich gar nicht ſchwer iſt, lange gerade halten, oder an einen andern Ort tragen ſollen, ohne etwas zu verſchütten, ſo ermüdet uns dieſes weit mehr, und es thut uns dieſer feine Zwang weher, als zehnmal ſo viel, aber nicht ſo pünktlich, zu halten, oder zu tragen. Einen Triller auf dem Claviere eine Viertelſtunde auszuhalten, macht müder, als eine ganze Stunde gehen, oder mit der Hand, und zwar gröber und ſtärker, zu arbeiten. Mit der Lenkung der ſchreibenden Hand geht ein gleiches vor, beſonders bey dem Geſchwindeſchreiben; es muß daher ſehr auf die Nerven wirken, zumal da dieſe gleiche Lenkung ſo lange fortgeſetzt wird.

4 Eine vierte Urſache oder Veranlaſſung ſind heftige oder anhaltende Affecten, inſonderheit entnervender Genuß der Liebe, und die Uebermacht ſolcher Leidenſchaften, welche das Gemüth lange und ununterbrochen in eine traurige Lage ſetzen. Die Entnervung durch den Genuß der Liebe, und noch mehr außer demſelben, iſt eine unglückliche Quelle, aus welcher eine außerordentliche Schwächung der Nerven, und alle damit verbundene Uebel, fließen. Dieſe unſelige Gewohnheit ſchafft Jünglinge zu entkräfteten Greiſen um, und iſt Mädchen, oder jungen Frauen, eben ſo nachtheilig, als Jünglingen. Ungewöhnliche Blähungen und ein ſchwacher Magen ſind gemeiniglich die erſten Anfälle, und Vorboten kommender Uebel. Ein nagender Kummer, der uns un=

zertrennlich begleitet; ein plötzliches Schrecken, welches ſich in eine fortwährende Furcht auflöſet: ein anhaltender Schmerz über einen erlittenen Verluſt, welcher nun unwiederbringlich iſt; eine Beſchämung, welche ſich unſerer ganzen Seele bemächtig hat; eine Hintanſetzung, die mit weſentlichen Nachtheilen für eine lange Zukunft verbunden iſt; die heftige Liebe eines empfindſamen Mädchens, welche durch die ſo ſehnlich gewünſchte Heurath nicht befriediget werden kann, ziehen gemeiniglich dem Nervenbau ein Uebel zu, welches nur ſchwer wieder gehoben werden kann. Von ſolchen Leidenſchaften beunruhigt, ſinnt man ſeinem nahen oder gegenwärtigen Unglücke nach, ſucht Einöden, will ſich mit Troſtgründen aufrichten, heftet ſich immer mehr an den quälenden Gegenſtand, ſchläft wenig, und ſinkt immer tiefer, bis endlich die Nerven des Magens und der Gedärme geſchwächt ſind, und, noch ehe man es vermuthet, zu dem nagenden Uebel vielleicht noch ein größeres, die Hypochondrie, ſich geſellet hat.

Verdruß und Kummer, beſonders, wenn man unſchuldig, ohnmächtig, um des Guten willen, ohne Hoffnung und im Stillen leidet, verzehrt die Lebensgeiſter, zieht, ſo wie ſichtbar die Muskeln des Geſichtes, ſo gewaltſam die Eingeweide zuſammen, hemmet den freyen Kreislauf des Blutes, verdickt die Säfte, hindert die Veränderung, den Schlaf, kurz alles, was den Menſchen geſund erhält. Man kann die plötzlichen Wirkungen des Verdruſſes und Kummers an Geſunden, nach gewiſſen Vorfällen, ſehr deutlich merken. Ein Reicher verliere ſeine Güter, ein Gelehrter ſeinen Ruhm, ein Frauenzimmer ihren Geliebten. Wie bald entfliehen die Roſen und die Heiterkeit von den Wangen und dem ganzen Menſchen; wie zerfällt ſeine Geſtalt und wird mager; wie ſchwankend der Tritt; wie unruhig der Schlaf; wie verliert ſich der Appetit und die Stärke des Körpers! die Thätigkeit

und Luſt ſchlummert ſo ſehr ein, daß man nicht einmal ſprechen will. Einſam, im Dunkeln, und vor allen möglichen Reizungen zum thätigen Leben entfernt, ſitzt man am liebſten; und wenn es nicht länger möglich iſt, die Eingeweide gepreßt und den Lauf des Blutes zurück zu halten, ſtößt nur ſelten hie und da ein tiefer Seufzer aus der beklommenen Bruſt, um wieder einige Luft zu machen. Es iſt bekannt, daß man ſich zu Tode grämen kann. Der Verdruß und Kummer iſt alſo der gefährlichſte Wurm an dem Baume des Lebens, und kann alſo den Anfang dieſes Einſchlummerns, die Hypochondrie, ganz natürlich hervor bringen.

Der Hypochondriſt hat hiebey noch ganz beſondere Umſtände. Es kann Niemand einem gewiſſen Theile von Verdruß und Kummer entgehen. Der Gelegenheiten dazu ſind zu viele. Aber wie man ſich dabey nimmt, iſt ein Umſtand, was ihn uns mehr oder weniger ſchädlicher machen kann. Perſonen von ſanfter, empfindſamer Stimmung des Characters und thätiger Anhänglichkeiten an einen Gegenſtand, empfinden Verdruß und Kummer am erſten und längſten. Der letzte Umſtand beſonders macht ihn ſchädlicher. Wer von heftigerer, und gleichſam gröberer Gemüthsart iſt, ſtößt und tobt ſeinen Unwillen bald aus; alsdann läßt die Empfindung nach, und in ſo fern dieſer Character nicht ſo ſtätig iſt, wird ſie auch bald vergeſſen und durch andere Gegenſtände verdrängt. Der Character von ſteifer und beſtändig an den traurigen Gegenſtand gehefteter Anhänglichkeit und Ueberlegung, von großmüthiger Geduldübung, wonach man ſein Leiden in ſich frißt, verurſachet, daß der Verdruß weit ſchädlicher wird, weil er lange auf Seele und Körper wirkt, und dieſe gleichſam immer leidender leidet, als Seelen, die ſich durch Reaction gleichſam wehren. Bey den meiſten Hypochondriſten wird man aber dieſe natürliche

Conſtitution wahrnehmen, und daher macht ſie der Verdruß und Kummer deſto leichter hypochondriſch. Trifft der Verdruß und Kummer einen Menſchen, der ſchon wirklich hypochondriſch iſt, ſo empfindet er ihn, gegen andere gerechnet, doppelt. Denn er iſt ſchon in einem mannigfaltigen Schmerzensgefühl, und ein kleiner Zuſatz giebt der Wage, welche eben fallen wollte, den Ausſchlag. Am meiſten quälen ſolche Gemüther unrichtige oder ängſtliche Vorſtellungen über Gegenſtände der Religion und Moral, zumal wenn der Verſtand in ihnen mit Finſterniß kämpfet, und die Angſt über die hypochondriſchen Zufälle, welche die übertreibende Einbildungskraft ſolcher Kranken von völligem Mangel der Hoffnungen und von Todesgefahren überredet.

Noch weit ſchlimmer iſt es, 5. wenn alle die im Vorhergehenden erwähnten unangenehmen und ſchädlichen Dinge kurz vor, über, oder bald nach Tiſche, oder vor dem Schlafengehen, vorfallen. Das Stillſitzen iſt hier noch am unſchädlichſten, beſonders nach Tiſche, wo ich es ſelbſt einer ſtarken Bewegung vorziehe; doch völlig unthätig ſitzen, oder gar ſchlafen, taugt nichts. Eine ganz kleine und zerſtreuende Beſchäftigung, Plaudern, Scherzen, iſt hier am zuträglichſten; aber Anſtrengung der Seele, Schreiben, Verdruß, ſind kurz vor und bald nach Tiſche das ſtärkſte Gift. Beſonders iſt alles dieſes vor Tiſche noch ſchädlicher, als nachher. Werden die Nerven hiedurch vorher geſchwächt, durch Unthätigkeit des Körpers die Verdauungsſäfte verdickt, durch Zuſammenziehung der Eingeweide an ihrem Zufluſſe gehindert, oder gar fremde und ſchädliche Materien, als z. B. Galle, in zu großer Maße darein ergoſſen, was kann, nach obigen Schilderungen, für den Appetit und die Verdauung, und deren weitläuftige Wirkungen, anders erfolgen, als Mangel oder Zerrüttung? Da

nach

nach genoſſenen Nahrungsmitteln die ganze Maſchine, inſonderheit der Umlauf des Blutes, geſchäftig iſt, um die jezigen Endzwecke der Natur zu erfüllen, wie beſonders ſchädlich muß es nicht ſeyn, wenn durch obiges eben jetzt ein Hinderniß in den Weg gelegt wird! Daß ſolche Umſtände nach der Abendmahlzeit noch ſchädlicher ſeyn, iſt inſonderheit daraus begreiflich, daß, da nach der Tagesarbeit alles ſchon ermüdet genug iſt, wenn man auch ſonſt geſund iſt, bey dem Hypochondriſten alles noch kraftloſer ſeyn muß, und mithin jetzt noch ſo ſtarke Anſtrengung ganz außerordentlich entkräften muß. Ein Schwaches wird durch eine kleine Kraft, und alſo noch mehr durch eine große, wie hier, mehr angegriffen, als ein Starkes durch eine große. Ueberdieß, wenn man auch durch ſolche ſpäte Thätigkeit den Körper über Vermögen zu reizen und anzuſpannen im Stande iſt, bekömmt man dadurch, wie ich ſogleich zeigen werde, einen ſpäten, oder doch unruhigen und gar nicht erquickenden Schlaf.

Wenn ich 6. den **Mangel des gehörigen Schlafes** als eine Urſache und Veranlaſſung der Hypochondrie angebe, ſo habe ich hiebey nur ſehr wenig zu ſagen, da es bekannt genug, und jedem aus täglicher Erfahrung einleuchtend iſt, wie viel der Schlaf zur Erhaltung und Wiederherſtellung der verlornen Kräfte beytrage. Gemeiniglich aber entziehen die Gelehrten ihrem Körper die nöthige Ruhe durch Lucubriren; und es iſt daher kein Wunder, wenn ſie matt, d. i. hypochondriſch, werden. Es iſt auch nicht gleich viel, wenn man in die ſpäte Nacht hinein ſitzt, und hernach deſto länger in den Tag hinein ſchläft. Die Erſetzung iſt nicht hinreichend. Der Schlaf vor Mitternacht hat an Güte und Nutzens, vor dem Schlafe nach Mitternacht vieles voraus. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes zu beweiſen; es erhellet aber ſchon bey dem geringſten Nachdenken, wenn man die Einrichtung der Natur

und die Gewohnheit der tagwachenden Thiere erwäget. Die Thiere folgen mechaniſch, und durch keine Moden geſtört, den Geſetzen der Natur. Die Menſchen wären gewiß geſünder, wenn ſie dem körperlichen Lichte und Finſterniß, den Gefährten und Unterſtützern der Thätigkeit und Ruhe, genauer folgten, als gemeiniglich geſchieht. Niemand aber weicht mehr hievon ab, als die Gelehrten und Schriftſteller. Daher jene traurige Wirkung vorzüglich bey ihnen. Auch die Geſellſchaften, die gern erſt nach Mitternacht nach Hauſe zu kehren pflegt, wenn ſie auch nicht im Eſſen und Trinken ausgeſchweift haben, und gleich bis Morgens um 9 Uhr ſchlafen, werden mir, wenn ſie auf ſich denken wollen, Recht geben.

Der Mangel des Schlafes vermehrt auch die Hypochondrie, wenn gleich der Hypochondriſt für jetzt nicht mehr Schuld daran iſt, und es gern ändern möchte, wenn es noch in ſeiner Gewalt ſtände. Ich meine den Mangel des geſunden Schlafes, oder, welches einerley iſt, den unruhigen Schlaf. Ein unruhiger Schlaf iſt nur ein halber, und noch weniger; und dieſer iſt bey ihm, ſo lange er hypochondriſch iſt. Unſer Schlaf wird unruhig, ſobald wir nicht in der natürlichen Lage des Körpers und der Seele uns befinden; und da dieſes bey dem Hypochondriſten gar nicht iſt, ſo hat er Müdigkeit genug, aber wenig und ſchlechten Schlaf. Wenn wir allzu müde ſind, ſchlafen wir ſchlecht. Der Hypochondriſt iſt es immer, weil alles bey ihm matt iſt. Dickes Blut hindert den ruhigen Schlaf; wenn die Zeit des Aderlaſſes nahet, bemerkt es ſchon der Geſunde. Das dicke Blut des Hypochondriſten läuft nicht nur ſelbſt ſchwer durch ſeine Canäle, ſondern wird auch, wegen Mangel der Spannkraft der hiezu helfenden Theile, nicht unterſtützt. Wenn dieſer Schwache liegt, ſo entſtehen leicht noch Preſſungen und Zuſammendrückungen an einigen Theilen des Körpers. Dieſes

ſes hemmt wieder aufs neue das Blut daſelbſt, und die Dicke deſſelben, und der Mangel der Spannkraft, ſind nicht vermögend, es hier weiter zu bringen. Das übrige Blut häuft ſich dadurch an; dieſes verurſachet Aengſtlichkeit, halbes Wachen, Herumwälzen, öfteres Aufwachen. Die Blähungen thun ein gleiches, ſowohl auf den Lauf des Blutes, als, durch den Druck, auf die Empfindungsnerven. Die bey dem hypochondriſchen Zuſtande in dem Körper vorhandene Schärfe, und die bey einer ſo unruhigen Verfaſſung ſehr leicht mögliche Erkältung, verurſachen noch für ſich einige Unruhe; und aus dieſem allen iſt begreiflich, daß, wenn der Mangel des gehörigen Schlafes ſchon einen Geſunden zum Hypochondriſten macht, der Hypochondriſt ſelbſt durch dieſen beſtändigen Mangel immer tiefer ſinken müſſe.

7. Daß das Trinken zur Verdünnung des Blutes und der Säfte diene, daran wird wohl Niemand zweifeln, und daher kein Bedenken tragen, die Unterlaſſung des Trinkens unter die Haupturſachen der Hypochondrie zu rechnen. Inſonderheit wird, bey dem Mangel dieſer nöthigen Flüſſigkeit, die Verdauung höchſt langweilig vor ſich gehen, dadurch werden die Stockungen in den Eingeweiden vermehrt, die Abſonderung und Beförderung der nützlichen Sachen aus der Verdauung, und der Auswurf der unnützen verzögert, wodurch ſich Schärfe, Blähungen, Krämpfe ꝛc. nothwendig vermehren müſſen. Wer nicht trinkt, verdikt und erkältet ſein Blut und ſeine Säfte. Wer träges kaltes Blut, und zähen Schleim im Magen und in den Eingeweiden hat, wird zwar nicht leicht durſtig; er muß aber, auch ohne Durſt, trinken, um nicht kränker zu werden.

Es giebt zwar Perſonen, die gar nicht, oder ſehr wenig trinken, und doch geſund ſind. Allein, deren ſind nur wenige; und ſie haben entweder eine ganz beſondere Conſtitu-

tion,

tion, oder ſie eſſen etwa viel Obſt, oder lieben flüſſige Speiſen, und erholen ſich, in Anſehung des Mangels an kalten Flüſſigkeiten, gemeiniglich durch fleißiges Thee- oder Kaffeetrinken, welche man insgemein nicht unter das Trinken zu rechnen pflegt; oder ſie haben eine gemäßigte ſtete Bewegung, wonach ihr Blut weder merklich erhitzet, noch ihre Säfte verdicket werden können.

8. Auch die Unterlaſſung des Genuſſes ſtärkender Nahrungsmittel, d. i. ſolcher Speiſen und Getränke, welche auf die Stärke, auf die Munterkeit und auf das Vergnügen des Körpers einen großen Einfluß haben, muß nothwendig den Körper ſchwächen. Dahin gehören nicht nur die gute, kräftige und reizende Zubereitung aller Speiſen, oder ſolche Beſchaffenheit der Getränke, ſondern auch inſonderheit die ſo genannten ſtarken oder ſchweren Speiſen, und der Wein. Guter Kaffee könnte auch darunter gerechnet werden, wenn er nicht in einiger andern Abſicht hier auch ſchädlich zu ſeyn ſchiene. Reines Bier gehört aber meiſt in die Claſſe der ſtärkende Getränke für den Hypochondriſten. Doch hievon unten ein Mehreres.

Geſunde Menſchen unterlaſſen den Genuß ſtärkender Nahrungsmittel entweder aus Geiz, oder aus Armuth, oder aus Sorgloſigkeit für die Geſundheit, und können dadurch hypochondriſch werden. Wer es aber einmal, entweder hiedurch, oder durch andere Urſachen, geworden iſt, unterläßt denſelben, weil er, der bey ihm ſchon vorhandenen Schwäche wegen, Beſchwerden davon empfindet, und dadurch wird denn das Uebel immer ärger. Wer z. B. ſchon ſo ſchwach iſt, daß ſtarke Speiſen ihm Blähungen und Unruhe, Wein, Bier, Kaffee, Hitze und Kopfſchmerzen verurſachen, unterläßt den Genuß derſelben, und befindet ſich im Anfange erleichtert und beſſer. Aber bald iſt er dadurch nun ſchon ſo ſchwach, daß die mittelmäßigern Speiſen ihm bereits zu ſchaffen machen. Er enthält

hält ſich alsdann ihrer ebenfalls, und hat wieder eine kurze Erleichterung. Wenn aber bald auch hiebey die Uebel ſich einfinden, ſo hält er ſich nur noch bloß an Süppen und Waſſer. Aber nun wird er bald auch hiebey Blähungen und Schmerzen empfinden; und nun iſt nichts mehr abzuziehen übrig, und die Schwäche der Verdauung und die Entkräftung des Körpers ſind vollſtändig. Will er nun wieder zu ſtärkern Sachen greifen, ſo muß er unendlich dabey ausſtehen, und empfindet anfänglich nur ſehr ſpät und wenigen Nutzen davon. Hat er nicht Muth genug, zu wagen, oder nicht Geduld genug, den Erfolg abzuwarten, ſo wird er von dem guten Wege zur Beſſerung bald wieder ablenken, und immer in ſeinem Labyrinthe bleiben, oder vielmehr noch tiefer ſinken.

9. Auch die unnatürliche Enthaltſamkeit von dem Kalten iſt hier ſehr bedeutend. Die Kälte überhaupt hat die Wirkungen auf den thieriſchen Körper, daß ſie, indem ſie an ihn ſtößt und in ihn eindringt, demſelben einen ſtarken Reiz beybringt, ihn zuſammen zieht und ſtärket, welche insgeſamt durch die einzige Zuſammenziehung hervor gebracht werden. Dieſes Zuſammenziehen kann nicht anders, als mit einem Reize der Nerven geſchehen, ſowohl in ſo fern der getroffene, als auch ſeine Verbindung mit den übrigen Nerven gedacht wird. Die Gefäße und Kanäle des Blutes und der Säfte werden hiedurch zuſammen gedrückt, oder ſonſt zu Erſchütterungen gereizt. Dieſes verurſachet, daß ſowohl gute, als zähe und ſtockende Säfte bewegt werden. Beydes iſt nach der Natur des Körpers geſund. Wenn denn nachher durch die äuſſerliche, oder vermehrte innerliche Wärme ein anderer Zuſtand wieder jenen ablöſet, oder ihm wechſelsweiſe das Gleichgewicht hält, ſo kömmt der Körper in eine ſehr gute natürliche Lage und Abwechſelung. Denn beſtändige Kälte iſt ihm auch ſchädlich. Da die Kälte die

die Spannung befördert, und überdieß empfindlich iſt, ſo reizt ſie, durch den Vertheidigungstrieb, und unterſtützt, durch die hervorgebrachte Leichtigkeit in den Gliedern, denjenigen, der ſie fühlt, auch zugleich zu Bewegungen, und wird alſo auch von dieſer Seite der Geſundheit nützlich, wenn der Menſch ſich denſelben ausſetzt. Auch wer ſich ihr oft ausſetzt, kann die gewöhnliche Kälte weit leichter, ſo gar oft mit Vergnügen, ertragen, als der Ungewohnte. Letzterer hat daher auch von den möglichen ſchädlichen Wirkungen derſelben weit mehr zu befürchten, als Jener. Lauter Urſachen, warum demjenigen, der geſund ſeyn will, die öftere Empfindung der Kälte anzuempfehlen iſt!

Die Lebensart der Sitzenden iſt ſo beſchaffen, daß ſie an ſich ſchon gröſtentheils die Gelegenheiten, von dieſem Geſundheitsmittel Gebrauch zu machen, verſäumen müſſen. Durch dieſe Ungewohnheit in Ertragung derſelben befinden ſie ſich nicht nur in dem Falle, daß ſie es nachher, ohne ſehr unangenehme Empfindungen öfters zu erfahren, nicht wagen dürfen, ſich derſelben auszuſetzen; oder durch die allgemeine Schwäche, welche ſie durch das Sitzen ꝛc. ihrem Körper zugezogen haben, noch weniger Luſt und Kraft dazu haben. Denn ſo bald ſie alsdann an die Luft kommen, ſich leicht anziehen, kalt trinken oder waſchen, erfolgen Kopfſchmerzen, Schwindel, Schnupfen, ſo genannte Verkältungen, Kolik, Flußfieber u. ſ. f. Durch Verführung des Schluſſes: was dir nicht ſogleich, oder unter dieſen oder jenen Umſtänden nicht diente, iſt dier überhaupt ſchädlich, und du mußt es gänzlich meiden, werden ſie alsdann meiſt, oder auf immer abgehalten, dieſes Mittel der Geſundheit zu gebrauchen, und gerathen dadurch immer tiefer in Schwäche. Sie ſitzen beſtändig in warmen Zimmern, ſcheuen, auch bey gutem Wetter, die Luft, trinken lauter warmes Getränk, oder das kalte ſo laulich, daß es die Eingeweide noch

mehr

mehr erſchlaffet, kleiden ſich ängſtlich dick, und wenn ſie einmal nur die geringſte Aenderung hierin machen müſſen, ſind ſie krank. Wer hat aber die äußerlichen Umſtände in der Welt ſo in ſeiner Gewalt, daß er einer ſo abgezirkelten Lebensart immer getreu bleiben kann?

Da die Natur dem Menſchen überhaupt ſo viele Bewegung verordnet hat, und darunter ganz natürlich auch viele in freyer und kalter Luft geſchehen müſſen; da ſie ihn in ſo mancherley Bedürfniſſe und Lagen geſetzt hat, wonach er nothwendig den Wirkungen des Kalten ausgeſetzt ſeyn muß: ſo muß ſie ihm auch, da ihre Mittel allemal zu ihren Abſichten in der gegenwärtigen Anlage überhaupt gut ſind, wahrſcheinlich eine ſolche Conſtitution gegeben haben, daß eben dieſe Empfindungen zu ſeinem wahren körperlichen Wohl dienen müſſen. Der Menſch kann alſo auch, um nur nach Wahrſcheinlichkeiten zu gehen, unmöglich geſund ſeyn, wenn er ſich mit dem Körper, den er in und zu dieſem Zuſammenhange der Dinge hat, jenem Naturgeſetze entzieht. Geſetzt aber auch, man habe ſo viel Freyheit und Bequemlichkeit, daß man ſich immer einhalten, und den Anfällen der äußerlichen Kälte entgehen könnte, ſo werden wir doch entweder von dieſen natürlichen Unbequemlichkeiten in unſerm Verhältniſſe zum Theil nicht frey bleiben, oder doch, wenn ſie gleich nur in einem ſehr ſchwachen Grade uns treffen können, mehr davon leiden, als andere, welche der Natur aus Zwang oder Neigung folgen. Wer, um ſich nicht zu erkälten, das Zimmer oder das Bette hütet, wird ſo gar den Schnupfen bekommen, wenn einmal die Stubenthür oder das Fenſter aufgemacht wird, daß Zimmer nicht in temperirter Wärme iſt, oder wenn er wie es doch wohl nicht anders ſeyn kann, einmal aus dem Bette kömmt; da hingegen diejenigen, welche täglich in freyer, auch kalter und unangenehmer Witterung ſind, in Vergleichung faſt niemals, oder doch

nur ſehr ſelten, von allen dieſen Dingen angegriffen werden, und überhaupt munterer, ſtärker und geſunder ſind.

10. Endlich gehört hieher auch Einſamkeit, und Mangel der Zerſtreuung und Freude. Der Körper des Menſchen und ſeine Seele ſollen, nach den Naturgeſetzen, in beſtändiger Abwechſelung der Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigen, und der Thätigkeit und Ruhe, ſeyn. Daher iſt der Zuſtand des Zuſammenhanges der Dinge, worin der Menſch ſich befindet, ſo mannigfaltig und bund. Auf der Bühne des menſchlichen Lebens wechſelt ſtets eine Vorſtellung und Handlung mit der andern ab; und wenn gleich das Sujet dieſer Vorſtellungen und Handlungen immer gewiſſermaßen auf eins hinaus läuft, ſo giebt es doch beſtändig Veränderungen der Auftritte. Dieſes könnte durch eine mannigfaltige Schilderung des verſchiedenen Zuſtandes des Menſchen, nach Alter, Stände, Situationen, Leidenſchaften ꝛc. gezeigt werden; allein Jeder, der nur ein wenig über den Zuſtand des Menſchen und die Abwechſelungen ſeiner Lagen nachgedacht hat, kann dieſes ſelbſt ausfüllen. Daraus folgt aber, daß ſolche natürliche Zerſtreuungen Naturgeſetz ſind; und weil allgemeine und dem Menſchen weſentliche Naturgeſetze in dem Plan der Natur auch hier gut hinein paſſen müſſen, ihre Abſichten immer gut, und ihre Mittel auch gut ſeyn müſſen, ſo muß auch dieſe natürliche Zerſtreuung ihr Gutes für den Menſchen haben. Ich will nur etwas davon anmerken.

Durch Einſamkeit ziehen wir uns ins beſondre nicht nur gewiſſermaßen aus manchen natürlichen Verbindungen heraus, und werden iſolirt, ſondern ſchaden auch dem Körper und der Seele unmittelbar und mittelbar. Die Abwechſelungen der Empfindungen und des Wollens der Seele ſind ihr, wie die Erfahrung lehrt, nicht nur angenehm, ſondern auch ſtär-

kend.

kend. Ein gleiches bemerken wir an dem Körper, Durch lange Einſamkeit wird gemeiniglich eine zu groſſe Einförmigkeit im Empfinden und Handeln für beyde Theile gewirkt. Und da der Menſch unmöglich die Einſamkeit ertragen kann, wenn er nicht wenigſtens mit etwas ſich darin beſchäftiget, ſo folgt daraus natürlich, daß, weil er in der Einſamkeit zu wenig Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden hat, ſeine Kraft ſich an einige, oder gar nur einen Gegenſtand heftet. Wenn er gleich das Unangenehme eines ſolchen einerley endlich fühlt, ſo bleibt er dann doch aus Anſtrebung darauf, oder aus Noth dabey, und dadurch wird die Sache noch ſchädlicher. Doch die gemeinſte Urſache der Schädlichkeit dieſes Triebes einſam zu ſeyn, iſt, daß man ſie gemeiniglich nie anders liebt, als bey einer traurigen Gemüthslage, oder aus Forſchbegierde überhaupt Anſtrengung der Seele, bey dem Nachdenken und Schreiben ꝛc. Hiedurch nimmt nicht nur jede traurige Gemüthslage deswegen zu, weil ſie alſo nicht geſtöret wird, ſondern durch eben dieſe Einſamkeit wird an ſich ſchon die Ungeſundheit des Körpers und der Seele, mithin Verdrießlichkeit und Schwäche, folglich dadurch wieder der Trieb zu fernerer größerer Einſamkeit vermehrt. Die Forſchbegierde und der Mittheilungstrieb ſeiner Einſichten, vergräbt allein ſchon den Menſchen lebendig im Stillen. Die Abſtraction von andern Dingen in der Welt wird zur andern Natur, und daher Sitzen und Anſtrengung, mit ihren traurigen Folgen ungemein ſtark und ſtätig. Die hypochondriſche Conſtitution der Seele und des Körpers, welche aus thätigem Steifſinn, Sitzen, Anſtrengung ꝛc. entſtanden war, brachte Schwäche und Mißmuth in hohem Grade hervor. Der Hang zum Nachdenken, welches lange geübt und genährt iſt, und wobey Einſamkeit, die dazu ſchlechterdings nothwendig iſt, auch häufig geübt und angewöhnt ſeyn muß,

machte an ſich ſchon dieſen Trieb zur Stille zur halben Natur. Iſt es zu verwundern, wenn dieſer über das meiſte in der Welt unluſtige, aber nur bey Seelenarbeiten Vergnügen findende, nunmehrige Hypochondriſt einige Zeit gar nicht mehr aus ſeinen vier Wänden zu bringen iſt? Dieſe Umſtände insgeſamt, vermehrt durch Verlängerung der Intenſion, machen ihn endlich gar menſchenſcheu. Werden alſo nicht alle Uebel, welche die Hypochondrie erzeugen, nun eine ganz fürchterliche Wirkungskraft über ihn bekommen?

Dazu kommen noch Umſtände, welche ganz insbeſondere den Trieb nach Einſamkeit ihm zuletzt faſt nothwendig machen. Seine Seele wird, durch ihre Gewohnheiten und Anſtrengungen auf einzelne Gegenſtände ſehr in ſich gekehrt, ſtarr, und gewiſſermaſſen einförmig. Wenn er etwa in Geſellſchaft kam, ſo fand er in dem fadern Gehalte geringer Vorfälle, (wenigſtens ſcheint ihm alles leicht in der Welt ſo,) und ſolchen Unterhaltungen wenig oder gar keine gleichartige und gemäße Nahrung. Er entzieht ſich alſo lieber ein andermal davon, um ſeiner Seele mehr homogene, und, wie ihm dünkt, ſchmackhaftere Nahrung zu geben. Aber mit der vorhin beſchriebenen Seele ſpielte er auch in Geſellſchaft eine klägliche Figur. Man ſucht darin Fröhlichkeit und muntere Unterhaltung. Wer darin nicht beſteht, wird unter die Nieten gerechnet, und alſo ganz überſehen. Da beſonders ſolche unglückliche Kranke meiſt Gelehrte ſind, deren Verdienſte und Gewicht ein für ſie, auch in ihrem Amte und Intereſſe wichtigeres Urtheil, als für andere, welche bloß als Geſellſchafter beurtheilet werden, der gröſte Haufen, auch der glänzende, gemeiniglich darnach beurtheilt, ſchätzt oder verachtet, ſie deorum alto interpretes, Mercurius und Worthalter ſind; zu rechter Zeit aufzupaſſen wiſſen, wie eine Waare, die ſie beſitzen, an den Mann zu bringen, und

Waare,

Waare, die ſie nicht beſitzen, wenigſtens in Papiergeld zu debitiren ſey; — der Hypochondriſt aber gerade das Gegentheil von dem allen, und gemeiniglich zurückhaltend iſt, auch durch körperliche Leiden in ſolchen Augenblicken für die lebhafte Unterhaltung und das ſo genannte Glänzen in der Geſellſchaft völlig entkräftet wird; ſo wird er um ſo viel weniger von Seiten der Geſellſchaft geachtet, vielmehr von manchen gar verſpottet, und wird daher um ſo viel lieber künftig auch der traurigſten Einſamkeit ſich in die Arme werfen, als in jene noch verdrießlichere Geſellſchaft zurück kehren. Ein Glück iſt es für ihn, wenn er einen, oder mehrere Zirkel von wahren Freunden findet, die Geduld mit ihm haben, ihn auch alsdann ſchätzen, wenn er ſich ſelbſt einmal achten mag, und ihn, wider ſeinen Willen, aus dem miſanthropiſchen Schlummer zu erwecken ſuchen. Auch ſind gewiſſe ſchmerzhafte Empfindungen, welche dieſe Krankheit ſchon gleich nach ihrem Anfange begleiten, und dem Hypochondriſten in Geſellſchaften entweder an ſich beſchwerlicher fallen, oder gar vermehrt werden, eine neue Urſache für ihn, ſich in Einſamkeit zu vergraben. Da das gemeinſte Publicum endlich ganz natürlich einen ſolchen Unglücklichen, nicht noch in Geſellſchaft zieht, ſo iſt er, von allen dieſen und noch mehrern Seiten, die ich übergehe, in der vollkommenſten Lage, ein Timon zu werden.

Die Zerſtreuung ſtärkt nicht nur dadurch den Körper und das Gemüth, daß ſie eine Ruhe von den ſo genannten Anſtrengungen wirkt, ſondern es entſteht durch ſie auch manches Vergnügen und nützlicher Anſtoß der Seele und des Körpers, auch inſonderheit manche nützliche Thätigkeit des letztern. Man hört ſieht, ſpricht, ſcherzt, lacht, wird angenehm überraſcht, geht, ſpringt, tanzt, iſt und trinkt mit Vergnügen, mehr und beſſer, als ſonſt, ſpielt u. ſ. f. Dieſes iſt

ungemein erquickend für den Körper und Geiſt, ſo lange Vernunft und gute Sitten das Regiment darüber haben. Ich will ſelbſt das Vergnügen nicht hievon ausſchließen, welches man in der Flatterhaftigkeit, und der Augenweide in dem Zirkel des ſchönen Geſchlechtes genießen kann. Frauenzimmer ſind, durch dieſe Zerſtreuungen, ſo wie auf manche andere, aber tugendhafte Art genoſſen, ein wahres Gegenmittel der Hypochondrie. Da nun aber der Hypochondriſt die Einſamkeit liebt, ſo entgehen ihm alle dieſe herzliche Aufheiterungen und Unterhaltungen. Aus dieſem Mangel muß aber gerade das Gegentheil von dem allen in ſeine Conſtitution kommen; und muß er nicht dabey endlich völlig elend werden?

Die Hypochondrie mit Materie, ſetzt ebenfalls, wie die Hypochondrie ohne Materie, eine außerordentliche Reitzbarkeit der Nerven voraus; was ſie aber eigentlich unterſcheidet, ſind die gelegentlichen Urſachen, als: zäher Schleim und Säure im Magen oder in den Gedärmen, Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Würmer, oder eine ſchädliche Materie, welche nach übel geheilten Krankheiten in dem Körper zurück geblieben ſind. Dahin gehören: ſchlecht curirte Wechſelfieber, gehemmte Hämorrhoiden, ein zu ſchnell geſtopfter Bauchfluß, unordentliche monatliche Reinigung, Nieren- oder Blaſenſtein, eine noch in dem Blute herum irrende arthritiſche oder veneriſche Schärfe.

So ſchwer das hypochondriſche Uebel auch zu heben iſt, wenn man es mit auf die Welt gebracht hat: ſo leicht kann dasjenige, welches man ſich erſt hernach aus einer der im Vorhergehenden angeführten Urſachen zugezogen hat, wieder gehoben werden, wenn man gleich Anfangs, ehe es noch zu ſehr überhand genom-

nommen hat, ſich in die dazu nöthige Ordnung bequemt. Einige dieſer Kranken, inſonderheit wenn ihr Uebel in verſtopften Gefäßen des Unterleibes ſteckt, können wohl in 6 bis 8 Wochen wieder hergeſtellet werden; einige haben eben ſo viele Monate nöthig; und andere müſſen auch manche Jahre bis zu ihrer völligen Geneſung warten. Ueberhaupt ſind die hypochondriſchen Zufälle mehr beſchwerlich, als gefährlich und tödtlich. Kinder und Greiſe werden nicht leicht von der Hypochondrie angefallen: geſchieht es aber einmal, ſo iſt ſie bey Greiſen gemeiniglich unheilbar, Zuweilen wird ſie auch zur gefährlichſten Krankheit, und tödtet in wenig Stunden. Währen dieſer Zufälle mehrere Jahre fort, ſo muß nothwendig der Körper geſchwächt werden; inſonderheit wird derjenige Theil ſehr mitgenommen, welcher während den Anfällen am meiſten gelitten hat. Schlagfluß, Dampf, Lungenſucht, und andere Krankheiten dieſer Art, ſind die unvermeidlichen Folgen.

Die Hypochondrie ohne Materie bleibt nicht lange allein, ſondern es geſellt ſich gemeiniglich die mit Materie dazu, und alsdann wird ſie nur ſelten gehoben, es müßte dann ſeyn, daß die Natur ſich durch Abweichen, Erbrechen, Hämorrhoiden, monatliche Reinigung, oder andere Ausleerungen, Hülfe ſchaffet.

Ich komme zur Anzeige der Heilmittel der Hypochondrie und Hyſterik ohne Materie, nachdem ich einige allgemeine Bemerkungen vorangeſchickt haben werde.

1. Man muß hier am wenigſten glauben. daß man allemal ſogleich die Nützlichkeit eines Mittels hinlänglich erfahren könne. Da der gewöhnliche Menſch von demjenigen, was er in Rückſicht ſeines Körpers vornimmt, gemeiniglich ſehr bald die Wirkungen empfindet: ſo urtheilt er auch hienach

von der Schädlichkeit und Güte der Urſachen, und trifft es gemeiniglich. „Auf dieſes Nahrungsmittel, „auf dieſe Handlung, befand ich mich wohl oder „ſchlecht; folglich iſt es mir nützlich oder ſchädlich.“ Allein dieſer Schluß leidet auch bey dem gewöhnlichen Menſchen ſchon viele Ausnahmen. Es giebt, um nur etwas anzuführen, Gifte, welche erſt in ſehr langer Zeit ihre Wirkungen äußern. Man kann ſich mit einem ſo genannten hitzigen Trunke die Schwindſucht zuziehen, und dieſe Wirkung erſt ſpät empfinden. Man kann in der Jugend auf mannigfaltige Art ſchwelgen, und die Folgen davon erſt im männlichen, oft gar erſt im hohen Alter, merklich empfinden. Wer glaubt nach den erſten Verſuchen, daß mäßige Strapazen den Körper ſtärken; daß grobes Brod geſünder ſey, als das feine? Glaubt nicht der gemeine Mann, daß es hinter dem heißen Ofen geſunder ſey, als in der freyen und kalten Luft? Seine erſten Erfahrungen ſcheinen ihm das zu ſagen; und irret er nicht hierin? Wenn ihn nicht die dringende Noth zu manchen Sachen zwänge, von manchen mit Gewalt zurück hielte: ſo würde er vielen Erfahrungen, aus denen er unrichtig folgert, gemäß handeln, und wahrſcheinlich größten Theils, z. B. im Uebermaße des Eſſens, Trinkens, der Wolluſt, der Ruhe ꝛc. ſich um ſeine Geſundheit bringen. Bey dem Hypochondriſten leiden dieſe Schlüſſe noch weit mehr Ausnahmen und Behutſamkeit. Ich will damit nicht ſagen, daß derſelbe niemals bald, und faſt unmittelbar erfolgende Wirkungen beherzigen und zu ſeiner Beurtheilung, ob ihm dieſes und jenes ſchädlich oder nützlich ſey, anwenden, ſondern daß er in manchen Fällen die Erfahrung noch genauer prüfen, wiederhohlen, und bey dieſen Wiederhohlungen auf den ſpätern Erfolg warten, und denſelben nach den Graden ſeiner immer merklicher werdenden Wirkungen verfolgen ſolle. Dieſe manche

Fälle

Fälle ſind aber ſolche, wo ein unmerklicher Uebergang zu Verſchlimmerungen oder zur Beſſerung, nach Beſchaffenheit ſeines individuellen Zuſtandes, zu erwarten iſt. Man kann alle im Vorhergehenden angeführte Veranlaſſungen der Hypochondrie üben, lange üben, ehe man etwas merklich unangenehmes davon ſpüret. Es können Monate und Jahre vergehen, ehe man darauf fällt, daß ein ſolches Verfahren unſere Geſundheit untergrabe. Endlich aber wird es merklich, und nun geht es mit ſtarken Schritten zur Verſchlimmerung. Wenn nun aber die Krankheit ſchon merklich geworden iſt, und man fällt auf Beſſerungsmittel, entweder durch den Rath anderer, oder durch eigenes Wagen: ſo erfolgen Erſcheinungen, welche gerade das Gegentheil von demjenigen, was man wünſcht, zu ſeyn ſcheinen. Da ein beträchtlicher Grad dieſer Krankheit in merklicher Verſtopfung der Eingeweide des Körpers, Verdickung der Säfte, und in Schwäche beſteht, ſo können dadurch die Geneſungsmittel auf der einen Seite nur ſehr ſpät merklich wirken, oder die Schwäche des Körpers empfindet bey den unangenehmen Nebenwirkungen der Mittel zu viel; daher glaubt man im erſten Falle gar keine, im andern gerade entgegen geſetzte Wirkungen zu bemerken. Mittel zur Verdünnung und Verbeſſerung der Säfte zu ihrem gehörigen Kreislaufe, Abſonderung und Erſetzung, zur Eröffnung der verſtopften Gefäße und zur neuen Anfüllung derſelben, um ihnen ihre gehörige Kraft zu geben, können im Anfange nur ſehr langſam wirken. So geſchwinde, wie die Verſchlimmerung in der Folge immer genau und gleichſam in wachſender Progreſſion, ſo langſam geht es im Anfange der Rückkehr. Aber wenn man nur erſt aus dem tiefſten Abgrunde heraus iſt, ſo geht es, wenn kein Einhalt geſchieht, auch eben ſo geſchwinde zur Beſſerung. Denn es verhält ſich mit den oben beſchriebenen Urſachen und

Wirkungen gerade umgekehrt. Eine ſo ſtarke Verdickung der Säfte, ein ſolcher Mangel von Spannung, von gutem Gefühl, von Reiz und Thätigkeit von innen und von auſſen, verurſachen, daß ſich alle dieſe Theile, da ſie ſich durch ſich ſelbſt größtentheils beſſern müſſen, nur ſehr langſam erhohlen können. Ein völlig verſchleimter und erſchlaffter Magen und Eingeweide verdicktes Blut und Säfte, gelähmte Spannung, kann anfänglich durch gute Mittel kaum beweget werden, den Schleim rege zu machen, zu verdünnen, einige Oeffnungen wieder herzuſtellen, andere zu erweitern, und das Unnüze in ganz geringem Maße fortzuſchaffen. In das Blut, in die Verdauungsſäfte und in die Spannung, kömmt hiedurch doch wenigſtens einiger, obſchon faſt unmerklicher, Zuſaz von Gutem. Wird dieſe äußere Entwickelung auf Verbeſſerung der Eingeweide und der übrigen Theile fortgeſetzt, ſo iſt ſchon zur Unterſtützung dieſer einfachen Kraft, noch eine oder gar mehrere Kräfte da. Da die Schwäche dieſer Theile aber allzu groß war, ſo erholen ſie ſich lange unmerklich, doch immer gleichſam in ſteigender geometriſcher Progreſſion, bis es endlich zu ſo merklichen Fortſchritten kömmt, daß es augenſcheinliche Beſſerung wird. Man muß alſo anfänglich geduldig in Hoffnung ſeyn, wo nichts zu hoffen zu ſeyn ſcheint. Wenn alle Hypochondriſten dieſe Geduld in Hoffnung, und ihren ſonſtigen Eigenſinn hier anwenden wollten, wenn ſie Mittel gebrauchen, welche ich ihnen rathen werde: ſo würden gewiß ihrer nicht ſo viele noch zu ihrem Leiden die traurige Verzweiflung, daß ihnen gar nicht mehr zu helfen ſey, weil ſie ſchon ſo vieles vergeblich verſucht hätten, hinzu zu fügen Urſache haben.

Noch abſchreckender von dem Gebrauche gewiſſer Heilmittel ſind anfänglich einige Begebenheiten, welche gerade das Gegentheil von unſern gewünſchten Erwar-

wartungen zu ſeyn ſcheinen. Wenn der Hypochondriſt verſchiedene flüſſige Sachen genießt, welche im Anfange die Spannkraft der Eingeweide noch mehr ſchwächen, und nur in der Folge ſehr nützlich ſind, oder wenn er ſchwere Speiſen genießt, welche, wie vorhergehendes, Blähungen verurſachen, nachher aber erſt ſtärken; wenn die Leibesbewegung ſeine wenige Kraft, die er für jetzt nur noch verwenden konnte, verzehrt, die erſt nach hierauf genoſſener Ruhe, und manchmal noch ſpäter, ihre gute Früchte merklich zeigt; oder, wenn er nach dem Gebrauche des Kalten, vorzüglich der Luft, Schnupfen, und Kopfſchmerzen bekömmt, welches aber, wenn es fortgeſetzt wird, zuletzt Schnupfen und Kopfſchmerzen mit vertreiben hilft: ſo wird er allemal von dem Gebrauche dieſer heilſamen Mittel, welche ihm Verſtändige rathen, oder wenn er ſie ſelbſt verſucht, zurück geſchrecket, und bleibt daher im Elende.

2. Man muß mit allen Abwechſelungen des Zuſtandes, auch unbekannten Verſuchen, behutſam verfahren, und nur im geringen Maße damit anfangen, und nach und nach erſt hinzu ſetzen; um es gegen den vorigen Zuſtand nicht zu auffallend, oder allenfalls gefährlich zu machen. Wenig Gutes nützt wenig, wenig Böſes ſchadet wenig. Dieſes iſt der allgemeine Beweis dieſer Regel. Geſunde und Starke ertragen etwas ſchädliches viel leichter, und ihre Kraft unterdrückt eher noch die gefährlichen Wirkungen, als wer ſchon an ſich ſehr geſchwächt iſt, wie der Hypochondriſt und der Gelehrte überhaupt. Hat man aber in geringem Maße gewagt, ſo iſt der mögliche Schaden nur geringe, und kann leicht überwunden werden. Man kann ſogar dieſe ſchädliche Erfahrung wieder im Kleinen, ohne ſich noch merklich zu ſchaden, wiederhohlen, um ſich von der Verwerflichkeit der Sache feſter zu überzeugen, und ſie alsdann

wegzuwerfen. Findet man ſie aber wiederholt gut, ſo kann man ja bald in den nützlichen Urſachen zuſetzen, um die Wirkungen verhältnißmäßig zu vergrößern. Ich werde mich hierüber bey der beſondern Anzeige der Heilmittel weiter erklären.

3. Die vielen Uebel und Zufälle der Krankheit werden meiſt durch einerley Mittel zugleich gehoben, und man darf nicht kleinmüthig werden. So fürchterlich und groß das obige Verzeichniß der Uebel und Zufälle dieſer Krankheit iſt, ſo verwickelt ihre Urſachen in Zuſammenwirkungen und Fortſchritten zur Verſchlimmerung ſind, und ſo wahre und harte Leiden die hypochondriſchen ſind, auch dasjenige, was wirklich dabey Einbildung iſt, abgerechnet: ſo wenig iſt es nöthig, auch nicht möglich, ſie einzeln zu curiren. Eben ſo wenig muß man den Muth verlieren und die Hoffnung ſinken laſſen, über dieſe viele Feinde zu ſiegen, wenn man nur muthig angreift, und etwas Hartnäckigkeit im Gefechte, beſonders im Anfange, wo die Schwierigkeiten und unſere Ohnmacht am größten ſind, beweiſet. Da die Urſachen der Uebel gehoben ſind, eine immer mit Schnelligkeit und mannigfaltiger Verwickelung auf die Verſchlimmerung der andern wirkt, dieſe Verſchlimmerung auch gleichſam in ſteigender geometriſcher Progreſſion zunimmt: ſo geht es natürlicherweiſe, mit der Beſſerung auch eben ſo. Geſezt aber, daß die Beſſerung hier langſamer gehe, als vorher die Verſchlimmerung, ſo iſt es doch gewiß, daß die Beſſerungsurſachen vereint wirken, und daß man mit einer Handlung vieles zugleich wirken kann. Man hat nicht nöthig, durch andere Mittel und Bemühungen die Verdickung der Säfte, durch andere den Mangel des Appetites, der Verdauung, der Spannkraft, durch andere die Blähungen, Stiche, Schwindel ꝛc. zu curiren, ſondern jede der folgenden Regeln wirkt gemeiniglich auf das Ganze.

4. Dieſe Regeln ſind nicht allein zur Cur hypochondriſcher und hyſteriſcher Kranken, ſondern auch zur Verhütung ſolcher Krankheiten, ſelbſt zur Erhöhung des gemeinen Wohlbefindens, nützlich. Die gemeine Geſundheit der Menſchen iſt ſelten von einerley Grad der Vollkommenheit. Unter dem allgemeinen Namen, Geſundheit begreift man ein gröſſeres oder geringeres Wohlbefinden. Man bemerkt auch, zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Umſtänden, dieſen Unterſchied an ſich ſelbſt. Daher kann man hienach die menſchliche Geſundheit, vergnügſame Zufriedenheit und Kraft ungemein erhöhen. Da aber inſonderheit die Gelehrten, ſie mögen es nun im hohen Grade ſeyn, oder nicht, und ihrer gewöhnlichen Arbeit mäßig oder unmäßig obliegen, allemal eine unnatürlichere Lebensart führen, als andere Stände; ſo ſind dieſe Regeln ihnen noch nöthiger, als andern Geſunden, um der Hypochondrie vorzubeugen, und ihre Kräfte und Munterkeit nicht nur zu erhalten, ſondern auch zu vermehren.

Die folgenden beſondern Bemerkungen über die Heilmittel, betreffen die Digeſtivmittel, die Bewegung des Körpers, das Eſſen und Trinken, den Gebrauch des Kalten, die Anſtrenzung des Geiſtes, das Schreiben, den Verdruß und Kummer, den Schlaf, u. ſ. w.

I. Wenn bey dieſen Kranken die Verſtopfung der Gefäße und Eingeweide, und die Schwäche ſehr groß iſt, ſo muß die Arzneykunſt der Verſtopfung durch auflöſende, und der Schwäche durch ſtärkende Mittel zu Hülfe kommen. Die Wahl und die Art des Gebrauches dieſer Mittel gehört zur Beurtheilung eines erfahrnen Arztes. Bey Geſunden thut die gewöhnliche Bewegung, die guten Nahrungsmittel und Getränke eben die Dienſte. Iſt die Hypochondrie noch nicht groß, ſo können eine verſtärkte Bewegung, mehr

mehr diluirende Nahrungsmittel, und beſonders Wein, dieſe nöthige Reinigung und Stärkung noch bewirken.

II. Wenn man ſich der oben beſchriebenen Wirkungen des allzu vielen Sitzens erinnert, ſo wird man leicht eingeſtehen, daß die Bewegung ein Hauptmittel zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit ſey. Es kömmt nur auf die Art an, wie man ſie am beſten vorzunehmen hat. Hiebey iſt folgendes zu bemerken:

1. **Die Bewegung ſey allmählich, mit Erhohlung abwechſelnd, nur nach und nach verſtärkt, und ohne merkliche Beſchwerden.** Man muß, wo möglich, die Bewegung nie weiter, als bis zum Ausbruche des Schweißes, fortſetzen; man halte alsdann ein, und erhole ſich erſt. Hiedurch verliert man gleich Anfangs nicht zu viel von ſeiner wenigen Kraft, welches uns manchen Zufällen, zu großen Schwindel, welcher im Anfange durch die Bewegung des Blutes immer etwas vermehrt wird, Ohnmachten ꝛc. ausſetzt; man erkältet ſich auch nicht ſo leicht, als wenn man dem Schweiße überlaſſen aufhören muß; man wird auch nicht ſo leicht für das Künftige davon abgeſchreckt. Solche Schwache getrauen ſich anfänglich nicht, eine halbe Viertelmeile weit zu gehen, und können es auch zum Theil nicht; ſie verſuchen es anfänglich nur ſo weit, und kehren wieder um. Das zweytemal gehen ſie, nach vorhergegangener Erholung, eine Viertelmeile weit, u. ſ. f. Auf dieſe Art kommen ſie bald ſo weit, daß ſie es Geſunden in dieſer Fähigkeit zuvor thun. Ein gleiches gilt vom Arbeiten.

2. **Man erwarte ihre gute Wirkungen erſt nach völliger Erholung, und anfänglich erſt in langer Zeit.** Wenn auch die Bewegung, in Vergleichung gegen den vorigen Zuſtand, ſehr heftig und ungewohnt iſt, z. B. nach ungewohntem Reiten, nach Reiſen ꝛc.

ſo

ſo laſſe man ſich nicht befremden, wenn man unmittelbar darauf nicht eſſen, nicht ſchlafen kann, und doch ſehr entkräftet iſt. Auch der Geſunde, wenn er gar zu müde iſt, pflegt dieſes zu empfinden.

3. Man ſetze ſie ununterbrochen fort. Es gehört nicht nur viel Wirkung dazu, die vielen und groſſen Verderbniſſe, welche nach und nach in Beſſerungen ſich erheben müſſen, zu überwinden, ſondern es iſt auch der kleinen anfänglichen Kraft des Hypochondriſten insbeſondere nicht möglich, auf einmal ſo viel zu thun. So wird in einer Thätigkeit, ſo ſtark, wie ihre jezt vorhandene Maſſe iſt, bald verzehrt, und kann theils nur nach und nach, als kleine Kraft eine große aufwiegen, oder ein Körnchen nach dem andern von dem großen Haufen wegtragen; theils muß ſie auch erſt, durch die guten Wirkungen ihrer vorigen Anſtrengung, ſelbſt mehr Kraft zu einer Thätigkeit aufs neue ꝛc. erhalten, welche endlich ſo ſtark iſt, merklichere gute Wirkungen zu verrichten, und endlich mit dem Ganzen fertig zu werden. Hiezu kömmt noch der Umſtand, daß es in der Natur keinen gänzlichen Stillſtand giebt; und wenn auch dieſer möglich wäre, ſo iſt es doch in dem Befinden der Hypochondriſten gewiß nicht. Geſezt, es habe derſelbe durch Bewegung ſeine Säfte und Kräfte verbeſſert, ſo wird er doch, ohne faſt zuſetzende Bewegung, bey dieſem Grade des Wohlbefindens nicht bleiben. Seine Säfte, Spannkraft und Canäle des Körpers ſind noch nicht ſo gut, ſo flüſſig, ſtark, geöffnet, daß ſie, wie wohl bey Geſunden möglich iſt, die Verrichtungen der Natur, ohne dieſe fortzuſetzende Unterſtützung der Bewegung, von ſelbſt ungehindert und gleichmäßig fortſetzen könnten. Thun ſie es doch bey Geſunden nicht, wenn das Naturgeſetz des Wohlſeyns, die Bewegung, unterlaſſen wird, geſchweige dann in einem ſo zerütteten und geſchwächten Körper. Der Hyprochondriſt hält alſo

alſo alsdann, wenn die Bewegung wieder lange unterlaſſen wird, wieder zurück, und muß, wenn er endlich aufs neue zu derſelben ſchreitet, entweder von vorn, oder gar noch tiefer, als er kurz vor der letzten Bewegung war, anfangen.

4. Es werden, wo möglich, alle Theile des Körpers bewegt, wenigſtens doch die am meiſten leidenden und zur Geſundheit beytragenden. Die Bewegung des einen Theiles hat zwar auf die Bewegung, oder doch den Reiz des andern Theiles Einfluß; es iſt aber beſſer, wenn alle Theile gleichmäßig bewegt, werden. Sie empfinden alsdann nicht nur eine fortgepflanzte, ſondern auch eine eigene, und mithin ihnen deſto nützlichere, Bewegung. Ueberdieß wird durch eine einſeitige Bewegung ein Trieb des Blutes und der Säfte nach dieſen Theilen hin befördert; und da in einem ſolchen Körper ſo leicht Beſchwerden von der Anhäufung dieſer Säfte auf der einen, und dem Mangel derſelben auf der andern Seite, entſtehen, ſo vermehrt dieſer Umſtand alsdann dieſe Beſchwerden um ſo viel eher. Vorzüglich muß man, bey dieſen Bewegungen, die Bruſt frey zu halten, die Eingeweide zu erſchüttern, dem Kopfe hingegen, ſo viel als möglich, Ruhe zu laſſen, ſuchen. Bewegungen, welche das Blut mehr nach den untern Theilen hin ziehen, als: Gehen nnd Reiten, ſind, in dieſer Abſicht, andern vorzuziehen. Wie denn auch die Blähungen am beſten durch Gehen, und noch beſſer durch Reiten, abgeführt werden.

5. Die Bewegung geſchehe, wo möglich, in freyer Luft. Die Luft hat an ſich eine reitzende und ſtärkende Kraft. Die Conſtitution derjenigen Menſchen ſowohl, welche viel in freyer Luft ſind, als auch unſere eigene Erfahrung kann uns bald davon überzeugen. Ueberdies erleichtert die Luft auch die Bewegung, ſie zwingt uns oft dazu, indem ſie munter macht, die Be-

we-

wegungswerkzeuge ſtärkt, und oft durch unangenehme Kälte zum Widerſtande reizt, welcher durch Bewegung hervorgebracht wird. Man ſagt gemeiniglich: die Luft zehrt, d. h. ſie macht hungerig und durſtig. Die Erfahrung beſtätigt es, und dieſe Wirkung iſt dem Hypochondriſten ſehr nützlich. Er hat keinen hinlänglichen Appetit, wegen Verdickung der Säfte, Verſtopfung der Gefäße, und Mangel von Nervenkraft. Was ihm alſo Trieb nach Eſſen und Trinken erweckt, muß nothwendig dieſen gehemmten Kreis auf der Säfte und die Nervenkraft wieder herſtellen. Dadurch aber werden dieſe nicht nur ſelbſt einzeln verbeſſert, ſondern ſie verbeſſern auch einander wechſelsweiſe, und in ſteigenden Graden. Die vermehrte Nahrungsbegierde befördert auch mehr Unterhaltung in dem Körper, verarbeitet ſie beſſer, und davon muß dann ferner wieder mehr Gutes ſich über die ganze Conſtitution verbreiten. Die Luft macht Schlaf; iſt eine andere Erfahrung, welche aber meinem ertheilten Rathe nicht widerſpricht. Man legt hier zwar oft die Wirkung der Bewegung, welche in freyer Luft geſchah, und, eben dieſer Luft wegen gemeiniglich ſtärker, als eine andere, war, der Luft ſelbſt bey; allein etwas rührt doch dabey von der Luft her. Die Luft zieht die äußern Gefäße zuſammen; dieſes verurſacht endlich Schläfrigkeit. Wenn uns warm iſt und wir ſchwitzen, können wir nicht leicht und nicht ſanft ſchlafen; wohl aber, wenn wir uns im Kühlen oder Kalten befinden. Die Luft reizt die Nerven lange. Auf fortgeſetzten oder ſtarken Reiz folgt endlich in ihnen Ermüdung. Es iſt alſo ganz möglich, daß auch darum Bewegungen in der Luft den Schlaf erneuern. Natürliche Ermüdung und zwar von Bewegungen in der Luft, iſt die Wirkung eines Naturgeſetzes zu einem natürlichen Zuſtande. Beydes iſt alſo gut und geſund. Dieſer Schlaf iſt überdieß, in Vergleichung mit dem ſonſtigen Schlafe

des Hypochondriſten, oder auch eingezogen länger ſitzenden Menſchen, leichter und ſanfter. Ein leichter und ſanfter Schlaf aber ſtärkt ungemein, ſo wie hingegen ein unruhiger und ſchmerzhafter ſchwächt. Es iſt alſo ein wahres Glück für den Hypochondriſten, deſſen Zuſtand eine ſonderbare widernatürliche Miſchung von Schläfrigkeit und Wachſamkeit iſt, wonach er theils Mangel an Kraft, theils Schmerzen hat, die ſeine Ruhe hindern, durch welche er Kraft bekommen und unterhalten ſollte, wenn er nach natürlicher Ordnung einen ſanften und tiefen Schlaf hat.

Dem ungeachtet giebt es einige Einſchränkungen und Vorſichtigkeitsregeln, welche hiebey zu beobachten ſind. Merklich feuchte Luft, wie ſie beſonders im Nov. und Dec., auch Februar, zu ſeyn pflegt, iſt ſchädlich. Eben dieſes gilt auch vom Nebel, und von allzu ſtarken Winden. Die beſte Bewegung in der Luft iſt zwar die bey hellem, etwas friſchem und ſtillem Wetter; doch ſchadet auch ein mäßiger Wind, Kälte, auch ſehr große (trockne) Kälte, und Schnee, nicht, wenn man ſich darin bewegt. Zugluft iſt und bleibt, jedem Menſchen, und beſonders dem Hypochondriſten, ſchädlich; auch die ſchnelle Abwechſelung vom Warmen auf das Kalte, und vom Kalten auf das Warme, iſt ihm auffallender, und leicht ſchädlicher noch, als andern.

Allzu große und Mittagshitze ſuche man möglichſt zu vermeiden, keinesweges aber ſich von Ertragung aller Hitze, auch einer großen, zurück zu halten. Denn man würde ſonſt in den oft lange anhaltenden warmen Tagen in vieler Zeit keine Bewegung in freyer Luft vornehmen können, und ſich alſo dadurch ſehr ſchwächen. Hitze ſchwächt freylich allemal; wenn man aber, um nicht bey Bewegungen in warmer Luft zu ſchwitzen und zu ermüden, lange ſtill und im Kühlen ſitzt, ſo wird man doch endlich ſo ſchwach, daß man

ſchon ſchwitzt, wenn man nur in dem Zimmer ſich einmal bewegt, oder gar im Sitzen. Man kann auch alsdann nicht eſſen, trinken, und ruhig ſchlafen. Und muß man denn einmal, wie es den meiſten Menſchen nicht leicht anders möglich iſt, in der Hitze ſich bewegen, ſo zerfließt man gleichſam im Schweiße, aus Ungewohnheit oder Mattigkeit, wobey ſich allerley ſchreckliche Zufälle, Ohnmachten ꝛc. einfinden. Bewegt man ſich aber öfters in der Hitze täglich, nach und nach mit Erholung und Stärkung von Nahrungsmitteln, beſonders durch nahrhafte Speiſen und Wein, als welche nach Ermüdungen von Schweiß, Hitze und Bewegung, am beſten wirken, ſo lernt man die Hitze ſehr gut ertragen, und bleibt geſund.

Der Regen iſt überhaupt dem Hypochondriſten nicht ſehr zuträglich, wenn er lange dauert und durchdringt; vornämlich der kalte, und beſonders wenn dieſer auf Hitze folgt. Grober Regen iſt nicht ſo ſchädlich, als feiner, nebelichter. Wollte man aber alsdann keine Bewegung in freyer Luft vornehmen, wenn man vor Regen nicht völlig ſicher wäre, ſo würden wenig Tage im Jahre dazu übrig bleiben; hiezu die Hinderniſſe von Geſchäften genommen, ſo wird die Bewegung noch ſeltener vorgenommen werden können, darüber müßte aber der Sitzende krank, und der vom Sitzen Kranke niemals geſund werden. Die Uebel aber, welche hieraus entſtehen, ſind größer, als die allenfalls überhaupt von Ertragung einiges Regens erfolgen könnten. Man wage alſo immer lieber öftere Excurſionen in freyer Luft. Und weil die Bewegung etwas anhaltend ſeyn, folglich uns weit von unſern Wohnungen entfernen muß, wenn ſie gehörig nützen ſoll: ſo wage man ſich auch in die Gefahr des Regens. Wird man davon ſtark überfallen, ſo ſuche man ſeine Bewegung zu verdoppeln, damit die vermehrte innere Wärme der möglichen Verkältung widerſtehe, doch ſo,

daß man ſie bis an den Ort, wo man vor ihm ſicher iſt, fortzuſetzen im Stande ſey. Alsdann ſchaffe man ſich alle etwa naſſe Kleidungsſtücke vom Leibe; und wenn man noch einigen Froſt hienach empfände, ſo bewege man ſich noch im Zimmer ſo lange, und genieße erwärmende Sachen ſo ſtark, bis man wieder in gelinde Wärme kömmt. Auf dieſe Art wird der Regen nicht leicht ſchaden. Wenn man ſich bey Nebel oder Staubregen in das Freye begeben muß, inſonderheit, wenn man dabey ſtill ſitzt, z. B. im Wagen: ſo muß man nicht nüchtern bleiben, und vornämlich zuſammenziehende oder erwärmende Getränke zu ſich nehmen. Was die Kleidung hiebey betrifft, lehrt Jeden die Erfahrung und gemeine Gewohnheit von ſelbſt. Im Stillſitzen in ſolchem Wetter kann man viel Bedeckung vertragen.

Die Abendluft bekömmt den Hypochondriſten, auch nach ihrer wirklichen Beſſerung, gar nicht. Es iſt leicht begreiflich, daß dieſelbe im Stillſitzen und Stehen noch ſchädlicher ſey, als im Gehen oder bey andern Bewegungen. Am meiſten trifft dieſes in warmen Sommertägen ein. Wer viel wiederſtehende Hitze hat, empfindet es weniger; der Hypochondriſt alſo, bey ſeiner Schwäche, weit mehr. Die Feuchtigkeit iſt unſtreitig die Urſache davon. Denn, in kalten Wintertägen, wo alles gefroren iſt, kann man die Abendluft eher ertragen, als ſonſt. Die meiſten Herbſtkrankheiten, auch geſunder Menſchen, entſtehen indeſſen noch mehrentheils von Verkältungen in den Sommerabenden, welche man, ihrer angenehmen Kühle wegen, ſo gern, aber unvorſichtig nutzet. Wenn im Sommer die Tageshitze faſt zu groß zu Bewegungen in freyer Luft iſt, ſo kann der Hypochondriſt ſich eher des Morgens in den erſten Stunden bewegen. Denn wenn ihm gleich die Morgenkälte zuweilen ſehr auffält, ſo rückt doch die Wärme des Tages allmählich

heran;

heran; und hätte er ſich auch verkältet, ſo hebt die zunehmende Wärme der Luft, und ſeine Bewegung, das Uebel, und er geräth endlich in Transſpiration. Doch wenn man ſonſt gar keine Bewegungen haben könnte, als des Abends ſpät, ſo iſt es beſſer, ſich allenfalls den Ungemächlichkeiten der Nachtluft auszuſetzen, als gar alle Bewegung zu unterlaſſen.

6. Man verbinde die Bewegung mit Zerſtreuung, und, wo möglich, mit Freude. Denn dadurch wird ſie doppelt nützlich. Was einem Jeden Vergnügen macht, muß er ſelbſt wählen; denn auf die Materie und den Gegenſtand der Freude kömmt es nicht an, ſondern auf den Eindruck, den dieſelbe auf uns macht. Zerſtreuung und Freude iſt dem Hypochondriſten ſo wichtig, daß ich ihr, in gewiſſen Umſtänden, die Hälfte von Beſſerungskraft gegen das Univerſalmittel, die Bewegung, einräume, und in manchen Umſtänden beynahe eine gleiche Kraft. Vorzüglich hat das Lachen ſeinen großen phſiyſchen Nutzen für einen ſolchen Heraklit. Wenn man ſich Bewegung ohne Zerſtreuung macht, ſo ermüdet vollends der Körper neben der Seele, welche unterdeſſen an ihrem ernſthaften oder traurigen Gegenſtande fortkäuet; und beyde werden mit einander, anſtatt ſich hiedurch zu beſſern, zuweilen wohl gar ſchlimmer.

7. Das Betragen nach der Bewegung, begreift verſchiedene wichtige Stücke in ſich. Kömmt man aus der Kälte, ſo bringe man ſeinen Körper nur nach und nach zur Empfindung der gewöhnlichen Wärme der Zimmer. Heiße Zimmer ſind, auch ohne Bewegung, und ſelbſt Geſunden, ſchädlich, wie viel mehr den Hypochondriſten! Man halte ſich etwas in kältern Gegenden des Hauſes, und dann im Zimmer entfernt vom Ofen, und entkleide ſich nach und nach, damit die Wärme eher durch die kalten Kleider allmählich, als unmittelbar zum Gefühl des Körpers komme. Noch

wichtiger aber iſt, daß man nach ſtarkem Schweiße ſich nicht erkälte. Hiebey iſt ein doppelter Fall möglich. Der Ort, an welchem wir uns, nachdem wir in Schweiß gerathen ſind, befinden müſſen, iſt entweder wärmer, oder kälter, als derjenige, wo wir uns während der Transſpiration befinden. Im erſten Falle dürfen wir nur mit der Transſpiration dahin zu kommen ſuchen; allenfalls noch eine kleine Bewegung daſelbſt zuſetzen, um nicht auf einmal, aus plötzlichem Mangel der Thätigkeit, eine ſchnellere Zurücktretung des Schweißes zu veranlaſſen, weil ſolche ſchnelle Veränderung allemal unangenehme Folgen hat. Im zweyten Falle muß man eben ſo fuchen, ſich nach und nach zum Kalten zu gewöhnen, wenn wir uns demſelben wieder ausſetzen müſſen. Dieſes geſchieht durch allmähliche Veränderung des Ortes, und Nachlaſſung in der Bewegung. Wenn man z. B. eine längere Bewegung in freyer Luft vornimmt, und es iſt nur merklich windig, ſo wähle man eine ſolche Richtung, daß man den Wind auf dem Rücken hat, und zuletzt in Transſpiration geräth. Denn umgekehrt werden wir erſt durch den Schutz und die Bewegung warm, und nachher mit dieſer ſtärkern Wärme, und bey der Richtung gegen den Wind, ſchlechterdings kalt werden, und Ungemächlichkeiten empfinden. So aber ſind wir im Stande, entweder in der wider den Wind erlangten Transſpiration zu bleiben, und doch mit der Bewegung nachzulaſſen, welches, nach verminderter Kraft und am Ende der Bewegung, am bequemſten und geſundeſten iſt, oder, wenn man ſich auch vorher zu ſehr erkältet hat, ſo wird, durch die letzte Bewegung, und in der umgekehrten ſchützenden Richtung, die Verkältung am leichteſten wieder gehoben, und mit Transſpiration geſchloſſen. Dieſer geringe Umſtand iſt das ganze Jahr hindurch nützlich. Dann Bewegung gegen den Wind, iſt allemal kälter, als mit demſelben, auch in den heiße-

heißeſten Sommertagen, und es iſt alsdann eben ſo gut, und oft noch eher, ſolche Erkältung am Ende möglich. Uebrigens ſuche man überhaupt am Ende der Bewegung, welche uns in Transſpiration gebracht hat, ſo ſehr mit der Anſtrengung allmählich nachzulaſſen, daß ſie ſich in heißen Tagen verliert, ehe man in ein kühles Zimmer kömmt und völlig zu ruhen anfängt, und in kalten Tagen, bis zur Erreichung unſers Zimmers ſich erhält, und verfahre alsdann, wie oben geſagt iſt. Im erſten Falle wird man ſo gar den Schweiß, wovon man vorher auch in ſeiner Kleidung angefüllt war, unmerklich verlieren, und das nachherige Auskleiden unnöthig machen, welches auch an ſich beſſer iſt. Kann man dieſes letztere aber durch Nachlaſſung der Bewegung am Ende, nicht erreichen, welches gemeiniglich bey ſehr heißem Wetter oder groſſer Schwachheit nicht möglich iſt; oder, wenn man durch Regen ꝛc. an irgend einem Theile des Körpers naß iſt, ſo muß man ſich ſchlechterdings umkleiden, wofern die Befeuchtung nicht ſo geringe iſt, daß man durch eine kleine nachfolgende Bewegung im Zimmer, oder ſonſtigen Schutze, ſie unmerklich verlieren kann; oder, wenn durch die Beſſerung die natürliche Wärme und Stärke des Körpers ſchon ſo groß iſt, daß man einige Feuchtigkeit auf dem Leibe nicht achten darf. Es wird aber dieſes bey großen Hypochondriſten niemals, und bey den gebeſſerten ſelten zu wagen ſeyn, da Näſſe des Körpers, mit Ruhe verbunden, auch Geſunden ſchädlich zu ſeyn pflegt, die doch mehr widerſtehende Wärme in ſich haben. Uebrigens aber iſt Feuchtigkeit in der Kleidung vom Schweiße lange nicht ſo ſchädlich, als von äußern Urſachen. Inſonderheit iſt es ſchädlich, mit naſſen Füßen ruhig zu bleiben. Da das Umkleiden allemal den Körper in eine verhältnißmäßig kältere Atmoſphäre bringt, als unmittelbar vorher, ſo iſt es rathſam, daß man es vornehme, wenn

die Schweißlöcher ſich beynahe ſelbſt ſchließen, und daß man, wenn die Transſpiration abzunehmen anfängt, wo möglich, gewärmte Hemden ꝛc. anziehe, und alsdann überhaupt am meiſten aber, wenn man keine wärmere Kleidung haben kann, nach dem Umkleiden noch eine Bewegung vornehme, und ſo lange fortſetze, bis man ſich wieder eine gelinde Wärme über den Körper verbreitet hat. Alsdann kann man den Körper ſicher von aller Thätigkeit ruhen laſſen.

Unmittelbar nach ſtarken Bewegungen iſt es ſehr zuträglich und nöthig, ſtärkende Speiſen und Getränke zu ſich zu nehmen, damit dasjenige, was der Körper durch die Bewegung verloren hat, wieder erſetzet werde. Der Körper iſt jetzt in einer guten Diſpoſition zu verarbeiten, und wegen der Verdünnung der Säfte und der vermehrten Circulation des Blutes, den überziehenden und verſtopfenden Schleim zu entfernen. Vornämlich ſtärkt jetzt der Wein, und ſcheint näher und voller auf die Nerven wirken zu können. Inſonderheit iſt derſelbe ungemein nützlich, wenn man ihn nach ſtarker Ermüdung, vorzüglich in Hitze und bey vielem vergoßenen Schweiße, genießt. Er ſtärkt alsdann nicht nur ſehr lebhaft, ſondern hindert auch die nachherige Verkältung bey eintretender Ruhe; macht, daß man auch einigen Schweiß ohne Schaden auf dem Leibe abtrocknen laſſen kann, ohne ſich umzukleiden; und wenn man ſich bey dem letztern auch verkältet hätte, ſo ſtellt er auch oft allein die natürliche Wärme und ſeine Ausdünſtung wieder her, oder iſt nebſt der bisherigen Bewegung dazu behülflich. Der Genuß deſſelben wird zwar im Anfange Kopfſchmerzen ꝛc. verurſachen, die fernere Wirkung aber wird immer gut ſeyn.

Nach der Bewegung ſuche man, wo möglich, ſein eigener Herr zu ſeyn, und vermeide daher alsdann alle Geſellſchaften und Verfaſſungen, die uns Zwang anthun. Man nehme daher größere Bewegungen in ſol-

ſolchen Zeiten und Tägen, wo uns dieſes nach denſelben frey ſteht, vor. Man taugt alsdann nicht nur nicht moraliſch in ſolche Geſellſchaften, und hat auch von dieſer Seite eher Schaden, als Nutzen, davon, ſondern ſie ſchaden auch dem Körper, welcher alsdann das kurz vorher empfohlene Betragen nach der Bewegung entweder gar nicht, oder nur halb, oder doch ſehr unſicher, beobachten kann. Es verſteht ſich, daß hievon ſolche Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſeyn, die uns gar nicht geniren; vielmehr ſind dieſe höchſt nützlich. Ueberdieß pflegen nach ſtarken Bewegungen gewiſſe Neigungen in unſerm Körper zu erfolgen, zu deren Befriedigung man nicht anders, als in ſeinem ungenirten Eigenthume ſeyn kann, und welche, auch nur auf irgend eine Art und im kleinſten Grade zu hemmen, ſehr ſchädlich, ja, unter manchen Umſtänden, gar gefährlich iſt.

8. Der mehrere oder wenigere Werth der gewöhnlichen Bewegungsarten ſelbſt, kann aus den bisherigen Betrachtungen leicht beurtheilet werden. Sowohl Witterung, als auch Geſchäfte und Schwäche des Hypochondriſten erlauben nicht, entweder anfänglich, oder allemal Bewegung in freyer Luft vorzunehmen. Ob gleich dieſe, wie ich gezeigt habe, die beſte Art iſt, ſo kömmt doch die häusliche auch ſehr in Betrachtung, weil ſie bey der größten anfänglichen Schwachheit doch vernommen werden kann, eher in unſerer Gewalt iſt, und die nöthige ununterbrochene Fortſetzung dieſes Heilmittels in ſich hat, ohne welche die Beſſerung nie zu Stande kommen wird, wenn es mit der Hypochondrie ſchon ſehr weit gekommen iſt. Die natürliche allgemeine Regel iſt demnach dieſe: Man nehme diejenigen Bewegungen, welche die im Vorhergehenden angezeigten Eigenſchaften an ſich haben, ſo oft, als möglich, vor; und können mehrere Arten Statt finden, ſo wähle man die, nach jenen Bemerkungen, noch verhältnißmäßig beſten; ſind aber die

die beſſern nicht möglich, ſo nehme man mit der ſchlechtern fürlieb, ja mit der allerſchlechteſten, da ſie allemal beſſer iſt, als gar keine, und ſie täglich, ja gewiſſermaßen ſtündlich, fort.

Das geringſte erhaltende, oder beſſernde Bewegung des Gelehrten, und eines Jeden, der ihm an Lebensart gleich iſt, des nach Beſſerung ſtrebenden Hypochondriſten, iſt das Umhergehen und Spatzieren im Zimmer. Sie erſchüttert nur ſehr wenig das Innere und andere Theile des Menſchen; ihr fehlt Luft, Zerſtreuung, Kälte, und kann nicht lange fortgeſetzt werden, da der zum Schwindel geneigte Hypochondriſt das öftere Umkehren im Zimmer gemeiniglich nicht lange aushalten kann.

Der zweyte Grad iſt das Holzſägen, welche traurige und elende Beſchäftigung gemeiniglich den Hypochondriſten gerathen wird, oder den meiſten von Schwachheit, Mangel der Zeit oder des Vermögens, dem Vorurtheile, daß ſie anderer Vergnügungen beraube, oder eigener Ungeſchicklichkeit und Unwilligkeit zu andern Bewegungen übrig bleibt. Sie erſchüttert wirklich den Unterleib ziemlich, wird im Kalten vorgenommen, und iſt alſo von der Seite nützlicher. Allein, ſie iſt überhaupt für den ſchwächern Gelehrten, und noch mehr den ohnmächtigen Hypochondriſten, zu heftig. Er ſchwitzt ſehr bald, und kann ſie aus Mangel der Kraft nicht fortſetzen. Der eine Arm erhält nur beſonders den Antrieb des Blutes; und weil man ſich allemal dabey etwas bückt, und hiedurch, auch durch die Anſtrengung, die Eingeweide zuſammen preßt, und von dieſer Zuſammenpreſſung keine erholende Nachlaſſung hat, ſo wird das Blut mit Gewalt nach den obern Theilen und dem Kopfe getrieben. Ueberdies iſt dieſe Bewegung mit gar keiner Zerſtreuung und Abwechſelung, am allerwenigſten mit Vergnügen verbunden, ſondern höchſt traurig. Es fehlt ihr alſo,

außer-

außer der mechaniſchen Bewegung des Unterleibes und des Blutes überhaupt alles, was ich oben von den Bewegungen, wenn ſie nützlich ſeyn ſollen, verlangt habe. Doch iſt ſie, in Ermangelung anderer, nicht ganz zu verwerfen, und beſſer, als das bloße Umhergehen im Zimmer.

Das Drechſeln hat zugleich mehr Mängel, und Vorzüge, als das Sägen. Die Mängel dabey ſind, daß ſich eigentlich nichts bewegt, als ein Fuß; die Eingeweide ſind nicht nur ziemlich ruhig dabey, ſondern werden überdieß noch, durch das Vorhalten des Meißels, feſt gehalten und zuſammengedrückt. Man hält dabey gemeiniglich ſogar den Athem an, damit nicht, wie ſolchen in dieſer Arbeit ungeübten, als Gelehrte gemeiniglich ſind, und bey der Ohnmacht und Schwindeley des Hypochondriſten gern zu geſchehen pflegt, der Meißel einreiße. Man bückt ſich auch insgemein dabey, um dabey zu zuſehen. Auch pflegt dieſe Bewegung dem Schwachen anfänglich viel zu heftig zu ſeyn, zu bald zu erhitzen und zu ermüden, zumal da man dazwiſchen nicht ſo leicht nachläßt oder ausruhet, und die Anſtrengung, der Tritt und das Halten, immer in eins fortgehen. Die Vorzüge, welche dagegen das Drechſeln vor dem Sägen hat, beſtehen darin, daß dieſe Art der Bewegung eher Zerſtreuung und Intereſſe, und ſo gar Vergnügen, haben kann, auch darum leichter nach Erholung fortgeſetzt wird. Feine, niedliche Sachen zu drechſeln, veranlaßt gemeiniglich zu wenig Bewegung, und zu viel anhaltendes Achtgeben; gröberes iſt beſſer, verurſachet weniger Bemühung, mehr genügliche Sorgloſigkeit und mehr Bewegung.

Das Tiſchlern, oder eigentlich Hobeln, iſt weit beſſer, als alle vorhergehende Arten. Es hat alles Gute derſelben und noch merklich mehr, ohne ihre Mängel zu haben. Beyde Hände und Füße bewegen

ſich faſt gleich ſtark dabey. Bey dem Ausſtoßen werden alle Eingeweide merklich erſchüttert, und dehnen ſich am Ende in freyer Bruſt vortreflich aus. Die Thätigkeit iſt nur ein Stoß; alsdann muß man zurück, reſpirirt frey, und erholt ſich. Stellt man die Bank etwas hoch, (welches zwar die Stärke der Wirkungskraft vermindert, aber beſſer iſt, und einem ſolchen Arbeiter, der nicht um das Brod, ſondern nur der Geſundheit wegen arbeitet, gleichgültig ſeyn kann,) ſo darf man ſich dabey gar nicht, oder doch ganz unmerklich, bücken. Der Vorderleib wenigſtens, (und das iſt hier die Hauptſache,) muß dabey nothwendig in freyer natürlicher Lage bleiben. Ueberhaupt gehört zwar dazu etwas viel Kraft. Wenn man ſchwere Arbeiten, ſtumpfes Werkzeug, und ſchlechtes, inſonderheit feuchtes und breites Holz nimmt, und eine niedrige Bank hat, ſo wird es manchem ſchwachen Körper zu ſchwer ſeyn, es nur etwas lange auszuhalten. Aber man hat es in ſeiner Gewalt, dieſe Arbeit ſich ſo leicht zu machen, daß ein Kind den Hobel führen kann, wenn man das Gegentheil von den eben genannten Beſchwerlichkeiten nimmt. Man nehme ſcharfe Eiſen, ſtelle ſie flach, damit ſie nicht zu tief eingreifen, nehme leichtes und trocknes Fichtenholz, und zwar in kleinen Maſſen, z. B. zu Blumenſtöcken, und hoble ſie. Dadurch wird die Arbeit ungemein leicht. Man iſt mit einer Kleinigkeit bald fertig; es giebt Abwechſelung, ſo gar Intereſſe, wenn man nach und nach ſo weit kömmt, ſo gar nützliche oder vergnügende Kleinigkeiten zu verfertigen. Es giebt für einen ſolchen Tiſchler allerley Nebenarbeiten bey dem Hobeln, welche faſt gar keine Anſtrengung erfordern; dieſe verrichtet man, wenn man ſich, nach dem oben, S. 620, gegebenen Rathe erholen will, und man hat alſo auch bey dem Erholen Zerſtreuung. Wenn man Geduld hat, fortfährt, und allmählig zuſetzt, ſo iſt man endlich, mit unglaub-

unglaublichen Nutzen für die Geſundheit, zu ſehr ſchweren Arbeiten dieſer Art fähig. Uebrigens koſten Anlage und Werkzeuge zu dieſen Arbeiten, in Rückſicht dieſer beſtimmten Abſicht, ſehr wenig, und die Ausübung erfordert wenige Erlernung von Kunſt, noch weniger als ſchlechtes Drechſeln.

Ich kenne nichts, was der häuslichen Bewegung, Aufheiterung und Geſundheit des Gelehrten, und wer ihm in der Lebensart gleich iſt, inſonderheit des Hypochondriſten, nützlicher wäre, als das mit Recht ſo genannte noble Jeu de Billiard. Wer, wie ein Weiſer, das Spiel nur zum Beſten der Seele und des Körpers zwiſchen ſeine Geiſtesanſtrengungen ſetzen will, muß die Wahl der Spiele nach ſeinen Bedürfniſſen einrichten. So wenig als man dem, vom Marſch und Kriegsübungen ermüdeten Soldaten bewegende Spiele empfehlen kann: ſo wenig iſt es vernünftig, wenn der verſeſſene und durch Nachdenken ermüdete Gelehrte ſeine Zerſtreuung und Aufheiterung in ſitzenden und den Verſtand ermüdenden Spielen, inſonderheit dem Schachſpiele. ſucht. Wer von ſeinen Renten, oder ſonſt in Unthätigkeit der geſchärften Seelenkräfte lebt, für den iſt das Schachſpiel ein Gewürz. Der Gelehrte, der es ſpielt, könnte eben ſo gut, mit Anwendung dieſer Kraft und Zeit, ſtudiren; das will und ſoll er aber nicht mehr, wenn er ſpielen, d. h. von ſeiner gewohnten langen Verſtandesanſtrengung ſich erholen will. Geſetzt aber er fände in ſolchen, oder andern, Sitzen und Nachdenken erforndernden Spielen die Aufheiterung ſeiner Seele; und zugegeben, daß dieſes Vergnügen etwas, auch vieles, zu ſeiner Geſundheit in mancher Abſicht beytrage: ſo werden doch eben die Denkkraft der Seele, und eben die Nerven, welche bey ihren vorigen Arbeiten geſchäftig waren, hier fortarbeiten müſſen, und ſie werden ſich folglich nicht erholen oder ausruhen. „Gelehrte, und wer

„ihnen

„ihnen gleich iſt, ſollen alſo fade Spiele ſpielen, da„mit ſie nur nichts dabey zu denken haben? Was „aber iſt das für ein Spiel für einen Kopf, welcher „immer etwas haben will, was ſeine viel Beſchäfti„gung fordernde Seele anzieht?“ Ganz recht. Er kann von faden Spielen keine Vortheile haben. Folgt aber daraus, daß er Spiele mit Anſtrengung des Kopfes, auch nur mäßiger ſpielen ſoll? Keinesweges. Nur das folgt aus allen dieſem: wenn es keine Spiele ohne Anſtrengung des Verſtandes und ohne fortgeſetzte Aufmerkſamkeit giebt, ſo gehört das Spielen nicht unter die geſunden, und nach Geſchäften erquickenden Zerſtreuungen ſolcher Männer; und wenn ſie ſpielen, ſo thun ſie zum Theil etwas anders, als andere Leute hierin. Doch giebt es einige, für den ſcharf denkenden Mann zwar fade Spiele, die man aber doch auch würzen kann, wenn man das

dulce eſt *deſipere in loco* —

damit zu verbinden weiß; vornämlich in Geſellſchaft, inſonderheit des ſchönen Geſchlechtes, welches Kleinigkeiten unterhaltend zu machen weiß. Wäre aber auch gleich das Spiel für ſolche mit Anſtrengung des Kopfes gewöhnlich Sitzende- und Arbeitende erholend und durch Vergnügen geſund, es fehlten demſelben aber die Vortheile der Bewegung; ſo wäre es doch, in Vergleichung mit einem mit Bewegung verknüpften, nur halb nützlich. Es könnte ſo gar geſchehen, daß es die wenige Zeit, welche ſolchen Perſonen von Geſchäften übrig bleibt, allein verſchlänge. Und in ſolchem Falle lieber zum Hobeln, lieber zum Drechſeln, auch nur zum Sägen! Wenn es aber ein Spiel giebt, welches für ſolche Perſonen alle ihnen nützliche Eigenſchaften eines Spieles und der häuslichen Bewegung hätte, ſo wäre dieſes freylich, als Mittel der Bewegung, der Zerſtreuung und Freude, etwas ganz vorzügliches. Ein ſolches iſt nun das Billiard. Es hat

für

für ſie die ſchicklichſte Bewegungsart, völlige Ruhe des ſcharfen Nachdenkens, Zerſtreuung, Mannigfaltigkeit, und, ohne Geld wie die meiſten, ohne anſtrengende, ehrſüchtige Zeigung von Verſtand, wie die übrigen, Intereſſe genug. Die Bewegung ins beſondre iſt ungemein leicht; nicht auf einmal zu ſehr abſtechend gegen die vorige Unthätigkeit und Schwäche; man ſetzt ſie, wegen ihrer Leichtigkeit und des Intereſſe, lange fort, ohne merklich zu ermüden und zu ſchwitzen; das meiſte iſt gehen, welches das Blut unterwärts zieht; die andern Theile, Hände, Eingeweide, werden leicht bald ausgedehnt, bald angezogen; bald ruhen einige Theile, durch Stehen und Anlehnen; keine unangenehme heftige Erſchütterung im Kopfe; lauter eben ſo höchſt nützliche, und in einem Spiele oder einer Arbeit nicht leicht vereinigte Umſtände! Die Zerſtreuung und das Vergnügen, welche dieſes Spiel gewährt und geſtattet, iſt außerordentlich. Es hat nicht nur tauſenderley Arten von Veränderungen an ſich ſelbſt, ſondern, was bey den wenigſten Spielen iſt, es giebt die freyeſte Erlaubniß, ſeine Gedanken und Geſpräche dabey mit fremden Sachen, welche man nur will, und mit wem man in der Geſellſchaft nur will, zu beſchäftigen, ohne Nachtheil ſeines Spieles, ohne Verdruß und Eintrag des andern; und dieſe Spieler ſind alſo nicht, wie ſonſt, ſogleich für ihre freye Unterhaltung und die übrige Geſellſchaft todt, ſo wie ſie zu ſpielen anfangen. Aus dieſen, und noch vielen andern Vortheilen, welche ich der Kürze wegen übergehen muß, iſt unläugbar, daß dieſes Spiel zugleich das beſte Spiel und die beſte häusliche Bewegung für Hypochondriſten iſt. Es könnte aber auch überhaupt allen geſitteten Ständen, beyderley Geſchlechtes, die noch mehrentheils zu wenig Bewegung haben, empfohlen werden. Es hat nur den Hauptfehler, daß es für viele, aus mancherley Gründen

nicht möglich iſt, es oft zu beſuchen, oder ſich ſelbſt anzuſchaffen. Allein, wenn man bedenkt, daß es doch immer beſſer iſt, viel für die Geſundheit und das Vergnügen des Körpers, als wenig für den Arzt und die Apotheke, zu verwenden; ſo wird man über viele Schwierigkeiten, wo nicht allein, doch in Geſellſchaft, glücklich und mit endlicher Zufriedenheit ſiegen. Wer es ſich aber auf keine Weiſe möglich machen kann, der muß, wenn er nicht lange in die freye Luft kann, täglich fleißig, ſo gut er kann, tiſchlern; denn die Anſtalt hiezu, und ſo weit er es bedarf, hat er leicht in einem Winkel ſeines Hauſes, und für wenige Koſten.

Es giebt noch einige Spiele und Arbeiten, welche man zu den häuslichen Bewegungsarten rechnen kann. Was von ihnen zu halten ſey, iſt leicht aus dem Vorhergehenden zu ſchließen. So ſind z. B. das Kegelſchieben und Ballſchlagen Spiele ohne Anſtrengung des Kopfes, und mit ſtarker Bewegung; ſie ſind aber größten Theils auf einmal zu heftig. Das erſte zieht auch das Geblüt nach den Obertheilen, und das letzte verurſachet noch durch das ſchnelle Bücken, Umdrehen, Auſſehen und Laufen, Unbequemlichkeiten, durch die Neigung zum Schwindel. Gartenarbeiten ſind meiſt mit Bücken verknüpft, ohne gleichmäßige Bewegung. Das Schaufeln der Steige und das Harken, ſind noch die leidlichſten. Pflanzen, vornämlich im Frühlinge und Herbſte, iſt höchſt ſchädlich.

Bewegungen in freyer Luft, welche vor den häuslichen merkliche Vorzüge im Ganzen haben, können, nach ihrer verſchiedenen Güte, ebenfalls leicht aus dem Vorhergehenden beurtheilet werden, und ich habe alſo nur wenig dabey zu erinnern. Neben den Wirkungen der Luft, haben ſie auch zugleich mehr Zerſtreuung, da ſie uns mehrere und mannigfaltige Gegenſtände ganz natürlich vorſtellen. Doch thut man noch beſſer, wenn man ſie in Geſellſchaft vornimmt, theils

hm größerer Zerſtreuung, theils dem ängſtlichen Hypochondriſten ſehr nützlichen Vorſtellung willen, daß er doch Hülfe habe, wenn ihm etwas zuſtoßen ſollte. Die vorzüglichſten und ſchicklichſten Arten davon ſind: Fahren, Gehen, und Reiten.

Offenes Fuhrwerk iſt, natürlicher Weiſe, beſſer als verſchloſſenes; unſanftes und ſtoßendes, wenn man nicht allzu ſchwach im Kopfe iſt, beſſer als ſanftes und ſchwebendes. Kutſchen, welche die beyden letztern Eigenſchaften haben, erſchüttern nicht. Die verſchloſſene Luft iſt ſo gar den meiſten Geſunden ängſtlich, wie vielmehr den Hypochondriſten! und das ſanfte Hin- und Herſchweben macht ihm Schwindel und Erbrechen. Das freye und unſanfte ſtärkt durch die Luft, und erſchüttert die Eingeweide. Wenn man bequem ſitzt, ſo ſitzt man gemeiniglich krumm; und wenn alſo auf der einen Seite einige Eingeweide beweget werden, das Blut, Blähungen ꝛc. forttreiben, die andern aber gedrückt werden, ſo entſtehen leicht Beklemmungen und Stechen. Will man dieſes vermeiden, ſo muß man ganz gerade ſitzen. Einiges von dieſen Unbequemlichkeiten entſpringt auch von dem ſo genannten Verſangen (dem Einſchlucken allzu vieler Luft,) welches bey plötzlichen Stößen des Fuhrwerkes verurſachet werden kann.

Das Gehen iſt, wofern man es nur aushalten kann, weit beſſer; und das kann man bey der größten Schwäche anfangen, und immer ſtärker vornehmen, wenn man nach den oben, S. 620, f. gegebenen Regeln handelt. Sein Vorzug vor jenem, iſt beſonders daraus einleuchtend, daß alle Theile des Leibes dabey beweget werden. Es hat, in Anſehung deſſen, ſo gar auch vor dem Reiten etwas voraus, von welchem es ſonſt übertroffen wird. Man muß aber länger gehen, als reiten, wenn gleiche Wirkungen für die Eingeweide erfolgen ſollen.

Die Vortheile des Reitens ſind ſo groß, daß ſie wohl das beſte Mittel wider die Hypochondrie ſind. Die Eingeweide werden hiedurch am ſtärkſten, und zwar unterwärts hin, erſchüttert; das Blut zieht ſich ganz hinab, der Kopf wird leicht, die Blähungen verſchwinden, und was ſich ſonſt für Unrath im Magen und in den Gedärmen angeſetzt hat, muß fort. Wenn man ſacht reitet, welches bey der Schwäche anfänglich am zuträglichſten iſt, ſo kann man es ſehr lange aushalten, und mithin ſehr lange die Vortheile der Luft, der ſanften Bewegung des Blutes, und der Verdünnung der Säfte, genießen. Man muß ſich dabey bemühen, ſchulgerecht (den Regeln der Reitkunſt gemäß) zu ſitzen, d. h. mit langen Steigbügeln, damit man die Füße hinlänglich ausſtrecken könne, mit freyer Bruſt und niedrigen Schultern. Man wird dadurch nicht ſo mürbe, als wenn man immer hin und her ſchuckelt; das Blut kömmt beſſer fort, wenn durch Erhebung der Bruſt und Herabhaltung der Schultern (denn das Aufhalten iſt, wenn es lange dauert, eine ungewöhnliche ſchädliche Anſtrengung,) alle innere Gänge freyer werden; es zieht ſich, durch Ausſtreckung der Füße, beſſer herunter, man lernt auch eher feſtſchließen, und leichter und ſicherer reiten. Zwar ſcheint dieſes dem alſo angefangenen Hypochondriſten gar ſehr anders zu ſeyn; allein, er fahre nur getroſt ſo fort, und er wird es wahr befinden.

Wenn man allein, und ohne Geſellſchaft, fahren, gehen, oder reiten muß, ſo ſuche man ſich ein Intereſſe dabey zu machen, welches uns zur Fortſetzung aufmuntert, uns ſelbſt aber vergeſſen läßt. Bey der erſten und letzten Art iſt gemeiniglich nichts weiter möglich, doch immer nützlich, ſich einen Terminum ad quem, ein nahes Städtchen, Dorf, Vorwerk ꝛc. zu wählen, daſelbſt Jemand zu beſuchen, oder ſich irgend ein abſichtliches Vergnügen zu machen, beſonders, wo möglich,

möglich, etwas ſtärkendes daſelbſt zu genießen. Wenn man dieſes nicht kann, ſo ſuche man ſich wenigſtens durch topographiſches, geographiſches oder naturhiſtoriſches Studium ein zerſtreuendes und einigermaßen vergnügendes Intereſſe zu verſchaffen. Im Gehen kann man gemeiniglich alles dieſes, und manches noch beſſer. Vornämlich giebt Botaniſiren, Inſectenſammeln, Steinſammeln, Bemerkungen am Ackerbau, an der Viehzucht u. ſ. f. ſehr bequeme Mittel dazu, in größerm oder geringerm Grade, an die Hand. Ein denkender und philoſophiſcher Kopf kann an tauſenderley Dingen Intereſſe finden; auch kann es uns nützlich ſeyn. Die Jagd gehört vorzüglich hieher. Wer hiezu Gelegenheit hat, und Vergnügen daran findet, dem kann ich, außer dem Reiten, keine beſſere Art der Bewegung in freyer Luft empfehlen. Daß man dabey weit und unvermerkt, mit Erholung und Abwechſelung gehe, iſt bekannt. Das Intereſſe läßt uns Eſſen, Trinken, Zeit, wie viel mehr unſere Grillen, vergeſſen. Uebrigens iſt es nicht die große und Parforcejagd, welche ich eben dem Hypochondriſten empfehle, ſondern eher die kleine, leichte, meiſt jedem unverbotene, leicht reich machende, Sperlings- und Lerchenjagd; denn auf ſtundenlangen Anſtänden zu ſtehen, oder halbe Tage lang zu gehen, ehe man einen Schuß anbringen kann, iſt keine Sache für den Hypochondriſten, und überhaupt den Gelehrten. Man entfernet ſich aber hiebey leicht, in Gedanken, zu weit von dem Orte ſeines Aufenthaltes, wie in der Begeiſterung ſehr leicht geſchehen kann, daß, wenn wir endlich uns wieder an unſere Füße erinnern müſſen, man nicht ſo viel Kraft mehr hat, ohne allzu große Ermüdung nach Hauſe zu gehen. Ueberhaupt vergeſſe man dabey nicht, die oben S. 624, f. gegebenen Vorſichtigkeitsregeln.

III. Was das Eſſen und Trinken betrifft, ſo habe ich zu demjenigen, was bereits im Vorherge-

henden davon vorgekommen iſt, nur noch Folgendes hinzu zu ſetzen.

Was der Gelehrte und Hypochondriſt vorzüglich eſſen und trinken ſoll. Alle Creatur Gottes iſt, auch im phyſiſchen Verſtande, gut, die genießbar für Menſchen iſt. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß ein Nahrungsmittel vor dem andern Vorzüge habe, es ſey nun in Anſehung der Nahrungskraft, oder der Güte der Säfte. Wer wird daran zweifeln, daß ein Gericht Erbſen und Bökelfleiſch geſünder ſey, als Auſtern? „Den Geſunden iſt alles geſund.“ In dieſem Sprichworte liegt etwas Wahres; allgemein aber genommen und von allen Nahrungsmitteln in gleichem Grade verſtanden, iſt es falſch. Geſunde bemerken, durch das Gegengift der Stärke ihrer Geſundheit überwiegend geſichert, weder leicht die ſchädlichen Folgen einer weniger geſunden Speiſe, noch den Abgang von Kraft, wenn ſie einmal weniger kräftige Sachen genießen. Der Gelehrte, und wer ihm an Lebensart gleich iſt, noch mehr der Hypochondriſt hat eine ſchlechte Verdauungskraft, ſchwache Werkzeuge, und gleichſam wenig Capital von Kraft, welches er bey einem Ausfalle zuſetzen könnte; von allen Nahrungsmitteln, und noch mehr von den ſchlechtern, kömmt wenig Kraft in ſeinen Körper, und das Mangelhafte und Schädliche erweckt bey ihm mehr Mangel und Schaden, als bey andern. Daraus folgt alſo ganz natürlich, daß ein ſolcher Menſch ſich vorzüglich an dem Nahrhaften und Geſünderen halten muß.

„Was gut ſchmeckt, iſt geſund.“ Auch die geringſte Erfahrung überzeugt jeden, daß dieſer Satz, allgemein verſtanden, ſehr unrichtig, ja ſehr gefährlich, ſeyn könne. Es leidet nicht nur bey den Arzneyen eine große Ausnahme, ſondern auch bey Nahrungsmitteln. Wie manchen haben Delicateſſen aller Arten, und Wolluſt, auf das Siechbette und in das Grab geſtreckt,

geſtreckt, ob gleich das Vergnügen bey dem Genuſſe ſehr groß war! So viel iſt aber richtig, daß dasjenige, was überhaupt geſund iſt, uns noch geſünder und kräftiger ſey, wenn es uns ſehr gut ſchmeckt. Ja, es kann ſo gar alsdann eben ſo nützlich, und manchmal noch nützlicher, werden, als das, was an ſich nützlicher und geſünder iſt, als dieſes mit großem Vergnügen genoſſene. Die Lieblingsgerichte wollen wir alſo dem Hypochondriſten nicht nehmen, wenn ſie nur einigermaßen ſonſt einige empfehlende, oder nur erträgliche Eigenſchaften in Anſehung der Geſundheit haben. Die Verdauungsſäfte ſind dabey vorher und im Genuſſe bewegter, welches man auch daraus erſieht, daß einem der Mund, bey näherer Erwartung einer Lieblingsſpeiſe, wäſſert; das Angenehme ſetzt das Blut mehr in Bewegung, vermehrt die Spannung ꝛc. lauter Vortheile zur leichtern und geſündern Verdauung. Auch die Erfahrung, daß es gemeiniglich beſſer, oder ſchlechter, bekomme, wenn man einerley mit verſchiedenem Appetit genießt, iſt ein deutlicher Beweis dieſer Behauptung.

Was nun alſo für den Hypochondriſten nahrhaft und ſtärkend ſey, muß theils ſeiner innern Natur nach, theils auch nach dem Eindrucke, welchen ſeine Annehmlichkeit auf dieſelbe hat, beurtheilet werden. Ich würde hier einen weitläufigen phyſiologiſch-chymiſch-ökonomiſchen Küchenzettel zu machen haben, wenn ich alles, was hieher gehört, anführen wollte. Da ich aber nicht gern weitläufig werden will und ſoll, und meine Abſicht doch ſicher zu erreichen gedenke: ſo will ich nur Folgendes hievon anmerken.

Was Linné vom Pflanzenreiche ſagt (*) kann ſo ziemlich noch allgemeiner als Wahrheit angenommen

 werden,

(*) Dulcia nutriunt, pinguia emolliunt, ſalſa ſtimulant, acida refrigerant, auſtera (amara) adſtringunt, acria corroſiva, nauſeoſa venenata.

werden, und man wird auch finden, daß es bey dem Hypochondriſten eintreffe. Ich weiß es nicht beſſer und kürzer zu beſtimmen, was dieſen, ſo wie überhaupt jedem Menſchen geſünder, nahrhafter und ſtärkender ſey, als ſo genannte ſimple gute Hausmannskoſt, nebſt Bier und Wein. Doch iſt alles dasjenige hievon ausgenommen, was ſo beſchaffen iſt, daß Säfte ſchwer hinein dringen, es auflöſen und zertheilen können. Dieſes iſt aber nicht eben bey jeder harten Sache. Viele harte Sachen laſſen ſich weit ſicherer und leichter erweichen, als oft ſehr leicht ſcheinende, im Grunde aber zähe und lederartige Dinge, und was man insgemein ſchliefig (klitſchig, klitzig) zu nennen pflegt. Klöße (Klümpe) von Waſſer und Mehl zuſammen geklebt, hart geſottene Eyer, friſches Brod, Semmel, Kuchen, welches im Magen ſich thonartig vereinigt ihn verkleiſtert und verſchlämt, oder eindringenden Säften widerſteht, ſind ſchwerer zu verdauen, als das gröbſte und härteſte Brod, Erbſen, Linſen, ſo gar trockene Bohnen. Alles, was überhaupt mehlicht genannt werden kann, iſt im höchſten Grade nahrhaft; z. B. alle Arten Korn- und Hülſenfrüchte. Oehliche und fette Theile müſſen hinzu kommen, wenn es leichter durch den Körper befördert, und überhaupt noch nützlicher werden ſoll. Das Fleiſch muß bey Hypochondriſten ſchlechterdings nicht obenan ſtehen. Viel und lauter Fleiſch auch nur einige Zeit eſſen, macht kraftlos. Die ſo genannten Kraftbrühen behalten zwar auch hier einen großen Werth, ſind aber in der That nicht ſo kräftig, als vorhergehendes und nachfolgendes. Alle ſaftige Gartengewächſe folgen hierauf. Sie ſind zwar, in Anſehung ihrer Kraft, geringer, haben aber in Abſicht der Verdünnung der Säfte, Verſüßung des Blutes, und Geſchmeidigmachung und Eröffnung der Eingeweide, einen Vorzug vor jenen. Die derberen darunter haben vor den mehr wäſſerichten

ten wieder den Vorzug, wenn man auf die eigene Stärkung ſieht; in Anſehung der Verdünnung der Säfte und Reinigung des Körpers aber, welches freylich in der Folge ebenfalls ſtärkt, ſind auch mehr wäſſerichte Gartengewächſe ſehr nützlich, doch müſſen ſie einen nicht bloß wäſſerichten, ſondern auch einigermaßen noch reizenden Geſchmack haben. Milch und Milchſpeiſen ſind dem Menſchen zwar überhaupt ſehr nahrhaft und geſund, dem Hypochondriſten aber nicht, weil ſie eine bewegende Lebensart erfordern, der Hypochondriſt aber durch das Sitzen viel Säure und Schleim in den Eingeweiden hat; vor und nach ſtarken Bewegungen ſind ſie weniger ſchädlich. Die friſchen Gartengewächſe ſind zwar weniger ſtärkend, als die obigen ſtarken Speiſen; da ſie aber zugleich verdünnen und eröffnen, und leichter zu verdauen ſind, ſo ſind ſie für den häufigen, ja täglichen Genuß des Hypochondriſten die beſten. Man muß, wo möglich, nicht zween Tage hingehen laſſen, ohne dergleichen zu genießen. Alle Arten von Rüben, nur die wäſſerichten nicht, beſonders alle Arten von Kohl, ſind ungemein nützlich. Friſche Erbſen und Bohnen, ſind vorzüglich nahrhaft und geſund, auch leicht zu verdauen; nahrhaft und ſtärkend aber am meiſten, je näher ſie ihrer Reife kommen. Vom Kohl iſt der ſaure (Sauerkraut) und grüne ganz beſonderes zur Geſundheit und Reinigung der Eingeweide und Säfte dienlich. Der Blumenkohl hat faſt gar keine Stärkung, und blähet entſetzlich, beſonders mit Milch. Mit dem Spargel verhält es ſich gleichfalls ſo, doch iſt er, wegen ſeiner ungemein diluirenden Kraft und Blutreinigung, vorzüglich unter die Arzneymittel des Hypochondriſten und Gelehrten zu rechnen. Alle Arten Salat, beſonders der Kopfſalat und deſſen erſte Pflanzen, die an manchen Orten Lactuk heißen, und Rapunzel, haben dieſe Kraft, und Brunnenkreſſe und gemeine

Kreſſe noch überdieß eine mehr reizende, reinigende, und vermöge ihrer zuſammenziehenden Kraft der Eingeweide fürs erſte auch ſtärkende Kraft. Endivien welche deren Stelle im Winter vertreten müſſen, ſind zu trocken und hart. Man nehme in ſolchen Zeiten lieber ſeine Zuflucht zu Kohlſalat (Krautſalat), rothen Rüben (Bete), welche das Blut ſehr verſüßen und verdünnen, und Häringſalat, welcher, bekanntermaßen aus Häring ſüßen und ſaftigen Aepfeln, gutem und vielem Oehl, und Eſſig zuſammen geſetzt wird. Dieſer letztere iſt von überaus guter Wirkung, und allein im Stande, einen mittelmäßig verdorbenen Magen zu curiren, Appetit zu erwecken, und die Verdauung zu befördern. Wer es vertragen kann, wird von eingemiſchten Zwiebelſtückchen noch mehr Reiz und Vortheil ſich verſchaffen; ihn aber wie einige thun, mit Fleiſch zu vermiſchen, iſt Verminderung ſeines Nuzens. Die Gurken ſind ſowohl friſch im Salat (aber wohl zu merken, nicht ohne ihren reichlichen Saft,) als auch mit der bekannten Zurichtung und Aufbewahrung in Salz und Eſſig, als diluirende Mittel ungemein geſund, beſonders gegen zähen Schleim und krampfartige Preſſungen, und innerliche Zuſammenziehungen. Die Kartoffeln, wenn ſie nicht waſſerhart oder ſchliefig ſind, und mit vielen fetten Theilen durchdrungen werden, geben auch manche wohlſchmeckende und nicht ſonderlich ſchwere Koſt des Hypochondriſten; in Fett gebraten, ſind ſie ſehr unverdaulich. Nicht nur wegen der zu gleich verdünnenden und eröffnenden Eigenſchaft, ſondern auch des Reizes wegen, ſind inſonderheit Senf, Meerrettig, Rettig, Radießchen, Zwiebeln, Schnittlauch ꝛc. und Obſt, beſonders zu empfehlen. Die erſtern reitzen die Nerven, bewegen ſtockende Säfte, helfen zur Verdauung, ziehen die Eingeweide zuſammen, vertreiben Blähungen, machen munter, und erwecken Appetit. Sie gehören eigentlich

gentlich meiſt auf vollen, und keinesweges auf nüchternem Magen. Zwiebeln muß man nicht häufig, und von den gekochten mehr den Saft, als die Subſtanz, genießen. Da der Hypochondriſt bey dem Genuſſe der Nahrungsmittel ſich immer ſo viel Reiz, als möglich, verſchaffen muß, ſo ſind auch die Zubereitungen von Gerichten, welche durch Beymiſchung eines oder des andern von obigen, auffallender und ſchmackhafter werden, allemal andern Zubereitungen vorzuziehen. Scharfer und nicht zäher Käſe, mäßig nach der Mahlzeit genoſſen, iſt ein Stomachale; viel Käſe aber, und dazu noch zäher, und ohne Butter und viel Getränk, iſt, in aller Abſicht, Gift. In dem Obſte liegt eine wahre Lebenskraft. Es iſt unglaublich, wie viel ein vernünftiger Genuß deſſelben zur Geſundheit beytrage. Für einen Gelehrten und Hypochondriſten, deren Zufälle von Verſtopfungen der Eingeweide herrühren, iſt es vollends die herrlichſte Arzney. Es wirkt nicht nur durch Auflöſung und gelinde Abführung des Schädlichen, welches er immer in großer Menge bey ſich hat, ſondern es verbeſſert auch die Säfte ſelbſt, es verſüßt und verdünnt inſonderheit das ſcharfe Blut, hilft verdauen, erweckt Appetit, und ſcheint ſelbſt die edelſten und feinſten Säfte dem Körper zu zuführen. Das angenehme, Reizende, Saftige, hat den Vorzug der Geſundheit, ſo wie des Geſchmackes. Die Birnarten ſtehen bey dem Hypochondriſten den Aepfelarten nach, und dieſe den Weintrauben, welche das allueredelſte ſind. Das unſaftige und zähe iſt unverdaulich und ungeſund. Das Salzige, was nicht zugleich etwas Säuerliches und Zuſammenziehendes an ſich hat, diluirt zwar, ſchwächt aber auf einmal zu ſchnell die Eingeweide, und verurſachet leicht Unbequemlichkeiten, Das mit einer gelinden Säure verknüpfte diluirt beſſer, und ſtärkt mehr. Von der erſten Art ſind die Birnen, Pfirſichen, und einige Pflaumenarten; von der leztern

die Aepfel, beſonders Borsdorfer, und die Weintrauben. Letzteres ſämtlich wird zu jeder Zeit mit Nutzen genoſſen; erſtens am beſten vor und nach ſtarken Bewegungen, wo die innerliche Hitze und Spannung ſchon eher es vertragen kann. Pflaumen ſind ſehr geſund, aber roh ſchwer zu verdauen; gekochte trockne ſind gerade das Gegentheil. Die Kirſchen ſind friſch und getrocknet geſund, im erſten Falle aber mehr. Die ſüßen, wenn ſie nur nicht ſehr hartes Fleiſch haben, ſind geſünder, ob ich gleich den ſauren ihre ſo ſehr geprieſene Nützlichkeit nicht abſprechen will. Das Honig hat gleiche Wirkungen mit dem Obſte, und ſcheint nur noch etwas nahrhafter zu ſeyn, als jenes.

Das Gewürz betreffend, ſo erkenne ich nur Salz, Pfeffer und Zimmet dem Hypochondriſten für nützlich. Letzterer iſt vorzüglich geſund; Pfeffer nur in gewiſſen Fällen, und ſelten. Allzu viel Zucker vermehrt die Säure.

Das Getränk des Hypochondriſten darf nicht gewöhnlich Waſſer, Thee und Kaffee ſeyn. Das Waſſer iſt den bewegenden Lebensarten, wobey der Körper mehr Nahrung, Hitze und Spannkraft hat, wegen ſeiner Simplicität, Reinheit, Auflöſungskraft und Kühlung, ganz heilſam, aber nicht dem Gelehrten und Hypochondriſten, welche ſtärkere Reize für die Nerven, und ſeine geiſtreiche Nahrung, dergleichen kräftige Getränke geben können, nöthig haben. Ueber den Schleim des Hypochondriſten rinnt das fadere Waſſer immer weg, ohne ihn aufzulöſen und zu zertheilen. Da es überdieß die Spannung und innerliche Wärme, die bey ihm ohnedieß ſchon ſehr geringe ſind, wenig hindert, ſo muß ihm dasjenige ſchädlich ſeyn, was allen Thieren nützlich iſt, welche durch Erhaltung ihrer natürlichen Kraft, indem ſie der Natur und Bewegung getreu bleiben, durch innerliches Feuer, und ſtarke und viel genoſſene Nahrungsmittel und deren gute Verar-

beitung,

beitung, den Trunk nur zu Erlangung der Feuchtigkeit und zur Kühlung zu brauchen ſcheinen. Der Thee ſcheint zwar mehr Stärkung zu ertheilen, als bloßes Waſſer, weil ein Reiz von den Säften der Kräuter dabey iſt; allein, wofern dieſe Säfte hier etwas thun, ſo thun ſie es durch Zehren, und folglich nur negative, nicht zur Stärkung. Wenn Geſunde zu viel genoſſen haben, trinken ſie Thee, und werden leichter wieder hungerig. Geſetzt auch, dieſes ſey zur Erregung des Appetites dem Hypochondriſten nützlich, ſo taugt doch die Art, wie er dazu gelangt, nicht. Ganz anders macht z. B. der Genuß des Obſtes Appetit, welcher, auch lange fortgeſetzt, nicht ſchwächt, ſondern zugleich ſtärkt, welches Thee nicht thut, wenn er wiederholentlich ein Stomachale abgeben ſoll. Da er vollends warm getrunken wird, ſo iſt er in dieſer Abſicht noch ſchwächender, als kaltes Waſſer, welches doch, in Anſehung des Kalten, noch einigen Reiz und Stärkung im Anfange hat. Der Kaffee, häufig genoſſen, iſt dem Hypochondriſten gar nicht nützlich. Den wenigſten will er beſonders des Nachmittags, bekommen. Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß man vom Frühſtücke alle warme ausländiſche Getränke verdrängen möchte. Wird dieſer Mißbrauch einmal abgeſchaffet ſeyn, ſo werden unſere Nachkommen kaum glauben, daß wir in einem Lande, welches die Natur mit einem ſolchen Ueberfluſſe an Nahrungsmitteln geſegnet hat, ein beynahe allgemeines tägliches Getränk aus Aſien und Amerika geholt haben. Hätten dieſe Getränke noch endlich die Kraft, unſern Körper zu ſtärken, dauerhaft zu machen, und vor Krankheiten zu bewahren, ſo dürfte unſere Lüſternheit noch Entſchuldigung verdienen; nun aber geſchieht gerade das Gegentheil. Sie ſchwächen uns vor der Zeit, und erlauben uns kaum, einen Ausſpruch auf jenes grünende Alter zu machen, deſſen unſere Vorfahren ſich zu er-

 freuen

freuen hatten, die von ſolchen fremden Getränken entweder gar keinen, oder doch nur einen ſehr mäßigen Gebrauch machten. Ich will darum dieſe Getränke nicht überhaupt und ohne Ausnahme verwerfen. Das iſt gewiß, daß es unſerer Geſundheit zuträglicher wäre, wenn wir auch nie den Namen derſelben gekannt hätten; wer aber einmal daran gewöhnt iſt, ſich wohl dabey befindet, oder wenigſtens keine merklich ſchlimme Folgen erfährt, kann immer dabey bleiben, wenn er ſich nur vor dem Mißbrauche hütet, welcher ſehr oft den guten Gebrauch begleitet. Will man ja Kaffee trinken, warum muß dann eben die unverdauliche Haut des Milchrames (Schmant, Schmette,) ſo begierig dabey verſchlungen werden? Säure, Aufſtoßen, verderbten Magen, Mangel der ordentlichen Eßluſt, Unverdauung einige Tage hindurch, ſind nicht ſelten die Folgen eines augenblicklichen Vergnügens.

Der Chocolate ſchreibt man überhaupt eine ſtärkende Kraft zu, Linné räth ſie, wie ich im VIII. Th. S. 85, f. angeführt habe, allen hypochondriſchen Perſonen an; unterſucht man aber ihre Beſtandtheile, ſo finde ich nicht, worin dieſe ſtärkende Kraft enthalten ſey. Cacao, Zucker, und vielleicht etwas Vanille, oder anderes Gewürz, iſt dasjenige, woraus ſie beſteht. Daß der Zucker den Magen nicht ſtärke, iſt allgemein bekannt. Vom Cacao iſt es, wenn es gleich ſo bekannt nicht iſt, doch eben ſo gewiß. Er giebt eine Butter, (ſ. Th. VII, S. 508,) und iſt alſo ein öhlichter, nahrhafter, erweichender Körper, welcher nicht ſtärkt, vielmehr ſchlaff macht. Wer kann nun glauben, daß die Stärkung, in ſo fern ſie von einigen Granen der etwa beygemiſchten Vanille oder des Zimmets entſteht, jener Erſchlaffung nur gleich komme, welche der erweichende Cacao, in kochendem Waſſer oder Milch aufgelöſet, hervorbringt? Hitzt die Chocolate, ſo rührt es vorzüglich nur daher, weil das Fett

des Cacao durch das Röſten empyrevmatiſch wird; überhaupt aber, und für ſich, iſt ſie als ein nährendes Mittel anzuſehen. Das Vorurtheil, daß ſie deſto beſſer ſey, je älter und verlegener ſie iſt, muß der Geſundheit nothwendig höchſt nachtheilig ſeyn; denn es iſt natürlich, daß das Fett des Cacao durch langes Aufbehalten ranzig werden muß. Manche bilden ſich ein, die Chocolate zehre, richte den Magen ein, und erwecke den Appetit; denn dieſen finden ſie um die Mittagszeit ſtärker, als wenn ſie am Morgen Kaffee zu ſich genommen haben. Die Erfahrung mag immer richtig ſeyn, die Urſache aber dürfte man wohl eher in den Nebenumſtänden, als in der Natur beyder Getränke, finden. Ich glaube wohl, daß die Milch oder Sahne mehr nährt, als der ſchlechte Cacao, wie er insgemein zur Chocolate genommen wird. Das Brod oder die Semmel, welches zu dieſem Getränke genoſſen wird, kömmt gemeiniglich in keine Betrachtung; wenigſtens iſt es leicht zu begreifen, daß zwo Taſſen Kaffee mehr Brod oder Semmel hinein locken. Iſt es nun ein Wunder, daß nach genommener Chocolate die Eßluſt größer iſt?

Ich geſtehe gern, daß es leichter iſt, alle die Arten des Frühſtückes, woran wir gewohnt ſind, zu verwerfen, als dafür eine andere, einheimiſche, nützlichere vorzuſchlagen. Man würde umſonſt ſeine Zuflucht zu einer Bier- oder andern Suppe nehmen. Denenjenigen, welche einmal hypochondriſche und hyſteriſche Zufälle haben, ſind auch Suppen nicht dienlich. Ueberhaupt müſſen ſich ſolche Perſonen aller warmen ſchlaffmachenden Getränke enthalten; denn es wäre gewiß ſeltſam, wenn man es ſich einfallen ließe, vom laulichen Waſſer eine nervenſtärkende Kraft zu erwarten.

„Wenn aber alles dieſes verbannt wird, was bleibt denn", wird man ſagen, „noch zum Frühſtücke übrig"?

Den

Den Winter durch, dürfte, meines Erachtens, etwas Wein mit Brod genommen, zur Stärkung der Nerven mehr beytragen, als alle jetzt übliche Arten des Frühſtückes. Was ſich von Baumfrüchten den Winter über halten läßt, würde Manchem beſſere Dienſte thun, als warme Getränke. Soll es aber doch eine Suppe ſeyn, ſo bereite man ſie von Bier oder Wein; dieſe ſtärkt doch zum Theil, und iſt übrigens dieſer Jahrszeit wohl angemeſſen. Im Sommer kann man mit friſcher Milch und allen Arten reifer Früchte abwechſeln. Diejenigen, deren ſchwacher Magen zur Erzeugung der Säure geneigt iſt, müſſen ſich mit kaltem Waſſer begnügen; denn Milch und Früchte würden das Uebel vermehren. So ſehr ich auch überzeugt bin, daß überhaupt dieſe vorgeſchlagene Gattungen des Frühſtückes einem Kranken weit zuträglicher wären, als was ſie insgemein zu nehmen pflegen, ſo will ich ſie doch Niemanden aufdringen. Ich weiß, daß Erziehung und Gewohnheit dieſen Getränken ein Recht gegeben haben, welches man ihnen nicht ungeahndet nehmen kann. Wenn gleich eine Zeitlang die Gewohnheit abgeändert wird, ſo entſchließen ſich doch nur wenige, gleichſam eine neue Lebensart einzuſchlagen, welche wenigſtens im Anfange nicht ohne alle Beſchwerlichkeit iſt. Möchten doch Aeltern ſo viel Liebe für ihre Kinder haben, daß ſie dieſelben nicht an alle die ſchwächende Getränke gewöhnten, die ihnen gewiß nachtheilig ſind, und deren ſie ſich einſt nach langer Gewohnheit, wenn ſie auch noch ſo gern wollten, nicht leicht mehr werden enthalten können!

Wein und Bier bleiben alſo dem Hypochondriſten als geſunde Getränke übrig. Beyde ſind reizend, nährend und ſtärkend. Der Genuß des Weines und Bieres kann mit einander verbunden werden; eines kann aber auch unter manchen Umſtänden das andere zum Theil entbehrlich machen. Wer viel und guten Wein trinken kann, kann ohne Schaden, ja mit Nuzen, auch viel Waſſer trinken, wenn er, wie gemeiniglich dabey zu ſeyn pflegt, zugleich auch gut und viel ißt. Wer gutes und geiſtreiches Bier trinkt, kann ſehr leicht den öftern Genuß des Weines, beſonders mit etwas mehr Bewegung, entbehren. Da aber keines von beyden der gewöhnlichſte Fall zu ſeyn pflegt,

ſo wird eine vernünftige Verbindung das beſte ſeyn, was die meiſten Hypochondriſten hiebey wählen können. Da überdieß der Wein alsdann doch mehr diluirt, reizt, und gleichſam feines Feuer giebt, als an ſich Nahrung, auch leicht, bey ſtetem ſtarkem Genuſſe, zu viel Säure von ſauern, und zu viel Hitze von ſüßen und hitzigen Weinen, dem Körper zugeführt wird als die natürliche Temperatur deſſelben verlangt, ſo iſt es gut, zuweilen mit Bier abzuwechſeln, oder wenig Wein mit nachzutrinkendem Biere zu vereinigen. Da hingegen aber das gute, folglich kräftige und ſtarke Bier, beſtändig allein genoſſen, wieder gewiſſermaßen zu träge iſt, zwar Kraft und Fett, aber nicht feines Feuer und Reiz genug dem Körper zuführt, leicht ſchwerfällig ſchläfrig und melancholiſch macht, ſchwaches Bier aber nicht Reiz und Kraft genug hat, ſo iſt in beyden Fällen zuweilen dazwiſchen genoſſener Wein vortrefflich.

Da der Wein die Nerven ſehr reizt und wegen ſeiner Subtilität, die man an ſeinem ſtarken und ſich ausbreitenden Geruche, an ſeiner baldigen und allgemeinen Vertheilung bemerken kann, wenn man ihn, auch in geringem Maße, unter andere Flüſſigkeiten miſcht, überall eindringt, eine die Lebensgeiſter erweckende oder verbeſſernde Kraft beſitzt, oder gar neue den Nerven zuführt, durch beydes aber die Verſtopfungen des Körpers hebt, den Schleim auflöſet oder zertheilt und wegſchaffet, neuen Zufluß des Verdauungsſaftes, durch Oeffnung und Reiz, bewirkt, und durch ſeine zuſammenziehende und ſpirituöſe Kraft die Spannung vermehrt, durch beydes aber die Verdauung und innerliche Wärme, die Quellen aller Nahrung und Geſundheit, vermehrt und verbeſſert, die Abſonderung befördert, (wie man an dem vermehrten und mehr gefärbten Urinlaſſen auch äußerlich bemerken kann, ſo bald man ihn, nach langer Unterlaſſung ſeines

nes Genuſſes, gebraucht,) auch den übrigen Schleim des Körpers, z. B. im Kopfe, verdünnt und fortſchaffet, Ekel, Schwindel und Blähungen vertreibt, die gehörige Transſpiration herſtellt, auch die Nerven äuſſerlich, wie mit einer Atmoſphäre von natürlichen Ausdünſtungen, oder mit ſonſtiger Bedeckung und Stärke, gegen die allzu große oder ſchädliche Gewalt äußerlicher Empfindungen, als: Kälte, Näſſe, Hitze ꝛc. ſchützt, von allen Nahrungsmitteln am meiſten den Schwung der Lebensgeiſter bey allen Anſtrengungen des Geiſtes erleichtert, überdem, wie nicht nur bereits der Verfaſſer des 104ten Pſalmes, ſondern alle Jahrhunderte vor und nach ihm gewußt und bekannt haben, der Wein des Menſchen Herz erfreuet, und dieſe Freude dem Hypochondriſten ſo ſelten und ſo nützlich iſt: ſo ſieht man leicht, wie Niemand in der Welt mehr Anſpruch auf das Weintrinken zu machen habe, als Gelehrte und Hypochondriſten. O nicht den Königen, Lamuel! gieb nicht den Königen Wein zu trinken, noch den Fürſten ſtark Getränke; ſie möchten trinken, und der Rechte vergeſſen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebet den Wein den betrübten Seelen, daß ſie trinken und ihres Elendes vergeſſen (*)!

Alle Weine, welche nicht allzu jung ſind, ſind geſund. Die allzu jungen verurſachen mehr Gährung und Schärfe, und haben noch zu viel von Schwefel in ſich, welches gar ſehr, und inſonderheit dem Kopfe ſchädlich iſt. Die ſüßen, beſonders die öhlichten, ſcheinen mehr zu nähren. Die hitzigen müſſen von dem Hypochondriſten nur mäßig genoſſen werden, ſie ſtärken aber vorzüglich die feinen Geiſter. Die ſauern kühlen, und reizen den Geſchmack. Der Rheinwein, wenn er nicht ſehr alt iſt, pflegt, beſonders dem noch ſehr ſchwachen Hypochondriſten, die Säure zu ſehr zu vermehren; und ein leichter alter Franzwein iſt für die meiſten Magen und Beutel der beſte zum häufigſten Ge-

(*) Sprüche Sal. 31. 4—7.

Gebrauche. Pontak, das gewöhnlichſte Getränk der Gelehrten, iſt im Grunde für ſie am ſchädlichſten; er zieht nur zuſammen, aber löſet nicht, wie andere Weine. Da er überdieß mit Theilen von den verſtopfenden Heidelbeeren ſtark vermiſcht iſt (ſ. Th. XXII, S 749), und manchmal mit noch etwas ſchlimmern, (denn nichts iſt den Verfälſchungen und dem Verderben aller Arten ſo ſehr ausgeſetzt, als dieſer Wein,) ſo iſt ihm in vieler Abſicht nicht zu trauen. Da der Sect gemeiniglich eine Zuſammenſetzung von etwas Wein, und gemeinem Waſſer, Zucker und Gewürzen iſt, ſo taugt er dem Hypochondriſten gar nicht.

Der Branntwein muß bey den Meiſten die Stelle des Weines vertreten. Er zieht auf eine kurze Zeit, aber ſehr heftig, zuſammen, die Erſchlaffung aber iſt hernach deſto größer. Er macht ſchläfrig und unluſtig; er beſitzt nicht die mindeſte Stärkung für den Hypochondriſten. Die einzigen Fälle, wo er im Anfange etwas nutzen kann, ſind zur Vertreibung der Blähungen in einem nüchternen Magen, z. B. nach Bewegungen, einiger Stärkung des Magens nach dem Genuſſe ſehr fetter und flüſſiger Nahrungsmittel, als: friſcher Wurſt, eines ſehr fetten und weichlichen Fiſches, und Verwahrung eines meiſt nüchternen Magens gegen die ſchädlichen Eindrücke der äußern naſſen Luft, wenn man z. B. im Nebel und trüber Luft früh oder ſpät reiſen muß. Wer ihn auf harte Koſt genießt, in Meinung, ſie damit deſto leichter zu verdauen, betriegt ſich ſehr; denn es erfolgt gerade das Gegentheil, er widerſteht aller Zertheilung. Auch in obigen, noch einiger Maßen geſunden Fällen, muß er ſelten gebraucht werden.

Das Bier hat mit dem Weine gleiche Wirkungen; die geiſtigern nur in geringerm Grade, die nahrhaftern in größerm. Lauter Empfehlungen an den Hypochondriſten! Es iſt aber ein großer Unterſchied unter Bier und

und Bier. Unter manchen Umſtänden kann es ihm ſchädlich ſeyn. Welches Bier ſoll man alſo trinken? Dieſe Frage iſt doppelt. Unter welchen Umſtänden iſt einerley Bier dem Hypochondriſten am geſündeſten, und welche Art von Biere überhaupt iſt es? Die erſte Frage kann ich ganz, die andere nur allgemein, aber doch ſo, beantworten, daß jeder die ſpeciellere Anwendung auf ſeine Gegend und Umſtände machen kann.

Wenn das Bier im Bräuhauſe völlig fertig iſt, wird es von den Meiſten ſo friſch in Fäſſer geſchlagen, nach und nach abgezapft und getrunken. In beyden Fällen kein Trank für den Gelehrten, und noch weniger für den Hypochondriſten, wohl aber für den Holzhacker und Schiffknecht. So lange das Bier friſch iſt, hat es keine zuſammenziehende Kraft, ſondern erſchlaffet den Magen und die Gedärme außerordentlich. Da nun überdieß alsdann viel Unreinigkeiten oder Hefen noch darin ſind, ſo muß nothwendig ein ſolches Bier gar ſehr blähen, und dieſe Blähungen müſſen, da noch durch eben daſſelbe die Eingeweide ſehr erſchlaffet werden, noch ſtärker quälen, als Blähungen von Hülſenfrüchten, welche doch die Eingeweide zugleich unmittelbar ſtärken. Es pfleget daher gemeiniglich, wenn ſeine martervolle Wanderſchaft durch den Magen und die Gedärme überſtanden iſt, zu einem Durchfall auszuſchlagen; und wer ſich denn dieſe Zwiſchenbegebenheiten gefallen laſſen will, kann es freilich ſtatt Rhabarber und Bitterſalz gebrauchen. Es iſt aber weit ſchmerzhafter, als dieſe Arzneyen, und es bleiben doch ſchädliche Folgen davon im Körper zurück. Das ältere Bier, vom Faſſe gezapft, iſt nicht ſo arg; es hat ſchon etwas mehr zuſammenziehende Kraft und Reinheit; allein, es bleibt doch in dem Faſſe viel Unreinigkeit; und wenn ſich dieſe gleich zu Boden ſetzt, ſo wird ſie doch bey jedem Abzapfen, welches gemeiniglich unten geſchieht, wieder aufgerührt und mit dem

abge=

abgezapften vermiſcht. Ueberdies ſchmeckt ein ſolches Bier gemeiniglich ſchlecht, und iſt dem Gelehrten, noch mehr dem Hypochondriſten, viel zu ſchwer, zäh und dick. Doch vor dieſem allen kann man ſich größtentheils ſichern, wenn man folgendes beobachtet. Wenn das Bier ſo weit fertig iſt, als es im Brauhauſe gebracht wird, laſſe man ſich in Fäßchen ſo viel einfüllen, als man, bis zum folgenden Brauen, zu ſeiner Conſumtion braucht. So, wie das Bier jetzt gemeiniglich iſt, iſt es für den Gelehrten und Hypochondriſten zu ſchwer oder zu ſtark. Man gieße daher $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{8}$ Waſſer zu, nachdem das Bier an ſich ſtark oder ſchwach iſt, oder ſeyn ſoll; welches jeder nach ſeinen Erfahrungen beurtheilen muß, wie es ihm am beſten bekömmt. (Noch beſſer iſt es, wenn man es ſich ſogleich ſo ſchwach brauen laſſen kann; es iſt alsdann wohlſchmeckender, und auch geſunder.) Alsdann ſetze man das Gefäß an einen warmen Ort, laſſe das Bier aufs neue gähren und aufſtoßen, fülle es mit Bier oder Waſſer fleißig, und ſo lange, auf, bis es keine Hefen mehr merklich zeigt. Hierauf fülle man das Bier, ſo ſacht und mit ſo wenigem Rütteln des Faſſes, wie möglich, in Bouteillen, oder wohlgebrannte ſteinerne Krüge, pfropfe ſie mit Korkſtöpſeln wohl zu, und ſetze ſie in den Keller. Nach 4 bis 8 Tagen kann man, davon zu trinken, anfangen.

Die zweyte Frage: was für Arten von Bier dem Hypochondriſten am geſundeſten ſeyn? kann, wie geſagt, nicht anders, als im Allgemeinen beantwortet werden. Die allgemeinern Eigenſchaften eines ſolchen Leuten geſunden braunen Bieres, ſind hauptſächlich folgende. Es muß kräftig ſeyn, welches gemeiniglich an ſeiner Kleberigkeit, nicht aber an ſeiner Schwärze oder Dicke, zu erkennen iſt; nicht zu hoch gedarrt, welches ihm zwar Farbe der Stärke und eine Bitterkeit giebt, die aber einen unangenehmen, faden, ruſſichten

Geſchmack hat: es muß eine liebliche Bitterkeit haben, die vom Hopfen herrührt, als welcher der hier ſehr geſunde Zuſatz iſt, und es muß, nach obigem Verfahren damit, klar und durchſichtig werden. Die weiſſen Biere müſſen verhältnißmäßig dieſelben Eigenſchaften haben. So wie das braune ſchädlich wird, wenn es endlich zu ſcharf und ſauer wird, ſo bekommen die weißen, wenn ſie ſich ihrem Verderben nähern, einen andern Fehler, welcher daran kenntlich iſt, daß es langſam und zäh, wie Oehl, fließt. In beyden Fällen dienen ſie Hypochondriſten weniger, als andern Menſchen, überhaupt aber Niemand mehr. Die braunen Biere ſind aber den Hypochondriſten und Gelehrten allemal nützlicher, als die weißen. Erſtere haben, wegen ihrer Bitterkeit, mehr Reitz, nähren und ſtärken beſſer. Letztere ſind zwar gemeiniglich lieblicher, reitzen aber nicht genug, und ſind vornämlich wegen einer ſtarken Kältung und Vermehrung des Schleimes verdächtig, von welchem Gelehrte und Hypochondriſten ohnedieß ſchon genug bey ſich haben. Doch giebt es von letztern einige Arten, welche etwas hitziger und weinartig ſind, die dem Hypochondriſten zuweilen auſſerordentlich, wo nicht zur Nahrung, doch zum Reiz und zur Stärkung, ungemein dienlich ſind.

Einige Zuſätze über die Art, wie der Gelehrte und Hypochondriſt dieſes alles genießen ſoll.

a) Der Genuß ſey mäßig. Dieſe Regel, welche für alle Menſchen, die geſund ſeyn wollen, wichtig iſt, iſt es für den Gelehrten und Hypochondriſten noch weit mehr, inſonderheit deswegen, weil bey ihnen, nach ihrer innern Conſtitution, viel Unordnung in dem Appetit und der Verdauung herrſcht; und wenn einmal durch irgend einen Umſtand der Appetit wieder hergeſtellt iſt, ſie auf einmal weit ſtärker eſſen und trinken, als andere, und ſich dadurch überladen, wovon Verſto-

ſtopfung, Congeſtionen, Schwindel, Fieber ꝛc. die Folgen ſind.

b) Man biete dem Magen oft etwas, doch nur wenig, wenn es Zeit zu ſeyn ſcheint, an, ohne daß er es fordert. Durch den Reiz und die Beſchaffenheit der Nahrungsmittel wird zuweilen der zähe Schleim verdünnt, Blähungen und Krämpfe vertrieben, welche die Bewegungskraft hinderten. Eben darum rathe ich auch, des Abends etwas, wiewohl nur wenig, und leichtere Speiſen, zu genießen. Man kann auch alsdann eher gehörig trinken.

c) Trockne ſchwere Koſt, oder flüſſige und ſehr erſchlaffende und blähende, ſtarke Getränke genieße man, wenn man ſtarke Bewegungen vornehmen kann, oder vorgenommen hat; um es ſich zur beſſern Verdauung, und deren beſſern Folgen, ſelbſt auch zur Unterſtützung der Bewegung, die nach ſchweren und ſtarken Nahrungsmitteln deſto länger fortgeſetzt werden kann, und nicht ſo leicht durch zu große alsdann eintretende Schwächen und daraus entſtehende Zufälle geſtöret wird, oder zu ſchädlichen, wenigſtens unangenehmen Folgen ausſchlägt, deſto nützlicher zu machen, und andere Unbequemlichkeiten davon, als: Blähungen und Wallungen, weniger empfindlich zu machen. Doch iſt die Zeit des Abends nach der Bewegung hievon ausgenommen, wo ich weiter nichts, als etwa ein Paar Gläſer Wein rathe. Wenn man genöthigt iſt, viel und lange zu ſitzen, oder die Seele anzuſtrengen, muß man leichtere und gelinde diluirende Speiſen, aber mehr ſpirituöſes Getränk, doch mäßig zu ſich nehmen. Dieſe gleichſam gewaltſamere Stärkung durch ſtarke Mittel fällt alſo vorzüglich nur in die Tage, wo man nach allen Umſtänden über die Bewegung disponiren kann.

d) Man wechſele, ſo viel als möglich, mit verſchiedenen Nahrungsmitteln ab. Dieſes allgemeine

 Natur-

Naturgeſetz, welches ſich unſer Geſchmack, der ſich gegen ein beſtändiges Einerley auflehnt, allen auferlegt hat, iſt es noch weit mehr für den Hypochondriſten, da er dadurch der Unterhaltung ſeines ſchwachen Appetites zu Hülfe kommen, durch ſtarke Speiſen, hitziges oder ſcharfes Getränk und zuſammenziehende Mittel, Reiz und Zuſammenziehung ſich oft verſchaffen, auf der andern Seite aber auch ſein größeres Bedürfniß zur Diluirung, Minderung der Schärfe, Vermehrung des Leichten und Geiſtigen in ſeiner Conſtitution ꝛc. befriedigen muß. Auf ſchwere, trockne Koſten folgen alſo leichte, flüſſige, diluirende, und umgekehrt, auf hitzige, kühlende; auf ſcharfe, fette und öhlige; auf ſüße, ſaure ꝛc. und umgekehrt. Von Getränken, muß er meiſt braun, etwas ſcharfes Bier wählen; zuweilen iſt es ihm nützlich, auch jüngeres, oder gar das geſchmeidige Weißbier zu trinken.

e) Zubereitung des Magens vor, und Nachhelfung nach der Mahlzeit. Nächſt der Bewegung, freyer Luft, Zerſtreuung und Sorgloſigkeit, wenigſtens vor Tiſche, verbeſſere man den Magen und erhöhe den Appetit, die Wärme, Spannung, Eröffnung des Zufluſſes der Verdauungsſäfte, durch Obſt und Wein. Sehr viele Menſchen, und die Hypochondriſten am meiſten, ſcheuen ſich vor dem Genuſſe des Weines und Obſtes vormittags, ſo wie auch vor der vormittäglichen, ſo höchſt nützlichen Bewegung, weil ſie alsdann die Mattigkeit und andere Zufälle am erſten zu empfinden pflegen. Sie haben anfänglich viel Unbequemlichkeiten davon; oft Mangel des Appetites über Tiſche, Kopfſchmerzen, und eine Art von Verwirrung, die den ganzen Tag dauert; ſie müſſen es aber nur getroſt fortſetzen. Nach dieſem Genuſſe muß, wo möglich, Bewegung hinzu gefüget werden. Man verdauet am beſten, und empfindet am wenigſten Uebelkeiten nach dem Eſſen, wenn man das Weichliche erſt, das Trocknere

und

und Härteſte aber zuletzt genießt. Vorzüglich gilt dieſes bey ſehr flüſſigen und beſonders fetten Sachen. Daher iſt es gut, wenn nicht eine harte oder trockne Koſt das Ende der Mahlzeit ausmacht, daß man etwas trocknes Brod, beſonders bittere und zuſammenziehende Brodrinde, oder Käſe ꝛc. oder was ſonſt eine, Feuchtigkeit und Fett einziehende und den Magen oben zuſammenziehende Kraft beſitzt, zu genießen. Vom Rettig, Radießchen ꝛc. iſt das hieher gehörige bereits oben, S. 646, beygebracht worden. Das Obſt behauptet aber nicht beym Tiſche ſeinen eigentlichſten Platz, außer wenn man viel Wein getrunken hat. Sonſt aber ſind, wie geſagt, die Frühſtunden und gegen das Abendeſſen die beſte Zeit zum Obſte.

IV. **Gebrauch des Kalten.** Das Getränk, Waſſer, Bier und Wein, muß ſo kalt ſeyn, als man es nur immer vertragen kann, beſonders die beyden letztern. Es verſteht ſich ohne mein Erinnern, daß der erſte Verſuch durchaus nicht nach Erhitzungen und im Schweiße zu machen iſt. Gewärmtes Bier bläht ganz entſetzlich. Wenn man nach und nach nur ein wenig mehr an das kalte Getränk gewöhmt iſt, wird man es gewöhnlich ſo trinken können, wie es aus dem Brunnen oder Keller kömmt. In der größten Kälte des Winters ſetze man dieſe Sachen etwa 1 Stunde vor dem Genuſſe in das Zimmer, um es ein wenig gelinder werden zu laſſen; im heißen Sommer aber ſetze man alles in Gefäße mit kaltem Waſſer, welches immer nach einigen Stunden aus dem Brunnen friſch erſetzt werden muß. Iſt man heiß geweſen, wenn man zum erſten Trunk kömmt, ſo iſt es rathſam, es beynahe im Anfange ſo warm zu trinken, als es durch das Stehen in der warmen Luft geworden iſt, und nachher immer kälter.

Was die **Kleidung** betrifft, ſo ſuche man ſich ſo leicht zu kleiden, als man es nur immer vertragen kann.

Je ſchwächer man iſt, deſto behutſamer muß man hierin wagen. Durch nach und nach ſteigende Gewöhnung, durch Hülfe der Bewegung, ſtärkender Speiſen und Getränke, und ins beſondre durch dasjenige, was ich ſogleich anführen werde, kann man endlich bald ſo weit kommen, daß man beynahe ſo leicht gekleidet gehen kann, als der geſundeſte. Was am meiſten vor Kälte geſchützet werden muß, ſind der Magen und die untern Eingeweide. Die Arme und der Kopf bedürfen wenig, auch bey Bewegungen die Füße nicht, wohl aber bey dem Stillſitzen in der Kälte, da der Kreislauf des Blutes nach den äußern Theilen bey Hypochondriſten und Gelehrten ohnedies ſehr ſchwach iſt. Vor Näſſe müſſen die Füße ganz beſonders bey dem Stillſitzen geſichert ſeyn. Im Winter ſind wollene Strümpfe auf bloßem Fuße ganz vortrefflich. Den Kopf oben ganz entblößt zu halten, iſt nicht rathſam, wohl aber die Stirn; und es iſt gar nicht gut, im Zimmer ſich immer die Mütze über Ohren und Stirn, bis an die Augen, herab zu ziehen, oder im Kalten, oder gar im Zimmer Pelzmützen, Pudelmützen ꝛc. zu tragen, weil dieſe Theile dadurch zu weichlich werden, und doch in freyer Luft und Kälte ſo oft bloß ſeyn müſſen. Hienach muß man nun den Werth und die Anwendbarkeit folgender ſpeciellern Bemerkungen leicht beurtheilen können, die dem Geſunden wohl zum Theil lächerlich ſcheinen werden, dem Kränklichen aber gewiß nicht gleichgültig ſind. Es iſt nicht gut, ſich unter dem ordinären Kleide ſo ſtark mit Bruſttüchern und Weſten, oder dickem Unterfutter, zu verſehen, daß man die Kälte im Freyen, oder in einer Kirche, aushalten kann. Es iſt nicht nur unbequem, beſonders, wenn man doch ein wenig die ſchickliche Nettigkeit der Zeiten im Anzuge beobachten will, und hemmt die freye Reſpiration und Circulation des Blutes und der Säfte, ſondern es wird uns auch, bey Bewegungen im Freyen und bey dem Sitzen im Zim-

Zimmer zu warm. Kömmt man nun hernach wieder in das Freye, ſo verkältet man ſich, entweder wegen des Schweißes, oder auch bloß darum, weil dieſe Kleidung jetzt nun, da wir uns mit eben derſelben vorher im Warmen befanden, verhältnißmäßig nicht mehr warm genug iſt. Beſſer alſo, man ziehe ſich ſo mäßig an, daß man damit in der Kälte, beſonders in Vergleichung mit der hypochondriſchen Weichlichkeit, kaum mit Noth aushalten zu können ſcheine, und im Zimmer alsdann leichter die Wärme ohne Empfindung ertragen könne. Iſt man aber in ſeinem eigenen Zimmer, ſo gewöhne man ſich an leichte Bekleidung, ja aber nicht ſo warm, als man im Kalten zu ſeyn pflegt. Dadurch werden wir uns nach und nach zu wenigerer Bekleidung gewöhnen, und endlich, mit Beyhülfe der andern Stärkungsmittel, ſo ſtark werden, daß wir Froſt und Hitze, im Freyen und in der Stube, etwa zu leichte, oder zu ſtarke Kleidung, kurz faſt alles, ohne ſonderliche Alteration ertragen können. So bald es uns alsdann in der eigentlichen Kleidung zu kalt iſt, ſo bediene man ſich eines freyen Ueberkleides, z. B. eines Rockelores. Pelze ſind in mancherley Abſicht nicht ſo gut, verzärteln eher, und ſind entweder unbequemer, oder bey Bewegungen leicht zu warm. Denn man kann ſich alsdann bey ihnen nicht ſo leicht Erleichterung verſchaffen. Uebrigens ſuche der Hypochondriſt, weil er weniger widerſtehende innerliche Hitze hat, die Witterung zuweilen ſich ſchnell verändert, und ihn alſo leichter alteriren kann, als Geſunde; er auch überhaupt, wegen der vorzunehmenden öfteren ſtärkern Bewegungen, ſich nicht immer mit Ueberkleidern verſehen kann. ſeine eigentliche gewöhnliche Kleidung im Freyen etwas, doch nicht viel, wärmer und ſicherer einzurichten, als Geſunde zu thun pflegen. Ein ordinärer tuchener Rock und Weſte, mit gewöhnlichem Unterfutter, iſt die beſte Kleidung für ihn im Sommer und

Winter. Um die Eingeweide etwas mehr zu ſchützen, bediene er ſich eines wollenen Nachtkamiſoles, und zwar ohne Aermel, in den wärmſten Tagen aber eines kattunenen; in den kälteſten Wintertagen, eines dickern wollenen, oder ziehe ein dünnes kattunenes, allenfalls jetzt mit Aermeln, darüber. Es müſſen dieſelben insgeſamt, durch Ueberſchläge, nach vorn hin dichter, als auf dem Rücken, der nicht ſo leicht eine nachtheilige Empſindung von der äußern Kälte, aber eher von der Hitze bey warmer Bedeckung hat. Der Uebergang von einem wärmern zum leichtern, und umgekehrt, muß allmählich geſchehen. Man kann dieſes allenfalls durch ein vorn vorgehängtes Stück wollenen Zeuges, oder gefütterten Kattunes erhalten, und damit allmählich zuſetzen und abnehmen. Dieſe vordere halbe Bedeckung kann man in der größten Hitze ohne Unbequemlichkeit, und bey ſchneller Veränderung derſelben mit großem Vortheile gebrauchen. Mit einer ſolchen Kleidung überhaupt nun kann man ſich im Freyen, bey Bewegungen, beſonders zu Fuße, in der Kälte ohne Ueberkleid, und in der Hitze ohne Erhitzung befinden. Einen ſolchen Rock und Weſte über ſolches Unterkamiſol, mit ſeinen kleinen Veränderungen, im Zimmer, im Freyen, in Bewegungen, wo Ueberkleider meiſt zu unbequem und manchmal erhitzend ſind, in Hitze, Kälte, in plötzlich veränderter Witterung und Winden, vieler oder weniger Geſundheit, oder Wärme ſeines Körpers, oder nach Beſchaffenheit der genoſſenen Nahrungsmittel, oder vorhergehenden Gewohnheiten, Anfang, Mittel und Ende der Bewegung, Thätigkeit und Kraft des Körpers ꝛc. ganz oder zum Theil, nach vielen möglichen Veränderungen, zuzuknöpfen, oder zu eröffnen, kann uns faſt zu allen Zeiten in gehöriger, oder alsdann ins beſondere ſogleich zuträglicher Temperatur der Wärme und Kälte, der Abnahme und Zuſetzung, nach den oben erwähnten Abſichten,

ſichten, erhalten, und vor den ſchlimmen Folgen von Erhitzung und Erkältung ſichern, auch nach und nach der heilſamen Empfindung des Kalten ohne Schaden immer mehr nähern. Nach dieſen Grundſätzen empfiehlt ſich der Gebrauch der gewöhnlichen Schlafröcke im Hauſe, Garten ꝛc. nicht. Sie bedecken und erwärmen alles eher, als was ſie hier vorzüglich ſollten, nämlich den Vorderleib. Uebrigens rathe ich auch dem Gelehrten und Hypochondriſten, in einem ſolchen Nachtkamiſol zu ſchlafen; denn ohne dieſes wird man ſich im Anfange des Schlafes ganz und ſehr zudecken. Wenn man hernach, durch die vermehrte Wärme, oder durch andere Umſtände, die bey dieſer Art Leuten ſehr häufig vorhanden ſind (ſ. oben, S. 601,) unruhig wird, ſo wirft man ſich bloß und verkältet ſich. Dieſe Verkältung iſt aber, ohne einige ſolche Bedeckung, allemal ſtärker, als mit derſelben. Wenn friſche Wäſche gehörig trocken, und, wenn man ſie anlegt, nicht gar zu kalt gegen die gegenwärtige Temperatur des Körpers iſt, welches man auf allerley Art leicht unſchädlich einrichten kann: ſo iſt ihr Anlegen, überhaupt ihr häufiger Gebrauch dem Hypochondriſten und Gelehrten nützlich. Lange ein Unterhemd oder Unterſtrümpfe zu tragen, macht weichlich und ſchwächt in vieler Abſicht.

Der äußerliche Gebrauch des kalten Waſſers, iſt eine Hauptart von Nutzung des Kalten, und für die Geſundheit äußerſt wichtig. Hiedurch werden die Nerven gereizt, geſtärkt, die gehörige Ausdünſtung befördert, und der Körper gegen Hitze und Kälte abgehärtet. Die Arten ſind: das gewöhnliche Waſchen des Hauptes, das Fußbad, und das Bad des ganzen Körpers. Die allgemeinen Regeln von allen drey Arten ſind dieſe. Man gebrauche dieſes niemals, wenn man ganz, oder auch, wenn die einzelnen Theile kurz vorher in Transſpiration, ſondern wenn ſie im ge-

wöhnlichen Zuſtande ſind. Man gebrauche es entweder in einer Handlung allmählich, oder in mehrern Handlungen nach einander, nur ſo kalt, als man es, noch mit Noth, ertragen zu können glaubt. Was das Waſchen des Hauptes ins beſondere betrifft: ſo iſt es überhaupt am ſchicklichſten, das Waſſer, im Sommer und Winter, bey dem Schlafengehen in das Zimmer zu ſetzen, und des Morgens mit der Temperatur, die es dadurch erhält, zu gebrauchen. Man waſche ſich nicht im Geſichte allein, ſondern vorzüglich hinter den Ohren und im Nacken. Dieſes ſtärkt die Nerven ganz außerordentlich, vertreibt mit dem Schwindel die Stumpfheit der Sinne, Schwere des Kopfes und Verſtopfung deſſelben. Das Fußbad iſt vorzüglich im Sommer nöthig und nützlich, beſonders nach ſtarken Bewegungen zu Fuße. Man waſche ſich anfänglich die Füße in ſo lauem Waſſer, daß man wenig dadurch alterirt wird; hierauf gieße man immer mehr kaltes Waſſer nach und nach zu, bis es unerträglich iſt. Es iſt niemals gut, ſehr lange dabey auszuhalten; höchſtens 5 Minuten. Man gieße übrigens ſo viel Waſſer in das Gefäß, daß der Fuß bis an das Knie darin ſtehen könne; oder, welches noch bequemer und nicht weniger nützlich iſt, man waſche in wenigem Waſſer den Fuß bis an das Knie, beſonders die Kniekehle. Das Bad des ganzen Körpers iſt eine allgemein für geſund bekannte Sache; die wenigſten Hypochondriſten und Gelehrten aber haben ſchickliche Gelegenheit dazu. Allein, dieſes darf ſie nicht bekümmern. Sie können im Zimmer eben das, und mit noch größerer Bequemlichkeit, ſelbſt größerer Sicherheit und mehrern Nutzen für die Geſundheit, erhalten. Sie haben nicht einmal nöthig, ſich ein ſo großes Gefäß machen zu laſſen, um ſich mit dem ganzen Körper darin baden zu können. Bloßes Waſchen deſſelben, nach und nach in Abſicht der Theile des Körpers, und in Abſicht des lauern und

kältern

kältern Waſſers, in einem Zimmer, deſſen Temperatur in ihrer Gewalt ſteht, iſt eben ſo gut und noch beſſer. Die Erſchütterung von Luft und Waſſer bey dem freyen Bade, welche allemal viel kälter ſind, als die Temperatur des Körpers unter der Kleidung, und auf einmal über dem ganzen Körper, iſt leicht zu heftig auf einmal, und die Verkältung, vielleicht noch ſchreckliche re Zufälle weit eher zu erwarten, als auf dieſe Art. Dieſes alles iſt bey dem Baden nicht allemal, und zum Theil ganz und gar nicht zu vermeiden. Uebrigens iſt nach dem Fußbade und Leibwaſchen nützlich und nöthig, entweder zu Bette zu gehen, oder ſich eine merkliche Bewegung zu machen. Daß dieſe Stärkungen durch das kalte Waſſer im Sommer nöthiger ſeyn, als im Winter, iſt leicht zu erachten.

Dieſes ſind die Hauptmittel der Erhaltung und Beſſerung der Geſundheit der Gelehrten und Hypochondriſten. Es folgen, verſprochenermaßen, noch einige Anmerkungen über die Anſtrengung des Geiſtes, das Schreiben, den Verdruß und Kummer, und den Schlaf.

V. Da die Anſtrengung des Geiſtes für Gelehrte, und ſolche Perſonen, als oben angegeben ſind, ſchlechterdings in einigem Grade unvermeidlich iſt, ſo kann man ſich zwar davor nicht ganz hüten, dieſelbe ſich aber, unter gewiſſen Regeln, weniger ſchädlich machen. In dieſer Abſicht ſuche man zuvörderſt ſeine Geſundheit durch die im Vorhergehenden angezeigten Mittel, ſo viel als möglich, zu ſtärken, ſo wird eine ſtärkere Anſtrengung weniger ſchaden, als unter andern Umſtänden eine weit geringere. Vornehmlich iſt der Gebrauch eines guten Weines und des Obſtes ein Mittel, ſtärkere Anſtrengung des Geiſtes länger zu ertragen. Zweytens, arbeite man nicht lange unmittelbar an einander mit dieſer Anſtrengung. So bald es dennoch damit nicht recht fort will, ſo laſſe man die-

ſes

ſes ſein Werk nur ſogleich liegen, und ſuche ſich, wenn es auch nur auf eine kurze Zeit geſchieht, zu zerſtreuen. Man gehe im Zimmer umher, in die Luft, in dem Garten ꝛc. oder zerſtreue ſich mit kleinen Arbeiten und Geſprächen. Je abgelegener dieſe von unſerer Gedankenreihe, je ſimpler in Anſehung der nöthigen Aufmerkſamkeit, je luſtiger ſie ſind, deſto beſſer iſt es. Drittens ſuche man die hohen Arbeiten des Geiſtes in ſolchen Zeiten vorzunehmen, worin man am ſtärkſten iſt, des Morgens, nach ſtarken Bewegungen und Erholungen, nach den nicht ſchwächenden Vergnügungen ꝛc. Durch eine möglichſt weiſe Einrichtung ſeiner Geſchäfte gehe man vom Schwerern nur zum Leichtern fort; nie aber umgekehrt. Dadurch wird man unendlich mehr thun, als ſonſt möglich iſt, und immer mit genugſamer Kraft. Zwingt man ſich aber zu Anſtrengungen dieſer Art, wenn gerade die Seele nicht heiter iſt, ſo trifft dasjenige ein, was Virgil ſagt:

— — *fruſtraque* laborem
Ingratum trahit — —

Man ſieht hieraus, daß die Stunden gegen Abend und die Nacht, auch aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, die unſchicklichſten ſind. Wer hypochondriſch iſt, und dabey freywilligen großen Geiſtesanſtrengungen obliegt, iſt de tempore der größte Thor und Selbſthaſſer. Man wende nicht ein, daß man aus ſeiner Erfahrung und Gewohnheit wiſſe, daß die Stunden gegen und nach Mitternacht die beſten Zeiten zu ſtarken Seelenarbeiten ſeyn. Ich gebe es zu, daß es bey Manchen anfänglich wirklich ſo iſt; aber es iſt nichts weiter als die Frucht der Gewöhnung der Seele und des Körpers an eine gewiſſe periodenmäßige Epoche, wonach wir, wie mit vielen Dingen, z. B. dem Eſſen, geſchieht, wenn die Zeit wieder kömmt, wieder vorzüglich Luſt zur Sache haben, weil wir einmal dazu gewöhnt ſind. Aber man kann es a priori ſchon

ſchon einſehen, daß dieſes ſchlechterdings nicht die bequemſte Zeit dazu ſey, da es doch immer am Ende der Thätigkeit eines Tages iſt, wonach die Kräfte doch allemal etwas geſchwächt werden. Wie kann das geſund auf der einen, und die Arbeit erleichternd auf der andern Seite ſeyn, jezt vorzüglich die Seelenkräfte und Nerven anzuſtrengen! Man verſuche es, und verlege dieſe epochenmäßige Thätigkeit der Seele in die Morgenſtunden: ſo wird man finden, ſo bald man dazu gewöhnt iſt, daß man doch jezt noch mehr, als damals, und mit mehrerer Leichtigkeit arbeiten könne, und weniger Schaden für die Geſundheit davon habe.

Was das Schreiben (ſ. oben, S. 595, fgg.) betrifft, ſo verhält es ſich mit der unentbehrlichen Nothwendigkeit dieſes Uebels, wie mit der Anſtrengung des Geiſtes. Alle dabey gegebene Regeln gelten aber auch insgeſamt hier. Inſonderheit aber ſuche man dabey die Bruſt gerade zu halten, bald zu ſtehen, bald zu ſitzen, und vorzüglich die ängſtliche Eilfertigkeit zu vermeiden.

VII. Verdruß und Kummer (ſ. oben, S. 598,) ſind gleichfalls unvermeidlich, aber einige Lenkung dieſes menſchlichen Elendes iſt gewiß möglich. Erſtlich, ſuche man gleichfalls überhaupt, durch die im Vorhergehenden angeprieſenen Arzeneymittel, ſo geſund wie möglich zu werden. Dadurch empfindet man den wirklichen Verdruß nicht ſo ſtark, und macht ſich weniger eingebildeten, wie, gedachtermaßen, beydes an dem Hypochondriſten unläugbar iſt. Die Mittel, welche übrigens ſonſt aus der Moral und Religion genommen werden, will ich hier übergehen. Nur noch einige mehr phyſiſche Hülfsmittel! Es iſt unläugbar, man vermag etwas über Unterdrückung des Verdruſſes und Kummers, wenn man nur, durch Gründe, welche möglich einzuſehen und zu befolgen ſind, ſich dahin beſtrebt. Man kann durch ein weiſes und friedliebendes

Betragen, durch Nichtachtung von Kleinigkeiten ꝛc. großem Verdruß vorbauen; durch Mäßigung, welche beſonders durch Angewöhnung auf die eigentlichen Stürme ſtark wird, den heftigen Eindruck mindern; und endlich durch Zerſtreuung und Beſtrebung zu Empfindungen anderer Art den gemachten Eindruck ſchwächen, und oft endlich gar aufheben. Der Hypochondriſt hat ins beſondere nöthig, ſich immer zum vorſichtigen Gebrauche dieſer heilſamen Regeln vorzüglich zu ermuntern. Immer muß er zu ſich ſelbſt ſagen, und gleichſam zum bleibenden Grundſtoff ſeiner praktiſchen Grundſätze machen, wenn er entweder aus kleinern Veranlaſſungen die Anlage zu größern Verdrießlichkeiten zu nehmen geneigt iſt, wenn ihn ein großer Verdruß wirklich trifft, oder er ſich noch, nach ſeiner ſo ſtätigen Anhänglichkeit an einem Gegenſtande, beſonders an traurige, an den gehabten erinnert, die ſchwarzen Bilder immer auffriſcht oder erweitert: du biſt hypochondriſch, biſt empfindlicher als andere, hängſt länger an etwas, beſonders am Unangenehmen; faſſe dich, mäßige dich, zerſtreue dich. Da die Schüchternheit des Hypochondriſten auf der einen Seite, welche durch die Vergrößerung der Gefahren von Seiten der Einbildungskraft noch vermehrt wird, auf der andern die großmüthige Duldſamkeit deſſelben ihn veranlaſſet, die gehörige und mögliche Selbſtvertheidigung oft zu unterlaſſen, er daher alsdann freylich das leichte Spiel der Bosheit und des Muthwillens anderer, oft des Nichtswürdigſten, iſt: ſo muß er ſich, Drittens, auch zuweilen erinnern, daß er ein zu ſchüchterner, zu bedachtſamer und großmüthiger Hypochondriſt ſey, ſich ermannen, und — ſich wehren.

Tu ne cede malis, ſed contra audentior ito!

Dieſes wird ihm, wenn einmal der größere Sturm, welcher auf einige Zeit freylich wohl leicht ſtärker am Unangenehmen iſt, als das fortgeſetzte Leiden im Stil-

len, nicht nur mehr Ruhe verſchaffen, wenn mutuus timor der Wächter der Gränzen mit andern iſt, ſondern es leidet auch die Geſundheit gröſtentheils weniger dabey, wenn man ſeinen Verdruß auf irgend eine Art durch Thätigkeit auslößt, als wenn man ſein Leiden in ſich frißt. Viertens endlich, wenn man einen groſſen oder häufigen Verdruß hat, ſuche man deſſen ſchädlichen Folgen dadurch vorzubeugen, daß man den Körper durch laxirende Arzeneyen, worunter Rhabarber hier den Vorzug hat, oder, wenn dieſes nicht allemal, wenigſtens doch nicht immer hinter einander, möglich und rathſam iſt, durch flüſſige, diluirende Nahrungsmittel, vornämlich durch ſaftiges Obſt, auf den leeren Magen, häufiger genieße.

VII. Was den Schlaf betrifft, ſo iſt das vornehmſte davon bereits oben, S. 601, fgg. vorgekommen. Am beſten ſchläft man, ceteris paribus, wenn man nach der mäſſigen Geſchäftigkeit, Bewegung und Zerſtreuung eines Tages, gleichſam nach und nach einſchläft, d. i. nach Tiſche des Abends entweder ganz leichte Beſchäftigungen vornimmt, oder ſtille Zerſtreuungen hat, welche gleichſam nach und nach ausgehen. Noch weniger, als allen andern Menſchen, iſt den Gelehrten und Hypochondriſten des Abends ſchwere Koſt, hitziges Getränk, inſonderheit ſchweres und blähendes Bier, zu rathen. Einige Ausnahmen können die Umſtände machen, wenn man des Mittags leichte und diluirende Sachen genoſſen, ſtarke Bewegung gehabt hat, und wenig davon zu ſich nimmt. Spätes Eſſen verdirbt ihm vorzüglich den Schlaf. Er muß nach demſelben wenigſtens noch zwo Stunden auf ſeyn. Wenig Wein, nach ſtarken Bewegungen, bey Erſchlaffung der Eingeweide und deren mancherley Folgen, giebt einen beſſern Schlaf. Man ſey übrigens darauf bedacht, weder in einem merklich warmen, noch ganz

kalten

kalten Zimmer zu ſchlafen. Doch iſt das letzte in aller Abſicht beſſer, als das erſte.

Ich muß endlich noch einiger Nebendinge, welche auf dieſer Perſonen Geſundheit einigen Einfluß haben können, wohin das Kämmen, der Tobak, das Aderlaſſen, Arzeneyen zur Reinigung des Körpers, einige Palliativmittel bey hypochondriſchen Zufällen, und etwas von den Augen, gehören, Erwähnung thun.

1. Das Kämmen iſt eine gar vortreffliche Stärkung der Nerven insgeſamt, beſonders des Hauptes; es erleichtert das freye Bewußtſeyn, vermindert den Schwindel und einen gewiſſen höchſt unangenehmen Zufall auf dem Wirbel, dem viele Hypochondriſten unterworfen ſind, da ſie nämlich auf demſelben ein ſchmerzliches Gefühl haben, welches demjenigen ſehr nahe kömmt, wenn man ſtark bey den Haaren gehalten wird, und welches mit einem brennenden Jucken der Stelle vereinigt iſt, auch zuweilen ſo ſtark wird, daß man es 2, 3 Tage hinter einander bis zur Verwundung zu reiben nicht unterlaſſen kann. Damit die Wirkung hievon noch merklicher werde, muß man es mit einem feinen, z. B. elfenbeinernen Kamme verrichten. Es iſt ſehr gut, dieſes täglich öfters zu thun, am allernützlichſten des Morgens. Es iſt daher keine Ausnahme, wenn man aus Mangel von langen oder ſtarken Haaren es unterlaſſen wollte. Um dieſe bedeutende Sache zu ſeiner Geſundheit mitnutzen zu können, iſt es rathſam, die Haare nie, wenn man es auch wegen Tragung einer Perrücke thun könnte, ganz kahl abzuſcheeren, denn die Empfindung des Kämmens würde ſonſt zu ſchwach, und andere gelegentliche Reize von den HauptHaaren, welche die Natur, da ſie uns dieſelben gab, gewiß auch verordnet hat, viel zu ſelten und unmerklich werden.

2. Der

2. Der Schnupf = und Rauchtobak ſind Dinge, welche der Gelehrte und Hypochondriſt entbehren kann; ſie ſind ihm aber ſo wenig ſchädlich, daß ſie vielmehr unter die nützlichen Reize, von welchen oben, S. 646, geſprochen iſt, gehören. Damit ſie aber beyderſeits ihren Reiz, und zugleich ihre Nützlichkeit behalten, auch nicht durch irgend eine Ausſchweifung ſchädlich werden: ſo müſſen ſie nur ſparſam gebraucht werden. Der Schnupftobak reizt den Ausfluß des zähen Schleimes aus dem Haupte; und man kann ihm daher ſeinen vorzüglichen Nutzen für den Hypochondriſten nicht abſprechen. Es iſt aber bekannt, daß Perſonen, welche viel ſchnupfen, wenig oder gar keine Empfindung mehr davon haben, ja gemeiniglich verſtopft ſind; die Nerven müſſen, durch den zu häufigen Reiz, ihre Empfindſamkeit ſchwächen, und eine äußere, oder auch mehr innere Verſtopfung dadurch verurſachet werden. Denn wenn man einige Zeit mit dem Gebrauche deſſelben nachläßt, ſo vermehrt ſich die Empfindſamkeit wieder. Vor feinem Tobak hüte man ſich. Beſonders gewöhne man es ſich nicht an, bey ſtillen und abſtracten Anſtrengungen der Seele, Schreiben ꝛc. viel zu ſchnupfen; denn die anderweitige Anſtrengung der Seele, die Schwierigkeit der Anſtrengung, die man gleichſam durch dieſen Reiz immer wieder anfriſchen will, und die Abſtraction, die uns dasjenige, was wir, zumal mechaniſch und ohne Bewußtſeyn, thun, vergeſſen läßt, verurſachen leicht, daß man ſich dabey zu einem unmäßigen Schnupfen verleiten läßt. Mit dem Rauchtobak verhält es ſich in allen Stücken auf gleiche Art; nur hat er noch zwo vortheilhafte Wirkungen voraus. Er befördert gewiſſe natürliche Ausleerungen, und den Trieb zum Trinken; zwo große Empfehlungen, vorzüglich an den Hypochondriſten! Da derſelbe überdieß den Zufluß des Speichels im Munde befördert, ſo hilft er den

Schleim, welcher ſich auf den Drüſen anſetzt, vertreiben. Wird er zu häufig gebraucht, ſo verliert ſich gleichfalls die Empfindung, und zugleich ſeine Nützlichkeit. Raucht man aber, ſo lange man dieſe Empfindung noch hat, zu viel, ſo verliert man zu viel Säfte, die dem Körper und der Verdauung nützlich seyn könnten. Aus dieſem Grunde iſt es wohl a priori ſchon nicht rathſam, ſogleich nach dem Eſſen zu rauchen; allein, Erfahrungen im Großen und Kleinen ſind auch dawider. Man müßte ſchon einen ſehr groſſen Ueberfluß an leichtflüſſigen Säften haben, (welches gewiß bey dem Gelehrten und Hypochondriſten der Fall nicht iſt,) wenn man, da er jetzt am leichteſten zuſtrömet, ſo viel davon ohne Schaden entbehren könnte; oder eine große Unempfindlichkeit der Nerven durch häufiges Rauchen erlangt haben, um dabey nicht beſonders ſtark zu saliviren. Da dieſe Ableitung der Säfte von den Speiſen abwärts geſchieht, ſo wird, neben dem reellen Verluſte, die Unverdaulichkeit dadurch befördert. Hat man aber ſo viel Unempfindlichkeit, um dabey faſt gar nicht auszuwerfen, ſo hilft und ſchadet er nicht. Es iſt aber dieſes vorzüglich ein Zeichen, daß man den Tobak nicht mehr zur Geſundheit nutzen könne; und will man dieſes doch, ſo muß man, durch einige Unterlaſſung des häufigen Gebrauches, die Nerven wieder Kraft zur nützlichen Empfindlichkeit ſammeln laſſen. Aus eben ſolchen Gründen iſt es nicht gut, trocken zu rauchen, man möge ſaliviren oder nicht. Das Trinken mäßigt den Reiz, und erſetzt zugleich die Flüſſigkeiten. Es iſt dieſes zugleich als Mittel zu gebrauchen, mit einigem größern Wohlgefallen ſo viel trinken zu können, als man ſoll, und wozu der Hypochondriſt gemeiniglich nicht an ſich Luſt hat. Uebrigens iſt der Rauchtobak vorzüglich geſund, wenn man den äußerlichen Eindrücken einer ſchädlichen, faulen, wäſſerigen, nebeligen Witterung entgegen arbeiten will.

Denn

Denn durch den Zufluß der Säfte von innen nach auſſen, welcher unmittelbar bey dem Tobakrauchen und noch lange nachher fortgeſezt wird, iſt es natürlich, daß die angehängten ſchädlichen Theile von außen abgeworfen und ausgeführt, oder ſich anzuhängen verhindert werden.

3. Wenn man erwäget, was auf der einen Seite die Mode, auf der andern irrige Trugſchlüſſe bey Gelehrten und Hypochondriſten, in Rückſicht der ſcheinbaren Ungelegenheiten von Vollblütigkeit, ſo leicht thun: ſo wird man leicht einſehen, daß unzähligemahl unnöthigerweiſe, oft zum großen Schaden, und beſonders von ihnen, zur Ader gelaſſen werde. Man kann durch ſtarke und öftere Bewegungen, und Diluirung durch dienliche Speiſen und Getränke, manches Aderlaſſens überhoben ſeyn; und die Bedürfniſſe dazu werden ſichtbar abnehmen, ſo wie man durch Bewegung ꝛc. geſünder wird. Einige überheben ſich dieſer Nothwendigkeit durch Hungern. Es geht auch an; nur ſcheint mir dieſe Cur dem Hypochondriſten, um anderer damit verknüpften Folgen willen, als: der zu ſchnellen Entkräftung der ſo ſchon ſchwachen Spannung des ganzen Körpers, vornämlich der Eingeweide, der Blähungen, Krämpfe, des Schwindels, der Verwirrung, und auf dieſe Art ſich ſehr vermehrenden Verſchleimung ꝛc. wegen, nicht rathſam. Wer gut ißt und trinkt, wenig Bewegung hat, und doch ſo ziemlich gut verdauet, welches bey Mangel von Anſtrengung, bey vergnügter Lebensart ꝛc. manchmal möglich iſt, dem kann eine ſolche plötzliche Abnahme des Uiberflüſſigen immer nützlich ſeyn. Dieſes iſt aber nicht der Fall bey dem Hypochondriſten. So viel iſt zwar nicht zu läugnen, das Aderlaſſen giebt dem Kreislaufe des Blutes neuen Reiz, verdünnt daſſelbe, und wirft, durch die ſtärkere Erregung deſſelben, manches Schädliche aus dem Körper. Es iſt aber auch

nicht zu läugnen, daß dabey zugleich auch viel gutes, beſonders das flüſſigſte Blut, verloren gehe, daß dieſes zu ſehr auf einmal geſchehe, und überhaupt ſehr ermatte. Dieſes alles aber kann man durch Bewegung rc. auf eine weit beſſere Art erhalten. Um indeſſen das Argumentum a tuto einigermaßen noch gelten zu laſſen, rathe ich, im März und Sept., alſo des Jahrs höchſtens zweymahl, zur Ader zu laſſen. Da man um dieſe Zeit gemeiniglich am ſtärkſten Nahrungsmittel zu ſich nimmt, die Natur auch alsdann, wie bekannt iſt, die merklichſte Epoche mit Veränderung des Körpers und Ausleerungen vornimmt, und die Erregung des Blutes durch dieſes Mittel dieſes unterſtützen ſoll: ſo kann man dieſe Mode, wiewohl ſo mäſſig, und oft noch ſeltener, als oben angegeben iſt, mitmachen. Man laſſe aber nicht immer an einem Fuße, oder Arme, ſondern wechsle ab. Die rechte Seite, Hand, Fuß, iſt, nach dem Mechanismus, Gewöhnung, Handlung, und daraus fließenden Antriebe dahin, ſo ſchon am ſtärkſten, und muß es immer bleiben. Nur ſcheint die linke, durch dieſen hinzu kommenden Umſtand, gegen das Gleichgewicht allzu merklich zu ſchwach zu werden. Die Chirurgi wollen einem dieſes gern ausreden, oder geben den linken Fuß als den das letztemahl operirten an, weil es ihnen bequemer iſt, am rechten die Ader zu öffnen. Man laſſe ſich alſo dadurch nicht irre machen. Das vernünftige Verhalten nach dem Aderlaſſen iſt wohl jedem cultivirten Menſchen bekannt. Den Hypochondriſten warne ich nur vor dem Schlafe an dieſem Tage, und vor Verdruß. Zum erſtern hat er alsdann leicht noch mehr ungewöhnlich viel Neigung, als andere, und von beyden, beſonders dem letztern, unfehlbar Schaden.

4. Ueber die Arzeneyen zur Reinigung des Körpers, habe ich mich bereits oben, S. 619, und

und 671, vorläufig erklärt. Man hält die gelindere Wirkung von Rhabarber dem Hypochondriſten für nützlich; und es hat dieſes allerdings ſeine Richtigkeit. Ohne außerordentliche Fälle obiger Art zu rechnen, oder wenn man bey graſſirender Ruhr entweder im Anfange ſich zu helfen, oder ſich vorläufig zu ſichern ſucht, (worin bekanntermaßen die Rhabarber das beſte und ſicherſte Mittel iſt,) iſt es überflüſſig, wohl gar ſchädlich, mehr als zweymal im Jahre dergleichen zu nehmen. Am beſten geſchieht es nach jenen beyden Aderläſſen. Bey plötzlichen Alterationen iſt eine Doſis von dem ſo genanten rothen Pulver auch für den Hypochondriſten nicht zu verwerfen.

5. Zu den Palliativmitteln bey hypochondriſchen Zufällen, ſind gewiſſermaßen alle die Mittel, welche von S. 619 bis hieher angegeben ſind, zu rechnen, ſo bald, wie doch bey vielen derſelben geſchieht, ihre Wirkungen ſogleich zum Theil, und, bey mehrerer Beſſerung wenigſtens, merklich bald zu ſpüren ſind. Bewegung, Zerſtreuung, Vorbereitung des Magens, geſundes Eſſen, Trinken, Wein, Obſt ꝛc. ſind bey einiger Geſundheit bald kräftige Hülfsmittel gegen beſtändige Kopfſchmerzen, Mangel des Triebes zum Eſſen, und nach mehr zum Trinken, unruhigen Schlaf, und einen anhaltenden trocknen oder Stockſchnupfen ꝛc. einzeln und im Ganzen. Vornämlich dient faſt überall Bewegung, wenn ſie auch nur geringe ſeyn kann. Einige Zufälle, welche ſehr heftig und bedenklich ſind, und wobey das meiſte von dem Vorhergehenden gerade nicht unmittelbar angebracht werden kann, ſind, wenn man einen ſtarken Schwindel, Anwandlung von Ohnmachten, und ein Stechen in den Eingeweiden empfindet. Bey dieſen Fällen insgeſamt giebt es nur zwey Palliativmittel, welche die wirkſamſten und ſicherſten zu ſeyn ſcheinen. Das erſte iſt ein Trunk kalten Waſſers, und das zweyte, Reiben

auf dem Rücken, welches zwiſchen den Schultern den Rücken herab, ſo ſtark, als er der Patient leiden kann, und ſo lange, bis man völlige Linderung hat, geſchieht. In letzterm Zufalle können auch Ueberſchläge auf den Leib, mit gewärmten Servietten, auf welche, zu Verſtärkung der Wärme, auch noch warme Teller geleget werden können, einigen Nutzen haben. Das Reiben hilft aber beſſer und ſchneller. In leichtern Fällen, kann man daſſelbe einigermaßen ſelbſt an ſich thun; in härtern bedarf man freylich Hilfe von andern. Es kann auch mit dem Genuſſe des kalten Waſſers verbunden werden. Dieſes letztere dient auch zugleich, beſonders bey unruhigen Nächten, gegen die ſcheinbaren Wallungen, und wird das beſte ſeyn, wenn ſie es auch wirklich ſind, was man dabey thun kann. Gegen den Schnupfen, iſt, nächſt der Bewegung im Freyen, auch Rettig, Senf, Meerrettig ꝛc. ſehr dienlich. Gegen brennende Säure im Magen, ſind ein Theelöffel voll geſtoßene präparirte Krebsſteine ein bekanntes, und auch hier bewährtes Mittel. Daß gegen krampfartige, innerliche Zuſammenpreſſungen, wie man ſie vor dem Anfange eines Fiebers zu haben pflegt, Gurken, beſonders ſaure, einen vortrefflichen Nutzen haben, iſt bereits oben, S. 646, angeführt. Ein gleiches gilt von ihnen und überhaupt den diluirenden Sachen, im hitzigen Flußfieber. Die ſchleimige Zunge abzureiben oder zu ſchaben, wie einige rathen wollen, halte ich nicht nur für unkräftig, ſondern auch bedenklich. Die Entfernung des Schleimes muß eigentlich von innen durch oben genannte Mittel kommen. Mit kühlenden Säften, oder auch nur mit Waſſer den Mund fleißig ausſpühlen, iſt in mehr als einer Abſicht nützlich, und das einzige, was man hier äußerlich gegen dieſen Umſtand mit Nutzen und Sicherheit thun kann. Der Hypochondriſt bekömmt auch zuweilen, beſonders, wenn er, nach einiger wieder erlangten

ten Geſundheit, lange geſeſſen hat, ſcheinbare Bruſtſchmerzen, die in einem Drücken an höhern Orten des Körpers beſtehen, als der ſonſtige Druck in den Dünnen oder Weichen. Er gebrauche dagegen ja nichts anders, als diluirende Sachen und Bewegung; denn es liegen bloß Verſtopfung, Blähung und Krampf zum Grunde.

6. Mit dem überaus koſtbaren Schatze geſunder und heller Augen, ſey man ſehr ſorgfältig und haushälteriſch. Uebermaß in ihrer Anſtrengung verurſachet nicht nur die entſetzlichſten Schmerzen, ſondern hindert auch, wenn man einmal ſchlechte Augen durch zu langen Gebrauch bekommen hat, in den gelehrten Geſchäften ſo ſehr, daß der nachherige Verluſt für die Thätigkeit weit größer iſt, als der Gewinn von vorhergegangener zu langer Anſtrengung jemals betragen kann. Einige Stunden zu lange die Augen gebraucht, kann verurſachen, daß man, wenigſtens zuſammen gerechnet, Jahre lang keinen Gebrauch davon machen kann. Man kann ohne Schaden ſehr viel und ſehr lange damit arbeiten, nur nicht unmittelbar nach einander lange. Man hüte ſich alſo auch vor dem Gelehrten ſo gewöhnlichen Feinſchreiben, und vor fein gedruckten Büchern. Lieber nach den grob gedruckten Büchern, als nach Elzeviriſchen, geſtrebt! Man arbeite faſt alles bey Tage. Das ſchlechteſte Tageslicht iſt immer geſünder, als das ſchönſte Wachslicht. Daß man in der Abenddämmerung den Augen mehr Schaden thun kann, als durch den Gebrauch von einigen Tagen, iſt Jedermann bekannt. Wenn man des Morgens, ſogleich nach dem Erwachen, zu leſen oder zu ſchreiben anfängt, vornämlich bey Lichte, iſt für die Augen äußerſt ſchädlich, ſo wie auch überhaupt Anſtrengung der Nerven ſogleich nach dem Schlafe, ehe man gleichſam durch Fortſetzung des Wachens, und einige andere ermun-

ternde Empfindungen völlig aufgewacht iſt, ſchädlich iſt. Vermuthlich mögen die Pythagoräer auch dieſes Umſtandes wegen, jeden Morgen, ehe ſie ihr Studiren anfiengen, durch Muſik völlig ſich zu erheitern, und nach und nach zur höhern Anſtrengung fortzugehen, geſucht haben. Auch noch ein kleiner Vortheil für die Augen iſt es, wenn man die Strahlen des Tages oder des Lichtes nicht von vorn gerade, oder ſchief, ſich in das Auge fallen läſſet. Wenn man lieſet, ſetze man ſich mit dem Rücken, ſo viel ohne Schatten zu erregen möglich iſt, gerade gegen den Gang des Lichtes, daß die Strahlen auf das Auge von dem Gegenſtande zurück prallen. Die zu ſehende Fläche wird dadurch beſſer erleuchtet, und in das Auge dringen zugleich alsdann wenig andere Strahlen, als eben von dieſem Buche. Kehrt ſich das Auge gegen das herein brechende Licht, ſo bekömmt es zugleich viele andere und zwar heftige Lichtſtrahlen nebenher in ſich, und von der zu ſehenden Fläche nur ſehr ſchief reflectirte, und mithin ſchwache Strahlen. In dieſem Falle empfindet das Auge viel beleidigendes Licht, welches ihm noch dazu unnöthig iſt, und es muß ſich anſtrengen, die ſchwach erblickte Fläche, deren ſchwach reflectirte Strahlen durch das anderweitige ſtärkere Licht noch mehr verdunkelt werden, zu erkennen. In beyden Fällen aber muß das Auge mehr leiden, als ſonſt. Schief auf die Augen fallendes Licht, wenn ihre gerade Richtung auf einen dunklern Ort geht, iſt Jedem ſchon merklich beleidigend, wenn er nur auf ſich Acht giebt, und iſt noch ſchädlicher, als vorhergehendes. Man ſuche alſo, wenn man, wie bey dem Schreiben, ſich nicht wohl anders, als mit den Augen gegen das Licht zu kehren muß, gerade vor ein Fenſter, oder wenigſtens in den Mittelpunct des Zuſammenfluſſes des Lichtes mehrerer Fenſter, zu ſetzen. Nach eben dieſen Grundſätzen kann man die Richtung und Schonung

der Augen bey Lichtarbeiten beurtheilen. Ein Lichtſchirm vor dem Lichte iſt alſo auch beſſer, als einer auf dem Kopfe; denn dieſer ſammelt gleichfalls noch andere Strahlen durch die Reflexion, als von der zu ſehenden Fläche. Da das Grüne, bekanntermaßen, eine große Stärkung für die Augen iſt, ſo laſſe man ſich ſein Pulpet und ſeinen Arbeitstiſch mit grüner Wachsleinwand beſchlagen. Wenn die Augen eine gewiſſe Steifigkeit, Trübheit, fahlgelbe dunkle Farbe bekommen, oder ſich äußerlich unten umher Wülſte anlegen, alsdann iſt es ein Zeichen, daß die Augen, entweder von Anſtrengung, oder von hypochondriſcher Beſchaffenheit des Körpers, ſchwach ſind. Man laſſe ihnen alsdann auf der einen Seite einige Ruhe; auf der andern waſche man ſie fleißig mit kaltem Waſſer; lege auch, zu mehrerer Dauer der Stärkung, ein in kaltes Waſſer getauchtes leinenes Läppchen auf, waſche ſich öfters kalt hinter den Ohren und im Nacken, und ſuche durch Bewegung, Nahrungsmittel, Zerſtreuung und Freude, die gewiß auch einen Einfluß auf die Geſundheit der Augen hat, wenn man bedenkt, wie munter ſie ſogleich dabey ſind, die hypochondriſche Schwäche und Verdickung oder Mangel von Säften wegzuſchaffen. Wenn man durch innerliche Schärfe, oder Anſtrengung, rothe und ſchmerzende Augen hat, ſo iſt, neben dem kalten Waſſer zum Theil, ein vortreffliches Palliativ = und zugleich heilendes Mittel, wenn man rohes Kalbfleiſch auf die Augen bindet, und, ſo bald es trocken wird, immer mit friſchem erſetzt.

Geſchichte und diätetiſcher Rath eines ehemals großen Hypochondriſten, der durch Mittel völlig geſund geworden iſt, die in Jedermanns Gewalt ſtehen, an Hypochondriſten, Gelehrte, überhaupt vielſitzende Perſonen, von ſicherer Heilung, auch Verhütung der Krankheit, ihres Zuſtandes und Erhöhung der Geſundheit. Berl. 1782, 8. 21 u. e. h. B.

Denjenigen, welche ſich einer mehr methodiſchen Heilungsart der Hypochondrie zu bedienen wünſchen, empfehle ich folgende, welche mit der im Vorhergehenden beſchriebenen in der Hauptſache überein kömmt.

Die ganze Krankheit wird gehoben ſeyn, wenn man die geſchwächten feſten Theile ſtärkte, die Empfindlichkeit der Nerven mindert, und die Gemüthskrankheiten dieſer Unglücklichen durch geiſtige Mittel, durch Zerſtreuungen ꝛc. zu entfernen ſucht.

Ohne daß der Unterleib nicht vorher von dem ihn beläſtigenden Unrathe entlediget, und ohne daß die Verſtopfungen der Eingeweide deſſelben gehoben werden, kann kein ſtärkendes Mittel ſicher gegeben werden. Jedes derſelben, auch das gelindeſte, vergrößert die Verſtopfungen, kerkert die ſchädliche Materie ein, und giebt auf dieſe Art zu neuen Reizen Anlaß. Es iſt daher nöthig, daß auch in dieſer Krankheit der Unterleib zuerſt gereiniget werde. Die Rhabarber verdient hier, wie ich bereits im Vorhergehenden geſagt habe, den Vorzug, in einer der Conſtitution des Körpers und dem Alter gemäßen Doſis genommen. Iſt dieſe dem Kranken, wie oft geſchieht, zuwider, ſo wird das Purgiermittel No. 1. (*) genommen, welches aber bisweilen etwas ſchwächt. Manchmal iſt ein Brechmittel nöthig; dieſen Fall aber kann nur ein Arzt richtig unterſcheiden.

Wenn durch einige flüſſige Stuhlgänge der gröbere Unrath ausgeführt worden iſt, ſo muß nach und nach auch die feinere Unreinigkeit, nebſt der verſtopfenden

(*) Purgirmittel No. 1.
Rc. Mann. Calabr. ℥j.
Pulv. rhab. ℈j.
Sal. Seign. ℥iij.
Aqu. comm. ℥iv.
Coqu. Colatura D.

den Materie aufgelöſet, und, wo möglich, zugleich die allzu große Empfindlichkeit der Nerven beſänftiget werden. Zu dieſem Endzweck wird täglich viermal ein Theelöffel voll von dem Pulver No. 2. (*) genommen, welches ſein Erfinder, Klein, den Troſt der Hypochondriſten nannte, und welches nicht allein vortreffliche aufl ſende Kräfte beſitzt, ohne zu ſchwächen, ſondern auch, wegen des beygefügten Cajeputöhls, der Empfindlichkeit der Nerven mächtig entgegen iſt. Vor dem Schlafengehen werden des Abends von den Pillen No. 3. (**) 12 bis 14 Stück verſchluckt. Kaum giebt es ein herrlicheres Mittel in Nervenzufällen, als der Teufelsdreck, kein für Hypochondriſten dienlicheres auflöſendes Mittel, weil auch dieſes die Stärke der Theile unterhält, oder wenigſtens keine neue Schwäche erzeugt. Die andern beygefügten Arzeneyen beſitzen gleiche auflöſende, gelinde ſtärkende und krampfſtillende Kräfte.

Mit dem Pulver No. 2. darf nicht ſehr lange fortgefahren werden, weil in der Auflöſung nicht die ganze Cur des Uebels beſteht, und die in denſelben befindlichen Salztheile bey ſehr ſchwachen Perſonen leicht die Ge-

(*) Pulver No. 2.
Rc. Tart. tartariſ.
Pulv. rhab.
Flaved. cort. Aurant. aa ʒj.
Ol. Cajep. gtt. vj.
M. F. pulvis. D.

(**) Pillen *No.* 3.
Rc. Aſae foet. ʒiij.
Extr. tarax.
chamom.
millefol.
Sal. volat. Succin. aa ʒß.
Syr. cham. q. ſ.
M. F. l. a. Pilulae, pond. gr. ij. D.

Gedärme von ihrem natürlichen Schleime entblößen. Wenn daher der Appetit ſich nach und nach wieder einſtellt; der Stuhlgang, außer ſeiner etwas ſtärkern Flüſſigkeit, dem natürlichen ähnlich, und gelb wird; wenn die Aufſpannung und Vollheit des Unterleibes nachläßt, und die geſündere Geſichtsfarbe wieder von einer beſſern Beſchaffenheit der Galle zeugt: ſo wird der Gebrauch dieſes Pulvers ausgeſetzt, in der Folge aber immer noch wiederholet, wenn ſich das Gegentheil von den eben erwähnten guten Zufällen wieder zeigen ſollte; die Pillen aber müſſen noch ferner genommen, und mit ihnen muß der Gebrauch des bittern Elixiers No. 4. (*) verbunden werden, welches zu gleichem Endzweck gegeben wird, unter ſeinen Wirkungen aber nicht die geringſte Schwäche bemerken läßt.

Wenn ſich während dieſer Zeit heftige Krämpfe einfinden, ſo weiß man aus der Erfahrung, daß bey einigen ein Trunk kalt Waſſer, bey andern etwas Wein und Kamillenthee, bey den meiſten aber in Wein gekochte und auf den Magen gelegte Krauſemünze dieſelben gehoben hat. Auch Klyſtiere von aufgelöſetem Teufelsdreck würden herrliche Dienſte thun, wenn die Kranken ſich dazu entſchließen wollten. Eben dieſe Mittel heben den Zufluß der Säfte nach dem Kopfe, und befreyen den Geiſt, indem ſie die Krämpfe ſtillen.

Wäh-

(*) Elixier *No.* 4.
Rc. Extr. marrub. alb.
cent. min. aa ʒj.
Aqu. cinam. c. vin. ℥iß.
M. D. Die Doſis iſt 36 Tropfen, welche täglich 5 mal, in gleichen Zwiſchenzeiten genommen werden.

Während dieſer Zeit darf der Gebrauch der Purgirmittel nicht vernachläſſiget werden; und es iſt nöthig, daß der Hypochondriſt ſich wenigſtens alle 14 Tage einige Stuhlgänge durch zwo Theelöffel voll von dem Pulver No. 2. bewirke, damit die aufgelöſete Materie deſto leichter ihren Ausgang nehmen könne.

Wenn mit dem Gebrauche dieſer Mittel eine Zeitlang fortgefahren worden iſt, wenn ſich die Krankheit ſelbſt in Anſehung ihrer Zufälle ſchon ſehr vermindert hat, wenn der Stuhlgang natürlich, der Urin gut gefärbt und meiſtens trübe, der Kopfſchmerz geringe, die Krämpfe ſparſam, die Verdauungskraft mittelmäßig, und keine Verhärtung mehr in den Gedärmen des Unterleibes zu ſpüren iſt, ſo fehlt den Theilen des Körpers, und beſonders den Eingeweiden des Unterleibes, nichts mehr, als ihre natürliche Stärke, bey deren Cur nur immer zugleich mit auf die Empfindlichkeit der Nerven geſehen werden muß. Die Pillen No. 3. werden daher noch immer ein Mittel ſeyn, deſſen fortgeſetzter Gebrauch auch in dieſem Zeitpuncte der Cur zu empfehlen iſt. Der Teufelsdreck, viele Wochen lang, täglich zu 1 Quent genommen, iſt von ungemein gutem Erfolge. Er hält, in Verbindung mit bittern Nervenmitteln, ohne die geringſte Schwäche zu verurſachen, die Krämpfe ab, bringt den unordentlichen Einfluß der Lebensgeiſter nach und nach in Ordnung, und hebt die Anlage der Nerven zu einer allzu großen Empfindlichkeit auf eine Art, welche dieſem Mittel allein eigen iſt. Hiemit wird der Gebrauch ſtärkender Mittel verbunden. In dieſer Abſicht nimmt der Kranke von dem Kräuterwein No. 5. (*) Morgens nüchtern, und vor

(*) Kräuterwein *No.* 5.
Rc. Rad. chin. ℥ ij.
gent. rubr. ℥ j.
Cort. Aurant. ℥ iij.

vor beyden Mahlzeiten, ein Spitzglas voll. Hat er die hier angegebene Quantität verbraucht, ſo iſt meiſt der Magen nun bereitet, die Chinarinde in Pulver zu vertragen, wo ſie insgemein eine größere Wirkſamkeit, als in dem Aufguß, zeigt. In Verbindung mit einem derjenigen Mittel, dem man mit allem Rechte in Nervenkrankheiten ein großes Lob beylegt, nämlich der wilden Baldrianwurzel (Rad. valerian. ſylv.) kann man ſich einen noch größern Erfolg von ihr verſprechen. Das Pulver No. 6. (*) iſt ein ſehr wirkſames Mittel dieſer Art. Es werden von demſelben täglich, Vor- und Nachmittags, zwo, alſo zuſammen 4 Doſes genommen. Mit ihm wird Abends, vor dem Schlafengehen, der Gebrauch der Pillen No. 7. (**) verbunden; und alsdenn werden die Pillen No. 3. ausgeſetzt. Wenn 30 Doſes von dieſem Pulver genommen ſind, muß der Hypochondriſt ſich unterſuchen, ob er noch eine ſehr große Schwäche der feſten Theile, und beſonders der Nerven empfinde. Iſt dieſes, ſo muß er

Vin. alb. ℔iv.
M. Stent per 48 horas in loco frigido. Colaturae add.
Syr. caryoph. aromat. ℥ij.
D.

(*) Pulver *No.* 6.
Rc. Rad. valerian. ſylv. ℥iiß.
chin. ℥iß.
Cort. Winter. ℥ß.
Ol. Cajep. gtt. X.
M. F. Pulvis, divid. in IX. part. aequal. D.

(**) Pillen *No.* 7.
Rc. Extr. cent. min.
gent. āā ℥i.
Limat. chalyb ℥iß.
Syr. cort. Aurant.
M. F. l. a. Pilulae, pond. gr. ij. D. Die Doſis davon iſt 12 Stück.

er noch 20 Doſes von gedachtem Pulver nach und nach nehmen; iſt es aber nicht, ſo gebraucht er, nebſt den Pillen No. 7. deren Doſis er bis auf 7 Stück des Abends vermindert, die No. 8. (*) beſchriebene weinige Eiſentinctur, täglich einigemal zu 1 Löffel voll.

Die ganze Zeit der Cur über, muß die Bewegung des Körpers, inſonderheit Anfangs ein ſanftes, und nach und nach etwas verſtärktes Reiten, die Wirkung der Mittel auf den Körper vergrößern, und ſelbſt ein Heilmittel ſeyn; denn ohne deren Beyhülfe wird ein Hypochondriſt nie völlig curirt.

Jo. Chriſt. Gottl. Ackermann über die Krankheiten der Gelehrten ꝛc. Nürnb. 1777, 8. S. 280, fgg.

Hr. D. Hofmann in Stuttgart hat, nach Anzeige des daſelbſt heraus gekommenen Etwas für alle, v. J. 1765, durch den Gebrauch des Mayblumen=Extracts (Extr. lil. convall.) dieſes große Uebel bey vielen gehoben, oder doch ſehr vermindert. (**) Es wird von demſelben des Tages zwey mal ein Löffel voll mit Bier oder Wein, und vor dem Schlafengehen eine Priſe vom Markgrafenpulver, mit einigen Granen gereinigten Salpeter vermiſcht, genommen.

Ge=

(*) Weinige Eiſentinctur *No.*.
Rc. Limat. ♂ non rubiginoſ. ℥ ij.
Vin. rhen. opt. ℔ i ß.
M. diger. per 6 dies in loco calido. D.

(**) *Rc.* Extr. lil. conv. vinoſ. ℥ ß.
Terræ fol. tart. ʒ ij.
Solv. in Aqu. lil. conv. vinoſ. ℥ ij.
meliſſ. vin. ℥ j.
add. Spirit. ſal. volat. oleoſ. *Sylv.* ʒ j.
Ol. de cedro ital. ℈ j.
Syr. fl. tunic. ℥ ß.
M. D.

Gedanken von der Hypochondrie, und von einem beſondern Mittel dagegen, entworfen von Jo. Barthold Hofmann, ſt. im 101. St. der Hannov. Beytr. 3. N. und Vergn. v. J. 1781, Col. 1597, 1606.

Ein wirkſames äußerliches Heilmittel der Hypochondrie iſt, den Unterleib mit einer breiten flanellenen Binde zu umwickeln. Bey Perſonen, die leicht von der Ausdünſtung leiden, iſt eine ſolche Binde von groſſem Nutzen; ſie muß aber täglich einige mal erneuert werden, weil der Unrath des Körpers die einſaugende Kraft der Wolle leicht zu hemmen vermögend iſt.

Die Hypochondrie iſt nicht allemal eine Krankheit des Körpers, oder eine Krankheit, deren Urſache im Körper liegt, ſondern ſie iſt mehrentheils auch eine Krankheit der Einbildungskraft, da die Seele den Anfang macht. Vermöge der Gemeinſchaft des Leibes und der Seele, kann eine verdorbene Einbildungskraft eben ſo leicht den Magen, als ein verdorbener Magen die Einbildungskraft verderben. Es kann alſo zweyerley Arten der Hypochondrie geben; eine, wenn die erſte Urſache derſelben von einer körperlichen Krankheit herſtammet, und eine andere, wo die verdorbene Einbildungskraft den Anfang macht, und den Körper anſteckt. In dieſem Falle muß man die Cur bey der Einbildungskraft, in jenem aber bey dem Körper, anfangen. Wollte man auf dieſen Unterſchied genau Acht geben, ſo würde man vielleicht die Hypochondriſten, welche bloß wegen einer Verrückung der Einbildungskraft krank ſind, ſehr leicht, und ohne alle Arzeneyen curiren, wenn man nur dem Fehler ihrer Phantaſie abhülfe. Dergleichen Curen, man möge ſie ſympathetiſche oder pſychologiſche nennen, ſind ſchon oft und in wenigen Augenblicken geſchehen; und daher iſt es unrecht, daß man ſie jetzt ſo ſehr unterläßt.

Man

Man erzählt von Caſp. Barläus, einem Prof. der Philoſophie in Amſterdam, daß er ſich eingebildet habe, ſein Körper wäre bald von Glaſe, bald von Butter, bald von Stroh; daher er ſich ſehr gefürchtet, daß Niemand an ihn anſtoßen, oder mit Feuer an ihn kommen möchte, um nicht zu zerbrechen, oder zu zerſchmelzen, oder zu verbrennen. Er, oder ein andrer ſolcher Geck iſt von ſeiner Thorheit bloß durch die augenſcheinliche Ueberführung ſeines Irrthumes curiert worden. Denn, man lieſet hin und wieder in den Schriften der Aerzte, daß man einen, der ſeine Beine ſehr ſorgfältig einwickelte, weil er glaubte, daß ſie von Stroh wären, bloß dadurch von ſeiner Thorheit befreyet hat, daß man ihn durch einen verurſachten Schreck gezwungen, aufzuſpringen und davon zu laufen, woraus er überzeuget wurde, daß ſeine Beine noch ſtark genug wären. Einer, der ſein Waſſer nicht laſſen wollte, weil er glaubte, er habe ein Meer im Leibe, und würde die ganze Welt unter Waſſer ſetzen, wurde zu einem brennenden Strohhaufen geführt, und gebeten, etwas Waſſer zu laſſen, um dieſen großen Brand zu löſchen, da er denn mit Erſtaunen die Kleinigkeit geſehen, die er bey ſich gehalten hatte. Ein anderer glaubte geſtorben zu ſeyn, und war deshalb nicht zu bewegen, das geringſte zu eſſen oder zu trinken. Man beſtellte einen ſeiner Freunde, der ihn beſuchte, und ſagte: Nun bin ich auch geſtorben, und nun ſind wird alſo wieder beyſammen. Hierauf ließ er ſich zu eſſen geben, und als der Patient ſich hieran zu ſtoßen ſchien, verſicherte er ihm ſehr treuherzig, daß die Todten eben ſowohl äßen und tränken, als die Lebendigen, worauf er ohne Bedenken mitſpeiſete, und genas.

Folglich laſſen ſich manche Hypochondriſten bloß durch die Einbildungskraft curieren. Wenn man aber dieſes voraus ſetzt, ſo könnte man vielleicht für ſolche

Secken eine allgemeine Cur, wie für andere Krankheiten, erſinden, welche bloß durch einen lebhaften Eindrucke im Gemüthe curiert werden. So kann z. B. die Hand eines Todten gelähmte Glieder und Gewächſe heilen, wenn man ſie damit beſtreicht. So heilen auch die Könige die Kröpfe, wenn ſie dieſelben mit ihrer Hand berühren. Sollte dieſes nicht mit derjenigen Art der Hypochondrie noch viel leichter angehen, welche bloß in der Einbildungskraft ihren Grund hat, geſetzt auch, daß daraus wirklich ſchon eine Krankheit des Körpers, z. B. Verſtopfung der Milz, oder Leber, entſtanden wäre? Dieſes iſt mehr, als ein bloßer Einfall; dann ſolche Curen ſind ſchon ehedem wirklich geſchehen. **Pyrrhus**, ein König der Epiroten, war ein ſolcher Arzt der Hypochondriſten. Er fieng ſeine Cur damit an, daß er einen weißen Hahn opferte; hernach mußte ſich der Kranke auf die Erde legen, da dann **Pyrrhus** deſſelben Milz mit ſeinem rechten Fuße gelinde drückte. Dieſes war die ganze Cur, und er empfieng dafür allezeit einen Hahn zum Geſchenke. Es iſt in der That Schade, daß nicht entweder mehr Könige Aerzte, oder mehr Aerzte Könige ſind; denn ich glaube, daß alsdann bey ihren Curen weit mehr Glück seyn würde, als jetzt. Ein Mann, deſſen Anblick Ehrfurcht, Aberglauben und Zutrauen erweckt, iſt wie ein Vomitiv, welches ſeine Wirkung ſchon thut, wenn man es nur anſieht. Es iſt wirklich keine andere Cur nöthig, als ſein Anblick, deſſen Eindruck in eine empfindſame Seele alles mögliche bewerkſtelliget, was dazu erfodert wird, dieſelbe, wenn ſie verrückt iſt, wieder herzuſtellen.

Hypociſt, eine an verſchiedenen Arten der Ciſtenröslein wachſende Sauge- oder Schmarotzerpflanze; ſ. Th. VIII, S. 139.

Hypociſten=Saft, der eingekochte und verhärtete gummiharzige Saft aus dem Hypociſt; ſ. eb. daſ. S. 140.

Hypoglossum Dioſc. Ruſcus Hypogloſſum *L.* eine gewiſſe Art des Halskrautes, oder Mäuſedornes; ſ. Th. XXI, S. 304.

Hypothek, (den Ton auf der letzten Sylbe,) aus dem Griech. ὑποθήκη, (von ὑπο, unter, und τίθημι, ich ſetze, als wollte man ſagen: ich ſetze eine Sache unter eine Laſt, oder eine gewiſſe ihr unbequeme Verbindung (*)) und dem Lat. Hypotheca, Fr. Hypothéque, Engl. Mortage, Ital. Ipoteca. 1. In der weiteſten Bedeutung, ein jedes Pfand oder Unterpfand, und in engerer, ein unbewegliches Pfand. 2. Die Sicherheit auf des Andern Vermögen, als auf ein Unterpfand; eine Pfandverſchreibung auf liegende Gründe, wie auch das Pfandrecht, welches einem Gläubiger auf unbewegliche Güter ſeines Schuldners zukömmt, der ſie ihm zur Sicherheit verſchrieben hat. *Ein Grundſtück zur Hypothek geben. Die Hypothek auf ein Haus haben. Die erſte Hypothek auf ein Gut haben.* Daher: das Hypothekenbuch, ein obrigkeitliches Buch, worein die auf ſolche Art verpfändete Grundſtücke eingetragen werden. Hypothekariſch, mit Pfandrecht verſehen, imgl. aus dem Pfandrechte fließend. *Sich für eine Schuld hypothekariſch verſchreiben,* vermittelſt Stellung einer Sicherheit auf liegende Gründe. *Ein hypothekariſcher Gläubiger,* ein Hypothekarius, Fr. Créancier hypothécaire, oder hypothéquaire, ein Creditor oder Gläubiger, welcher ein Pfand, und in engerer Bedeutung ein unbewegliches Unterpfand zu ſeiner Sicherheit hat; ein Creditor, dem ein unbewegliches Gut zu ſeiner Sicherheit als ein Pfand verſchrieben iſt; ein Gläubiger

(*) *Neguſantius* de pignor. & hypothec. P. 1, n. 2.

biger, der ein Pfandrecht auf das Gut ſeines Schuldmannes hat. Eine hypothekariſche Schuld, eine Schuld, in Anſehung welcher dem Gläubiger ein unbewegliches Pfand zur Sicherheit verſchrieben iſt. Eine hypothekariſche, d. i. auf ein Pfandrecht ſich gründende Klage; L. Actio quaſi Serviana, ſ. utilis Serviana, Fr. Action hypothécaire. Verhypotheciren, Fr. hypothéquer, ein unbewegliches Gut verpfänden oder zum Unterpfande verſchreiben; ein Grundſtück zum Unterpfande einſetzen. (*)

(*) Da ich mir nicht getrauete, und es zum Theil auch nicht von mir zu erwarten war, die ſo wichtige, und gründliche juriſtiſch-praktiſche Kenntniſſe vorausſetzende, das Pfand- und Hypothekenweſen betreffende Materie nach Würden zu bearbeiten: ſo habe ich mich deshalb an meinen würdigen Freund, den königl. preußiſchen Kriegsrath und Adjunct des Fiscus, auch Juſtizcommiſſarius, Hrn. Beſeke, (welcher ſich durch verſchiedene mit verdientem Beyfall aufgenommene gelehrte Abhandlungen und Aufſätze, inſonderheit durch die in der 4ten Samml. der Beyträge zur juriſtiſchen Litteratur in den preußiſchen Staaten befindliche Betrachtungen über die Berner Preisaufgabe wegen Abfaßung eines ausführlichen Criminalgeſetzes-Plans, berühmt gemacht hat,) gewandt, und es hat Derſelbe durch gründliche Ausarbeitung gegenwärtigen Artikels meine Bitte erfüllt. Dieſe mir darunter erwieſene Gefälligkeit iſt mir um ſo mehr zu Statten gekommen, da ich durch eine ſchmerzhafte und gefährliche Krankheit des heißen Brandes am Fuße, wobey 13 Wochen das Bette habe hüten müſſen, von der Fortſetzung meiner Arbeiten abgehalten worden bin.

Der gelehrte Hr. Verf. handelt die in dieſem Art. vorkommenden Materien in der vortrefflichſten Ordnung ab. Er zeigt und erklärt: worin die Pfänder und Hypotheken, ihren verſchiedenen Gattungen nach, beſtehen, und was für Rechtsſätze dabey gelten; die bey Beſtellung eines Pfandes oder einer Hypothek üblichen Nebenverträge; die Ordnung, wie die Hypotheken auf einander folgen, und die verſchiedenen Vorzugs- oder Nachſtehungsrechte, welche ſie unter ſich haben, ſowohl nach den gemeinen Rechten, als auch inſonderheit nach den königl. preußiſchen Geſetzen; was für gerichtliche Klagen aus dem Pfandcontracte nicht nur für den Schuldner, als Verpfänder, ſondern auch für den Gläubiger, als Pfandinhaber, entſpringen, und die Rechte und Pflichten beyder Theile; den Verkauf und die Veräußerung der Pfänder und Hypotheken; die Fälle, in welchen die Rechte wegen eines Pfandes oder einer Hypothek, alle aus dem Pfandrechte entſpringende

Im Deutſchen wird das Wort Hypothek mit den Wörtern Pfand und Unterpfand ſehr oft verwechſelt. Eigentlich aber verſteht man unter Pfand ein bewegliches Vermögensſtück, welches Jemanden zur Sicherheit einer Schuld in die Hände oder in Verwahrung gegeben wird; daher es auch den Namen handhabend Pfand oder Fauſtpfand bekommen hat, weil es nämlich mit Händen oder Fäuſten ergriffen und getragen werden kann. Hypothek wird eigentlich von einem zur Sicherheit, nicht wirklich in Beſitz gegebenen, liegenden Grundſtücke geſagt; und Unterpfand bedeutet bald dieſes, bald jenes. In den Hypothekverſchreibungen bey Obligationen nach den in den preußiſchen Staaten üblichen Formularen, heißt es unter andern: ſetze ich mein Haus zu einem wahren Unterpfand.

Klagen, und mithin auch aller Streit über die Priorität, aufhören; die Grund- und Hypothekenbücher, ſowohl deren Einrichtung, als auch dasjenige, was ein Gläubiger zu beobachten hat, wenn er eine Hypothek in ein Grund- und Hypothekenbuch eintragen laſſen will, und wie die Schuld-Inſtrumente, worin ihm eine Hypothek verſchrieben wird, am vorſichtigſten einzurichten ſeyn. Zum Beſchluß handelt er auch von den, in einer erwünſchten öffentlichen preußiſchen Einrichtung neuerer Zeiten beruhenden, Pfandbriefen.

Der Hr. Verf. macht zu dieſer ſeiner Abhandlung folgende Anmerkung: „Dieſe Abhandlung hat nicht zum Zweck, den Rechtsgelehrten zu machen, ſondern nur die allgemeinſten Regeln der ſo genannten gemeinen Rechte in Anſehung des Pfand- und Hypothekenweſens auf eine ſo viel möglich populäre Weiſe für denjenigen vorzutragen, der als ein guter Bürger des Staates, und als ein auf Rechte und Pflichten aufmerkſamer Hauswirth, in dieſer Materie das allernöthigſte zu wiſſen wünſcht. Ich habe mich daher am allerwenigſten in kritiſche Beurtheilung ſtreitiger und zweifelhafter Sätze, noch auch in Subtilitäten, die aus dem römiſchen Rechte und den verſchiedenen Meinungen der Rechtslehrer kommen, eingelaſſen, oder einlaſſen können, da dieſer Artikel kompendiariſch für eine ökonomiſche Encyclopädie bearbeitet iſt; dagegen aber glaube ich, aus den diesſeitigen vaterländiſchen ſo verehrungswürdigen Rechten das hauptſächlichſte mit angeführt zu haben, oder, wo es nicht geſchehen, bey dem Stückwerke menſchlicher Kenntniſſe, Verzeihung zu verdienen.“

Die Rechte einer Hypothek, ſie ſeyn poſitiv, d. i. in ſo fern ſie beſonders ein Gläubiger auf die ihm zur Sicherheit gereichende Sache auszuüben die Befugniß hat, oder negativ, d. i. in ſo fern der Schuldner gewiſſe Obliegenheiten hat, die er um der zur Sicherheit eingeſetzten Sache willen zu erleiden verbunden iſt, betreffend, ſo ſind ſolche mit demjenigen, was nach dem Geſetzen des gemeinen Rechtes (Jus commune) vom Pfande überhaupt gelehrt wird, in der Hauptſache völlig einerley und übereinſtimmend; und da man alſo dieſe bey gegenwärtiger Abhandlung zu verfolgen hat, ſo wird das Beſondere, was die Hypothek im eigentlichen Verſtande angeht, unten beygebracht werden.

Es erhellet bereits vorläufig aus demjenigen, was bey der Benennung oben angemerkt worden iſt, daß der Zweck bey allen Arten des Pfandes oder der Hypotheken, dieſer iſt: daß der Gläubiger, welcher Jemanden ſein Geld oder etwas anders aus ſeinem Vermögen anvertrauet, oder welcher ſonſt an dem Vermögen des andern etwas zu fodern hat, dabey geſichert ſey. Hieraus ergiebt ſich die Definition gleichſam von ſelbſt, daß nämlich ein Pfand eine Sache iſt, die dem Gläubiger zur Sicherheit einer an den Schuldner habenden Forderungen eingehändiget wird; eine Hypothek hingegen eine ſolche Sache, worauf dem Gläubiger, ohne daß ihm dieſelbe eingehändiget worden, die Befugniß zuſteht, ſich auf den Fall, daß derjenige, der etwas zu leiſten verpflichtet iſt, ſeine Verbindlichkeit nicht erfüllt, geradezu ſich daraus bezahlt machen zu können. Das Pfandrecht alſo überhaupt iſt ein auf unſere Güter gelegtes, damit verknüpftes Recht, welches dahin geht, daß ein Gläubiger ſich daran halten, und daraus ſeine Befriedigung ſuchen könne, Falls die Schuld nicht gebührend bezahlt würde. Dieſes Recht ſetzt demnach eine Schuld voraus, zu deren Sicherheit es ertheilt wird; und iſt die Schuld nicht zu

Recht beſtändig, ſo iſt auch die Verpfändung dabey ungültig, und alle Einwendungen, welche der Hauptſchuld entgegen ſtehen, betreffen das dabey eingeräumte Pfandrecht zugleich mit, weil das letztere ein Zubehör (Anhang, Acceſſorium,) der erſtern, nämlich der Hauptſchuld, iſt. (1)

Soll ein Pfandrecht oder ein hypothekariſches Recht für den Gläubiger entſtehen, ſo wird in den Rechten erfordert:

1. Daß ein ſolches der Sache anklebendes Recht gehörig, d. i. geſetzmäßig, und alſo nicht auf eine widerrechtliche, verbotene, oder in den Geſetzen nicht erlaubte Weiſe, conſtituirt werde. Es wird aber das Pfandrecht conſtituirt, oder Jemanden zugewieſen und eingeräumet, entweder durch Verträge, oder durch einen letzten Willen, oder durch die Geſetze. In den beyden erſten Fällen iſt es ein ausdrückliches, in dem letztern aber ein ſtillſchweigendes Pfandrecht. Das ausdrückliche Pfandrecht kann wiederum conſtituirt werden, entweder unter öffentlicher oder unter Privatautorität. (2) Ein öffentliches oder beglaubtes Pfand, oder eine öffentliche oder beglaubte Hypothek, entſteht, wenn Gläubiger und Schuldner den Pfandvertrag entweder 1) vor den Gerichten, oder 2) vor drey Zeugen, oder 3) nach preußiſchen Geſetzen, und zwar der neuen Proceßordnung, unter den vorgeſchriebenen Solennien vor zween Juſtizcommiſſarien, als Notarien, oder, in Ermangelung des zweyten Notarius, vor einem Juſtizcommiſſar und zwey Zeugen, errichten. 4) Auch gehören dahin, in den preußiſchen Landen, alle Hypotheken, welche in die Grund- und Lager- oder Hypothekenbücher eingetra-

(1) Weſtphal, vom Pfandrecht, Cap. 2.
(2) *Böhmer*, Introd. in Jus Digeſt. Lib. 20, Tit. 1, §. 2.

tragen worden ſind. (*) Ein Privatpfandrecht alſo iſt ein ſolches, welches die jetzt erwähnten Eigenſchaften nicht hat, mithin in einem jeden andern bloß mündlichen oder ſchriftlichen Vertrage, oder in einem ſo genannten nicht-zierlichen Teſtamente oder letzten Willen, beruhet, da, wenn das Teſtament oder der letzte Wille eine gerichtliche oder öffentliche Urkunde wäre, dabey auf das Teſtament oder den letzten Willen, als den Grund der Verordnung des Verſtorbenen, daß ſeinem Gläubiger ein Pfandrecht zukommen ſolle, geſehen wird. (3)

Das öffentliche Pfandrecht, iſt entweder ein freywilliges, oder ein nothwendiges. Unter jenem verſteht man dasjenige, welches aus einem mit den oben beſchriebenen Eigenſchaften verſehenen Vertrage, oder einem öffentlichen letzten Willen, entſpringt; dieſes hingegen, das nothwendige, iſt dasjenige, welches ſeinen Grund entweder in dem Geſetze, oder in der Verordnung des Richters hat, mithin unwillkührlich gegen den Schuldner ausgeübet wird. Jene Art des öffentlichen nothwendigen Pfandrechtes wird auch das geſetzliche oder ſtillſchweigende Pfandrecht genannt. Die letztere Art, oder das richterliche Pfandrecht aber entſteht wiederum vermittelſt eines Ausſpruches des Richters, entweder bey einem bereits nach gehörter Sache entſchiedenen Proceß, oder aus allerley andern von dem Richter auf des Schuldners Vermögen gelegten Beſchlägen. Im letztern Falle, bey Beſchlägen oder proviſoriſchen Verfügungen nämlich, heißt es inſonderheit, ſo wie auch oft gemeiniglich in beyden Fällen, ein prätoriſches Pfandrecht. (4)

In

(*) S. Schleſiſche Hypoth. Ordn. v. 4. Aug. 1750, §. 16, u. 36.

(3) Weſtphal a. anz. O. Cap. 3, §. 35.

(4) Weſtphal a. ang. O. §. 35. 43. 44. 48, und 50. *Hellfeld* Jurisprud. forenſ. Lib. 20, Tit. 1. §. 1081. *Berger* Oecon. Iur. Lib. 2, Tit. 5, §. 7.

In allen Fällen der jetzt angeführten Eintheilungen aber können entweder alle Güter, d. i. das ganze Vermögen, oder nur ein Theil, d. i. irgend einiges Stück, zum Pfande oder zur Hypothek beſtellet werden. Daher heißt jenes ein allgemeines, und dieſes ein beſonderes Pfand oder Unterpfand. Man erſieht aber auch zugleich, daß ein allgemeines mehrentheils nur in einem Pfande im uneigentlichen Verſtande, oder, eigentlich zu reden, einer Hypothek, zu beſtehen pflege.

2. Zweytens wird erfordert, daß, wenn ein Pfandrecht für den Gläubiger entſtehen ſoll, eine wahre Schuld vorher gehen müſſe, um welcher willen das Pfandrecht Statt haben könne und müſſe. Alſo kann um einer Schuld oder Obliegenheit willen, die in den Rechten verboten, d. h. null und nichtig iſt, oder einer bezahlten und abgethanen Schuld halber, keine Hypothek oder Pfand conſtituirt werden. Denn, wenn gleich z. B. ein Rechnungsführer mehrentheils, wegen der zu adminiſtrirenden Gelder, Caution zu beſtellen hat: ſo iſt doch die ihm obliegende Pflicht, die ihm untergebenen Gelder treu zu verwalten, etwas, weswegen er dem Eigenthümer der Gelder verbunden iſt, und er iſt in ſo fern ein wahrer Schuldner, als er die Gelder entweder berechnen, oder baar zurück geben muß.

3. Drittens muß die zum Pfande oder zur Hypothek eingeſetzte Sache dem Gläubiger wirkliche Sicherheit gewähren, mithin muß der Gläubiger im Stande ſeyn, die Sache rechtmäßig verfolgen, und ſich durch die Diſtraction oder Veräuſſerung daran halten, auch allenfalls darüber eine Klage vor Gericht anbringen, und darin, nach entſchiedenem Proceß, die Execution oder Hülfsvollſtreckung erlangen zu können. Daher ſind die Regeln entſtanden: 1) Welche Sache nicht veräußert werden kann, die kann auch nicht verpfändet werden; 2) Eben die Vorſchriften der Geſetze, welche

bey der Veräußerung einer Sache gelten, die müſſen auch bey der Verpfändung beobachtet werden.

Aus der erſten Regel folgt, daß nicht verpfändet werden können: a) Sachen, die nicht dem Handel und Wandel unterworfen ſind, als: die heiligen und religiöſen Sachen, z. B. Kirchen, kirchliche Geräthſchaften, Stadtthore, Stadtmauern, u. ſ. w. b) Sachen, welche durch Geſetze, als z. B. im Streit befangene Sachen, Lehengüter ohne Conſens des Lehensherrn und der Agnaten und Mitbelehnten, Waffen der Soldaten, u. ſ. f. c) Dienſtbarkeiten der liegenden Gründe (Servitutes praediales,) nämlich nicht allein, alſo nicht ohne die Sache, welcher die Servitut als eine ausübende Grrechtigkeit beygelegt iſt, da eine ſolche Dienſtbarkeit keinem nützt, der die mit der ausübenden Dienſtgerechtigkeit verſehene Sache ſelbſt nicht beſitzt; d) Fremde, oder einem Dritten zuſtändige Sachen, nämlich nicht ohne deſſen Willen, als in welchem Falle der Eigenthümer der verpfändeten Sache für einen Bürger angeſehen wird; ſollte aber dergleichen Verpfändung einer fremden Sache geſchehen ſeyn, ſo fängt ſie an zu gelten, ſo bald der Verpfänder das Eigenthum davon erlangt. e) Ein zum Heurathsgut (Dos) gehöriges Grundſtück, wofern nämlich die Ehefrau, oder diejenigen, die aus ihrer Perſon ein Recht daran haben, darin nicht einwilligen, oder ſolches Dotalſtück nicht etwa dem Ehemanne mit einer Taxe dergeſtalt in die Ehe gegeben worden iſt, daß er nur entweder den Werth, oder die Sache, zurück zu liefern verbunden ſeyn ſolle.

Aus der zweyten Regel fließt, daß Güter der Pupillen und der Minderjährigen, auch der unter Curatel ſtehenden blödſinnigen und verſchwenderiſchen Perſonen, und die den Kirchen und andern frommen und milden Stiftungen, auch ſonſtigen öffentlichen Anſtalten zugehörigen Güter, nicht ohne die dabey in den Ge-

ſetzen

ſetzen vorgeſchriebenen Solennitäten, als unter andern des Decretes des Magiſtrates, oder vormundſchaftlichen Amtes, oder eines ſonſtigen vorgeſetzten Collegium, und mithin ohne die vorher anzuſtellende Unterſuchung und eingehohlte Approbation, verpfändet werden können. (5)

Bey den ausdrücklichen Pfändern, und zwar den Privatpfändern, iſt zu merken: 1) Daß zu dem wirklichen Pfande im eigentlichen Verſtande, die Uebergabe (Tradition) der verpfändeten Sache in die Gewahrſame des Gläubigers hinzu kommen muß; da hingegen bey der Hypothek bloß die feſte und bündige Verabredung, oder der Vertrag, oder der letzte Wille eines Verſtorbenen, hinreicht, daß die Sache dem Gläubiger zur Sicherheit gereichen ſolle. 2) Daß es willkührlich ſey, ob man ſich der Ausdrücke: ich verpfände oder verhypothecire, beſonders bediene, oder nur ſolche Worte gebrauche, die eben den Sinn haben. So z. B. iſt es hinreichend, wenn ich ſage, ſetze oder ſchreibe: „ich verſichere meinen Gläubiger auf meine „Güter; meine Güter ſollen ihm haften; mein Gläu„biger ſoll, in Entſtehung der Zahlung, aus meinen „Gütern ſich bezahlt zu machen, oder daran ſich zu er„holen, befugt ſeyn.“ (6)

Nur pflegt bey liegenden Grundſtücken in den preußiſchen Staaten erfordert zu werden, daß der Schuldner dabey noch ausdrücklich declarire, wie er zufrieden ſey, daß die verſprochene Hypothek auf dem liegenden Grundſtück in dem Grund- und Hypotheken- oder Lagerbuche gehörigen Ortes eingetragen werde, wodurch alsdann die Hypothek, ſo bald ſie hierauf auch wirklich eingetragen wird, die Kraft einer öffentlichen gewinnt. 3) Daß eine Hypothek und Ver-

(5) *Hellfeld*, Lib. 20, Tit. 3.
(6) *Berger*, Lib. 2, Tit. 5, §. 8. Nota. 1.

Verpfändung bey einem jeglichen Contracte, worin Jemand ſich zu etwas verbindlich macht, Statt haben könne, es ſey nun der Contract oder die Verbindlichkeit, ohne oder mit einer gewiſſen Bedingung, oder nur bis auf einen gewiſſen Tag, eingegangen; es ſey auch der Contract entweder ſchon vorher geſchloſſen, oder er werde erſt geſchloſſen; ferner entweder für die ganze Schuld, oder auch nur für einen Theil derſelben, ja ſelbſt auch da, wo man zwar nicht eine bürgerliche, ſondern nur eine bloß natürliche Obliegenheit auf ſich hat.

Bey den öffentlichen Pfändern iſt, außer den nur gedachten Stücken, noch inſonderheit zu bemerken:

a. Wenn ſolche vor einem wirklichen Richter beſtellt werden ſollen, α) daß der Richter desfalls erſucht werden müſſe, und zwar inſonderheit von den Schuldner, als auf deſſen Einwilligung in die Belegung ſeiner Sache mit einer ihr anklebenden Laſt, es dabey hauptſächlich ankömmt. β) Muß, ſo viel möglich, der competente Richter, worunter die zu verpfändende Sache belegen iſt, angegangen werden; wenigſtens iſt die Confirmation an denen Orten, wo eine gerichtliche Beſtätigung der Hypothek erforderlich iſt, bey beſagtem Richter nachzuſuchen.

b. Wenn ſie von drey Zeugen beſtellt werden, ſo müſſen α) auch dieſe um ihr Zeugniß erſucht werden. β) Verſteht es ſich, daß die Zeugen glaubwürdige Leute ſeyn müſſen, wohin nach preußiſchen Geſetzen gehören: bekannte Leute von unbeſcholtenem Ruf, und die in königlichen Landen angeſeſſen ſind, oder daſelbſt ein Amt bekleiden, oder Handlung oder ſonſt ein ehrliches Gewerbe treiben. (8) γ) Müſſen ſie von dem Vorgange der Sache wenigſtens in ſo weit unterrichtet wer-

(7) *Neguſantius*, Membr. 2, Part. 3, n. 3.

(8) Corp. Jur. Frid. B. 1, Th. 3, Tit. 7, §. 81.

werden, daß ſie ſicher auf Erfordern bekunden können, daß der Pfandcontract mit beyder Theile vollkommenen Uebereinkunft abgeſchloſſen worden iſt.

c. Wird ſie, in den königl. preußiſchen Staaten, vor einer jeglichen andern öffentlich beglaubten Perſon, wie z. B. nach der neuen Proceßordnung, der zugleich die Eigenſchaft eines Notarius habenden Juſtizcommiſſar iſt, beſtellt, ſo haben die Paciscenten ſich lediglich den der Solennien halber gegebenen Vorſchriften zu unterwerfen, denen dieſe beglaubte Perſonen nach den Landesgeſetzen unterworfen ſind; (9) ſo wie ſie auch, wegen Eintragung der Hypotheken in das Hypotheken- oder Grund- und Lagerbuch, nach den bey dem Hypothekenweſen vorgeſchriebenen Erforderniſſen ſich zu richten haben.

Bey dem ſtillſchweigenden Pfandrechte iſt zu bemerken:

1. Wem die ſtillſchweigende oder geſetzliche Hypothek auf alle Güter des Schuldners zuſtehe. Und dieſes ſind:

a. Der Fiscus. α) In den Gütern ſeines Adminiſtrators oder öffentlichen Caſſenverwalters. β) In den Gütern ſeines Schuldners; (10) doch nur in ſofern, als dieſer des Fiskus urſprünglicher Schuldner iſt; mithin fällt ſolches weg, wenn Fiscus etwa einem Verſtorbenen ſuccedirte, oder ihm eine Forderung von einer Privatperſon cedirt oder übereignet worden wäre. (11) γ) Hat Fiscus ſelbige auch wegen der öffentlichen Steuern und Abgaben. (12)

b. Die

(9) Corp. Jur. Frideric. Buch 1, Th. 3, Tit. 7.

(10) *Hellfeld* iurispr. foreuſ. Lib. 20, Tit. 2, §. 1088. *Merlinus* de pign. & hypoth. Lib. 3. Qu. 85, n. 1.

(11) *Böhmer*, l. c. Tit. 2, §. 2.

(12) *Berger* Oec. Jur. Lib. 2, Tit. 5, §. 3. Weſtphal, Cap. 5, §. 74.

b. Die Städte in den Gütern ihrer Adminiſtratoren, von Zeit der überkommenen Verwaltung. (13)

c. Die Ehefrau, α) wegen dereinſtiger Zurückgabe des Ehegeldes oder Heurathsgutes; (Dos) β) wegen der Vermehrung des Dos, entweder auf den Fall, da der Dos durch die Frau ſelbſt, oder aus ihren übrigen, theils beſitzenden, theils anfallenden Gütern vermehrt wird, oder aber der Ehemann auf den Fall getrennter Ehe dem zurück zu gebenden Heurathsgute etwas zulegt; (14) wie z. B. bey Lehengütern, nach der königl. preußiſch. Lehensconſtitution v. J. 1723. zu geſchehen pflegt, welche Zulage ſonſt auch das Gegenvermächtniß genannt wird. γ) Wegen der Paraphernalgüter, d. i. ſolcher, die außer dem wirklichen Heurathsgute eingebracht werden.

d. Der Ehemann, wegen der ihm verſprochenen Mitgift (Dos,) in den Gütern desjenigen, der ihm ſolche verſprochen, es ſey Ehefrau, oder Schwiegervater, oder ſonſt ein anderer. (15)

e. Die Kinder, in des Vaters oder der Mutter Gütern: α) Wenn dieſe zur andern weitigen Ehe ſchreiten, wegen ihres ererbten Vater oder Muttergutes. (16) β) Wegen des vom Vater verwalteten Peculiums der Kinder, oder des ihnen, den Rechten nach, eigenthümlich außer dem Vermögen des Vaters zuſtehenden Vermögens. γ) Ingleichen in den Gütern des Stiefvaters, wenn dieſer die Mutter wegen der von ihr geführten Vormundſchaft nicht hat Rechnung ablegen laſſen; (17) jedoch iſt dieſe Obligation des Stiefvaters bloß hülfsweiſe zu verſtehen, d. i. wenn das

(13) *Hellfeld*, l. c.
(14) Weſtphal, §. 90.
(15) *Hellfeld*, Lib. 20, Tit. 2, 1088.
(16) Weſtphal, Cap. 5, §. 94, f. *Hellfeld*, l. c.
(17) *Hellfeld*, l. c. *Berger*, Lib. 2, Tit. 5, §. 3.

das Vermögen der Mutter nicht genugſame Sicherheit gewährte. (*)

f. Unmündige und Minderjährige, wie auch die, ſo ihrer Sinne beraubt ſind, und die unter Curatel ſtehenden Verſchwender, in den Gütern der Vormünder und Curatoren, von der Zeit an, da die Verwaltung des Vermögens den Anfang genommen hat; (18) mithin bey ſolchen Vormündern und Curatoren, die im Teſtament zu Vormündern ernannt worden ſind, von Zeit des eröffneten Teſtaments, weil ſie ſchon ſogleich von dieſer Zeit an, zur Adminiſtration verbunden ſind; (19) ſo wie auch in den Vermögen der Hülfsvormündern (Protutores,) und derjenigen, die ſich von ſelbſt für Vormünder oder Curatoren halten, und in dieſer Eigenſchaft adminiſtriren (qui ſe gerunt pro tutore.) (20) Jmgleichen haben ſolches die Abweſenden, denen Curatoren beſtellt worden ſind, nach preuſſiſchen Geſetzen. (21)

g. Die Kirchen, oder andere dergleichen fromme und milde Stiftungen, als: Schulen und Hoſpitäler, aus dem Grunde, daß ſie die Rechte der Minorennen genießen, in dem Vermögen ihrer Adminiſtratoren. (22)

h. Die Legatarien, in dem nachgelaſſenen Vermögen des Verſtorbenen, der ihnen etwas vermacht hat.

(*) *Merlinus*, Lib. III, Tit. 1, Qu. 37 n. 5.

(18) Weſtphal, Cap. 5, §. 80.

(19) *Henr. Godofr. Bauer* diſſ. ex quo tempore tacita hypotheca pupilli bona tutoris afficiat, Lpſ. 1761, §. 2 & 7.

(20) *Neguſantius*, l. c. Membr. 4, Part. 2, princ. 7.

(21) Corp. Jur. Frider. Buch. 1, Th. 4, Tit. 12, §. 37. und das Edict. v. 27. Oct. 1763, §. 14, worin ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, daß es mit der Verwaltung des Vermögens eines Abweſenden, wie mit der Verwaltung des Vermögens eines Unmündigen und Minderjährigen, nach der Vormundſchaftsordnung, gehalten werden ſoll.

(22) *Hellfeld*, l. c. §. 1087. *Merlinus*, Lib. III. Tit. 1. Qu. 12.

hat. Doch geht dieſes nur in ſo weit, als etwas nach Abzug der Erbſchulden, und der Jemanden beſonders zu einem Legat vermachten Sachen, annoch auf die Erbmaſſe für die Erben übrig bleibt; (23) ſo daß alſo erſtlich die Schulden des Teſtators aus der Erbmaſſe getilget, und die beſonders legirte oder vermachte Sache, z. B. das legirte Silber-Service, davon abgeliefert wird, da denn das alsdann übrig bleibende dasjenige iſt, worauf die ſtillſchweigende Hypothek haftet.

2. Eine ſtillſchweigende Specialhypothek haben diejenigen:

a. Die zur Wiederherſtellung und Beſſerung der Gebäude, Gelder geliehen, oder ſonſt etwas des Behufs an Materialien, als: Kalk, Steine ꝛc. auf Borg dargereicht haben. Nur muß α) das Darlehn ausdrücklich und zu ſonſt keinem andern Behuf gegeben worden ſeyn; β) das Gebäude muß wirklich damit verbeſſert, d. i. die dargeliehenen Gelder oder gelieferten Sachen müſſen in daſſelbe verwendet worden ſeyn; γ) die Wiederherſtellung und Beſſerung muß wirklich nöthig geweſen ſeyn. (24) δ) Folgt aus dem Begriff dieſer beſondern Hypothek von ſelbſt, daß das gebeſſerte Gebäude noch wirklich exiſtiren müſſe. (25)

b. Vermiether eines ſtädtiſchen Grundſtückes (Praedium vrbanum,) in die von dem Miethmanne eingebrachten Sachen, wegen des Miethzinſes und der etwanigen Deteriorationen. Doch verſteht ſich dieſes nur in ſolchen Sachen, die der Miethmann als die ſeinigen in der Abſicht in das gemiethete Grundſtück eingebracht hat, damit ſolche daſelbſt während ſeiner Miethzeit verbleiben ſollten, mithin gehören dahin nicht Sa-

(23) *Böhmer*, Introd. in Jus Digeſt. Lib. 20, Tit. 2. §. 6. *Hellfeld*, l. c. §. 1088.

(24) *Böhmer*, l. c. §. 7.

(25) *Hellfeld*, l. c. §. 1087.

Sachen, welche dem Miethmanne in Verwahrung, oder etwa zum Verkauf, von andern eingehändiget worden ſind. Es nimmt dieſe ſtillſchweigende Hypothek ihren Anfang nicht von der Zeit des Contractes, ſondern des Einbringens; hat auch Statt in den Sachen des Untermiethers (Subconductor,) doch nur auf ſo hoch, als deſſen Miethzins ſich beläuft. (26) Mit den in ein gemiethetes Schiff eingebrachten Sachen hat es gleiche Bewandtniß. (*)

c. Die Verpächter eines ländlichen Grundſtückes (Praedium ruſticum,) in den Früchten, die aus dem gepachteten Gute gezogen worden; in den eingebrachten Sachen des Pachters aber ſteht dergleichen ſtillſchweigende Hypothek dem Verpachter nicht zu, (27) es müßte denn darüber eine beſondere Convention getroffen ſeyn. Dieſe ſtillſchweigende Hypothek geht von der Zeit des Contractes an.

d. Unmündige, Minderjährige, blödſinnige und raſende Perſonen, auch unter Curatel ſtehenden Verſchwender, in der für ihr Geld angekauften Sache. (28)

e. Schiffer und Fuhrleute nach preußiſchen Geſetzen, (29) auf die transportirten Waaren, wegen zu fordern habenden Fracht= Zoll= oder andern baaren Auslagen; welche Art beſonderer ſtillſchweigender Pfandgläubiger auch unten bey der in preußiſchen Landen feſtgeſetzten Claſſification vorkommen wird.

Bey den allgemeinen oder General=Hypotheken, die nämlich das ganze Vermögen des Schuldners afficiren, iſt zu bemerken:

1. Daß

(26) *Neguſantius*, Membr. 4, P. 2, n. 136, 155. *Berger*, Lib. 2, Tit. 5, §. 6, Not. 1 & 2.

(*) *Merlinus*, Lib. 2, Tit. 2, Qu. 67.

(27) *Voët.* Comment. ad Pand. Lib. 20, Tit. 2, n. 2.

(28) *Hellfeld*, l. c. §. 1087.

(29) Corp. Jur. Frid. Buch 1, Theil 4, Tit. 12, §. 49.

1. Daß das Pfandrecht nicht nur auf die gegenwärtigen, ſondern auf künftigen Güter gehe. Doch ſind davon ausgenommen: a) Diejenigen Vermögensſtücke, wovon es wahrſcheinlich iſt, daß der Schuldner ſie nicht beſonders verpfändet haben würde, als z. B. den nöthigen Lebensunterhalt, Werkzeuge, wodurch er ſein Brod verdient; ferner ein alltägliches Kleid, imgleichen die zum Ackerbau nöthigen Pflugochſen, und andere zum Ackerbau nothwendige Geräthſchaften ꝛc. (*) daher auch nach preußiſchen Geſetzen dergleichen bey der Execution nicht angegriffen werden. b) Diejenigen Vermögensſtücke, welche man bey der Verpfändung gar nicht gemeint haben kann, als z. B. das Vermögen des künftigen Erben eines Schuldners, da vielmehr jenes Gläubiger das Recht genießen, die eigene Maſſe des Erben von der Nachlaſſenſchaft des Schuldners trennen zu können (Jus ſeparationis.) c) Diejenigen Vermögensſtücke, welche nach eigener Freyheit des Schuldners nicht verpfändet werden dürfen, als: Lehengüter; welches aber wohl in Anſehung der Früchte geſchehen kann, da dieſe des Schuldners unbeſchränktes Eigenthum ſind. (**)

2. Daß man bey Conſtituirung einer Generalhypothek mehr auf den Sinn und die Meinung des Verpfänders, als auf die Worte ſehen müſſe, und der Ausdruck „des beweglichen und unbeweglichen Vermögens“ nicht allemal die Gerechtſame des Schuldners ausſchließen. (30) Wäre demnach geſagt: „ich verpfände alle meine Güter, ſowohl bewegliche als unbewegliche,“ ſo ſind die Jura und Nomina (Activforderung) des Schuldners allerdings darunter mit ver-

(*) *Merlinus.* Lib. 2, Tit. 1, Qu. 54, n. 6; Qu. 55, n. 1. 3. 19; Qu. 56, ſqq.

(**) *Merlinus,* l. c. n. 12.

(30) *Böhmer,* l. c. Tit. 1, §. 5.

verſtanden, weil dieſelben unter den Worten: „ alle meine Güter," mit begriffen ſind, und die Worte: „ beweglich und unbeweglich," nur als pleonaſtiſch dahin zugeſetzt angeſehen werden; (31) dahingegen es anders ſeyn würde, wenn man bloß geſetzt hätte: „ ich verpfände all mein bewegliches und unbewegliches Vermögen"; (32) ſo wie denn auch in der preußiſ. Hypoth. und Conc. Ordn. v. J. 1722, §. 28, ausdrücklich verordnet iſt, daß unter dem Ausdruck der generalen Hypothek, auch des Schuldners Nomina activa und Actiones verſtanden werden ſollen.

3. Daß, wenn eine Sachgemeinſchaft (Univerſitas rerum) als: eine Heerde, ein Kaufladen, eine Bibliothek ꝛc. verpfändet wird, dieſes mehr ein Special- als Generalpfand iſt.

Bey dem beſondern oder Specialpfand iſt zu bemerken: 1. Daß ſolches, außer dem ausdrücklich mit dem Pfandrechte belegten Stücke, auch deſſen Früchte, als deſſen Acceſſorien, mit betreffe. 2. Daß der Gläubiger das Zurückbehaltungsrecht (Jus retentionis) hat, ſowohl wegen einer andern Schuld, als inſonderheit wegen der am Pfande etwa gethanen Verbeſſerungen, auch der darauf verwandten Koſten halber. (33)

Bey beyden, ſowohl dem General- als Specialpfande, iſt zu bemerken:

1. Daß oft beyde Arten mit einander verbunden werden. So heißt es z. B. ich ſetze alle meine Güter zu einer wahren Hypothek und Unterpfand, beſonders aber das Gut N. N. zu einer Specialhypothek.

2. Daß in ſolchem Falle der Verbindung, die Generalhypothek dergeſtalt als blos ſubſidiariſch angeſehen

(31) Arg. l. 12, §. 46. D. de inſtruct. vel inſtrum. legat.
(32) *Neguſantius*, Membr. 2, Part. 2, princ. n. 9.
(33) *Neguſantius*, Membr. 4, Part. 5, n. 7 & 8, p. 436. *Böhmer*, Lib. 20, Tit. 1, §. 11.

ſehen wird, daß das Special-Pfandſtück zuerſt angegriffen werden muß; weshalb es ein Cautel iſt, wenn man ſich das Variationsrecht vorbehält, ſo, daß man der Specialhypothek unbeſchadet, zuvörderſt ſich an einer andern beliebigen Sache aus der Generalhypothek halten kann, als mit welcher Clauſel die in preußiſchen Landen ausgeſtellten Obligationen verſehen zu werden pflegen. Hievon wird unten, bey der Veräußerung der Pfänder, ein Mehreres vorkommen.

3. Daß, der Wirkung nach, der Unterſchied zwiſchen der General- und Specialhypothek in Folgendem beſtehe. a) Daß, wer auch nur die Generalhypothek allein hat, ſich wählen kann, aus welchem Stücke er befriedigt ſeyn wolle, und daß, wenn er daraus nicht befriediget werden könnte, er zu einem andern Vermögensſtücke ſchreiten kann, als welche Auswahl und Variation bey einer nur allein habenden Spezialhypothek nicht Statt hat, auch eigentlich nicht Statt haben kann. b) Daß, wenn ein dritter Beſitzer des Pfandes belanget würde, dieſer bey einer Generalhypothek die Ausflucht der Excuſſion hat, d. h. begehren kann, daß zuvörderſt der Gläubiger verſuchen müſſe, ob er nicht aus einem andern Vermögensſtücke befriediget werden könne, als welche Excuſſion bey einem Specialpfande nicht Statt findet. c) Daß die von dem Schuldner oder Pfandgeber geſchehende Veräußerung eines Stückes aus der Generalhypothek, obwohl mit Vorbehalt des Pfandrechtes, weit leichter Statt hat, als bey einer Specialhypothek. d) Daß derjenige, der ſein Pfandrecht verfolgt, bey einem Spezialpfande beweiſen muß, daß die Sache zu der Zeit als ſie verpfändet worden iſt, zu dem Vermögen des Schuldners gehört habe, welches aber bey einer Generalhypothek nicht erfor-

dert

dert wird; (34) da in Anſehung dieſer letztern für hinlänglich erachtet wird, wenn nur die Sache auf irgend einige Weiſe ſich in den Vermögen des Verpfänders befunden hat.

Nachdem bisher gezeigt worden iſt, theils, worin die Pfänder und Hypotheken, ihren verſchiedenen Gattungen nach, beſtehen; theils, was für Rechtsſätze dabey gelten: ſo ſollte nun zwar, der in den Lehrbüchern des gemeinen Rechtes üblichen Methode zu Folge, jetzt von den verſchiedenen Vorzugsrechten, welche die Hypotheken unter ſich haben, gehandelt werden; allein, es wird nicht undienlich ſeyn, zugleich bey den Pfändern und Hypotheken oft vorkommenden Nebenverträge zu gedenken, zumal dergleichen in Beſtimmung der Rangordnung der Hypotheken unter einander, beſonders aber in die Ausübung des Pfandrechtes bey Veräußerung der Pfänder, einen Einfluß hat.

Die bey Beſtellung eines Pfandes oder einer Hypothek üblichen Nebenverträge ſind:

1. Der antichretiſche Contract, da dem Gläubiger das Pfand dergeſtalt eingegeben wird, daß er die ſämtlichen Nutzungen ohne alle Berechnung behalten, und ſolche ſtatt den Zinſen ſeines Capitales rechnen ſolle. (35) Allein dieſer Contract pflegt in den Gerichten nicht leicht in ſo fern zugelaſſen zu werden, als die ſämtlichen Nutzungen ohne Berechnung, und zwar nur auf die Zinſen, ſtipulirt worden ſind, indem darunter ein Wucher verborgen liegen kann. Vielmehr pflegt es, wie auch in den preußiſchen Staaten geſchieht, damit ſo gehalten zu werden, daß die

(34) *Böhmer*, l. c. §. 7. *Gothofred.* in notis ad l. 15. §. 1. D. de pign. & hypoth.

(35) Weſtphal, a. ang. O.

Revenüen treulich gezogen und berechnet werden müſſen, dergeſtalt, daß ſolche zuerſt auf Zinſen und Koſten, der Ueberſchuß aber, wenn er nicht etwa dem Schuldner verabfolget würde, auf das Capital gerechnet wird. Bey der gerichtlichen Immiſſion eines oder mehrerer Gläubiger, kömmt dieſer Contract ſtillſchweigend vor.

2. Eine zweyte Nebenverabredung kann darin beſtehen, daß der Pfandgläubiger, auf den Fall der vorenthaltenen Zahlung den Beſitz der Hypothek eigenmächtig ſolle ergreifen können. Allein, dieſe Verabredung wird für ungültig gehalten, und berechtiget den Gläubiger keinesweges zu der ausgemachten Selbſthülfe; (36) vielmehr, da dabey Gewalt und Mißbräuche vorgehen können, wenn der Gläubiger eigenmächtig zufahren wollte, muß die Erreichung des Beſitzes eines Pfandes oder einer Hypothek vor dem Richter nachgeſuchet werden; als wohin denn auch die Clauſel, wenn ſolche ja irgendwo vorkäme, nach den in den preuß. Landen, in Gemäßheit der Hypoth. und Concursordnung üblichen Rechten verſtanden zu werden pflegt. (*)

Von dieſer Nebenverabredung weicht die Uebereinkunft zwiſchen einem Gläubiger und Schuldner ab, wo dieſer declarirt, er wolle angeſehen werden, als wenn er die Hypothek Namens des Gläubigers bis auf ſo lange beſitze, als derſelbe nicht ſeine Bezahlung erhalten haben würde. Dieſer Vertrag wird das conſtitutum poſſeſſorium genannt.

3. Ein

(36) Weſtphal, §. 70.

(*) S. Hyp. und Conc. O. v. J. 1722, §. 25. Wie denn auch, ſelbſt nach den Meinungen der Rechtslehrer, dieſer Vertrag ſelbſt dahin verworfen wird, daß ſelbiger nicht einmal auf den Fall Statt hat, wenn ſo gar eine Sentenz gegen den Schuldner wäre gegeben worden, da dergleichen Executionsausübung zum Gerichtszwang gehört, deſſen ſich Privatperſonen zu ermächtigen keine Befugniß haben.

3. Ein dritter Nebenvertrag iſt, da der Schuldner verſpricht, daß, wofern er nicht zu der beſtimmten Zeit mit der Zahlung inne halten ſollte, er dem Gläubiger das Pfand zu ſeiner Befriedigung einräumen und überlaſſen wolle. Dieſer Contract wird auch Lex commiſſoria (ein Ueberlaſſungscontract) genannt. (37) Allein, in ſo fern dieſer Contract dahin abzielt, daß das Pfand dem Gläubiger zu einer gewiſſen Zeit ohne weitere Umſtände ſchlechterdings für die Schuld verfallen ſeyn ſolle, iſt derſelbe unerlaubt, wenigſtens nicht aller Orten zuläſſig. (38) Denn, da, der Regel nach, immer mehr Werth im Pfande iſt, als die Schuld beträgt, weil nämlich ſonſt die intendirte Sicherheit nicht ganz vorhanden ſeyn würde: ſo würde auf ſolche Weiſe der Schuldner öfters gezwungen ſeyn, ſeine vielleicht koſtbare Sache um ein Geringes dahin zu geben, und ſolchergeſtalt dem Wuchrer Thor und Thür geöffnet werden. Daher geſchieht es in Berlin, daß bey dem königl. Adreßhauſe die verfallenen Pfänder öffentlich verſteigert werden, und der Ueberſchuß den Schuldnern heraus gegeben wird; welches auch alſo bey den königl. Haupt- und andern Banken geſchieht, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe, des öffentlichen Verkaufes halber, die Gerichte requiriren, da dann der etwannige Ueberſchuß bey der Bancocaſſe ebenfalls heraus gegeben wird.

Eine Milderung dieſes Nebenvertrages kann ſeyn, wenn der Gläubiger ſich ſtipuliren läßt, daß das Pfand, wenn es nicht binnen einer gewiſſen Zeit wieder eingelöſet würde, ihm für den marktgängigen Preis, oder die Hypothek für den wahren abgeſchätzten Werth zuſtehen und überlaſſen werden ſolle, da er denn in dieſem Falle hernach dem Schuldner den Ueberſchuß heraus giebt. Doch aber, da auch

(37) Weſtphal, §. 71.
(38) *Stryck* de cautel. contract. Sect. 2, Cap. 4, §. 38.

auch in dieſem Falle dafür gehalten wird, (39) daß der Gläubiger auch einem andern, der mehr dafür zu geben erbötig iſt, ſolches überlaſſen müſſe: ſo ſieht man auch hiebey, wie ſich alles bey dem Pfandcontracte zum guten Treu und Glauben neiget, und eine gerichtliche Procedur zur öffentlichen Verſteigerung dabey allemal für beyde Theile das rathſamſte und ſicherſte iſt.

4. Ein vierter Nebenvertrag iſt, daß der Gläubiger, bey ermangelnder Zahlung, die Nutzung oder auch den Genießbrauch des Pfandſtückes auf eine gewiſſe Zeitlang in Zahlungsſtatt haben ſolle. (40) Denn ohne daß ſolches verſprochen worden, begeht der Pfandinhaber den ſo genannten Diebſtahl des Gebrauches (Furtum uſus.) (41)

5. Fünftens giebt es noch eine Art Nebenvertrag, welcher dahin geht: daß das Pfand verkauft werden könne. Dieſes klingt ſehr ſonderbar, da mir eine Hypothek oder ein Pfand ſo gut, wie nichts, hilft, wenn es nicht verkauft werden darf, mithin dergleichen Verabredung als eine natürliche Eigenſchaft im Pfandcontracte ſelbſt liegt. Allein, dieſes will ſo viel ſagen, daß, da nach den gemeinen Rechten, der Pfandgläubiger mancherley Umſtände unterworfen iſt, ehe zu dem wirklichen Verkauf geſchritten werden kann, wohin z. B. gehört, daß, wenn über denn ſofortigen Verkauf des Pfandſtückes nicht verabredet worden iſt, er den Schuldner erſt zur Zahlung mahnen, und alsdann von Zeit der Anmahnung nach den gemeinen Rechten, zwey Jahr lang mit dem Verkaufe warten muß, dieſe Duldungszeit und Weitſchweifigkeiten durch eine ſolche Verabredung hinweg fallen. (42) Auf gleichen Fuß läßt ſich

6. Sechs-

(39) *Stryck*, l. c.
(40) *Berger*, Lib. 3, Tit. 2, §. 16, Not. 4.
(41) *Joach. Decker* diſſ. de pign. & hypoth. Frf. V. 1660. §. 12.
(42) *Cph. Phil. Richter* tr. de pactis, Cap. 3, n. 23.

6. Sechstens, noch ein beſonderer dahin lautender Nebenvertrag: daß das Pfand nicht verkaufet werden ſolle, erklären. Denn auch dieſer widerſpricht der Natur des Pfandcontractes, und zwar von Seiten des Schuldners, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß er durch ſeine willkührliche Handlung dem andern ſein Recht auf die Sache (Jus reale) nicht benehmen kann; und von den Seiten des Gläubigers, daß dieſen die Execution ſeines Pfandrechtes fehlen würde, wenn er dem Verkaufrechte entſagen wollte; oder aber, wenn auch ein hypothekariſches Grundſtück von dem Schuldner verkauft würde, ihm doch ſeine Hypothekforderung darauf unbenommen bleibt.

7. Zum ſiebenten kann auch als ein in der Sache ſelbſt liegender Nebenvertrag angeſehen werden: der Wiederkaufcontract, welcher öfters zu einem doppelten Zweck errichtet wird, nämlich: 1) Damit der Widerverkäufer als Schuldner zu Geld gelange; und 2) der Wiederkäufer dadurch geſichert ſey, daß er die Wiederkaufſache bis zu der geſetzten Zeit, in welcher der Wiederkauf abläuft, beſitzt und nutzet, da ihm denn hernach daſſelbe Kaufgeld wiedergegeben wird. (*)

Die übrigen Gattungen, welche ſonſt noch zu den Nebenverträgen gerechnet werden, als z. B. daß das Pfand nicht wieder eingelöſet werden dürfe ꝛc. (43), verdienen keine Achtung, da ſie theils nicht gewöhnlich ſind, theils in dem Weſen des Pfandcontractes entweder ſelbſt liegen, oder anderer Seits der Natur deſſelben entgegen laufen.

(*) *Stryck* de cautel. contr. Sect. 2, Cap. 4, §. 27. ſqq.

(43) *Neguſantius*, Part. 4, n. 31, p. 258.

Ich wende mich zu der Betrachtung der Ordnung, wie die Hypotheken auf einander folgen. Wenn nämlich eine und dieſelbe Sache verſchiedenen Gläubigern verpfändet oder verhypotheciret worden iſt, und ſie mit mehrern geſetzlichen ſtillſchweigenden Hypotheken belegt iſt, ſo entſteht oft die Frage: Welche Schuld, welcher Gläubiger hat denn nun den Vorzug? Dabey finden nun hauptſächlich folgende drey Hauptregeln Statt. Die erſte iſt: Ein älteres Pfandrecht gleicher Art hat allemal vor dem jüngern einen Vorzug. Das Alter aber wird beurtheilt nach dem Datum, da die Obligation entſtanden iſt, nicht etwa nach dem Tage der verabredeten Wiederbezahlung oder Löſung der Obligation. (*) Die zweyte iſt: Eine privilegirte Hypothek geht allemal einer nicht privilegirten vor; und zwiſchen Hypotheken, welche gleiche privilegirte Vorzüge haben, geht es nach der Ordnung der Zeit. Die dritte iſt: Oeffentliche und beglaubte Hypotheke gegen den Privathypotheken vor; mithin haben vor öffentlichen nicht privilegirten nur öffentliche und beglaubte privilegirte Pfandrechte, die privilegirten Privatverpfändungen aber nur vor andern Privathypotheken den Vorzug.

Dabey giebt es aber auch falſche Regeln, und dieſe ſind: 1. Daß ſtillſchweigende Hypotheken allemal den ausdrücklichen, beſonders gerichtlichen und beglaubten, nachgehen müſſen. In dem Preußiſchen iſt es jedoch darin anders, wie weiter unten gezeigt werden wird. 2. Daß diejenige Forderung, welche an ſich einen Perſonalvorzug hat, das Vorrecht einer privilegirten Hypothek erlange, ſo bald der Gläubiger deswegen eine ausdrückliche Verpfändung erhält. 3. Daß die bey der letztern Verpfändung genommene ausdrückliche Verabredung, daß der Pfandgläubiger mit Veräuße-rung

(*) *Merlinus*, Lib. 4, Tit. I, Qu. 1, n. 2; Qu. 4, n. 37.

rung des Pfandes zu zufahren berechtiget ſeyn ſolle, oder die dem letztern Pfandgläubiger geſchehene Uebergabe des Pfandes demſelben einen Vorzug vor dem ältern Pfandrechte gebe. (44)

Aus allen dieſen theils angenommenen, theils verworfenen Regeln laſſen ſich die Vorzugs- oder Nachſtehungsrechte der Hypotheken leicht von ſelbſt beurtheilen. Solchemnach

I. gehen alle diejenigen vor, die neben dem geſetzlichen Vorrechte (Privilegium) eine ſtillſchweigende Hypothek haben. Alſo und zwar:

a) In Anſehung aller Güter oder des ganzen Vermögens bey einer ſtillſchweigenden Hypothek:

1. Der Fiscus, α) wegen der ihm gebührenden öffentlichen Abgaben; β) wegen der von ſeinen Admiminiſtratoren geſchehenden Vermögens-Verwaltung; und γ) wegen ſeiner mit andern geſchloſſenen Contracte oder eingegangenen Verbindungen, in dem nach geſchloſſenem Contracte oder nach eingegangener Verbindung erworbenen Vermögen des Schuldners. (45)

2. Die Ehefrau und ihre Kinder, in Anſehung des zurück zu foderuden Heurathsgutes; doch gehen die Kinder erſter Ehe, wenn ſie mit der Stiefmutter wegen des Dos ihrer rechten Mutter concurriren, der Stiefmutter und deren Kindern vor, weil ſie zwar gleiches, aber doch ein älteres Vorrecht haben. (46)

3. Die Pupillen und Minderjährige, ſo wie ſie oben benannt und unter den ſtillſchweigenden Pfandgläubigern aufgeführt worden ſind, in dem Vermögen ihrer Vormünder und Curatoren.

Die

(44) Weſtphal, §. 149, fgg.

(45) *Böhmer*, Lib. 20, Tit. 4, §. 2. *Hellfeld*, §. 1094.

(46) *Jo. Caſp. Brendel* diſſ. de privilegio dotis in concurſu creditorum. Viteb. 1687, §. 51.

Die Abweichung der königl. preußiſchen Rechte von dieſer nach den gemeinen Rechten geltenden Claſſification, kommen unten vor, wo die Claſſification nach preußiſchen Geſezen beſonders angeführt wird.

b) In Anſehung einer gewiſſen Sache oder Grundſtückes, dergeſtalt, daß der Pfandgläubiger ſolches ihm haftende Stück abſondern, und daraus vorzüglich ſeine Befriedigung nachſuchen kann. Und dahin gehören:

Zum erſten ſolche, denen bloß die ſtillſchweigende Hypothek zu ihrem Vorrechte vor andern unhypothekariſchen Gläubigern zuſteht; als:

4. Diejenigen, die zur Beſſerung eines Hauſes, (und unter andern in Holland auch zur Beſſerung eines Schiffes,) creditirt haben, (47) und die wirkliche Verwendung darthun können.

5. Diejenigen, welche aus einer Sache gewiſſe darauf haftende Laſten und Abgaben (Onera realia) zu ziehen haben.

6. Die Pupillen und Minorennen, mit deren Gelde die Sache gekauft worden iſt. (48)

Doch iſt in Anſehung dieſer ſtillſchweigenden Hypotheken (ausſchließlich derjenigen, welche dem Fiscus gebühret, und der wegen der gemeinen Laſten und Pflichten,) zu bemerken, daß ſie in den preußiſchen Landen, (49) wenn ſie nicht in Grund- und Hypothekenbücher eingetragen ſind, auf den für ſie, vermöge des geſetzlichen ſtillſchweigenden Unterpfandes verhafteten Grundſtücken der Vorzüglichkeit verlieren, und nach den Beſtimmungen des Corp. Jur. Frid. (50) den eingetragenen nachſtehen müſſen, da dann unter den

(47) *Voët.* Lib. 20, Tit. 4, n. 19.
(48) *Böhmer,* §. 4.
(49) Nach dem königl. Patent von 13 May 1781.
(50) Lib. 1, Part. 4, Tit. 12.

den eingetragenen bloß die Zeit der erfolgten Eintragung die Priorität beſtimmt.

Zum zweyten, ſolche Specialgläubiger, die mit einer beſondern ausdrücklichen Hypothek auf einer gewiſſen Sache, oder einem gewiſſen Grundſtücke, neben ihrem Vorrechte verſehen ſind. Und dahin werden gerechnet:

7. Diejenigen, welche ſchon vorher, ehe die Sache an den Schuldner gekommen iſt, eine Hypothek an derſelben Sache gehabt haben, immaßen dieſes alte Gläubiger ſind, deren Hypothek mit dem Grundſtücke, auf welchem ſolche bereits haftete, auf den neuen Acquirenten übergegangen iſt, und mithin in den Concurs des neuen Acquirenten, wegen der neuern nachher darauf von ihm contrahirten Hypotheken, ſich einzulaſſen nicht verbunden ſind.

8. Diejenigen, welche zur Erlangung einer öffentlichen Charge, oder des Soldatenſtandes dargeliehen haben. (51)

9. Diejenigen, welche zum Ankauf oder zur Erhaltung einer Sache geliehen haben.

10. Diejenigen, welche wegen der von ihnen verkauften Sache ſich, in Anſehung des nicht ganz oder zum Theil bezahlten Kaufgeldes, das Eigenthum oder die Hypothek vorbehalten haben. (52)

II. Nach den obigen folgen hienächſt diejenigen Gläubiger, deren Forderungen nur bloß mit einer Hypothek ohne beſonderes Vorrecht verſehen ſind; und zwar folgen ſie ſo, daß 1. die öffentlichen Hypotheken, 2. nach dieſen die Privathypotheken, jegliche dieſer beyden Claſſen aber unter ſich nach Ordnung der Zeit ihren Ort erhalten. Doch wird dieſer Unterſchied in den preußiſchen Landen nicht beobachtet; immaßen eine

(51) *Hellfeld*, §. 1094. *Voët*. Lib. 20, Tit. 4, n. 18.
(52) *Hellfeld*, l. c. und Lib. 18, Tit. 1, §. 1000.

ne Hypothek, ſie ſey eine öffentliche oder eine bloße Privathypothek, nur alsdann von Gültigkeit iſt, wenn ſie in das Grund- und Hypothekenbuch des Ortes, wo die Sache liegt, eingetragen iſt, da denn das Alter nicht nach dem beurtheilt wird, wenn der hypothekariſche Contract geſchloſſen, ſondern wenn er gehörigen Ortes zur Eintragung präſentirt und übergeben worden iſt.

Sonſt ſind noch folgende Sätze zur Beurtheilung der Ordnung, worin die Hypotheken auf einander folgen, zu bemerken.

1. Daß ſich von dem Alter einer Hypothek nichts reden noch gedenken laſſe, wenn es, α) in Anſehung einer ſtillſchweigenden Hypothek, nicht mit dem Grunde oder der Urſache der Schuld (Cauſa debendi) ſeine Richtigkeit hat, oder der errichtende Contract an und für ſich null und nichtig iſt; und β) in Anſehung der ausdrücklichen Hypotheken, zwar der Schuldcontract ſeine Richtigkeit hat, aber das Pfandrecht nicht gehörig conſtituirt worden iſt.

2. Daß bey einer mit einer Bedingung verhängten Schuld, die Bedingung, wenn ſie eintritt, ſo angeſehen wird, als ob ſolche ſchon wirklich zur Zeit des conſtituirten Pfandrechtes erfüllt geweſen wäre; nur muß die Erfüllung der Bedingung nicht bloß von der Willkühr des Schuldners abhängen, ſondern es muß ſelbige auch ohne ſeinen Willen in Erfüllung gehen können.

3. Daß, wenn die Priorität ſich nicht ausmachen läßt, ſodann der Gläubiger vorgezogen wird, der ſich außer ſeinem Pfandrechte noch dazu im Beſitze der ihm verpfändeten Sache befindet, und daß, wenn keiner im Beſitze iſt, derjenige nachſtehen muß, der keine Zeit ſeines Pfandrechtes nachweiſen kann. (53)

4. Daß

(53) *Hellfeld*, §. 1095.

4. Daß, wenn mehrere zu gleicher Zeit die Hypothek erhalten haben, ſie ein gleiches Recht genießen, und nach Proportion ihrer Schuldforderung an der Hypothek ihr Recht nehmen.

5. Daß ein nachſtehender hypothekariſcher Gläubiger die Priorität gewinnen könne, wenn er dem vorſtehenden Gläubiger Zahlung thut, oder, bey deſſen Weigerung, das Geld gerichtlich deponirt, welches man das Eintrittsrecht, oder auch das Darbiethungsrecht (Jus offerendi) nennt. (54) Der Hauptvortheil des Eintretungsrechtes aber beſteht darin, daß es von des in des vorhergehenden Gläubigers Stelle getretenen Creditors Willkühr nunmehr abhängt, ob das Pfandſtück zum Verkauf kommen ſolle, oder nicht. (55)

Was nun aber die Rangordnung der Hypotheken, oder vielmehr der im Vorhergehenden nach den gemeinen Rechten mit Vorzüglichkeit, oder theils ſtillſchweigenden, theils ausdrücklichen Hypotheken verſehenen Perſonen (56) nach königl. preußiſchen Geſetzen betrifft: ſo iſt in der neuen Proceßordnung, (57) die in ſieben Claſſen eingetheilte Folge der Gläubiger nachſtehendermaßen vorgeſchrieben worden.

I. Zur

(54) *Böhmer*, §. 7 & 11. Weſtphal, Cap. 7, §. 175.

(55) Weſtphal, §. 180.

(56) Man findet um der Verbindung willen nöthig, hier zu erörtern, in wie fern die in Obigen vorkommenden Perſonen auch ohne Hypothek bey entſtehenden Concurs claſſificiret werden. Auf andere Gläubiger, deren im Vorhergehenden nicht auf eine gewiſſe Weiſe gedacht worden iſt, kann man ſich hier, ohne allzu weitläuftig zu werden, nicht einlaſſen. Wem daran gelegen iſt, die Concursmäßige Claſſification der Gläubiger aller Art zu wiſſen, der ſehe hierüber das hier zum Grunde gelegte Corpus Juris Fridericianum, Tit. 12. des 4ten Th. des 1ſten Buches nach.

(57) Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 4, Tit. 12 §. 23, ſqq.

I. Zur erſten Claſſe gehören:

1. Die Ehefrau des Gemeinſchuldners, in Anſehung der bey der Verheurathung inferirten, oder während der Ehe ererbten, auch vom Gemeinſchuldner zum Brautgeſchenke oder zur Morgengabe erhaltenen, zur Zeit der Eröffnung des Concurſes noch in natura vorhandenen Sachen, weil ſie nämlich auf ſolche Sachen ihr Eigenthumsrecht ausübt. Von den Hochzeitgeſchenken erhält ſie an dieſem Orte nur die Hälfte als ihr Eigenthum, es wäre dann, daß ſolche, ihrer Beſchaffenheit nach, nur zum privativen Gebrauch, als z. B. mit Frauenzimmergeräthſchaften verſehene Toilette, Fächer, u. d. gl. beſtimmt ſeyn können, oder daß ſonſt ausgemittelt würde, daß ſolche nur allein der Ehefrau deſtinirt geweſen ſeyn. Die nach der Hochzeit erhaltenen Geſchenke aber werden nur als ein Eigenthum der Ehefrau betrachtet, in ſo fern ſie ſolche von andern, als ihrem Ehemanne, erhalten hat. Auch kann ſie auf diejenigen Sachen keinen Anſpruch machen, welche ſie während der Ehe erworben, ſelbſt in dem Falle, wenn ſie ein anderes Gewerbe, als ihr Ehemann getrieben hat. Unbewegliche Grundſtücke kann eine Ehefrau an dieſem ganz vorzüglichen Orte nur alsdann eigenthümlich fodern, wenn ſolche in dem Hypothekenbuche auf ihren Namen eingetragen ſtehen, und ſie entweder dieſe Grundſtücke vor der Verheurathung beſeſſen, oder während der Ehe ererbt, oder durch Schenkung, oder ſonſt aus beſonderem Rechte (Titulo ſingulari,) als z. B. Kauf, Vermächtniß, erhalten hat; oder, wenn ausgemittelt werden kann, daß ſolche von ihrem Vermögen bezahlt worden ſeyn. Es fallen aber alle dieſe Vindicationen hinweg, wenn die Ehegatten in Gemeinſchaft der Güter gelebt haben.

2. Die Kinder des Gemeinſchuldners, in Anſehung der ererbten, von ihren Pathen oder von andern,

als dem Gemeinſchuldner, geſchenkten, oder ſonſt eigenthümlich erworbenen Sachen, (welche auch oft unter dem Namen des Peculium verſtanden zu werden pflegen,) in ſo fern ſolche ebenfalls noch in natura vorhanden ſind. Die vom Gemeinſchuldner den Kindern gegebenen Geſchenke aber verbleiben denſelben nur alsdann, wenn ſie ſolche zur Ausſteuer erhalten haben, oder die Geſchenke in gewöhnlichen Kleidungsſtücken, Leibwäſche, und zu ihren Studien unentbehrlichen Büchern, beſtehen, oder, wenn nachgewieſen werden kann, daß ſolche ſchon vor der Zeit gegeben worden ſeyn, ehe der Gemeinſchuldner in den Verfall ſeines Vermögens gerathen iſt.

II. Zur zweyten Concursklaſſe gehören:

1. Fiscus, in Anſehung aller Arten der landesherrlichen Abgaben, zu deren Einrichtung der Gemeinſchuldner ſowohl für ſeine Perſon, als auch in der Qualität eines Beſitzers unbeweglicher Grundſtücke, verbunden geweſen iſt, doch nur in Anſehung eines zweyjährigen Rückſtandes, vom Tage des geöffneten Concurſes zurück gerechnet. Sind längere Rückſtände aufgeſchwollen, ſo werden ſie, wenn ſolche auf die Grundſtücke eingetragen worden ſind, nach dem Alter der Eintragung, ſonſt aber, wie unten mit mehrerm gedacht werden wird, in die vierte Claſſe angeſetzt.

2. Alle beſtändig fortlaufende Laſten und Pflichten, welche, nach den Verfaſſungen jeden Ortes, Kreiſes oder Provinz, von dem Gemeinſchuldner an Kreiscaſſen, Kämmereyen, Guthsherrſchaften, oder an Kirchen und Schulbediente zu entrichten ſind, jedoch überall unter der bey vorſtehendem Puncte bemerkten Einſchränkung. (58) Es ſind aber unter dieſen Oneribus realibus nur ſolche zu verſtehen, die einer gewiſſen Claſſe von Grundſtücken in einem Orte, Kreiſe oder Pro-

(58) Corp. Jur. Frid. l. c. §. 34,

Provinz, dergeſtalt gemein ſind, daß ſie, der Regel nach, alle zu dieſer Claſſe gehörige Grundſtücke afficiren, und daher ein jeder, welcher dergleichen Grundſtück acquiriren, oder Gelder darauf herleihen will, es wiſſen kann, daß von demſelben ſolche Onera präſtiret werden müſſen. (59)

3. Die Beyträge zu den Feuerſocietätscaſſen; jedoch auch, daß ſie nicht früher als zwey Jahr vor dem Ausbruche des Concurſes ausgeſchrieben ſeyn müſſen.

4. Der Fiscus, in dem Falle, wenn der Gemeinſchuldner bey einer königlichen Caſſe als Rendant, Controleur, Schreiber, Diener, oder Bote, angeſtellt geweſen iſt, und ſich bey dieſer Caſſe ein dem Gemeinſchuldner zur Laſt fallender Defect ereignet. In wie fern aber das dem Fiscus in dem Vermögen der Caſſenbedienten zuſtehende Vorzugsrecht auch auf die zu deren Creditmaſſen gehörige Grundſtücke ſich erſtrecke, läßt ſich aus der allgemeinen Hypotheken- und Concursordnung v. J. 1722, und deren §. 135, nach dem demſelben unter dem Buchſtaben Q angeregten Edict v. 4. Nov. 1713, (60) dahin erkennen: daß er in der Receptoren Gütern (beweg- und unbeweglich), ſie mögen belegen ſeyn wo ſie wollen, vor allen Creditoren, es haben dieſelben ſonſt Privilegia, wie ſie mögen, keine ausgenommen, die Präferenz und den Vorzug unſtreitig behalten und genießen ſolle. Indeſſen iſt, damit dieſes Vorzugsrecht den Gläubigern des Beſitzers zur Wiſſenſchaft komme, in dem Circulare v. 31. Mart, und Reſcript vom 13. Apr. 1772 (61) verordnet, daß jedesmal, ſo oft als der Bediente ange-

(59) Circulare an ſämtliche Regierungen und Ober-Landes-Juſtiz-Collegia, d. d. Berlin, d. 19. Mart. 1782, §. 6, n. 13.

(60) Desgleichen nach dem Edict v. 3. Aug. 1769.

(61) Siehe Samml. der Edikte v. J. 1772, Col. 125 und 142.

angenommen worden, mit eigentlicher Benennung dieſes Zeitpunktes, den Gerichten, worunter die Grundſtücke des Caſſenbedienten belegen ſind, oder den Landſchaften, wozu ſie gehören, die Beſtellungen mit Anzeige des Edictmäßigen Erfolges bekannt gemacht und in das Hypothekenbuch eingetragen werden müſſen.

5. Diejenigen, welche vom Gemeinſchuldner zur Sicherſtellung ihrer Forderungen ein handhabendes Pfand erhalten haben, wenn ſie ſolches zur Zeit der Concourseröffnung noch in ihrer Gewahrſame, oder auf ihre Veranlaſſung im gerichtlichen Depoſitum befindet. Doch gilt dieſes, in Anſehung der etwa in Activkapitalien beſtehenden Pfänder, nicht anders, als wenn das über das Activkapital lautende Schuldinſtrument, oder die über das Activum ausgeſtellte Obligation, im Original dem Pfandgläubigern eingehändigt worden iſt, und bedarf es übrigens bey ingroſſirten Forderungen keiner Eintragung der Verpfändung in die gerichtlichen Conſens- oder Lager- und Hypothekenbücher, immaßen der bloße Beſitz des beſagten Originales zur Erlangung des Pfand- oder Hypothekenrechtes hinreichend iſt. Unter dergleichen handhabende Pfänder aber werden nicht gerechnet: ein Immobile, oder eine demſelben gleich zu achtende Gerechtigkeit, wenn auch ſo gar der Beſitz eingeräumet worden wäre. Ein jeder in jetzt gedachter Art qualificirter Pfandgläubiger erhält von dem durch die Verſilberung oder Einziehung des Pfandes eingehenden Gelde, wegen ſeines Capitales und ſämtlicher bis zum Tage der erfolgenden Bezahlung aufgelaufenen Zinſen und ihm zu vergütigenden Koſten, ſo weit ſolches zureicht, ſeine völlige Befriedigung. Kann hingegen ein Pfandgläubiger aus dem Werthe des Pfandes ſeine völlige Befriedigung nicht erhalten, ſo kömmt es, wegen des fehlenden Quantum darauf an, ob ſeine

Forderung ſonſt mit einem beſondern Vorrechte begabt iſt, widrigenfalls ſolche zur letzten Claſſe gehört; und verbleibt es in Anſehung der Zinſenrückſtände bey der allgemeinen Diſpoſition, nach welcher nur ein Zinſenrückſtand von zween Jahren vor eröffnetem Concurs paſſiret.

6. Diejenigen, welche dem Gemeinſchuldner ein Grundſtück vermiethet oder verpachtet haben, und zwar nicht allein in Anſehung der rückſtändigen Miethe oder Pacht, ſondern auch in Anſehung des zugefügten Schadens, der fehlenden Inventarienſtücke, und überhaupt aller aus dem Mieth- oder Pachtcontracte fließenden Verbindlichkeiten, in ſo fern die zur Zeit der Concurseröffnung in dem vermietheten oder verpachteten Grundſtücke befindlichen Effecten des Gemeinſchuldners zur Befriedigung des Vermiethers oder Verpachters hinreichend ſind; woraus denn auch folgt, daß wenn letzterer den Gemeinſchuldner hat ausziehen laſſen, ohne das Rückbehaltungsrecht auszuüben, dieſes Vorzugsrecht aufhört.

7. Die den Pfandgläubigern gleich zu achtenden Schiffer und Fuhrleute, wegen der zu fordern habenden Fracht, Zollgelder oder andern baren Auslagen, in ſo fern die transportirten Waaren ſich zur Zeit des eröffneten Concurſes noch in ihrer Gewahrſame, oder auf dem Acciſeamte, beſinden, und zu ihrer Befriedigung hinreichend ſind.

Alle jetzt erwähnte, zur zweyten Claſſe gehörige Forderungen folgen in der oben geſetzten Ordnung auf einander, außer daß die in No. 5, 6 und 7 bemerkten Pfandgläubiger auf die bey No. 5 gedachte Art vorzüglich befriediget werden. Uebrigens wird, wenn die Creditmaſſe nur ſo weit hinreicht, daß auf die ein gleiches Vorzugsrecht habenden Forderungen nur ein zu ihrer völligen Befriedigung unzureichendes Quantum

tum diſtribuirt werden kann, dieſes Quantum tributariſch vertheilet.

III. Zur dritten Claſſe werden alle diejenige gerechnet, welche auf den zur Maſſe gehörigen Grundſtücken nach Vorſchrift der Hypothekenordnung eingetragene Forderungen haben. Die Zeit der erfolgten Eintragung beſtimmt die Ordnung, in welcher ſolche auf einander folgen, ohne daß auf deren Urſprung oder die ihnen ſonſt anklebenden Vorzugsrechte, Rückſicht genommen werden darf. Sind mehrere Forderungen zu gleicher Zeit ingroſſirt, ſo concurriren dieſe unter ſich mit gleichem Rechte in tributum. Es wird alſo nicht darauf geachtet, ob die eingetragenen Forderungen mit einer General- oder nur mit einer Specialhypothek, oder mit beyden zugleich verſehen ſind; wie denn auch der von dem Gemeinſchuldner eingeräumte Beſitz, oder eine erhaltene Immiſſion, kein Vorzugsrecht bewirkt.

Wenn das Kaufgeld eines Grundſtückes zur Berichtigung der darauf ingroſſirten Forderungen nicht zureicht: ſo können die Inhaber der ausfallenden eingetragenen Capitalien, auch ſelbſt in dem Falle, wenn ſie mit einer Generalhypothek verſehen ſind, aus dem Mobiliarvermögen in dieſer Claſſe ihre Befriedigung nicht verlangen, ſondern ſie werden, wenn ihnen nach der Qualität ihrer Forderungen nicht ein anderweites Vorzugsrecht gebührt, in der vierten Claſſe lociret, in ſo fern ihre hypothekariſche Rechte nicht etwa von einem vorhergehenden Beſitzer des Grundſtückes conſtituirt, und von den Gemeinſchuldner oder deſſen Erblaſſer nur übernommen worden ſind, indem in ſolchem Falle wegen des Ausfalles kein Anſpruch an die Creditmaſſe Statt findet.

IV. Zur vierten Claſſe werden gerechnet:

1. Fiscus, in Anſehung der Anforderungen an den Gemeinſchuldner, in ſo fern keiner der oben bemerkten Fälle eintritt, und den Gerechtſamen des Fis-

cus nicht durch Cautionsbeſtellung ein Platz in der zweyten, oder durch die Eintragung auf die Grundſtücke des Gemeinſchuldners, eine Stelle in der dritten Claſſe verſchaffet worden iſt. Mithin gehören hieher: a) Die mehr als zweyjährigen Rückſtände der landesherrlichen Abgaben. b) Dasjenige, was der Gemeinſchuldner dem Fiscus wegen beſtellter Caution ſchuldig iſt, in ſo fern weder eine Verpfändung noch Eintragung erfolgt iſt. c) Die einem Officianten, der kein Caſſenbedienter geweſen iſt, anvertrauten Gelder. d) Wenn der Gemeinſchuldner eine Pachtung landesherrlicher Grundſtücke übernommen hat, die rückſtändigen Pachtgelder, imgleichen die Mängel des Inventarium und der Deteriorationen an den verpachteten Gütern ſelbſt, in ſo fern ſolche nicht durch die beſtellte Caution getilget werden können, oder der Pachtcontrakt nicht hypothekariſch auf des Pachters etwannige eigenthümliche Grundſtücke eingetragen iſt. e) Die einem Entrepreneur, Fabrikanten oder Lieferanten gegebenen Vorſchüſſe, und überhaupt alles, was Fiscus von dem Gemeinſchuldner zu fordern hat; nur allein die Geldſtrafen ausgenommen, welche erſt nach Befriedigung der Gläubiger aus der ſiebenten oder letzten Claſſe, hienächſt aus der etwa noch übrig bleibenden Creditmaſſe getilget werden.

Jedoch hat die königliche Bank, welche die Rechte des Fiscus genießt, auf das in dieſer Claſſe und ſonſt dem Fiscus beygelegte Vorzugsrecht, in Anſehung ihrer kaufmänniſchen Geſchäfte, Verzicht gethan, und ſich ſolches nur in Anſehung ihrer Officianten vorbehalten. Dahingegen gebühren der prinzlichen Geſamtkammer mit den königlichen Kammern und den Regimentskaſſen, imgleichen den gerichtlichen Salariencaſſen, mit den königlichen Caſſen gleiche Vorzugsrechte; und wenn verſchiedene dieſer Caſſen concurriren, ſo haben diejenigen den Vorzug, welchen der Gemein-

meinſchuldner zuerſt wegen ſeines Dienſtes, oder geſchloſſenen Contractes, oder erhaltener Vorſchüſſe, oder ſchuldigen Leiſtungen und Abgaben (Praeſtanda) verhaftet geweſen iſt.

2. Die mehr als zweyjährigen Rückſtände der in der zweyten Claſſe benannten beſtändigen Laſten und Pflichten, und der daſelbſt erwähnten Beyträge zu den Feuer-Societäts-Caſſen, welche ſowohl unter einander als in Concurrenz mit den übrigen zu dieſer Claſſe gehörigen Forderungen, nach den Datis geordnet werden, da ſolche von dem Gemeinſchuldner hätten entrichtet werden ſollen.

3. Die landſchaftlichen, Kreis- oder Kämmerey-Caſſen, imgleichen Domcapitel, Collegiatſtifte, Klöſter, Kirchen, Schulen, und andere milde Stiftungen, wenn dem Gemeinſchuldner die Adminiſtration oder Aufbewahrung ihrer Gelder oder anderer Vermögens-Stücke überlaſſen worden iſt, und hienächſt Defecte entſtanden ſind, zu deren Berichtigung keine beſſere Sicherheit durch Pfand oder Eintragung beſtellt worden iſt. Dieſes Vorzugsrecht aber wird, bey ſich ereignender Concurrenz, nach dem Tage beurtheilet, da der Gemeinſchuldner ſeinen Dienſt angetreten, oder die Adminiſtration übernommen hat.

4. Die Ehefrau, in Anſehung ihres Eingebrachten ohne Unterſchied, ob ſolches zu dem Dos oder zu den Paraphernalien zu rechnen iſt, in ſo fern ſie nicht die noch vorhandenen Effecten, wie oben erwähnt iſt, vindiciren kann, oder durch die Ingroſſation einen Platz in der dritten Claſſe erhalten hat. Hieher wird auch gerechnet alles, was ihr an Morgengabe verſchrieben worden iſt, imgleichen was ſie an Geſchenken, nach Anleitung deſſen, was oben zur erſten Claſſe, bey No. 1 angeführt worden iſt, wenn ſolche in natura vorhanden geweſen, hätte vindiciren können.

Wenn nach der Eheſtiftung, oder den obwaltenden ſtatutariſchen Rechten, eine wechſelſeitige Erbfolge in Anſehung des ganzen Vermögens, oder eines Theiles deſſelben, beſtimmt iſt, und der Gemeinſchuldner befindet ſich noch am Leben, ſo kann die Ehefrau die Herausgabe ihres Vermögens, in ſo fern ſolches nach ihrem Tode dem Gemeinſchuldner zufallen würde, nur gegen beſtellte hinlängliche Sicherheit verlangen, oder ſie muß ſich damit begnügen, daß ein zu ihrer Befriedigung hinreichendes Capital, bis zur Trennung der Ehe, in der Maſſe zurück bleibe, wovon ihr aber die Zinſen verabfolget werden.

Soll nach der Eheſtiftung, die Ehefrau, ſtatt der Zurückgabe des Eingebrachten, ein gewiſſes Leibgedinge oder Alimentationsquantum erhalten: ſo kann ſie zwar ihr Eingebrachtes nicht zurück fordern, hingegen aber darauf dringen, daß ein zur Berichtigung der ihr verſprochenen jährlichen Hebung hinreichendes Capital an dieſem Orte ausgeſetzt, und ihr der Genuß der Zinſen überlaſſen werde. Leben ſie in Gemeinſchaft der Güter, ſo kann die Ehefrau nur erſt nach Berichtigung aller Schulden ihre Befriedigung verlangen.

Wenn eine Ehefrau mit ihrem Ehemanne, vermöge beſonders errichteten Societätscontractes, eine gemeinſchaftliche Handlung geführt hat, ſo iſt ſie nicht ſchuldig, ſich, ihres Antheiles an der Societät halber, in den Concurs mit einzulaſſen, ſondern ſie kann ihren Antheil, nachdem ſie die Paſſivſchulden der Societät pro rata in Abzug zu bringen gehabt, für ſich behalten, und nach der Uebereinkunft mit dem Manne und deſſen Gläubiger, oder dem Curator der Creditmaſſe, entweder eine Naturaltheilung des Waarenlagers und der Geräthſchaften vornehmen, um den Verkauf des dem im Concurs verſunkenen Ehemanne als Geſellſchafter gebührenden Antheiles an den Meiſtbiethenden geſchehen zu laſſen; oder ſie kann darauf antra-

antragen, daß ihr dieſer Antheil, nach einer genauen durch Sachverſtändige anzufertigenden gerichtlichen Taxe, überlaſſen werde. Dieſes alles wird jedoch nicht auf den Fall ausgedehnt, wenn die Ehefrau ihrem Ehemanne nur als Gehülfin in ſeiner Handlung beygeſtanden hat. Wenn indeſſen ausgemittelt werden kann, daß die Ehefrau, in ihres Mannes Abweſenheit, deſſen Vermögen eine geraume Zeit hindurch übel verwaltet, oder ihn zu beträchtlichen unnöthigen Ausgaben verleitet hat, ſo muß eine ſolche Ehefrau mit allen ſonſt in dieſer Claſſe anzuſetzenden Gebührniſſen, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, allen Gläubigern nachſtehen; und dieſes findet auch alsdann Statt, wenn ſie und ihr Ehemann einen größern Aufwand, als ihr Stand erforderte, gemacht haben; in ſo fern nämlich ſie nicht überzeugend nachweiſen kann, daß ſie, obwohl vergeblich, alle Mühe angewandt habe, ihren Ehemann davon abzuhalten. Uebrigens kann ſie das ihr in dieſer Claſſe verliehene Vorzugsrecht cediren; und wenn ſie verſtorben iſt, treten ihre Diſcendenten, in jedem Falle, in ihre Rechte, da hingegen dieſes in Anſehung anderer Erben nur alsdann Statt findet, wenn die Erblaſſerin zur Zeit des eröffneten Concurſes noch am Leben geweſen iſt. Wenn aber die Ceſſionarien oder Deſcendenten einer verſtorbenen Ehefrau mit einer nachherigen Gattin des Gemeinſchuldners concurriren, ſo haben erſtere jederzeit den Vorzug. Und eine geſchiedene Ehefrau kann dieſes Vorzugsrecht nur dadurch conſerviren, wenn ſie unverzüglich nach Trennung der Ehe, ihre Illata gerichtlich zurück fordern, und, bevor ſie ſolche erhalten können, der Concurs eröffnet wird, da ſie alsdann auch der nachherigen Ehegenoſſin des Gemeinſchuldners vorgehet.

Wenn Ehefrauen, oder deren Ceſſionarien und Deſcendenten mit andern zu dieſer Claſſe gehörigen

Forderungen concurriren, ſo wird der erſtern Vorzugsrecht vom Hochzeittage an gerechnet, in ſo fern nämlich nicht ausgemittelt werden kann, daß das Vermögen der Ehefrau ganz oder zum Theil ſpäter dem Gemeinſchuldner eingebracht worden, in welchem Falle das Vorzugsrecht einer jeden Forderung vom Tage der Illation den Anfang nimmt.

5. Die Kinder des Gemeinſchuldners, in Anſehung derjenigen Vermögensſtücke, welche ſie in der erſten Concursclaſſe zu vindiciren berechtigt ſind, die aber zur Zeit des eröffneten Conſurſes nicht mehr vorhanden geweſen. Dieſes Vorzugsrecht richtet ſich nach der Zeit, da der Vater das Vermögen der Kinder nach ſich genommen hat.

6. Unmündige, Minderjährige, Blödſinnige, Verſchwender, (nämlich ſolche, die gerichtlich dafür, nach unterſuchter Sache, erklärt und unter Curatel geſetzt worden ſind,) und Abweſende, wenn dem Gemeinſchuldner die Vormundſchaft oder Curatel übertragen geweſen, oder derſelbe ſich die Verwaltung ihres Vermögens angemaßt hat, in Anſehung aller dem Gemeinſchuldner, ſolchen Vermögens halber, zur Laſt fallenden Defecte, in ſo fern nicht durch Eintragung der Vormundſchaft oder Curatel, und alſo nicht durch Conſtituirung einer ausdrücklichen Hypothek, eine vorzügliche Sicherheit verſchaffet worden iſt. Dieſes Vorzugsrecht wird von dem Tage der übernommenen Vormundſchaft oder Curatel, oder von der Zeit an, da der Gemeinſchuldner ſich das Vermögen angemaßt hat, gerechnet.

7. Minderjährige, und mit ihnen gleiche Rechte habende Perſonen, in ſo fern die ihnen eigenthümlich zuſtehenden Gelder von dem Gemeinſchuldner zum Ankauf eines Grundſtückes angewandt worden ſind, und dieſes Grundſtück zur Zeit des ausgebrochenen Concurſes ſich in der Maſſe befunden hat; welches Vorzugs-

recht

recht von dem Tage der geſchehenen Verwendung an zu rechnen iſt.

8. Die einem Officier zu einer Equipage, mit Conſens des Chefs gegebenen und zu dieſem Behuf verwendeten Vorſchüſſen, ohne Rückſicht, ob die erſte Equipirung, oder die Wiederanſchaffung der im Kriege verloren gegangenen Equipage, davon beſtritten worden iſt; und wird die Priorität ſolcher Vorſchüſſe nach dem Datum des Conſenſes beſtimmet.

9. Diejenigen, welche vor Ausbruch des Concurſes zum Aufbau oder zur Verbeſſerung der zur Maſſe gehörigen Gebäude, oder Schiffe, Materialien geliefert, Arbeiten gethan, oder Gelder vorgeſchoſſen haben, welche auch zu dieſem Behuf verwendet worden ſind. Bey entſtehender Concurrenz beſtimmt die Zeit des gegebenen Vorſchuſſes, oder des geſchloſſenen Contractes, das Vorzugsrecht einer jeder Forderung dieſer Art.

10. Gleiches Vorrecht haben in eben dieſer Maſſe die Vorſchüſſe und Lieferungen zur Ergänzung oder Vermehrung des Vieh- und Feldinventarium, zum Retabliſſement der Unterthanen, zur Anſchaffung des Saat- Brod- und Futterkornes auf den Landgütern, zur Abtragung der auf den Gütern haftenden Laſten, oder davon zu entrichtenden Brandſchatzungen.

Sind jedoch die Gebäude, Schiffe oder Güter, wodurch die unter beyden vorſtehenden Numern, 9 und 10, erwähnten Anſprüchen veranlaſſet worden ſind, zur Zeit des ausgebrochenen Concurſes nicht mehr in der Maſſe befindlich, ſo gehört dieſe Art Forderungen zur letzten Claſſe.

11. Die Aſſecuranz-Compagnie, oder andere Verſicherer, in Anſehung der ihnen gebührenden Prämien der verſicherten Schiffe oder Waaren, wenn ſolche zur Zeit des ausgebrochenen Concurſes noch in des Gemeinſchuldners Vermögen vorhanden geweſen ſind.

Das

Das Datum der erfolgten Verſicherung beſtimmt, an welchem Orte in dieſer Claſſe die Prämie locirt werden müſſe.

Wenn mehrere zu dieſer Claſſe gehörige Forderungen concurriren, ſo werden die unter No. 1. erwähnten Anſprüche des Fiscus und der daſelbſt benannten Caſſen vorzüglich befriediget. In Anſehung aller übrigen Forderungen dieſer Claſſe aber beſtimmt die bey einer jeden derſelben bemerkte Zeit der Entſtehung ihres Vorzugsrechtes, die Ordnung, nach welcher ſie ſämtlich einander folgen, ſo, daß ohne Rückſicht auf den verſchiedenen Grund der Priorität, jederzeit die jüngere der ältern weichen muß, und Forderungen, deren Vorzugsrechte zu gleicher Zeit ihren Anfang genommen haben, tributariſch befriediget werden.

Ein Beyſpiel hievon würde dieſes ſeyn: Das auf dieſe Claſſe kommende Geld betrüge 900 Rthlr.

Darauf wären angeſetzt:

Zu No. 1. der Fiscus, mit vergriffenen Caſſengeldern, à — — — — 200 Rthlr.

Zu No. 4. die Ehefrau mit ihren d. 20. Oct. 1781 eingebrachten Illatis, à — 300 Rthlr.

Zu No. 8. das zur Equipage vorgeſchoſſene Geld mit dem d. 20. Oct. 1781 ertheilten Conſens des Chefs, — — — — 500 Rthlr.

Summa 1000 Rthlr.

Hiezu aber ſind nur — — 900 Rthlr. in der Creditmaſſe vorhanden,

ſo iſt der Ausfall 100 Rthlr.

Von dieſen Ausfall trägt Fiscus nichts, ſondern bekömmt ſeine — — — 200 Rthlr.

Die Ehefrau, zu No. 4, und der Gläubiger, welcher zur Equipage vorgeſchoſſen hat, zu No. 8, ſind von einem Tage; mithin, da ſie pro rata gehen, erhält jene 262 Rthlr. 12 Gr.

und dieſer 437 Rthlr. 12 Gr. 700 Rthlr.

betrágt 900 Rthlr.

Dieſe

Dieſe Claſſe könnte man auch vorzugsweiſe die Claſſe der ſtillſchweigenden Hypotheken nennen. (62)

V. Zur fünften Claſſe gehören:

1. Die wirklich in das Land- und Hypotheken- oder Grund- und Lagerbuch eingetragenen hypothekariſchen Gläubiger, mit dem Ausfall an ihren Forderungen, wenn die Kaufgelder des Grundſtückes, worauf ſie eingetragen ſind, in ihrer Befriedigung in der dritten Claſſe nicht hinreichen, (63) und zwar ohne Unterſchied, ob in den Schuldverſchreibungen die General- oder Specialhypothek conſtituirt worden. Concurriren aber Forderungen dieſer Art unter ſich, oder mit andern zu dieſer Claſſe gehörigen, ſo beſtimmt das Datum der erfolgten gerichtlichen Beſtätigung, wo dergleichen in Verbindung mit der Eintragung erforderlich iſt, ſonſt aber die Eintragung nur allein, den Ort, an welchem ſie zu lociren ſind; in Anſehung der von dem Gemeinſchuldner oder deſſen Erblaſſer nur mit einem Grundſtücke übernommenen, darauf bereits ingroſſirten Obligationen aber fällt auch hier wegen des Ausfalles aller Anſpruch an die Creditmaſſe hinweg. (64)

2. Die vermöge beſonderer Contracte, oder teſtamentariſcher Diſpoſitionen, auf den zur Maſſe gehörigen Grundſtücken haftenden jährlichen Abgaben, in ſo fern ihnen durch die Eintragung nicht ein vorzüglicheres Recht verſchaffet worden; und wird das zu Berichtigung ſolcher Forderungen erforderliche Capital in dieſer

(62) Nach der aus dem königl. Patent v. 13. May 1781 entſpringenden Idee. S. neue Samml. der Edicte, v. J. 1781, Col. 301.

(63) Königl. preußiſches Circulare an ſämtliche Regierungen und Ober-Landes-Juſtiz-Collegia, d. d. Berlin, d. 19. Mart. 1782, §. 6, n. 14.

(64) Corp. Jur. Frid. l. c. §. 54 und 81.

dieſer Claſſe nach dem Datum der Entſtehung des Rechtes der ſtillſchweigenden Hypothek geordnet.

3. Die Erben einer verſtorbenen Ehefrau des Gemeinſchuldners, in ſo fern ſolche nicht zu den Deſcendenten gehören, in Anſehung alles desjenigen, was deren Erblaſſerin, wenn ſie den Ausbruch des Concurſes erlebt hätte, in der vorhergehenden Claſſe erhalten haben würde; und wird die Präferenz nach demjenigen beſtimmet, was oben in der vierten Claſſe, bey No. 4. am Ende angemerkt worden iſt. Ein gleiches findet auch in Anſehung der geſchiedenen Ehefrau Statt, in ſo fern dieſe ihr Vorzugsrecht auf die an jetzt gedachtem Orte beſchriebenerweiſe conſervirt hat.

4. Die Ehefrau des Gemeinſchuldners, wegen ihrer Receptitien, in ſo fern ſie ſolche demſelben nicht zinsbar überlaſſen hat. Iſt dieſes geſchehen, ſo kömmt es blos darauf an, welche Sicherheit ſie ſich ſonſt hat beſtellen laſſen. Das Vorzugsrecht der Receptitien aber richtet ſich, an dieſem Orte, nach dem Tage, da der Gemeinſchuldner ſolche nach ſich genommen, oder in Adminiſtration erhalten hat, und haben hierunter die Erben der Ehefrau ohne Ausnahme mit demſelben gleichte Rechte; wie denn auch in Anſehung der geſchiedenen Ehefrau ein gleiches Statt findet.

5. Die Ehefrau des Gemeinſchuldners, in Anſehung des in pactis antenuptialibus ihr verſchriebenen Gegenvermächtniſſes, Witthumsgeldes, oder anderer Heurathsgewinſte (Lucra nuptialia), ohne Rückſicht auf das Verhältniß, in welchem ſolche mit dem Eingebrachten ſtehen. Der Tag der vollzogenen Heurath beſtimmt den in dieſer Claſſe anzuweiſenden Ort. Iſt der Gemeinſchuldner noch am Leben, ſo kann die Ehefrau darauf dringen, daß ein zu ihrer Befriedigung hinreichendes Quantum hier ausgeſetzt werde, von welchem die Zinſen jedoch bis zum Abſterben des Ehemannes zur Creditmaſſe fließen.

6. Dom-

6. Domcapitel, Kirchen, Schulen, Hoſpitäler, und andere milde Stiftungen, imgleichen Kreiscaſſen und Kämmereyen, wenn ſie mit dem Gemeinſchuldner contrahirt haben, in Anſehung der gegebenen Vorſchüſſe, oder der aus dem Contracte fließenden Verbindlichkeiten, in ſo fern ſie ſich keine beſſere Sicherheit haben beſtellen laſſen. Forderungen dieſer Art werden nach dem Datum des Contractes geordnet.

7. Diejenigen, welche wegen der wider den Gemeinſchuldner rechtskräftig erſtrittenen Forderungen vor ausgebrochenem Concurs, in deſſen Grundſtück immittirt worden ſind, oder die Verſiegelung oder Auspfändung ſeines Mobiliarvermögens extrahirt haben; und wird das Vorzugsrecht nach dem Tage der erfolgten Immiſſion, Verſiegelung oder Auspfändung, beſtimmet.

8. Wenn der Gemeinſchuldner eine Wittwe oder geſchiedene Ehefrau geheurathet hat, ehe ſie mit ihren Kindern erſter Ehe Richtigkeit gemacht und deren Vermögen gehörig ausgeantwortet hat, ſo erhalten letztere, wenn ihre Mutter ſie zu befriedigen nicht im Stande iſt, ein ſtillſchweigendes Pfandrecht in dem Vermögen des Stiefvaters, welches in dieſer Claſſe nach dem Tage ſeiner Verheurathung geordnet wird.

Sämtliche zu dieſer Claſſe gehörige Forderungen werden ebenfalls nach der beſtimmten Entſtehung ihres Vorzugsrechtes geordnet, ohne auf den verſchiedenen Grund deſſelben Rückſicht zu nehmen, ſo daß jederzeit die jüngere der ältern nachſtehen muß, und die zu gleicher Zeit entſtandenen tributariſch angeſetzt werden.

VI. Zur ſechſten Claſſe werden gerechnet:

1. Diejenigen, welche dem Gemeinſchuldner Sachen in Verwahrung gegeben, geliehen, oder verpfändet haben, oder wenn Effecten durch Diebſtahl oder auf andere unerlaubte Art in des Gemeinſchuldners Gewahrſame gekommen ſind, in ſo fern ſolche nicht mehr

in natura zu erhalten ſtehen, ſondern nur deren Werth aus der Maſſe zu vergütigen iſt.

2. Diejenigen, welche dem Gemeinſchuldner Grundſtücke verkauft und übergeben, die Kaufgelder aber entweder ganz, oder zum Theil nicht erhalten, und dieſe Rückſtände nicht in das Hypothekenbuch haben eintragen laſſen.

3. Erbegelder, welche ein Erbe dem andern gegen Uebernahme der zur Erbſchaft gehörigen Immobilien oder Mobilien zu zahlen verbunden iſt, in ſo fern deshalb keine beſſere Sicherheit beſtellt worden iſt.

Sämtliche Forderungen dieſer Claſſe concurriren in tributum, theils unter ſich, theils mit den hier nicht angeführten, in gegenwärtige Materie nicht genug einfließenden übrigen Concurspoſten, und findet unter ihnen kein Vorzug Statt.

VII. Zur ſiebenten und letzten, nur eine tributariſche Theilung gewinnenden Claſſe gehören:

1. Die Conventional-Hypotheken, oder ſolche, die bloß verabredet, aber nicht auf Grundſtücke als conſtituirte Pfandrechte eingetragen worden ſind.

2. Alle übrige, blos handſchriftliche und andere Forderungen, die durch kein Vorzugsrecht unterſtützet werden, und welche hier anzuführen, außer dem geſetzten Ziele unſers Gegenſtandes iſt, da ſie, nach der obigen Abhandlung, auch in den gemeinen Rechten mit keiner Hypothek verſehen ſind.

Wenn man einſehen will, was für gerichtliche Klagen aus dem Pfandcontracte, nicht nur für den Schuldner als Verpfänder, ſondern auch für den Gläubiger als Pfandinhaber, entſpringen, ſo muß man die Rechte und Pflichten beyder Theile in Erwägung ziehen. Denn aus dem, daß ich gegen Jemanden ein gewiſſes Recht dergeſtalt ausüben kann, daß ich die Befugniß habe, ihn zu zwingen, daß er ſeine Verbind-

bindlichkeit erfülle, entſteht der Stand des Klägers und aus dem, daß ich entweder verbunden bin, die Ausübung der Befugniß meines Gegners zu erleiden, oder aber, daß ich die Freyheit habe, zu zeigen, daß und warum ich zu dieſer Erleidung nicht verbunden bin, folgt der Stand des Beklagten. Von den ganz eigentlichen Rechten des einen oder andern Theiles braucht hier nicht beſonders gehandelt zu werden. Dieſe ergeben ſich von ſelbſt aus dem Gegenſatze der Pflichten; denn wo eine Pflicht von der einen Seite iſt, da iſt von der andern ein Recht, weil Recht und Pflicht ſich auf einander beziehende Dinge (Correlata) ſind, und Pflichten ſich ohne Rechte ſo wenig als, als Rechte und Befugniſſe ohne Pflichten gedenken laſſen.

Bey Beſtimmung der Pflichten beyder Theile, iſt zuvörderſt zu bemerken: 1. Daß ſolche einen wirklichen, mit wechſelſeitiger Einwilligung vollzogenen Pfandcontract voraus ſetzen. 2. Daß die Vollſtändigkeit des Contractes, oder die wechſelſeitige Einwilligung bey einem gerichtlichen Unterpfande, weil dieſes nothwendig iſt, und bey einem ſtillſchweigenden, weil dieſes die Geſetze ertheilen, als wirklich vorhanden angenommen oder fingirt wird. 3. Daß beyde Theile bey dem Pfandcontracte einen Vortheil haben; nämlich der eine, daß ihm etwas creditirt, oder Treue und Glaube, es ſey wegen geliehenen Geldes oder ſonſtiger Sachen, oder aber einer ſonſtigen Obliegenheit, beygemeſſen wird; der andere hingegen, daß er Sicherheit erhält; ſo ſind ſie pflichtig, ſich einander nur diejenige Verantwortung zu leiſten, die daraus entſpringt wenn Jemand bey einer Sache nicht den Fleiß oder die Sorgfalt ausübt, denn ein jeder nur gewöhnlich guter Hausvater auszuüben pflegt, (welches die Juriſten den Mittelfleiß (Diligentia media) zu nennen pflegen,) welches kurz ſo viel heißt: ſie präſtiren ſich

nur wechſelſeitig die leichte Schuld (Culpa levis) (65); wobey ſich übrigens von ſelbſt verſteht, daß der Schade, welcher aus Betrug, oder aus einer gefliſſentlichen, oder leicht abzuſtellen geweſenen Fahrläſſigkeit entſpringt, von beyden erſetzt werden müſſe, da in der Erſetzung der leichten Schuld der Erſatz der betrieglichen und ſchweren Schuld, wie im Größern das Kleinere, enthalten iſt.

So iſt z. B. von dem Gläubiger der Schade zu erſetzen, wenn er bey dem in Beſitz habenden Pfandſtücke, alte Bäume weghauen, und ſtatt deſſen keine neue anpflanzen wollte.

Was hienächſt I. die Pflichten des Pfandgebers oder Schuldners betrifft, ſo hat zwar dieſer die nächſte Pflicht auf ſich, daß er dem Gläubiger entweder das Pfand zu ſeinen Händen übergebe, oder ihm bey einer Hypothek dazu behülflich ſey, daß ihm ſolche gehörig conſtituirt werde, dergeſtalt, daß, wo in ſolchen Fällen entweder die gerichtliche Beſtätigung der Hypothek, oder die Eintragung derſelben in die Grundbücher, oder beydes zugleich erforderlich iſt, er ſolches unverzüglich, und, der Regel nach, (wenn nämlich darüber nicht ein anderes verabredet worden iſt,) auf ſeine Koſten geſchehe. Indeſſen iſt er doch auch beſondern Pflichten unterworfen, die aus dem eigentlich zu Stande gebrachten Pfandcontracte entſtehen; und da von Erfüllung dieſer hauptſächlich hier die Rede iſt, ſo ſind ſolche:

1. Daß er den Schaden erſetze, denn der Gläubiger bey der Verpfändung erlitten hat; wenn z. B. ein mit dem Rotze behaftetes Pferd zum Pfande gegeben wäre, und dieſes des Gläubigers Pferde angeſteckt hätte.

2. Daß, wenn ſich findet, daß er, ſtatt eine eigene Sache zu verpfänden, eine fremde Sache zum Pfande oder zu Hypothek gegeben habe, mithin der Eigenthümer

(65) *Hellfeld*, Lib. 13, Tit. 6. §. 867.

mer ſolche als ſein Eigenthum abfordert (vindicirt,) er dem Gläubiger das Intereſſe präſtire; welches Intereſſe hauptſächlich darin beſteht, daß der Schuldner eine andere Sache zum Pfande beſtelle. (66)

3. Daß er, was der Gläubiger etwa zu Erhaltung oder Conſervation der verpfändeten Sache an Koſten verwendet hat, demſelben erſetze, und zwar die nothwendigſten Koſten ohne Unterſchied die nützlichen aber, in ſo fern ſie entweder mit Einwilligung des Pfandgebers verwendet worden, oder ſolche ſonſt nicht übertrieben ſind. So z. B. wenn das Haus baufällig iſt, und der Gläubiger, um den Einſturz zu verhindern, ſolches nothwendig hat repariren laſſen müſſen, oder er aus Nützlichkeit der zu erhöhenden Miethe etwa noch eine Stube darin angelegt hat; als welcher Koſten halber der Gläubiger das Zurückbehaltungsrecht ausüben kann, weil dergleichen Koſten, als Acceſſorien, mit zum Pfandſchilling geſchlagen werden. Uebrigens iſt es hiebey eine Cautel, daß, um dem Streite zuvor zu kommen, ob die verwendeten Koſten nothwendig, oder nur in wie fern ſie nützlich geweſen, in dem Pfandcontracte feſtgeſetzt werde, daß keine Verwendung ohne Zuziehung des Schuldners vorgenommen werden ſolle, als nur in dem Falle, daß Gefahr im Verzuge ſey, und die Gelegenheit es nicht verſtatte, erſt den Schuldner darüber wegen ſeiner Einwilligung zuvor zu beſprechen. (67)

4. Ferner muß er dem Gläubiger den fortdauernden Beſitz der Pfandſache bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld gewähren, mithin ihm den Beſitz wieder zu verſchaffen ſuchen, es ſey nun, daß er entweder ſelbſt, oder ein Anderer, ohne Einwilligung des Gläubigers zu dem etwanigen Beſitz gelangt wäre. (68)

(66) *Böhmer*, Lib. 13, Tit. 7, §. 19.
(67) *Stryck* de caut. contr. Sect. 2, Cap. 4, §. 44.
(68) *Hellfeld*, §. 873.

5. Endlich muß er auch den ungefähren Zufall (Caſus), als z. B. wenn die Sache durch Feuer vom Himmel abbrennt, oder durch Ueberſchwemmung untergeht, ohne Zuthun des Gläubigers allein tragen. (69)

II. Die Pflichten des Gläubigers ſind:

1. Daß er ſich ſo wenig das Eigenthum, als die Nutznießung (Uſusfructus) der verpfändeten Sache anmaße, jedoch die Früchte eines ihm eingegebenen fruchtbringenden Pfandes nur in ſo weit genieße, als ſolches entweder verabredet worden, oder aber, in Ermangelung einer beſondern Verabredung, die Nutzung vermittelſt der zu ziehenden Früchte dergeſtalt ausübe, daß er ſolche zuerſt auf die Zinſen, und den Ueberſchuß auf das Capital abrechne. (70)

2. Muß er die verpfändete Sache, ſo bald er völlige Befriedigung erhalten hat, in natura zurück geben, mithin dieſelbe gehörig zu verwahren und zu conſerviren befliſſen ſeyn; und es leidet dieſe Regel in Anſehung der Zurückgabe nur in ſo weit ihren Abfall, als etwa bey dem Pfandcontracte die Verabredung getroffen worden iſt, daß, wenn das Pfand nicht zur geſetzten Zeit eingelöſet würde, ſolches dem Gläubiger für den gerechten oder wahren, nur nicht in dem Pfandcontracte im voraus zu beſtimmenden Werth, verkauſt ſeyn ſolle. (71).

3. Muß er nach erlangter Befriedigung nicht nur die Sache ſelbſt zurück geben, ſondern auch die Vermehrungen oder den Zuwachs der Sache (Acceſſiones) dabey mit abliefern; als z. B. wenn das Waſſer an dem verpfändeten Lande etwas angeſpühlt hat; oder die Hälfte eines von ungefähr gefundenen Schatzes, da

(69) *Hellfeld*, §. 868.
(70) *Hellfeld*, §. 865.
(71) *Hellfeld*, §. 869.

da die andere Hälfte dem Gläubiger, als dem Finder, zuſteht. (72)

4. Iſt er verbunden, wie ſchon aus der oben erwähnten erſten Pflicht folgt, dem Schuldner über die gezogenen Früchte Rechnung abzulegen, wofern nämlich nicht der antichretiſche Contract ihm das Recht giebt, die in ungewiſſen Einkünften, (d. i. ſolchen, die in einem Jahre mehr oder weniger als die jährigen Zinſen betragen,) beſtehenden Nutzungen für die Zinſen zu genießen.

5. Muß er dem Schuldner das Intereſſe präſtiren, wenn er die Sache mißgebraucht oder daran Schaden gethan hat, welchen leztern zu erſetzen er ohnehin gehalten iſt.

6. Muß er den Ueberſchuß deſſen, was aus dem veräuſſerten Pfande gelöſet worden iſt, heraus geben. (73)

Zu Ausübung der hier angeführten beſondern Pflichten des einen oder andern Theiles nun gereicht diejenige Klage, welche man in den Rechten die Pfandklage nennet. Sie iſt aber zweyerley. Die eine iſt die Pfandhauptklage (Actio pignoratitia directa,) die der Schuldner oder deſſen Erben gegen den Pfandgläubiger oder deſſen Erben anſtellen. Die zweyte iſt die Pfandgegenklage (Actio pignoratitia contraria,) welche der Pfandgläubiger oder deſſen Erben gegen den Schuldner oder deſſen Erben anſtrengen. (74)

Von beyden iſt jedoch die hypothekariſche Klage unterſchieden.

Es wird dieſelbe auch Actio quaſi Serviana genannt. Urbrigens will man ſich bey der Subtilität, wie es mit der ohnehin nicht mehr brauchbaren Unterſcheidung der Serviana und quaſi Serviana zuſammen hängt, hier nicht aufhalten, indem ſich dabey alles auf die hier angeführte Benennun-

 gen

(72) *Voet.* Lib. 10, Tit. 7, n. 4.
(73) *Hellfeld*, §. 872.
(74) *Hellfeld*, §. 874.

gen und Eigenſchaften der bey dem Pfandrechte vorkommenden Klagen reduzirt. (75)

Dieſe wird dem Gläubiger gegeben, wenn er ſich nicht in dem Beſitze des Pfandes befindet, da er denn den Zweck hat, daß der Beſitzer angehalten werde, ihm das Pfand einzuräumen, um ſich daran wegen Capitales und Zinſen erholen zu können. Es geht dieſelbe ſowohl gegen den Verpfänder, als gegen jeden fremden Beſitzer. Sie verpflichtet den Beklagten, entweder die auf dem Pfandſtücke haftende Schuld zu bezahlen, oder das Pfand dem Kläger heraus zu geben. (76) Nur iſt dabey der Unterſchied, daß, wenn der Gläubiger dieſe Klage gegen den fremden Beſitzer der Hypothek erhebt, er erſt den Hauptſchuldner belangen muß, um zu ſehen, ob er nicht von dieſem befriediget werden, oder aus deſſen anderweitigen Vermögensſtücken Zahlung erhalten könne. (77)

Außer dieſer hypothekariſchen Klage aber giebt es auch noch ein beſonderes Rechtsmittel, welches das Salvianiſche Interdict heißt. Dieſe geht nur auf die bloße Erlangung des Beſitzes der verpfändeten Sache, ohne daß dabey die wirkliche Befugniß des Schuldners zu der von ihm geſchehenen Verpfändung mit in Frage käme, und nur gegen den Schuldner, nicht alſo gegen einen andern Beſitzer des Pfandſtückes. Und ſo wie die hypothekariſche Klage überhaupt die Anerkennung des Pfandrechtes ſelbſt zum Zweck hat, ſo darf bey dieſem ſo genannten Interdicte bloß auf die vom Schuldner vorenthaltene Einhändigung oder Beſitzeinräumung des Pfandſtückes gegangen werden. (78) Wenn indeſſen von verſchiedenen Rechts-

leh-

(75) *Böhmer* de act. Sect. 2. Cap. 3, §. 96.

(76) Weſtphal, §. 262 und 266.

(77) Weſtphal, §. 277.

(78) *Böhmer* de act. Sect. 2. Cap. 3. §. 101.

lehrern behauptet wird, (79) daß das Salvianiſche Interdict auch gegen jeden dritten Beſitzer gehe, ſo beſteht der ganz eigentliche Unterſchied deſſelben von der hypothekariſchen Klage nur darin, daß bey dieſer letztern bewieſen werden muß, daß der Schuldner wirklich das Recht zu verpfänden gehabt habe, mithin der Kläger das Pfand wirklich als ein ſolches zu beſitzen und ſich daran zu erholen befugt ſey; bey jenem Interdicte aber, als einem bloß poſſeſſoriſchen Rechtsmittel, nur die geſchehene Verpfändung, und daß der Verpfänder die verpfändete Sache zur Zeit der Verpfändung im Beſitz gehabt habe, beſcheiniget werden darf. (80) In den preußiſchen Staaten aber wird hiebey nicht ſo genau auf dieſe in den gemeinen Rechten angenommene Unterſchiede geſehen, da in dieſen Landen, wo die Wahrheit ohne alle Subtilität geſucht wird, die ſonſt üblichen Klageformeln abgeſchafft ſind. (81)

Was hilft indeſſen die Klage wegen habenden Pfandrechtes auf einer Sache, wenn Pfänder und Hypotheken nicht verkauft werden können? Indem der Gläubiger bey Annahme eines Pfandes oder einer Hypothek ſeine Sicherheit zum Zweck hat, ſo iſt ſeine Abſicht zugleich auf die Veräußerung des Pfandes gerichtet, damit er daraus ſeine Befriedigung nehme, auf den Fall, daß der Schuldner den Pfandſchilling ſelbſt nicht aus anderweitigen Mitteln bezahlt, oder, wie man es ſonſt zu nennen pflegt, das Pfand einlöſet. Unter der Veräußerung aber verſteht man eigentlich,

 daß

(79) *Berger* Oec. iur. Lib. 2, Tit. 5, §. 12, n. 2. *Stryck* in V. M. Lib. 43, Tit. 33, §. 2.
(80) *Berger*, l. c. n. 3.
(81) S. die neue Proceß-Ordn. oder Corp. Jur. Frid. Buch. 1 Th. 1, Tit. 3, §. 16; und Tit. 13, §. 6; ingleichem den Vorbericht, §. 6.

daß das Pfand aufhöre, das Eigenthum des Verpfänders zu ſeyn. In der Regel aber hat der Schuldner ſelbſt nicht das Recht, ein Pfand zu veräuſſern; (82) und bey einer Hypothek wird oft erfordert, daß er dem Gläubiger Nachricht davon gebe. Wenigſtens kann der Schuldner zum Nachtheil des Pfand= oder hypothekariſchen Gläubigers das zur Sicherheit eingegebene oder conſtituirte Vermögensſtück ſtillſchweigend nicht dergeſtalt veräuſſern, daß man ſagen könnte, es gehe das Recht des Gläubigers dadurch verloren, da vielmehr dieſem durch die hypothekariſche Klage, wovon oben Erwähnung geſchehen, geholfen iſt.

Ueberhaupt iſt bey der Veräußerung zu bemerken, daß der Gläubiger entweder ſein Pfandrecht, oder aber die verpfändete oder zur Hypothek eingeſetzte Sache veräuſſern kann. Jenes kann durch eine Ceſſion, oder eine ſonſtige Uebertragung des Rechtes, welches der Gläubiger an das Pfand hat, ſelbſt ohne daß der Schuldner in der Zahlung ſäumig iſt, geſchehen. Dieſes letztere aber findet der Regel nach nicht anders, als bey der Saumſeligkeit im Zahlen, und mit des Schuldners Vorwiſſen, Statt. (83)

Die Veräußerung des Pfandſtückes ſelbſt kann entweder außergerichtlich, oder gerichtlich, geſchehen.

I. Bey der auſſergerichtlichen wird erfordert:

1. Daß die Veräußerung nicht willkührlich, ſondern unter Beobachtung gewiſſer geſetzlichen Vorſchriften oder Feyerlichkeiten vorgenommen werde (daß ſie ſolenniter geſchehe.) Demnach

a) muß die Veräuſſerung genau nach der vermittelſt des Pfandcontractes getroffenen Verabredung erfolgen, dergeſtalt, daß, wenn z. B. ſtipulirt iſt: es ſolle der Gläubiger das Pfand nur nach einer gewiſſen verabredeten

(82) *Böhmer*, l. c. Tit. 5, §. 1.
(83) L. 4. C. de diſtract. pignor.

deten Zeit verkaufen können, er alsdann dieſe Zeit abzuwarten hat. (84)

b) Muß ſelbige nach den geſetzlichen Förmlichkeiten unternommen werden. Dahin gehört: α) die Anzeige des Gläubigers, daß er das Pfand verkaufen wolle; und zwar muß dieſe Androhung, auf den Fall, wenn etwa der Nebenvertrag, daß die Veräußerung nicht Statt haben ſolle, getroffen worden wäre, dreymal geſchehen. Dieſe dreymalige Denunciation aber muß ſo erfolgen, daß wenigſtens 10 Tage zwiſchen einer jeden Verkaufankündigung vergehen, alſo überhaupt 30 Tage darüber verſtreichen. (85) β) Dieſe Denunciation muß vor Zeugen geſchehen. γ) Von Zeit der Verkaufankündigung muß noch 2 Jahr gewartet werden; wiewohl es hierin heutiges Tages anders gehalten wird, und man lieber einen willkürlichen, der Sache gemäßen Termin vom Richter ſetzen läßt, wie denn dergleichen Wartezeit bey Veräußerung gerichtlicher Pfänder ohnehin nicht nöthig iſt. (86) δ) Der Verkauf der Pfandſache muß öffentlich vorgenommen, mithin auch durch öffentliche Anſchläge bekannt gemacht werden; es ſey denn, daß der Schuldner ſich dieſer Förmlichkeit begäbe. (87)

2. Iſt bey der Veräußerung überall gute Treue zu beobachten, wenn der Gläubiger dem Schuldner nicht zum Erſatz des Intereſſe gehalten ſeyn will.

L. 4. C. de diſtr. pign. giebt ein Beyſpiel, daß ein Verkauf, wobey Hinterliſt und Betrug obgewaltet, null ſey.

Mithin a) muß die Sache ſo hoch ausgebracht werden, als ſie nur gelten kann, daher eben der öffentliche Anſchlag verordnet iſt. b) Der Ueberſchuß des aus

(84) *Hellfeld*, Tit. 5, §. 109.

(85) *Negusantius*, P. 6. princ. Memb. 1. n. 4. *Conr. Carpzov* diſſ. de pign. & hypoth. Th. 8.

(86) *Böhmer*, l. c. §. 3, *Negusantius*, l. c. *Carpzov* diſſ. cit.

(87) *Stryk* V. M. Lib. 20, Tit. 5, §. 9.

dem Pfande gelöſeten Geldes iſt dem Schuldner zurück zu geben, und das Grundſtück von der Hypothek zu befreyen, ſo bald das zur hinlänglichen Tilgung der Schulden an Capital, Zinſen und Koſten zureichende Kaufgeld entweder dem Gläubiger baar erlegt worden iſt, oder er dem Käufer auf das Kaufgeld Credit gegeben hat. c) Der Gläubiger darf nicht unter einem andern Namen, oder durch eine andere ihm ſubſtituirte Perſon, kaufen laſſen, es ſey denn, daß entweder der Schuldner ſelbſt den Verkauf veranſtalte, oder daß derſelbe vor den Gerichten geſchehe. d) Findet die Sache keinen Käufer, ſo kann ſie zwar dem Gläubiger für den taxirten Werth zugeſchlagen werden, nur muß er dem Schuldner 2 Jahr lang Zeit laſſen, das Pfand wied zurück löſen zu können. (88)

In den preußiſchen Staaten fällt die Zurücklö he er bey den gerichtlichen Zuſchlägen hinweg.

3. Iſt die gehörige Ordnung bey dem Verkaufe oder bey der Losſchlagung des Pfandes zu beobachten; d. h. es muß das beſondere Unterpfand eher angegriffen werden, als die übrigen Vermögensſtücke; welcher Fall inſonderheit da zutrifft, wo außer dem Specialpfande auch ein allgemeines vorhanden iſt. (89. Nur alsdann leidet dieſe Regel ihre Ausnahme, wenn die unter der Generalhypothek begriffene Sache hernach mit einer Specialhypothek für einen Dritten belegt worden iſt, da dann in ſolchem Falle erſt die Generalhypothek anzugreifen iſt; ferner alsdann wenn keine andere hypothekariſche Mitgläubiger vorhanden ſind; und endlich alsdann, wenn bey Conſtituirung des Pfandrechtes ausdrücklich der Vorbehalt der Veränderung (Jus variandi,) daß nämlich die Generalhypothek

(88) *Hellfeld*, §. 1100.

(89) *Böhmer*, Lib. 20, Tit. 5, §. 4, 5. *Neguſantius*, Memb. 1. Part. 6, n. 31, p. 479.

thek der ſpecialen, und dieſe jener nicht ſchädlich ſeyn ſolle, geſchehen iſt. (90)

Nach preußiſchen Geſetzen kömmt dem Kläger die Wahl zu, ob er zuvörderſt die Execution in das bewegliche Vermögen des Schuldners ſuchen, oder ſich ſofort an das ihm zum Unterpfande dienende Grundſtück halten wolle. (91)

Im übrigen iſt es nicht rathſam, zu einem außergerichtlichen Verkauf zu ſchreiten, beſonders alsdann nicht, wenn der Schuldner ſich ausbedungen hat, daß ſolches nicht geſchehe, oder wenn andere hypothekariſche Gläubiger dabey ein Intereſſe haben. (92)

II. Bey der gerichtlichen Veräußerung iſt zu beobachten:

1. Daß ſolche bey gerichtlichen Pfändern nothwendig ſey.

2. Daß dem Schuldner 4 Monat Zeit gelaſſen werde, binnen welchen es ihm frey ſteht, das Pfand durch Zahlung wieder einzulöſen. Indeſſen iſt dieſe in den römiſchen Geſetzen beſtimmte Zeit nach dem Reichsabſchiede v. J. 1664, §. 159, dergeſtalt dem Ermeſſen des Richters überlaſſen, daß er in der Definitivſentenz die Friſt nach Beſchaffenheit der Entſeſſenheit der Partheyen beſtimmen könne; als welches auch in den königl. preußiſchen Landen in der Art üblich iſt, daß bey einem Fauſtpfande von etwas beträchtlicherm Belange, mehrentheils 4 Wochen, bey einer Hypothek aber, wenn in der Obligation keine beſondere Aufkündigungszeit ſtipulirt iſt, auch wohl 3 Monat (93) geſetzt zu werden pflegen.

3. Daß,

(90) *Voet.* Lib. 20, Tit. 1, n. 15. *Neguſantius*, p. 584. *Merlinus*, Lib. 4, Tit. 1, Qu. 21, n. 5-6, 48. & 49.

(91) Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 1, Tit. 24, §. 53.

(92) *Voet.* Lib. 20, Tit. 5, n. 6.

(93) Hypoth. und Concurs-Ordn. v. J. 1722, §. 58.

3. Daß, wenn die nur gedachte in den römiſchen Geſetzen zur Wiedereinlöſung beſtimmte vier-monatliche Zeit vergeblich verſtrichen iſt, ſodann das Pfand oder die Hypothek in Beſchlag genommen wird, jedoch dem Schuldner abermalige 2 Monat Zeit zur Einlöſung gelaſſen werden; (94) welches aber in den preuſſiſchen Staaten wegfällt, da ſogleich nach der Beſchlagnehmung die Anſtalten zum Verkauf getroffen werden. Die Beſchlagnehmung geſchieht aber in folgender, hauptſächlich bey einer Generalhypothek und den gerichtlichen Pfändungsproceduren zu treffenden Ordnung: (95) 1) Werden die Mobilien angegriffen, worunter auch das Vieh mit gerechnet wird. 2) Fände ſich dergleichen nicht, oder es reichte zur Bezahlung des Pfandſchillinges nicht zu, ſo wendet man ſich zu den liegenden Gründen, und, wo auch dieſe nicht zureichen, 3) hält man ſich an die dem Schuldner zuſtehenden Rechte, als: Activforderungen u. d. gl.

Eine ähnliche Ordnung iſt in den preuſſiſchen Landesgeſetzen vorgeſchrieben; nur darf die Auspfändung auf Betten, worin Kranke oder Wöchnerinnen liegen; bey Künſtlern und Profeſſioniſten, auf ihr Werkzeug; bey Landwirthen, auf das zum Betrieb der Wirthſchaft nöthige Geräth, Vieh- und Feldinventarium, nicht erſtrecket werden, ſondern dergleichen Effecten müſſen, wenn ſonſt kein anderes, oder doch kein zulängliches Object zur Auspfändung vorhanden iſt; in eine Specification gebracht, dem Schuldner aber deren Veräußerung, bey nachdrücklicher Strafe, bis auf weitern Befehl unterſaget werden; (96) wie denn auch dieſe Sachen nach den gemeinen Rechten bey der Execution von der Diſtraction ausgeſchloſſen bleiben. (*)

4. Nach

(94) *Böhmer*, und *Hellfeld*, a. ang. O.

(95) L. 15. D. de re iudicata.

(96) Corp. Jur. Frid B. 1, Th. 1, Tit. 24, §. 60, 61.

(*) *Merlinus*, Lib. 2, Tit. 1. Qu. 56, n. 6; Qu. 573 & 61, n. 1. 5 & 15.

4. Nach der Beſchlagnehmung werden die genommenen Pfänder, wenn es Mobilien ſind, durch eine Auction, ſind es aber Immobilien, durch eine Subhaſtation verkauft; (97) als welche letztere auch, wie ſolches in den preußiſchen Staaten geſchieht, bey Juwelen und andern Koſtbarkeiten, welche ſolche 500 Rthlr. oder mehr, am Werthe betragen, (98) Statt hat. (99)

5. Sollte auch alsdann ſich entweder gar kein Käufer, oder nicht ein annehmlicher, die Sache nach einem billigmäßigen Werthe bezahlender, oder ſich nur ein in Anſehung des zu erlegenden Kaufgeldes gänzlich unſicherer Käufer, finden, ſo wird auch der Gläubiger ſelbſt als Käufer zugelaſſen; (100) und ſollte auch er die Sache nicht käuflich annehmen wollen, wird er in den Beſitz der Sache geſetzt, (101) und ihm, auf den Fall, daß der Schuldner durch Hinterliſt die Käufer hintertrieben und abwendig gemacht hätte, ſofort das Eigenthum zugeſchlagen, (102) welches jedoch nicht anders, als unter Autorität des Landesherren, Statt hat. (103)

Alle Rechte wegen eines Pfandes oder einer Hypothek, ſo wie auch alle aus dem Pfandcontracte entſpringende Klagen, und mithin auch aller Streit über die Priorität, hören auf, wenn 1. entweder der Gläubiger der Sicherheit nicht mehr bedarf; 2. oder er ſich ſeiner Sicherheit ſelbſt begiebt; 3. oder es nicht mehr möglich iſt, daß er an der Sache Sicherheit habe. (104) Zu

(97) *Hellfeld*, §. 1101.

(98) Corp. Jur. Frid. B. 1, Th. 2, Tit. 26, §. 175.

(99) *Brunnemann* Comment. ad Cod. Lib. 4. Tit. 46, ad l.

(100) L. 2, C. ſi in cauſa iudic. pignus captum ſit.

(101) *Hellfeld*, l. c.

(102) L. 3, C. ſi in cauſa &c. ibi: ſi per *calliditatem* condemnati emtor inveniri non poteſt, tunc dominium creditori addici ſolet. *Hellfeld*, l. c.

(103) *Voet.* l. c. Tit. 5, n. 13.

(104) *Hellfeld*, Lib. 20, Tit. 6.

In dem erſten Falle hat das Pfandrecht ſein Ende, wenn die Hauptſchuld, um deren willen das Pfand gegeben war, getilgt iſt. Dieſe Tilgung aber muß ganz erfolgt ſeyn, da, wenn nur ſonſt noch etwas von der Obliegenheit des Schuldners, z. B. Zinſen, Koſten, Schadenerſetzung ꝛc. rückſtändig iſt, das Pfand zurück behalten werden kann. Unter der Tilgung aber wird nicht verſtanden, daß die Schuld oder Obliegenheit eben gerade in derſelben Art zu ſeyn aufhöre, in welcher ſie contrahirt worden iſt, ſondern daß ſie überhaupt nur aufhöre, oder die Verbindung zwiſchen Schuldner und Gläubiger gehoben ſey, es ſey nun durch den Weg der Zahlung, oder ſonſt auf einige andere Weiſe. So z. B. iſt meine Schuld getilgt, wenn ich entweder dieſelbe abtrage, oder aber mein Gläubiger ſie mir ſchenkt.

II. In dem zweyten oben genannten Falle, ceſſirt das Pfandrecht ebenfalls, nämlich alsdann, wenn der Gläubiger ſelbſt weiter keine Sicherheit verlangt, oder ſich derſelben wieder entſchlägt. Dieſes nennt man eine Begebung (Remiſſio.) Die Begebung des Pfandrechtes aber kann entweder ausdrücklich, oder ſtillſchweigend, geſchehen. Ausdrücklich geſchieht ſie, wenn ich in mündlichen, (105) oder ſchriftlichen Worten, oder auch nur durch einen Wink, z. B. wenn ich gefragt würde: ob ich Jemanden nicht ſein Pfand zurück geben wolle? und ich nickte auf eine bejahende Weiſe mit dem Kopfe dazu, meinen Willen der Begebung äuſſerte. Stillſchweigend geſchieht ſie:

1. Wenn ich dem Schuldner das Pfand zurück gebe, ohne daß dabey erhellet, daß es nicht mein Sinn ge-

(105) Dieſes findet in preußiſchen Landen, nach dem Edicte v. 8. Febr. 1770, in Sachen unter 50 Rthlr. nicht Statt, da nach demſelben alle Contracte und Verabredungen ſchriftlich errichtet werden müſſen. S. neue Samml. der Edicte, v. J. 1770, Col. 6669, und den VIII. Th. gegenwärtigen Werkes, S. 352 — 359.

geweſen iſt, mich der Sicherheit nicht weiter bedienen zu wollen; wenn z. B. mein Schuldner auf eine hinterliſtige Weiſe thäte, als ob er in meiner Stube mir das Geld für das Anlehn überbrächte, und ich hätte alſo, in Hoffnung, daß er nun das Geld aufzählen würde, ihm das Pfand wieder gegeben, er aber würfe ohne wirklich gezahlt zu haben, das Pfand durch das Fenſter, auf die Straße, wo ein Anderer daſſelbe aufgriffe, und damit davon gienge. (106)

2. Wenn ich dem Schuldner das Pfand in einem letzten Willen vermache oder legire, da dann dieſes die Kraft hat, daß er zwar den Erben die Schuld zu ſeiner Zeit bezahlen muß, er aber doch ſofort das Pfand als ein Legat zurück empfängt. (107)

3. Wenn ich in die von dem Schuldner vorhabende Veräußerung ſchlechterdings ohne Vorbehalt (pure) conſentire, und ſind dabey nur folgende Erforderniſſe zu erwägen: a) Daß ich als einwilligender Theil die freye Befugniß haben müſſe, Veräußerungen vorzunehmen; daher z. B. ein Minderjähriger ohne Conſens des Curators dergleichen Einwilligung nicht ertheilen kann. b) Muß die Einwilligung in die Veräußerung ausdrücklich geſchehen, da ein bloßes Wiſſen der Veräußerung dazu nicht hinreicht, weil dafür anzunehmen iſt, daß das dabey geäußerte Stillſchweigen nur mit Vorbehalt des Pfandrechtes geſchehen ſey. (108) Würde aber das Pfand auf öffentlichen Anſchlag verkauft, ſo iſt das Stillſchweigen der Gläubiger dazu hinreichend. c) Muß die Veräußerung ſo und nicht anders, als in der Art, wie der Pfandgläubiger es gewußt und gewilligt hat, d. i. genau nach der Verabredung, geſchehen, als z. B. daß es vertauſcht, nicht aber

(106) L. 3. D. de pign. act. als in welchem Geſetze dieſes Beyſpiel angeführt wird.

(107) L. 1, §. 1, D. de liberatione legata.

(108) L. 8. §. 15. D. quib. mod. pign. vel hyp. ſolvitur.

aber verkauſt, oder daß der Gläubiger aus dem gelöſeten Gelde bezahlt werden ſolle. (109). d) Muß die Veräußerung auch wirklich geſchehen ſeyn, indem es nicht genug iſt, wenn bloß der Wille vorhergegangen, die Veräußerung aber darauf nicht erfolgt iſt. (110) e) Muß die Einwilligung in die Veräußerung ernſtlich, und nicht etwa nur auf eine verſtellte Weiſe und zum Schein, geſchehen ſeyn. Und f) von dem allen iſt die Folge, daß, wenn eine ſolche als zu Recht beſtändig anzuſehende Veräußerung vor ſich gegangen iſt, alsdann das Pfand nie wieder ein Pfand des Gläubigers, welcher die Veräußerung bewilligt hat, wird, wenn ſolches auch wirklich nachher wieder das Eigenthum des Schuldners würde, (111) es ſey denn, daß dergleichen ausdrücklich verabredet worden wäre.

4. Wenn ich, an ſtatt des Pfandes, Bürgen angenommen hätte.

5. Wenn ich in die weitere Verpfändung an einen Andern willige; doch geht dadurch mein Pfandrecht nicht ganz verloren, ſondern es wird nur geſchmählert, indem dadurch nur mein Vorrecht, wenn ich mir ſolches nicht auf gewiſſe Weiſe vorbehalten habe, aufhört. (112)

III. In dem dritten, oben angeführten Hauptfalle kommt eine ſowohl phyſiſche, als auch moraliſche Unmöglichkeit vor, warum das Pfandrecht nicht weiter ausgeübet werden kann.

1. Phyſiſch hört es auf: 1) Wenn die Sache völlig untergeht, oder nicht mehr exiſtirt, als wenn ſie z. B. bey Waſſerfluthen verſchwemmet wird; aus dem erforderten völligen Untergange aber folgt von ſelbſt, daß,

(109) L. 4. §. 1, D. eod.
(110) L. 8, §. 6. D. eod.
(111) *Böhmer*, l. c. Lib. 20, Tit. 6, §. 2.
(112) L. 12, §. 4. D. qui pot. in pign. *Böhmer* und *Hellfeld*, am ang. O.

daß, wenn nur noch ein Theil, z. B. bey einem zur Hypothek eingeſetzten Landgute, noch der Acker außer den untergegangenen Wieſen oder Gebäuden, übrig iſt, alsdann das Pfandrecht auf dieſen gebliebenen Theil fort dauert. 2) Wenn die Sache ohne Zuthun (113) des Pfandgebers verändert wird, ſo, daß daraus eine ganz andere Sache entſteht. Doch gilt dieſes nur in ſo fern, als die veränderte Sache nicht wieder in ihren vorigen Zuſtand zurück gebracht werden kann; z. B. wenn aus einem zur Hypothek eingeſetzten Gehölze ein Schiff erbauet würde. (114) Iſt bloß die Form verändert, z. B. bey einer kupfernen Blaſe, ſo dauert das Pfandrecht fort. (115)

2. Moraliſch hört es auf: 1) Wenn der Pfandgeber ſein Recht oder die Befugniß, die Sache verpfänden zu können, verliert; z. B. wenn Jemand den ihm auf ſeine Lebenszeit verſtatteten Genießbrauch einer Sache verpfändet hätte, hernach aber verſtürbe, und ſolcher Geſtalt die Nutznießung wieder an den Eigenthümer zurück fällt; (116) oder, wenn von einem Erbzinsmanne die Verpfändung geſchehen iſt, und das Erbzinsgut durch die Conſolidation oder Privation an den Erbzinsherren zurück fällt. (117) 2) Durch die ſo genannte Confuſion, ſo bald nämlich der Pfandgläubiger von dem Pfandſtücke Eigenthümer wird. (118) 3) Wenn die Zeit, bis auf welche das Pfand gegeben oder eingeſetzt worden, verlaufen iſt. Doch kann dieſes

(113) *Voet*. Comm. ad Pand. Lib. 20, Tit. 6, n. 14.
(114) L. 18, §. pen. D. de pign. act. enthält dieſes Beyſpiel ganz klar.
(115) *Berger* Oecon. jur. Lib. 2, Tit. 3. §. 10, nota 1.
(116) *Voet*. l. c. n. 8.
(117) Weſtphal, Cap. 9, §. 244.
(118) Weſtphal, §. 242.

ſes, nach natürlichen Begriffen, nur in Anſehung eines Dritten, der das Pfand hergegeben hat, gelten, nicht aber in Anſehung des Schuldners, dem hierin ſein Verzug (Mora) in Abtragung der Schuld, nicht zu Statten kommen kann. (119) 4) Wenn, nach der Vorſchrift der Geſetze, das Pfandrecht für verjährt angeſehen wird. Die Verjährung des Pfandrechtes ſelbſt aber iſt verſchieden, je nachdem entweder der Schuldner, oder deſſen Erben, oder aber ein Dritter ſich in dem Beſitze des Pfandſtückes befindet. In dem erſten Falle, da nämlich der Schuldner, oder deſſen Erben es beſitzen, wird ein Verlauf von 40 Jahren erfordert, ehe der Gläubiger durch Stillſitzen und Nichterinnern oder Anmahnungen des Schuldners um ſein Recht kömmt. In dem zweyten Falle aber, wenn ein Dritter daſſelbe beſitzt, kömmt es auf den Unterſchied an, ob der dritte Mann die Pfandſache als Eigenthümer, oder als ein Gläubiger, in Händen hat. Beſitzt er daſſelbe als Eigenthümer, und iſt dabey von dem darauf haftenden Pfandrechte nicht unterrichtet, mithin ein gutartiger Beſitzer (bonæ fidei poſſeſſor:) ſo iſt die Verjährung nach 10 Jahren gegen den anweſenden, oder nach 20 Jahren gegen den abweſenden Gläubiger vollendet. Wenn er aber von dem Pfandrechte weiß, und alſo ein bösartiger Beſitzer (malæ fidei poſſeſſor) iſt, ſo wird, ſo wie in preußiſchen Landen in beyden dieſen, guten oder böſen, Beſitzungsfällen, eine dreyßigjährige Nachläſſigkeit des Gläubigers erfordert. Iſt aber der Gläubiger bloß als Gläubiger im Beſitz, ſo hat er, um gegen das Pfandrecht eines andern Gläubigers gedeckt zu ſeyn, bey Lebzeiten des Schuldners einen Verfluß von 40, nach deſſen Tode aber entweder von 30 oder 40 Jahren nöthig; (120) und zwar 30, wenn er

(119) *Hellfeld*, §. 1105.

(120) Weſtphal, §. 247.

er als Gläubiger die Sache in ſeinem eigenen Namen, vom Todestage des Schuldners an, beſeſſen hat; 40 Jahr aber, wenn er zu ſeinem noch nicht 30 Jahr ausmachenden Beſitze noch diejenigen Jahre hinzu rechnet, binnen welchen der Schuldner noch ſelbſt in dem Beſitze des Pfandes geweſen iſt. (121) 5) Bisweilen verliert der Pfandgläubiger auch ſein Recht durch den Mißbrauch deſſelben, und durch die üble Behandlung der Sache. (122)

Die Vollſtändigkeit deſſen, was in Anſehung des Hypothekenweſens zu wiſſen nöthig iſt, erfordert, daß man ſich auch von denen Anſtalten, die zur Aufrechthaltung des öffentlichen, in allen Landen ſo gänzlich nicht zu vernachläſſigenden, Credits gereichen, belehre. Da nämlich die Sicherheit der Hauptzweck iſt, worauf es nicht nur im Handel und Wandel, und überhaupt, ſondern auch bey dem Pfand- und Hypothekenweſen am meiſten ankömmt, und in dem Vorhergehenden gezeigt worden iſt, was in Anſehung der Pfand- und Hypothekenrechte hauptſächlich von jedem Bürger eines Staates, wenn er ſeines Vermögens von mehrern Seiten gehörig wahrnehmen will, zu beobachten iſt, auch was bey entſtandenem Eindringen mehrerer Pfand- und Hypothekengläubiger, einem ſolchen Gläubiger nach dem Range ſeiner mehrern oder mindern, mit dem ihm zuſtehenden Pfandrechte verknüpften Vorzüglichkeit, für ein Ort in dem Claſſificationsurtheile angewieſen wird: ſo iſt wohl allerdings zu unterſuchen nöthig, wie man ſich eine ſolche Sicherheit verſchaffen könne, daß man nach der beſtmöglichſt menſchlichen Vorſicht gewiß ſey, daß man ſein Geld, wel-

(121) L. 7. §. 2, C. de præſcr. 30 vel 40 annor. *Neguſantius*, P. 1. n. 5.

(122) Weſtphal, §. 248.

welches man Jemanden le het, von ihm zu ſeiner Zeit richtig wiederbezahlt erhalten werde, oder daß Niemand an den Landgütern, Häuſern, oder andern Immobilien, worüber Contracte getroffen worden ſind, einigen Anſpruch machen könne, und überhaupt, daß man von demjenigen, mit welchem man einen Handel geſchloſſen hat, weniger könne gefährdet werden. (123)

So nöthig aber auch dieſe Sicherheit iſt, ſo ſchwer iſt doch dieſelbe zu erlangen, wenn einem nicht die Gelegenheit verſchaffet wird, zu erforſchen, ob, oder wie viel Schulden auf dem Vermögen desjenigen haften, der auf ein Landgut oder Haus ein Capital aufzunehmen verlangt, oder ſonſt ein dingliches Recht zu ertheilen ſich anheiſchig gemacht hat. Hienächſt kann ein Gläubiger, ſo ſorgfältig er auch bey Darleihung ſeines Geldes, oder in Annehmung einer hypothekariſchen Sicherheit, verfährt, dennoch durch die in den Rechten verſtatteten häufigen Rechtsprivilegien und Vorzugsrechte, zumal bey verwickelten und langwierigen Concursproceſſen, um ſein ausgeliehenes Capital, oder ſeine ſonſtige vermittelſt der angenommenen Hypothek auf den Grundſtücken des Einſetzers beabſichtigte Sicherheit, gebracht werden.

Umnun den Eigenthümern unbeweglicher Güter zum Behufe ihres eigenen, und den Gläubigern zum Behufe des einem Schuldner zu ertheilenden Credits ſelbſt, von Obrigkeits wegen zu Hülfe zu kommen, hat man bereits ſeit vielen Jahren in verſchiedenen deutſchen Staaten öffentliche Grund = und Hypotheken = Bücher (124) eingeführt, aus welchen ein Jeder,

(123) Bergius' Policey = und Cameral = Magaz. Th. 4. S. 170.

(124) Grundbücher werden ſie darum genannt, weil in ſelbige nur liegende Güter oder Grundſtücke eingetragen werden; der Name Hypothekenbücher aber wird ihnen deswegen gegeben, weil ſie hauptſächlich dazu dienen, die auf liegenden Gütern

Jeder, dem daran gelegen iſt, vergewiſſert werden kann, wer die rechtmäßigen Beſitzer der unbeweglichen Güter, und ob, und was für liegende Gründe der Schuldner in Beſitz habe, unter welcher Gerichtbarkeit dieſelben eigentlich belegen, und mit wie viel Schulden oder auch andern Gerechtigkeiten und Laſten ſie bereits beſchwert ſind.

Hieraus erhellet alſo, was eigentlich unter Grund- und Hypotheken-Büchern verſtanden werde. Man erkennt auch daraus, daß dieſelben von den ſo genannten Conſens- oder Confirmations-Büchern, welche noch hin und wieder gebräuchlich ſind: unterſchieden ſeyn; denn in letztere werden die auf liegende Güter beſtellte Hypotheken bloß eingetragen, und auf gewiſſe Jahre conſentiret und confirmiret, ohne weiter auf die Richtigkeit des Eigenthumes und übrigen Umſtände ſonderlichen Bedacht zu nehmen. Es leiſten daher auch dieſe Conſensbücher bey weitem nicht denjenigen Nutzen, den man von den Hypotheken-Büchern erwarten kann; weshalb man auch jene an vielen Orten abgeſchaffet, und an deren Stelle dieſe eingeführt hat.

Bergius, a. ang. O.

Es iſt alſo hier anzumerken: die Einrichtung der Grund- und Hypothekenbücher; 2. dasjenige, was ein Gläubiger zu beobachten hat, wenn er eine Hypothek in ein Grund- und Hypothekenbuch eintragen laſſen will; und 3. wie die Schuldinſtrumente, worin ihm eine Hypothek verſchrieben wird, am vorſichtigſten einzurichten ſind.

tern oder Grundſtücken beſtellten Hypotheken, durch die Eintragung in ſolche Grundbücher vollkommen ſicher zu machen. Es kann daher dieſe Anſtalt als eine Juſtiz-Polizey-Anſtalt angeſehen werden. Dieſe Bücher werden auch oft Lagerbücher, auch Landbücher genannt, und wird jene Benennung mehr von ſtädtiſchen, und letztere nur von ländlichen Grundſtücken gebraucht. Gemeiniglich ſtehen im erſten Falle die Benennungen: Grund- und Hypotheken-Bücher, und im letztern: Land- und Hypotheken-Bücher, beyſammen.

Was demnach I. die Einrichtung der Grund- und Hypotheken-Bücher betrifft, (125) ſo pflegt man die Anſtalt zu treffen, und anzuordnen, daß ſowohl alle Landesregierungen und Juſtizcollegien, als auch die landesherrlichen Aemter, die Vaſallen, Magiſtrate, und andere Grundherrſchaften, welche die Gerichtbarkeit zu exerciren befugt ſind, oder das Recht hergebracht haben, das Hypothekenweſen, die Confirmationen und Conſenſe der ausgeſtellten Obligationen und anderer Contracte, wie auch die Eintragung derſelben, zu beſorgen, bey Verluſt dieſes Rechtes, ein vollſtändiges richtiges Grund- und Hypothekenbuch nach gewiſſen geſetzlichen Vorſchriften einrichten und einführen müſſen.

Zu dem Ende ſind alle und jede, welche unbewegliche Güter beſitzen, ſchuldig, ſolche bey der Gerichtsobrigkeit des Ortes, wo ihre Grundſtücke belegen ſind, anzuzeigen, und unter einer gewiſſen Numer in die-

ſes

(125) Da dieſe Grund- und Hypothekenbücher in den königl. preußiſchen Landen vorzüglich ordentlich und wohl eingerichtet ſind, ſo glaube ich, wie auch bereits vom Hrn. Hofkammerrath Bergius in ſeinem angeführten Werke geſchehen iſt, am beſten zu thun, daß ich ſolche Einrichtung hier als ein Muſter und Beyſpiel zum Grunde lege. Dabey nun wird ſonderlich auf die Vorſchriften der allgemeinen Ordnung für das ſouveräne Herzogthum Schleſien, wo nach die Land- und Hypothekenbücher über unbewegliche Güter zur Sicherheit der Eigenthümer und Creditoren einzurichten ſind, v. 4. Aug. 1750, und welche für alle kön. preußiſche Länder als ein allgemeines Geſetz, nach Inhalt des *Circulare* v. 25. Sept. 1750, vorgeſchrieben iſt, Rückſicht genommen, aber auch zugleich dasjenige mit beygebracht werden, was vermittelſt der verſchiedenen nachher erfolgten neuern Verordnungen bey dem Hypothekenweſen weiterhin geſetzt und eingeführt worden iſt.

Hr. Bergius hat in ſeinem angeführten Werke bloß die beſagte ſchleſiſche Hypothekenordnung vor Augen gehabt, ohne ſelbſt einmal auf derſelben Declarationen, und die ſolche hin und wieder abändernden neueren Geſetze Rückſicht genommen zu haben; daher ich für nöthig erachtet habe, hierin ihn zu ergänzen, und dieſe Materie in eine ſolche Verbindung zu ſetzen, wie ſie für den Leſer am verſtändlichſten ſeyn kann.

ſes Buch eintragen zu laſſen. Ein ſolches Buch iſt in gewiſſe Columnen abgetheilt, worin folgende Nachrichten notiret werden, als: 1. der Name des Grundſtückes oder Immobile, nebſt deſſen ungefähren Beſchaffenheit und Pertinenzien, und wenn es ein Haus iſt, die Straße, in welcher es gelegen iſt. 2. Der Name des Beſitzers, und ob er in erſter oder zweyter Ehe lebt. 3. Der Grund oder das Recht, aus welchem der Eigenthümer daſſelbe beſitzt, oder der Titulus poſſeſſionis deſſelben, ob er nämlich das Immobile erblich, wiederkäuflich, unter zinslichem Nutznießungsrechte (Jure antichretico, oder auf eine andere Art, erhalten habe. 4. Der Werth, wie hoch er das Immobile an ſich gebracht, und, wenn es ein Haus iſt, und ſich daſelbſt eine Societät zur Erſetzung des Brandſchadens befindet, wie hoch es deshalb geſchätzet und eingeſchrieben, oder, wenn es auf dem Lande ein Bauer- oder anderes geringes Gut iſt, wie hoch daſſelbe gewöhnlich angeſchlagen werde; wie denn überhaupt, zumal bey großen Land- und Rittergütern, auch gern eine glaubhafte Werthstaxe mit inſerirt zu werden pflegt. 5. Die eingetragenen Eigenthumsvorbehaltungen (Dominia reſervota,) Succeſſions- oder Erbfolgeverträge, Fideicommiſſe, Stiftungen (Fundationes,) und ſonſtige Grundobliegenheiten, unablösliche Renten, Onera, und andere das Grundſtück beſchwerende Verträge (Pacta realia.) 6. Verſicherte Schulden, als: an reſtirenden Kaufgeldern, beſtellten Hypotheken, u. d. gl. 7. Bezahlte und abgeführte Schulden. 8. Vormundſchaften und Bürgſchaften. 9. Gelöſchte Vormundſchaften und Bürgſchaften. 10. Was der Beſitzer an Immobilien auſſer dem beſchriebenen Immobile unter eben der Jurisdiction habe. Wie man alles dieſes aus dem weiter unten unter dem Buchſtaben A beygefügten Formular deutlicher wird erſehen können. Ein Atteſtat aus ei-

nem ſolchen Hypothekenbuche, welchen das daſſelbe führende Gericht ertheilt, und in welchem glaubhaft bezeuget wird, was in Anſehung obiger Puncte in dem Buche eingeſchrieben iſt, wird ein Hypothekenſchein genennet.

Außerdem, 1. wird ein ſolches Grund- und Hypothekenbuch, welches allemal das Hauptbuch bleibt, mit einem vollſtändigen Regiſter verſehen, nach welchem unter dem Namen des Debitors, auch Creditors, und der Immobilien ſelbſt, alles aufgefunden, und demjenigen, dem daran gelegen iſt, das zu wiſſen nöthige nachgewieſen werden kann. Wobey aber auch nicht leicht Jemanden, von welchem man nicht auf gewiſſe Weiſe verſichert iſt, daß er dabey ein Intereſſe habe, verſtattet zu werden pflegt, dergleichen Bücher ohne Unterſchied, und um vielleicht des Beſitzers Vermögen aus bloßer Neugierde auszuſpüren, einzuſehen und nachzuſchlagen.

2. Neben dem Haupt-Hypothekenbuche, iſt noch ein ſo genanntes Protokoll- und Beylagebuch zu führen. In dieſes hat der bey dem Hypothekenweſen angeſtellte Regiſtrator alle die Vorgänge einzuſchreiben, die bey nachgeſuchten Eintragungen und Löſchungen vorfallen, in demſelben zu notiren, wie die Nachſuchungen wegen Eintragung des Beſitzungstitels und des Werthes der Grundſtücke, wegen der Eintragung und Löſchung der auf dem Immobile contrahirten Schulden, oder andern Laſten und Beſchwerden, geſchehen ſind; ferner die ganze Gerichtshandlung, wie die Eintragung oder Löſchung verſtattet und wirklich bewerkſtelliget worden, in demſelben niederzuſchreiben und zu regiſtriren; (126) die Concepte der Hypothe-

(126) Schleſiſche Hypotheken-Ordn. §. 39.

pothekenſcheine demſelben einzuverleiben, u. ſ. w. (127) Dieſem Protokollbuche aber wird gleichfalls ein Regiſter beygefüget, darin unter aller bey einer Sache und Handlung intereſſirten Perſonen Namen, auf nachgewieſenem Blatt, im Protokoll was und wie jedes abgehandelt worden iſt, aufgefunden werden kann. (128)

3. Neben dieſem Protokollbuche ſind auch Acten zu halten, die aus den einzelnen zuſammen gehefteten Stücken beſtehen, welche die bey dem Hypothekenweſen vorgekommenen einzelnen Nachſuchungen der Beſitzer oder Gläubiger betreffen. Mithin gehören dahin unter andern: die Supplicate wegen der Eintragungen und Löſchungen, die darauf abgefaßten Originaldecrete, und die vidimirten Abſchriften der eingereichten Documente u. ſ. w. Solche einzelne Acten- oder Beylageſtücke werden demnach beſonders in ein Volumen geheftet, numerirt und foliirt, damit auch hierauf das Grund- und Hypothekenbuch ſich in der Kürze beziehen, und bey jedem Artikel das Folium des Belege- und Protokollbuches allegiren könne. (129.) Dieſe Beylageacten werden mit einem ſtarken Rubrikbogen verſehen, worauf nicht allein die jedem Grundſtücke beygelegten Unterſcheidungszeichen, an Buchſtaben und Numern zu verzeichnen ſind, ſondern auch der Name des Beſitzers dergeſtalt auf eine in die Augen fallende Art zu bemerken iſt, daß die von Zeit zu Zeit in den Namen der Beſitzer vorfallende Veränderungen füglich nachgetragen werden können; z. B.

(127) Eb. daſ. §. 38.
(128) Eb. daſ. §. 39.
(129) Eb. daſ. §. 34 und 39.

Beylage-Acten
des
Hypothekenbuches
über das
auf der Höhe.
in dem Dorfe
Schönmohr
Lit. B. No. VI.
belegene,
mit No. 15.
bezeichnete Grundſtück
des
Caſimir Schulze,
Daniel Schulze,
Peter Müller,
Caſper Richter.

Uiber alle dieſe Acten muß ein nach alphabetiſcher Ordnung der Namen der Beſitzer einzurichtendes Repertorium geführt werden, worin die nach und nach in Anſehung dieſer Namen vorfallenden Veränderungen ſorgfältig nachzutragen ſind. (130)

Da dieſe Grund- und Hypothekenbücher eine beſtändig fortdauernde Anſtalt ſeyn müſſen, ſo iſt, bey erfolgender Veränderung des Poſſeſſores, der neue Beſitzer eines unbeweglichen Gutes, er ſey wer er wolle, verbunden, dieſe Veränderung ſofort an gehörigem Orte, nebſt Vorzeigung des Originaldocumentes, anzuzeigen, damit dasjenige Grundſtück, welches auf ihn gekommen iſt, auf ſeinen Namen verzeichnet werden könne, wobey auch mit wenigen Worten der Titel nebſt dem Datum, und der Werth des Grundſtückes mit eingeſetzet wird, worauf dann von dem dergleichen Eingabe annehmenden Regiſtrator, Secretär, oder Actuar,

(130) S. die Inſtruktion wegen Einrichtung des Hypothekenweſens bey dem Stadtgerichte zu Elbing, d. [d. Berlin, d. 28. May 1777, in der Edictenſamml. v. J.] 1777, Col. 469.

Actuar, unter dem Inſtrumente oder dem Kaufbriefe eigenhändig regiſtrirt werden muß, wenn der neue Eigenthümer in das Grundbuch eingeſchrieben worden iſt. So lange dieſe Anzeige und Eintragung noch nicht geſchieht, wird der neue Beſitzungstitel nicht allein für ungültig und nichtig gehalten, ſondern es darf auch keine Obrigkeit, bey Strafe der aus eigenem Vermögen zu leiſtenden vierfachen Erſetzung des Empfangenen, und Erſtattung der verurſachten Schäden und Unkoſten, keinem ſolchen Beſitzer, wenn er nicht zuvor in dem Grund- und Hypothekenbuche ſich gehörig hat verzeichnen laſſen, eine Obligation oder andere Verſchreibung auf ſolches Grundſtück ausfertigen oder confirmiren.

Ereignet ſich der Fall, daß noch nicht ausgemacht iſt, unter welche Gerichtbarkeit dieſes oder jenes Immobile eigentlich gehört, ſo müſſen die hiebey concurrirenden Judicia deshalb conferiren, und alles dergeſtalt reguliren, damit ein Jeder wiſſen könne, unter welcher Jurisdiction jedes Immobile unſtreitig gelegen ſey. Unterdeſſen, und bis die Sache in Richtigkeit gebracht iſt, wird das Immobile als ſtreitig im Grund- und Hypothekenbuche angemerket; es darf aber ohne beyder Gerichtsobrigkeiten Vorbewußt darauf keine Obligation oder Verſchreibung ausgefertiget oder eingetragen werden.

Im Falle ſich an dem Rechte oder Beſitzungstitel des Poſſeſſores einiger Zweifel findet, den er durch zulängliche Beweiſe zu heben nicht vermag, und der gleichwohl auf ſein Gut Geld borgen, oder ſonſt darüber auf eine zu Recht beſtändige Art disponiren, und ſolches in das Grund- und Hypothekenbuch eintragen laſſen will, muß derſelbe zuvörderſt alle diejenigen, welche auf das Immobile einen Anſpruch zu machen vermeinen, bey dem Gerichte, unter deſſen Jurisdiction ſolches gehört, edictaliter citiren laſſen. Wenn

dieſes

dieſes geſchehen, und die Präcluſivſentenz publicirt worden iſt, ſo wird dawider Niemand gehöret, noch in den vorigen Stand eingeſetzt, es mag ſolche Reſtitution wegen Unwiſſenheit und Irrthum, oder Abweſenheit, oder Minderjährigkeit, oder aus andern Urſachen, geſuchet werden, da es beſſer iſt, daß zuweilen einer, durch ſeine oder eines andern Schuld, Schaden leide, als daß die Eigenthumsrechte, aller angewandten möglichen Vorſicht ungeachtet, in Ungewißheit bleiben. Jedoch dürfen zu Kriegszeiten dergleichen Edictalverfügungen, damit bey Abweſenheit vieler Perſonen, Krieges halber, nicht Gelegenheit zu nachtheiliger Rechtspflege gegeben werde, nicht erlaſſen, ſondern müſſen, gleichwie ſolches ſelbſt in Anſehung der Militär-Perſonen betreffenden Proceſſe zu geſchehen pflegt, bis nach erfolgtem Frieden ausgeſetzt, unterdeſſen aber der zweifelhafte Titulus poſſeſſionis in dem Grund- und Hypothekenbuche angemerket werden.

Kömmt ein Grundſtück durch Verkauf, Tauſch oder ſonſt, aus einer Jurisdiction in die andere, ſo muß der neue Eigenthümer binnen 4 Wochen, von Zeit der Acquiſition, es bey denen Gerichten, worunter das Immobile bisher geſtanden hat, anzeigen, und die Creditoren, welche daran etwas zu fordern haben könnten, zur Angabe und Wahrmachung ihrer Forderungen (ad liquidandum & verificandum) citiren laſſen, wenn er ſolches zu ſeiner Sicherheit nöthig erachtet. Bevor ſolches geſchehen, und ein Liquidationsurtheil abgefaſſet iſt, ſolches die Rechtskraft ergriffen hat, und die Creditoren nach demſelben befriediget, und, wie ſolches geſchehen, dem Gerichte, worunter das Immobile kömmt, vorgezeiget worden iſt, oder dieſe in beſagtem Urtheile benannte Creditoren bey der neuen Jurisdiction ſich in dem Hypothekenbuche haben verzeichnen laſſen, darf dieſes Gericht Niemanden

den auf ſolches Immobile ein dingliches Recht verſichern, widrigenfalls es für den dadurch entſtandenen Schaden mit haften muß. Nach vorher angezeigtem rechtskräftigen Liquidationsurtheil und beygebrachtem Liquidationsprotokoll, daß die Creditoren abgefunden ſeyn, oder nach docirten Conſens der Gläubiger, wie gedacht, hat nur erwähntes Gericht das Immobile in ſein Grund- und Hypothekenbuch einzutragen, da hingegen das vorige Gericht die erfolgte Veränderung in dem ſeinigen, und unter welche Jurisdiction das Immobile gekommen iſt, anzumerken, und die deshalb aufbehaltenen Documente dem andern Gerichte auszuantworten hat.

Findet aber Jemand bey Acquiſition eines Immobile nicht nöthig, die Creditoren ad liquidandum citiren zu laſſen, ſo muß er ſolches dem Gerichte, worunter das Immobile geſtanden hat, ſchriftlich oder zu Protokoll declariren, und darüber einen Schein ſowohl, als auch einen ausführlichen Extract aus deſſen Hypothekenbuche, nebſt den dazu gehörigen, dieſes Immobile betreffenden Documenten, in vidimirter Abſchrift fordern, und dieſes alles dem Gerichte, unter deſſen Jurisdiction das Immobile von neuem kömmt, vorzeigen, damit daſſelbe alles, was eingetragen geweſen, in ſeinem Grund- und Hypothekenbuche richtig verzeichne, ohne daß es deshalb einer neuen Confirmation bedarf. Alles dieſes muß auch von Amts wegen beſorget werden, wenn Gerichtsherren ſelbſt unter ſich eine Veränderung vornehmen, wofür jedoch von dem Beſitzer an Gebühren nichts gefordert werden darf.

Weil es aber geſchehen kann, daß der Beſitzer eines unbeweglichen Gutes durch ſchriftliche Urkunden, z. B. durch ein Teſtament, woran dem Anſcheinenach nichts auszuſetzen iſt, ſeinen Titel beſcheiniget, ſolchen in das Grund- und Hypothekenbuch einſchreiben läßt, und darauf Schulden oder andere Verträge machet,

chet, welche gleichfalls eingetragen werden, gleichwohl noch ein Dritter, welcher ein gegründetes Recht hat, das Immobile in Anſpruch nimmt, folglich die Gerechtſame des Beſitzers ſowohl, als aller derjenigen, welche von ihm ein dingliches Recht erhalten haben, mit Beſtand Rechtens anficht: ſo wird in ſolchem Falle, dem Gerichte, welches die Eintragung veranlaſſet, gar nichts zur Laſt geleget, und muß daher nicht nur derjenige, welcher bey Erhandlung eines unbeweglichen Gutes ſicher gehen will, die oben gedachte Edictalcitation beſorgen, ſondern es muß auch jedermann, der mit Sicherheit Geld ausleihen, oder darauf ein dingliches Recht, welches nicht angefochten werden kann, erlangen will, vor allen Dingen aus dem Hypothekenſcheine wahrnehmen, ob der Beſitzer bey Acquiſition des unbeweglichen Gutes, alle, die einen Anſpruch auf das Gut zu haben vermeinen, citiren laſſen, oder, ob er ſolches, bey entſtandenem Concurs der Gläubiger des vorigen Beſitzers, als Meiſtbiethender erſtanden hat, auch ob in beiden Fällen die Bezahlung des Kaufpretium nach Maßgabe des Prioritätsurtheiles geſchehen iſt.

Hat hingegen der Beſitzer durch freywilligen Verkauf, (131) Vertauſch, Schenkung, Erbſchaftsrecht, oder auf andere Art, das unbewegliche Gut erlanget, und ſich durch Edictalverfügungen ſicher zu ſtellen, zu ſeiner Sicherheit nicht nöthig erachtet, ſo kann ſich Niemand gegen die aus einem etwanigen Eigenthumsrechte herrührenden Anſprüche in Sicherheit ſetzen, er habe denn zuvor die in dem Hypothekenſcheine allegirten

(131) In Anſehung der außergerichtlichen Kaufbriefe in Berlin iſt unter d. 28. May 1762, an den Magiſtrat daſelbſt reſcribirt, daß kein Titulus poſſeſſionis auf einen außergerichtlichen Kaufbrief, dafern nicht wenigſtens des beſagten Magiſtrates Confirmation hinzu gekommen iſt, in das Grund- und Hypothekenbuch eingetragen werden dürfe, S. Edictenſamml. v. J. 1762, Col. 145.

ten Documente und Nachrichten, nebſt allen denen, worauf ſich dieſe beziehen, genau nachgeſehen, und wofern einige Schwierigkeit ſich dabey ereignet, ſolche auf andere Art, auch in benöthigtem Falle durch die Edictalcitation, gänzlich aus dem Wege räumen laſſen.

Wenn irgendwo die Gewohnheit geweſen iſt, daß Obligationen, Ehepacten und andere Inſtrumente auf unbewegliche Güter und deren Beſitzer eingetragen worden ſind, ohne daß der Beſitzer ſeinen Beſitzungstitel berichtigt hat, ſo wird, zu Abſtellung dieſer Unrichtigkeit, der Beſitzer angewieſen, ſolches noch zu bewerkſtelligen; und wenn die hiezu erforderlichen Nachrichten in den Conſens = Kauf = und Depoſitenbüchern, wie auch in den vorher verhandelten Concurs = und Liquidationsacten nicht anzutreffen ſind, ſo ſind die Beſitzer und andere Intereſſenten zur Production ihrer Originaldocumente und deren Abſchriften, von richterlichen Amts wegen (ex officio) anzuhalten, und werden dieſe Abſchriften von dem Secretär oder Actuar vidmirt, und in ein Convolut unter gewiſſen Numern und Folien oder Blättern geheftet, damit das Grund = und Hypothekenbuch ſich darauf, mit Allegirung des Folium oder Blattes und der Numer, beziehen könne.

Es muß daher auch, wenn eine Frau zur zweyten Ehe geſchritten iſt, und ein Immobile dem zweyten Manne ganz oder zum Theil zugebracht hat, dieſer zuvor beſcheinigen, daß, und wie das Immobile auf ihn gekommen iſt, und ſolches in das Grund = und Hypothekenbuch eintragen laſſen.

Wenn durch den Todesfall des Beſitzers eine Veränderung geſchieht, müſſen die Erben oder deren Vormünder innerhalb Jahresfriſt ſolches den Gerichten anzeigen, und zugleich melden: 1. wie viel Söhne und Töchter der Verſtorbene hinterlaſſen habe; 2. wie alt ſie

ſie ſeyn; 3. ob einige abweſend ſeyn; 4. wie die Güter getheilt, und wem ſie zugefallen ſeyn, folglich wer der neue Beſitzer ſey; welches alles in das Grundbuch eingetragen werden muß. Wenn der Erbe über eine Jahresfriſt damit zurück bleibt, und keine ſo genannte Ehehaften oder geſetzliche Verhinderungen beſcheiniget, muß er das doppelte der Gebühren zur Strafe erlegen, und darf demſelben, bis die Berichtigung geſchehen iſt, kein Hypothekenſchein ertheilet, viel weniger auf deſſen Namen etwas eingetragen werden.

Wenn in Städten einem Hauſe die Gerechtigkeit, eine gewiſſe bürgerliche Nahrung zu treiben anklebt, und dieſelbe ohne ein ſolches Haus nicht exercirt oder auf andere transferirt werden kann, ſo muß dieſe Gerechtigkeit bey dem Hauſe unter deſſen Pertinenzien mit angemerket werden, und die auf dem Hauſe erfolgenden Eintragungen afficiren auch dieſe Gerechtigkeit. Was hingegen diejenigen Gerechtigkeiten und Realprivilegien betrifft, welche nicht auf Häuſern haften, wegen ihrer fixirten Anzahl aber einen gewiſſen Werth haben, und daher beſonders veräußert, auch in Sterbefällen taxirt und ſubhaſtirt werden können, als: Barbier- und Badeſtuben, Apotheken, Buchdruckereyen, Buchhandlungen ꝛc. iſt es den Gerichten erlaubt, darüber auf eben die Art, wie über unbewegliche Grundſtücke, Hypothekenbücher zu führen, jedoch daß, ehe und bevor eine darauf verſicherte hypothekariſche Schuldverſchreibung eingetragen wird, der Beſitzer anzuhalten iſt, ſeine über dem Privilegium ſprechende Documente, zu Verhütung aller Unterſchleife, bey dem Hypothekenbuche gerichtlich zu deponiren. (132.)

Zur

(132) Special-Anweiſung für ſämtliche Gerichte in Weſtpreußen, welchergeſtalt nach Einrichtung der Hypothekenbücher, in Anſehung der bey dem Hypothekenweſen vorfallenden Ausfertigungen, Eintragungen und Löſchungen zu verfahren. *d. d.* Berl. d. 31. Dec. 1778. (in der Edictenſamml. v. J. 1778, Col. 1359.) §. 21.

Zur Berichtigung des Beſitzungstitels, und der daraus entſtehenden Folge der uneingeſchränktern Befugniß, des Grundſtückes wegen Verbindung einzugehen, gehört auch noch dieſes, daß, ſo bald ein Güterbeſitzer für einen Verſchwender declarirt wird, oder er überhaupt die Kraft, Contracte einzugehen, verliert, ſolches bey dem Land- und Hypothekenbuche angezeigt werden muß. (133)

Iſt der Beſitzungstitel einmal von Seiten des Beſitzers in Richtigkeit geſetzt, ſo iſt Jedermann, der ſich einige Verbindlichkeit und ein dingliches Recht von ihm verſchreiben und in das Hypothekenbuch eintragen läßt, vor allen andern Creditoren, welchen zwar ein Eigenthums- oder anders dergleichen Recht von dem Beſitzer conſtituirt worden iſt, welche ſolches aber entweder gar nicht, oder nicht zur rechten Zeit haben eintragen laſſen, völlig geſichert.

Nachdem alſo bisher gezeigt worden iſt, wie ein Grund- und Hypothekenbuch eingerichtet werden, und was in Anſehung der Einrichtung deſſelben und der ordnungsmäßigen Fortführung von den Beſitzern geſchehen, und wie der Beſitzungstitel berichtiget werden muß, ſo iſt nun anzuführen: was für Sachen und Gerechtſamen darin einzutragen ſind, wenn dabey einiger Vorzug des Gläubigers, oder eines ſolchen, dem ein gewiſſes Recht auf eines Andern Grundſtück zuſteht, bey entſtandenen Concurs der Gläubiger Statt haben ſoll.

Es iſt nämlich ſchon aus demjenigen, was oben angeführt worden iſt, klar, daß nur unbewegliche Güter der Gegenſtand der Grund- und Hypothekenbücher ſind. Es können alſo keine Perſonalobligationen, Wechſel- oder Perſonalverſchreibungen in dieſe Bü-

(133) *Circulare*, *d. d.* Berlin, d. 16. Apr. 1778, in der Edicten-Samml. von demſ. Jahre, Col. 1263.

Bücher eingetragen werden, ſondern bloß die Verſchreibungen über unbewegliche Güter, worunter auch die ſtillſchweigenden oder geſetzlichen Hypotheken begriffen ſind, ingleichem alle Verträge, Contracte und Handlungen, welche ein dingliches Recht mit ſich führen, und auf das dem Landbuche eingetragene Immobile verſichert werden, ſind der Gegenſtand der Eintragungen. Sollen aber Perſonalforderungen in Realforderungen verwandelt werden, ſo muß zuvörderſt ein das Grundſtück verpfändendes, von dem Eigenthümer zu vollziehendes Document aufgeſetzt, und darin entweder dem Inhaber die Freyheit verſtattet werden, ſolches in das Hypothekenbuch eintragen zu laſſen oder die Eintragung von dem Eigenthümer ſelbſt nachgeſuchet werden. Eben dieſes müſſen die Gerichte auch alsdann beobachten, wenn in einem Kaufkontract, Erb- oder Theilungsreceß ꝛc. der neue Eigenthümer eines Grundſtückes Perſonalſchulden des vorigen Eigenthümers oder der Mitpaciscenten zu bezahlen übernommen hat, ohne dieſen übernommenen Gläubigern eine ausdrückliche Hypothek zu conſtituiren. Ermangelt es hieran, ſo müſſen ſolche übernommene Forderungen bey der Eintragung des durch dergleichen Contracte oder Receſſe begründeten Beſitzungstitels zwar nachrichtlich im Hypothekenbuche notiret werden, ſie ſind aber unter den Hypotheken nicht eher aufzuführen, bis wegen derſelben ein dingliches Recht wirklich conſtituirt worden iſt (134).

Es ſind alſo hauptſächlich einzutragen.

1. Alle vorbehaltene Eigenthumsrechte (reſeruata dominia) bey dem Kauf und Verkauf. Dieſe müſſen mit richtiger Benennung der Güter, und der Schuldner und Gläubiger Vor- und Zunamen, in das Hypothekenbuch, da das Grundſtück gelegen iſt, verzeichnet

(134) Specialanweiſ. für die Gerichte in Weſtpreußen, §. 7.

net werden; widrigenfalls haben ſie den gehörigen Vorzug nicht, ſondern müſſen allen eingetragenen Hypotheken nachſtehen. In dieſer Abſicht muß ein Jeder, der dergleichen Eigenthum ſich vorbehalten hat, daß und bis auf welche Zeit das Dominium reſervirt ſey, und was noch zu präſtiren iſt, ehe ſolche Reſervation wegfällt, dem Hypothekenbuche einverleiben laſſen. Es bedarf dieſerwegen keiner beſondern gerichtlichen Confirmation, ſoudern es iſt genug, wenn nächſt gedachter Ingroſſation von dem Actuar, nur mit wenigen Worten unter den Kaufbrief verzeichnet wird, an welchem Tage dieſer Vorbehalt in das Schuldbuch eingetragen worden iſt.

2. Die Fideicomiſſe und Majorate. Es ſteht aber Jedem, welcher ſeine Güter mit einem Fideicomiß oder Majorat beſchweren will, frey, ob er ſolches noch bey ſeinem Leben eintragen laſſen will, oder nicht. Nach ſeinem Tode ſind die Erben, welche das Fideicommiß erhalten, längſtens binnen 3 Monathen nach Abſterben des Teſtators ſchuldig, die Güter, welche mit einem Fideicommiß belegt ſind, gehörig eintragen zu laſſen, widrigenfalls ihnen kein Vorrecht geſtattet wird. Daher, wenn der fiduciariſche Erbe, oder derjenige, der das Fideicomiß abliefern muß, auf dieſes Gut Schulden macht, und ſolche eintragen läßt, der Creditor dem eigentlichen Fideicommißerben vorgeht. Wenn jemand mit ſeinen Brüdern, Vettern oder Andern, einen Erbfolgevertrag (Pactum ſucceſſorium) errichtet, ſo muß er ſolches ebenfalls innerhalb Jahresfriſt verzeichnen und regiſtriren laſſen, wenn er nicht den vorher eingetragenen Gläubigern nachſtehen will.

Auch die Agnationsrechte bey Lehengütern müſſen eingetragen werden; daher in dem Edicte v. 4.

Aug. 1763. (135) verordnet iſt: „daß alle diejenigen, „welche an vormahlige, nun aber in Anſehung des „Lehensherren vererbte Lehen (*) ein Succeſſions. „Recht haben, es ſey aus einer Mitbelehnſchaft, Ver„ſammlung zur geſammten Hand, Erb = und Lebens„Verträgen, Pactis familiæ, Anwartſchaft, oder ſonſt „aus irgend einem Grunde, weshalb ſie für künftige „Lehensfolger angeſehen werden können, bey Verluſt „ihres Succeſſionsrechtes verbunden ſeyn ſollen, „binnen Jahresfriſt ſolches bey der Lehensregiſtra„tur einer jeglichen Provinz, worin die Güter belegen „ſind, anzuzeigen, und um die Eintragung ihres „Succeſſionsrechtes, mit Benennung ihres Vor„und Zunamens, anzuſuchen.“

3. Ferner müſſen alle Handlungen, welche den Effect einer gerichtlichen Hypothek = Verſchreibung haben ſollen, und alle Verpfändungen der unbeweglichen Güter, bey denen Gerichten, unter deren Jurisdiction oder Diſtrict das Grundſtück gelegen iſt, in das Hypothekenbuch, bey Verluſt des ihnen beygelegten Vorzugsrechtes, eingetragen werden. Dieſem zufolge werden alle Specialhypotheken, welche dem gehörigen Grund = und Hypothekenbuche einverleibet worden ſind, ſowohl den generalen als ſpecialen, welche der Schuldner etwa anderswo, als wo das Grundſtück gelegen iſt, verſchrieben oder confirmiren laſſen, ohne Unterſchied der Zeit ihres Urſprungs vorgezogen.

4. Alle dingliche Laſten, oder ſo genannte Unpflichten (Onera realia), welche auf unbeweglichen Gütern

(135) In der Edictenſamml. v. J. 1753, Col. 259.

(*) Es iſt nämlich in der Churmark, und andern preußiſchen Staaten, durch eine beſondere im J. 1717 getroffene Verfaſſung, gegen Erlegung eines Lehenscanons, alle Verbindung der Lehensbeſitzer mit Sr. Maj. dem Könige, als Lehensherren, aufgehoben, und nur die Lehnbarkeit zwiſchen den Beſitzern und ihren Agnaten oder Mitbelehnten reſervirt worden.

tern haften, als: Erbzinsgelder, jährliche Renten, Reditus anni), oder unablösliche Zinſen, und alle ſonſtige Arten von Renten und Einkünften, welche aus Verträgen oder Stiftungen herrühren, müſſen in das Grund und Hypothekenbuch ſpecifice und ex officio notiret werden; widrigenfalls der Käufer, wenn dergleichen nicht in Anſchlag gebracht, oder in dem Kaufcontracte nicht exprimirt worden iſt, und Edictal-Verfügungen, welche auch hierauf gerichtet werden müſſen, ergangen ſind, von Leiſtung ſolcher Abgabe befreyet iſt.

5. Gleicher Geſtalt müſſen auch die Perſonal-Gerechtigkeiten (Seruitutes perſonales), als: der Gebrauch einer Sache (Vſus), Nutznießung (Vſusfructus), und die Wohnungsgerechtigkeit (Habitatio) in ſo weit ſie auf liegenden Gründen entweder durch Verträge oder andere Dispoſitionen conſtituirt ſind, bey Verluſt des Vorzugrechtes eingetragen werden. Wenn ſolches nicht geſchehen iſt, Edictales aber, welche auch hierauf mit zurichten ſind, ergangen ſind, iſt der Käufer, ſolche zu präſtiren, nicht ſchuldig.

6. Hingegen dürfen die dinglichen Gerechtigkeiten (Seruitutes reales), und die allgemeinen Laſten und Pflichten, welche gemeiniglich auf den zu erkaufenden Gütern zu haften pflegen, und einer gewiſſen Claſſe von Grundſtücken, in einem Orte, Kreiſe oder Provinz dergeſtalt gemein ſind, daß ein jeder wiſſen kann, daß von denſelben dergleichen Realabgaben, als: Contributionen, Servis, Lehens, Canons, Präſtationen der Bauergüter an ihre Obrigkeit, der Bürgerhäuſer an den Magiſtrat, ingleichem die Kirchen- und Prieſtergebühren, geleiſtet werden, niemals in dem Hypothekenbuch beſonders und ausdrücklich notiret und eingetragen werden; ſondern es hat ſich der Käufer, und wem ſonſt daran gelegen iſt, nach dieſen gemeinen Abgaben und deren Betrag ſelbſt zu erkundi-

gen, und falls er nach dem Anſchlage kauft, ſolche aber darin nicht enthalten ſind, von ſeinem Verkäufer desfalls die Gewährleiſtung (Eviction) zu fordern. Sobald aber hingegen eine ſolche Präſtation nicht aus der Natur und Eigenſchaft des Grundſtückes von ſelbſt zu vermuthen, ſondern aus einem beſondern Rechtsanſpruch (ſingulari titulo) entſtanden iſt, und alſo nicht alle liegende Gründe einer und derſelben Art, ſondern nur dieſen oder jenen Fundus inſonderheit afficirt, (wie bereis in der vorhergehenden Nummer bemerkt worden. iſt die Eintragung keinesweges zu unterlaſſen (136).

7. Es müſſen auch die Cautionen und Bürgſchaften, welche jemand mit ſeinen Immobilien beſtellt, wofern ſie ein Vorrecht haben ſollen in das Hypothekenbuch eingetragen werden, wobey jedoch vor Beſtellung der Caution (137) dieſe Vorſicht zu gebrauchen iſt, daß der Cavent 1) einen beglaubten Schein, ob, und was für Schulden auf ſeinen zur Caution ſtehenden Gütern haften, aus den Gerichten beybringe, um daraus zu erſehen, ob ohne jemandes Nachtheil oder Schaden die Caution von ihm geleiſtet werden könne; 2) daß dieſe Caution nicht eher angenommen werde, bis dieſelbe von den Gerichten worunter die Güter gelegen ſind; auf Erſuchen desjenigen, der die Hypothek beſtellt in das Hypothekenbuch eingetragen ſind, und darüber ein gerichtlicher Schein ertheilt worden iſt.

8. Wenn Erben unter ſich ein Immobile theilen, und einen der Erben ein gewiſſes Angeld in der Theilung ausgeſetzt worden iſt, ſo muß dieſes Geldtheil, nach Production des über dieſe Ertheilung errichteten Inſtrumentes, auf das Immobile eingetragen werden, welches der Erbe zu ſuchen befugt iſt, obgleich in dem Theil=

(136) *Circulare* an ſämmtl. Regiernngen und Oberlandesjuſtizcollegia, *d. d.* Berlin, d. 19. Mart. 1782, in Verbindung mit Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 4' Tit. 12, §. 34.
(137) Schl.ſ. Hypothekenordn. §. 24

Theilungsreceß die Eintragung nicht ausbedungen iſt.

6. Wenn eine Braut oder Ehefrau dem Ehemanne ihre Dotal- oder Paraphernal- und Receptitiengelder mit der Bedingung hingiebt, daß ſolche an ein unbewegliches Gut verwendet werden ſollen, und der Ehemann wirklich ein Gut mit dieſem Gelde erkauft, muß ſie zu ihrer Sicherheit dem Grund und Hypothekenbuche einſchreiben laſſen, daß dieſes Gut mit ihrem Gelde erkauft ſey. Wenn eine Ehefrau ihre Paraphernalgelder, Receptitien, Morgengabe und Leibgedinge dem Ehemanne in Händen läßt muß ſie ſolche auch eintragen laſſen.

10. Damit auch die Gläubiger wegen der ſonſt ſtillſchweigenden Hypotheken, und andern privilegirten Schulden, nicht Gefahr laufen mögen, ſo müſſen ſolche gleichfalls dem Hypothekenbuche einverleibet werden (138). Es iſt aber bey dergleichen unmittelbar von den Geſetzten verſtatteten dinglichen Rechten nicht nöthig, daß, wenn deren Eintragung nachgeſucht wird, dazu die Einwilligung des Eigenthümers beygebracht werde (139). Wobey ſich jedoch von ſelbſt verſteht,

 daß

(138) Patent, daß künftig nicht nur auf adelichen, ſondern auch auf andern Gütern in der Chur- und Neumark ſowohl, als in Vor- und Hinterpommern, die bisher vorzüglich privilegirten ſtillſchweigenden Hypotheken, in ſofern ſolche in den Grundbüchern nicht eingetragen ſind, allen ingroſſirten Poſten nachſtehenden, und daher beſagte ſtillſchweigende Hypotheken auf nicht-adeliche Güter, zu Erhaltung ihres Vorzugrechtes, bis zum 1ſten Jan. 1782, eingetragen werden ſollen, *d. d.* Berlin. d. 13. May 1781. Dieſe Verordnung iſt auch durch ein beſonderes Avertiſſement des kön. hochpreisl. Kammergerichtes, v. 7 Dec. 1781, in dem Berliner Intelligenzzettel, No. 152, v. J. 1781, in Erinnerung gebracht worden. Das Patent ſelbſt iſt, ſeinem ganzen Inhalte nach, in der Edictenſamml. v. J. 1781, No. XXII, Col. 301, befindlich.

(139) Königl. Declaration v. 18. Nov. 1752, zu *No. LI* der Edictenſamml. v. J. 1767. desgl. Reſcript v. 25 Sept. 1763, No. LX der Edictenſamml. v. J. 1763.

daß die Eintragung ſolcher geſetzlicher ſtillſchweigenden Hypotheken auf eine andere Art nicht erfolgen dürfe, als wenn durch glaubhafte Documente nachgewieſen iſt, daß die einzutragenden Forderungen wirklich ein geſezliches Pfandrecht erhalten haben; wie denn insbeſondere, wenn ein aus der Immiſſion erlangtes prätoriſches Pfandrecht eingetragen werden ſoll, ein Certificat des Gerichtes, welches die Einweiſung des Gläubigers verfügt hat, darüber beygebracht werden muß, daß, und welcher Geſtalt die wirkliche Immiſſion erfolgt ſey, oder von dem Eigenthümer als geſchehen angenommen worden (140).

In Anſehung der Vorzugrechte des Fiscus, und der ihm zuſtehenden ſtillſchweigenden Hypothek, müſſen, wenn ein Caſſenbedienter angenommen, oder über ein herrſchaftliches Gut mit einem Pachter contrahirt wird, alsdenn mit eigentlicher Benennung dieſes Zeit-Punctes den Gerichten worunter die Grundſtücke des Caſſenbedienten oder Pachters gelegen ſind oder den Landſchaften, wozu ſie gehören, die Beſtallungen und Contracte angezeiget werden, damit deshalb das Nöthige zur Wiſſenſchaft der übrigen Gläubiger, in das Hypothekenbuch eingetragen werden könne; daher denn auch die Caſſenbedienten und Pächter bey Strafe verbunden ſind, den königlichen Krieges- und Domänen-Kammern bekannt zu machen, wenn ihnen etwa, nach übernommener Caſſenbedienung, oder, nach angetretenem Pachte, unbewegliche Grundſtücke angefallen wären(141).

11. Da niemand zur andern Ehe ſchreiten darf, er habe denn zuvor mit ſeinen unmündigen und minderjährigen Kindern erſter Ehe Richtigkeit getroffen, welches auch die Mutter nach ihres Ehemannestode be-

(140) Specialanweiſ. für die Gerichte in Weſtpreußen, §. 7.
(141) Circulare v. 31 Mart. 1672. in der Edictenſamml. von demſ. Jahre, Col. 125.

bewerkſtelligen muß, wenn ſie gleich ſich nicht wieder verheurathet: ſo müſſen die Gerichte, denen in ſolchem Falle die Beſtellung der Vormunder oder Curatoren obliegt, dahin ſehen, daß nach errichtetem Vergleich das ausgemachte Vater = und Muttergut ſofort in das Grund = und Hypothekenbuch auf des Vaters oderder Mutter unbewegliche Güter, oder nur auf eines davon, wenn es zur Sicherheit der Kinder hinlänglich iſt, eingetragen, und, wie ſolches geſchehen, durch einen Hypothekenſchein beſcheiniget werde. Würde aber das Erbtheil nicht dem Vater oder der Mutter gelaſſen, ſondern ſolches dem Vormunde ausgeantwortet, ſo bedarf es der Eintragung auf des Vaters oder der Mutter Gut nicht, ſondern es muß der Vormund deshalb, wenn das Erbtheil in Baarſchaften und Mobilien beſteht, entweder mit ſeinen unbeweglichen Gütern, oder auf eine andere Art, zureichende Caution beſtellen; die Obrigkeit aber muß dafür ſorgen, daß dieſe Caution mit der Vormundſchaft und Curatel auf ein oder mehrere Immobilien des Vormundes eingetragen werde (142).

Bey Eintragung der Vormundſchaften iſt aber auch überhaupt darauf zu ſehen, daß bekannt werde, was der Beſitzer ſonſt noch etwa für Vormundſchaften führe, unter welcher vormundſchaflichen Aufſicht er deshalb ſtehe, wenn die Vormundſchaft oder Curatel ihren Anfang genommen, ob er bloß Ehrenvormund (Tutor honorarius), oder adminiſtrirender Vormund ſey, und im letzterm Falle, ob ihm das ganze Vermögen ſeiner Curanden, oder nur ein Theil davon, anvertrauet worden, und wie hoch ſich ſolches belaufe, oder ob er nur die Einkünfte habe, und wie hoch der jährliche Betrag derſelben ſey. (143.

(142) Schleſ. Hypoth. Ordn. §. 29.
(143) Specialanweiſung ꝛc. §. 11, n. 7.

Damit aber die Obrigkeit wiſſen möge, worin das Vermögen der Unmündigen beſtehe, und wie hoch die Caution zu beſtellen ſey, ſo muß ſie bey den Pupillen-Collegium oder Waiſenamte, und aus dem daſelbſt befindlichen Vormundſchaftsbuche ſich wegen des Vermögens erkundigen, ein Quantum determiniren, und ſolches eintragen laſſen; und iſt in ſolchem Falle nicht nöthig, dieſes Quantum auf alle Güter einzutragen, ſondern es iſt genug, wenn nur ſo viel von den liegenden Gründen mit der Hypothek beſchweret wird, als den Curanden oder Pupillen zur Sicherheit gereicht.

12. Wenn jemand eine in das Grund- und Hypothekenbuch auf Immobilien eingetragene Obligation oder Forderung unterſetzen oder cediren will, ſo muß das darüber verſchriebene Pfandrecht oder Ceſſion in beſagtem Buche notiret, auch unter der Originalobligation oder dem Originaldocumente über die Forderung verzeichnet, auch ſolche Obligation oder Document dem Gläubiger eingehändiget, dem Debitor oder Ausſteller der Obligation aber davon Nachricht gegeben werden, welches letztere der Gläubiger zu beſorgen hat, weil es nur zu ſeiner Sicherheit gereicht, damit ſein Schuldner das Capital von dem Debitor oder Ausſteller nicht gegen einen Mortificationsſchein heben möge. Läßt ſich jemand eine in dem Grund- und Hypothekenbuche eingetragene Forderung cediren oder verpfänden, ſolche aber in dieſem Buche nicht notiren: ſo hat er ſich die Schuld allein beyzumeſſen, wenn hernach die ganze Forderung gegen einen Mortificationsſchein, in Ermanglung des cedirten oder verpfändeten Originaldocumentes, getilget oder gelöſchet, oder bey veranlaßter Edictalcitation nicht er, ſondern der vorige Creditor, oder deſſen Erben citiret, und ihm der zur Angabe und Wahrnehmung der Forderungen angeſetzte Präcluſivtermin nicht bekannt gemacht wird.

13. Wenn es ſich eräugnet, daß einige nicht perſönliche, ſondern eine wirklich dingliche Forderung noch nicht eingetragen werden kann, weil ſie, ihrer Beſchaffenheit und dem Betrage nach (in quali & quanto), noch nicht ausgemacht, oder deshalb im Streit oder Proceß befangen iſt, ſo liegt demjenigen, welcher dergleichen Prätenſionen hat, ob, ſolche dem Gerichte anzuzeigen, und zu bitten, daß, ehe und bevor dieſelbe ausgemacht iſt, nichts zum Präjudiz einer ſolchen Forderung in das Grund- und Hypothekenbuch eingetragen werde; welche Proteſtation denn das Gericht dem Grund- und Hypothekenbuche. und den daraus zu ertheilenden Scheinen inſeriren muß, immaßen dadurch das Recht desjenigen, welcher die Proteſtation eingelegt hat, ungekränkt bleibt, mithin auch, wenn jemand, derſelben ungeachtet, nachher ſeine Forderung in das Hypothekenbuch eintragen läſſet, dennoch keinen Vorzug haben kann, ſondern vielmehr nachſtehen muß.

14. Wenn jemand alle ſeine Güter zur Hypothek einſetzt, folglich eine Generalhypothek beſtellt, und ſolche in das Hypothekenbuch eintragen läßt, ſo verſteht ſich die Hypothek nicht auf des Schuldners bewegliches, ſondern bloß auf deſſen unbewegliches Vermögen. Es iſt aber nicht genug, daß dieſe Generalhypothek nur auf ein Gut eingetragen wird, ſondern der Creditor muß dafür ſorgen, daß auf alle Güter die Hypothek eingetragen werde, weil die auf Ein Gut geſchehene Eintragung in Anſehung der übrigen Güter kein Vorrecht geben kann. Wenn aber die Eintragung auf ein Gut, es mag unter einer oder unter verſchiedener Jurisdiction gelegen ſeyn, geſchehen iſt, als welches bloß von der Willkür des Creditors abhängt: ſo dürfen bey den übrigen Gütern nur vidimirte Copien von den eingetragenen Obligationen und dem erhaltenen Eintragungsſcheine produciret werden, und werden für

für die Eintragung keine Procentgelder und Confirmationsgebühren, ſondern allein die Eintragungsgebühren entrichtet.

15. Nebſt der Hauptverſchreibung müſſen auch die darin enthaltenen Verträge und Bedingungen (Conditionen), welche die Sache oder das Grundſtück ſelbſt betreffen, ſpecifice eingetragen werden. Es iſt alſo nicht hinreichend, daß die Hauptverſchreibung (z. B. der Kaufbrief, worin das Dominium reſervirt iſt, oder die Erbtheilung, worin das Fideicommiß conſtituirt iſt, eingetragen wird, ſondern es muß auch die Eintragung des vorbehaltenen Eigenthumes und des Fideicommiſſes beſonders mit ausdrücklichen Worten geſchehen.

So z. B. muß es nicht heißen: Der Vertrag *d. d.* d.... worin die wechſelſeitige Erbfolge feſtgeſetzt worden, iſt auf dem Gute ... intabulirt, ſondern es muß die Ingroſſation ſo lauten: Der Vertrag u. ſ. w. iſt intabulirt, und es haftet nach ſolchem auch auf dem Gute ... ein unter den paciscirenden Theilen errichtetes Fideicommiß dahin, daß ꝛc.

Gleiche Bewandniß hat es auch wenn der Hauptverſchreibung einige Nebenverträge beygefüget worden ſind, ingleichem mit allen andern Verträgen, welche auf das Eigenthumsrecht einen Einfluß haben, als: der Vertrag der Zuſchlagung auf einen gewiſſen Tag, oder bis auf einen beſſern Käufer (Pactum indictionis in diem)(144), des Vorkaufrechtes, des Widerkaufes, u. d. gl. inmaßen auch dieſe Conventionen, wenn ſie ein Vorrecht geben ſollen, ſpecifice in dem Hypothekenbuche notiret werden müſſen; daher der Creditor wohl thut, wenn er, um die Gerichte deſto eher auf die obige Erforderniß zu führen, ausdrücklich bittet, daß dergleichen Reſervate und Verträge, Conventionen

(144) Wehner, in ſeinen Obſerv. ſelect. S. 35, nennt dieſen Vertrag, Aufſchlagsverkauf, vulgo Aufſchlag.

nen u. ſ. w. in ſpecie exprimiret und in das Hypotheken-buch eingetragen werden mögen. Wenn der Creditor ſolches nicht bittet, muß der Richter, welcher die Hauptverſchreibung einträgt, dennoch ſolches von Amts wegen thun; wenn er es unterläſſet, ſo verliert zwar der Creditor ſein Vorrecht, d. i. er kann ſich das Gut nach Verlauf der Zeit nicht addiciren laſſen, noch ſolches reluiren, noch das Näherrecht gegen die eingetragenen Creditoren exerciren, ſondern er muß ſich, bey eräugnendem Concurs, an den Ort verweiſen laſſen, welchen ihm das gemeine Landrecht aſſigniret, er behält aber ſeinen Regreß an das Gericht.

Man ſehe, was ich weiter unten gelegentlich von den Regreſſen anmerken werde.

16. Hauptſächlich ſind aber auch die Gerichte, welche über das Vermögen oder den Nachlaß eines Beſitzers unbeweglicher Grundſtücke einen Concurs der Gläubiger eröffnen, verbunden, die Verfügung zu treffen, daß die erfolgte Concurs-Eröffnung in dem Hypotheken-Buche notiret werde, damit ſolcher Geſtalt, wenn dem Beſitzer die freye Diſpoſition über ſein Vermögen entzogen worden iſt, aus den Hypothekenbüchern erſehen werden könne.

Wir kommen

II. auf dasjenige, was ein Gläubiger, und, in Anſehung ſeiner, die Gerichte zu thun und zu beobachten haben, wenn jemand ſich eine Hypothek conſtituiren, und eintragen laſſen will. Wenn Jemand mit Sicherheit ſich auf ein Jmmobile eine Hypothek verſchreiben laſſen will, muß er ſich

1. zuvörderſt von dem Beſitzer einen aus dem Grund- und Hypothekenbuche unter dem Gerichts-ſiegel, oder, wo beſondere Hypotheken-Regiſtraturen, wie z. B. in der Mittelmark, in Anſehung der adelichen Güter, vorhanden ſind, unter dem Siegel der Regiſtratur ausgefertigten Schein in originali, oder

kur-

kurz, einen Hypothekenſchein, geben laſſen, worin alles dasjenige enthalten iſt, was dieſerwegen in dem Hypothekenbuche von dem Immobile ſich notirt befindet, und wovon ein Formular unter dem Buchſtaben B, beygefügt iſt. In dieſem Scheine muß denn auch des Umſtandes, ob der Beſitzer in ledigem Stande, oder in der erſten oder zweyten Ehe lebe, ob er Kinder aus der vorigen Ehe habe, oder nicht auch im erſten Falle, ob ſolche abgefunden seyn, ingleichen ob er Vormundſchaften auf ſich habe, und wie hoch die Caution ſich belaufe, jedesmal ausdrücklich gedacht, und deshalb von dem Poſſeſſor, welcher einen Hypothekenſchein verlangt, Nachricht, und, dem Befinden nach, Beſcheinigung gefordert, oder aber, wenn dem Gerichte von gedachten Umſtänden gar nichts bekannt wäre, weil etwa der Beſitzer an einem entlegenen Orte ſich aufhält ſolches in dem Scheine angemerket werden, damit diejenigen, denen daran gelegen iſt, von dieſen Umſtänden ſelbſt Erkundigung einziehen mögen. Auch iſt in dieſem Scheine mit einzuverleiben, ob der Beſitzer ein königlicher Caſſenbedienter oder Pachter königlicher Grundſtücke iſt (145).

Weil es ſich aber zutragen kann, daß ein Schuldner, nach Empfang des Hypothekenſcheines, von mehr als Einem Gläubiger Geld aufnimmt, und zugleich, oder auch zu verſchiedenen Zeiten nach einander, Obligationen ausſtellt, oder auch mittlerweile andere Forderungen auf ſein Gut eingetragen werden, wodurch dann ein und anderer Creditor gefährdet werden könnte: ſo müſſen die Gerichte, ſo oft ſie einen Hypothekenſchein ausfertigen, das Concept davon dem Hypothekenprotokoll- und Beylagebuche einverleiben, und bey Ausfertigung der Confirmation und Eintragung jeder Obligation ſolchen Schein genau nachſehen, und wenn

(145) Circulare v. 31 Mart. 1772.

wenn, nach Ausfertigung deſſelben eine neue Schuld von dem Debitor auf ſein Immobile verſchrieben, oder ſonſt etwas darauf eingetragen worden iſt, es dem Gläubiger vor Ausfertigung der Obligation bekannt machen; wenn er ſich aber ſolche bereits hat ausſtellen laſſen, in der Confirmation ſelbſt oder hinter der Obligation, die ihm noch vorgehende Forderung, wovon er aus dem Hypothekenſcheine nicht Nachricht hat haben können, notiren, damit derſelbe wenn ſolches zu ſeinem Nachtheil gereicht, die Zahlung des verſprochenen Anlehnens nicht leiſte, oder, wenn er unvorſichtiger Weiſe das Anlehn zum voraus gezahlt hat ſich die Schuld des Schadens, welchen er dabey leidet, allein beymeſſe. Es kann indeſſen die Eintragung einer Schuld darum nicht verſaget werden, weil ſich der Anlehngeber vorher keinen Hypothekenſchein habe geben laſſen; noch weniger hat deshalb die Strafe der Nullität, oder der Verluſt des durch die Eintragung erlangten Vorrechts, Statt; vielmehr muß hingegen das Gericht in dem Documente, welches über die geſchehene Ingroſſation ertheilt wird, jedesmal den Hypothekenſchein von dem verpfändeten Grundſtücke mit einrücken (146).

2. In ſo fern die Anfertigung der Obligation, oder des eine Hypothek ertheilenden Documentes, nicht bey den Gerichten oder Hypothekenregiſtraturen ſelbſt geſchieht, auch die Eintragung und die bey baaren Anlehnen erfolgende baare Zahlung nach der geſchehenen Expedition der Obligation und des dabey dem Gläubiger mit auszuhändigenden neueſten Hypothekenſcheines nicht vor dem Gerichte oder der Regiſtratur des Hypothekenweſens vorgenommen wird, kurz, wenn nicht eine in dieſer Art zu Stande gebrachte Hypothekverſchrei-

(146) S. Declaration der ſchleſ. Hypoth. Ordn. v. 18 Nov. 1752, und das Reſcript an den Magiſtrat zu Herford d. d. Berlin, d. 6 Dec. 1760

ſchreibung, ſondern nur eine bloß auſſergerichtliche vorhanden iſt, muß der Gläubiger vorzüglich darauf bedacht ſeyn: a) daß er die auſſergerichtlich angefertigte Verſchreibung zu einer öffentlichen Urkund erhebe, mithin dieſelbe entweder vor einem Gerichte, oder vor Notarien und Zeugen, von dem Schuldner oder Einſetzer anerkennen, und, wie ſolches geſchehen, unter dem Documente atteſtiren laſſe; wobey es aber, weil dieſes doppelte Umſtände verurſachet, allemal am rathſamſten iſt, entweder gleich vor die Gerichte, die das Hypothekenbuch führen, zu gehen, und vor ihnen die ganze Entwerfung, Ausfertigung und Eintragung des Documentes zu bewerkſtelligen, oder aber das obligatoriſche Inſtrument ſelbſt ſogleich von einem Notarius unter den gehörigen Erforderniſſen entwerfen und vollziehen zu laſſen.

Es iſt daher in dem *Circulare* an ſämtl. Regierungen *d. d.* Berlin, d. 19 März. 1782, VI. §. 11, weislich verordnet: „daß die Gerichte es ſich angelegen ſeyn laſſen ſollen, die Parteyen bey allen Gelegenheiten zu erinnern und „anzumahnen, daß ſie ihre über Grundſtücke zu machenden „Contracte gerichtlich oder vor Juſtizcommiſſarien vollziehen, damit die reiche Quelle von Proceſſen, welche aus „den bey bloß außergerichtlichem Abſchluß ſolcher Negotien „nur allzu häufig vorfallenden Uebereilungen, Verabſäumung der vorgeſchriebenen Legalitäten, und Mangel an Beſtimmung und Präciſion, bey Abfaſſung des Contractes „und ſeiner Bedingungen, zu entſpringen pflegt, ſo viel als „möglich verſtopfet werde.“

b) Muß er, in ſo fern ſolches bey Untergerichten nicht zum Protokoll perſönlich, oder durch einen desfalls glaubhaft legitimirten Specialbevollmächtigten nachgeſuchet werden wollte, bey einem Obergerichte aber ſchlechterdings (147) mit einer ſchriftlichen billig von einem der Sache kundigen, öffentlich beglaubten Manne, wohin zu dergleichen Sachen in königl. preu=

(147) Schleſ. Hypoth. Ordnung, §. 39.

preußiſchen Landen ſinſonderheit die Juſtizcommiſſarien gehören, (*) anzufertigenden Vorſtellung bey dem Gerichte oder der Regiſtratur, unter welchen die Hypothek liegt, einkommen und um die Eintragung bitten, zu dem Ende aber die dabey mit einzureichenden Haupt- und beziehenden Nebendocumente mit beylegen, damit dieſe letztere, bey Zurückgebung der Originale, zu den Hypothekacten vidimirt zurück behalten werden können. Indeſſen ſteht es auch dem Schuldner frey, (wie auch gemeiniglich zu geſchehen pflegt, da ein Gläubiger nicht leicht das Anlehn auszahlt, bevor nicht die Schuldverſchreibung eingetragen worden iſt,) um die Eintragung ſelbſt Anſuchung zu thun. Diejenigen außergerichtlichen Pfandverſchreibungen aber, worin der Creditor mit einer Privathypothek ohne Bedingung der Intabulation zufrieden geweſen iſt, dürfen nicht anders, als mit ausdrücklicher Einwilligung des Debitors, intabuliret werden. (148)

c) Muß er die Güter, worauf er eingetragen ſeyn will, ſpecificiren, und d) ein ſolches Memorial dem Regiſtrator, welcher das Hypothekenbuch in ſeiner Verwahrung hat, präſentiren. Dieſer muß

a auf Eid und Pflicht den Tag, und zumal in dem Falle, daß an einem Tage mehr als eine Eintragung auf ein Immobile geſuchet würde, zum Beweiſe der Priorität, jedesmal auf das Supplicat oder Proto-

(*) S. Corp. Jur. Frid. Lib. I. P. E. Tit. 7, §. 4. wonach die Juſtizcommiſſarien zu Beſorgung der zu den Proceſſualien nicht gehörigen Rechtsangelegenheiten ausſchließungsweiſe befugt ſind, dergeſtalt, daß außer ihnen Niemanden erlaubt ſeyn ſoll, ſich mit dergleichen Geſchäften abzugeben, und daß folglich keine Vorſtellungen und Eingaben dieſer Art, welche nicht von recipirten Juſtizcommiſſarien unterſchrieben und legaliſirt ſind, bey den Collegien angenommen, oder Verfügungen darauf erlaſſen werden ſollen.

(148) S. Declaration der ſchleſ. Hypoth. Ordn.

Protokoll oben in dem Datum deſſelben auch (149) die Stunde, da ihm das Memorial überreicht, oder die gebetene Eintragung zu Protokoll declarirt worden iſt, auf dem Memorial oder Protokoll notiren, und eines von dieſen noch an demſelben Tage, da es eingekommen iſt, regiſtriren, von den producirten Documenten beglaubte Abſchriften machen, und ſolche, nebſt den Originalen und ſeinem ſchriftlichen Gutachten, dem Collegium vorlegen.

b. Wenn das Collegium ſich das Eintragungsgeſuch vortragen laſſen, wie auch die Urkunden nachgeſehen und richtig befunden hat, muß auf das Memorial oder Protokoll, daß die Eintragung geſchehen ſolle, in voller Verſammlung des Collegium (in pleno) decretiret, und ſolches Decret von allen anweſenden Gliedern des Collegium unterſchrieben werden.

c. Hierauf muß der Secretär dieſes Decret ſofort ausfertigen, der Präſident oder Vorſitzer des Collegium aber muß ſolches nebſt zween Räthen oder Beyſitzern unterſchreiben, und, nachdem es geſiegelt worden iſt, dem Supplikanten zugeſtellet werden.

d. Alsdann muß die Eintragung in das Grund- und Hypothekenbuch, nach Maßgebung des Decretes, in dem Collegium geſchehen, und die Originalien dem Gläubiger retradiret, und von dem Regiſtrator darunter notiret werden, an welchem Tage die Eintragung geſchehen iſt.

e. Dieſe ganze Handlung, und daß von dem Supplikanten verlangt worden ſey, die Obligation, Schuld, Gerechtſame des Gläubigers ꝛc. in das Hypothekenbuch einzutragen, wie ſolches verſtattet, und die Urkunden wirklich eingetragen worden ſeyn, muß der Regiſtrator, mit Beyſetzung des Tages und der Stunde, in ein beſonderes Protokoll verzeichnen, und dabey die

(149) Schleſ. Hypoth. Ordn. §. 34.

die Obligation, und was ſonſt einzutragen iſt, nieder-ſchreiben und regiſtriren; (150) alle dahin einſchlagende Acteuſtücke aber werden mit den darauf abgefaßten Originaldecreten, und den vidimirten Abſchriften der Documente, beſonders in ein Volumen geheftet, numerirt und foliirt, damit in dem oben beſchriebenen Grund- und Hypothekenbuche ſich darauf bezogen, und bey jedem Artikel das Folium des Belag- und Protokollbuches darin allegiret werden könne. (151)

Bey dem allen iſt dann auch e) noch zu bemerken, daß, wenn Documente zur Eintragung präſentiret werden, welche außer Landes errichtet worden ſind, alsdann die Gerichte, wenn ihnen die zur Gültigkeit ſolcher Documente, nach dortigen Landesgeſetzen erforderlichen Formalitäten nicht hinlänglich bekannt ſind, von denjenigen, welche dergleichen Documente präſentiren, die Beybringung eines Atteſtes der Gerichte des Ortes, wo das Document errichtet worden iſt, dahin erfordern müſſen, daß die eingerichteten Urkunden nach den daſelbſt geltenden geſetzlichen Vorſchriften eingerichtet worden, und mithin für rechtsbeſtändig zu achten ſeyn. Eine gleiche Vorſicht muß alsdann gebraucht werden, wenn zum Behuf der zu bewirkenden Eintragungen, Tauf- oder Todtenſcheine producirt werden, welche nicht eher angenommen werden dürfen, als bis ein Atteſt der Gerichte des Ortes, wo der Schein ausgeſtellt worden iſt, dahin beygebraacht wird, daß derjenige, welcher den Schein unterzeichnet hat, zu deſſen Ausfertigung berechtigt ſey. (152)

Uebrigens iſt, bey Eintragung der Documente, auch noch auf die Vorſchriften Rückſicht zu nehmen, welche

 unten

(150) Eb. daſ. §. 39.
(151) Eb. daſ. §. 34 und 39.
(152) Specialanweiſ. d. d. B. d. 31. Dec. 1778. Ein gleiches wird bey den berliniſchen und calenbergiſchen Wittwencaſſen beobachtet.

unten als Vorſichtigkeitsregeln zu Vermeidung ungebührlicher Löſchungen angeführt ſind, als welche ſich auch hier leicht anwenden laſſen, da der Fall der Löſchung eine Art der Eintragung iſt, daß nämlich das auf dem Grundſtücke gehaftete Recht nun nicht weiter Statt habe.

Von Seiten des Schuldners, oder desjenigen, dem daran gelegen iſt, daß die auf ſeinem Vermögen haftende Hypothek nicht weiter ſtehen bleibe, iſt zu beobachten:

1. Daß, wenn Jemand eine Obligation, oder andere in dem Grund- und Hypothekenbuche eingetragene Forderung oder Gerechtſame löſchen laſſen will, er das Originalinſtrument mit dem darunter befindlichen Ingroſſations- oder Eintragungsatteſte in originali vorweiſen oder reproduciren, und die Quittung des Gläubigers, falls dieſer nicht eigenhändig darum ſelbſt Anſuchung gethan hätte, beylegen muß, wonächſt die Gerichte Löſchung bewerkſtelligen, und das Originalinſtrument, worunter das erwähnte Intabulations- oder Inſcriptionsdocument ſteht, durchſchneiden müſſen, es wäre dann, daß ſolches Inſtrument mehrere und andere noch nicht zu löſchende Puncte enthielte, und deshalb conſerviret werden müßte; in welchem Falle das Inſcriptionsdocument nur allein durchgeſtrichen, und die in dem Grund- und Hypothekenbuche geſchehene Löſchung unter dieſem Documente oder Atteſte, auch in dem Hypothekenprotokollbuche, wie ſolches alles geſchehen ſey, nebſt dem Datum verzeichnet werden muß. (153)

Wenn hinter einem eingetragenen Documente verzeichnete beſondere Vermerke und Regiſtraturen vorkommen, welche entweder durch anderweitige, in der Folge vorfallende Veränderungen entkräftet, oder zum Theil

(153) Schleſ. Hypoth. Ordn. §. 40.

Theil abgeändert werden; ſo dürfen ſolche, zu Verhütung der ſonſt zu befürchtenden Irrungen, nicht durchſtrichen werden, ſondern es müſſen nur diejenigen Stellen, welche durch nachfolgende Annotationen oder Regiſtraturen abgeändert worden ſind, zur geſchwinden Einſicht, am Rande mit einem Striche eingeſchloſſen werden, neben welchem die Worte: „abgeändert durch „die Regiſtratur vom. . .“ zu verzeichnen ſind.

Sollte eine hinter einem eingetragenen Documente verzeichnete Annotation von den Intereſſenten durchſtrichen ſeyn, ſo müſſen die Gerichte, wenn ihnen ein ſolches Document präſentirt wird, und der Inhalt der Annotation noch erſichtlich iſt, eine ſolche durchſtrichene Annotation von denjenigen, deren Gerechtſame ſie betrifft, legaliter recognosciren laſſen; iſt ſie hingegen dadurch, daß man ſie durchſtrichen, oder daß man einen angehefteten Bogen von dem Documente getrennt hat, unleſerlich geworden, ſo muß, ehe eine Löſchung erfolgen kann, zur Mortification eines ſolchen Documentes, durch zu verfügende rechtliche Präcluſiverkenntniſſe, geſchritten werden. (154)

2. Wenn das Inſtrument verloren iſt, kann die Löſchung anders nicht geſchehen, als wenn der Gläubiger, oder deſſen Erben, Ceſſionarien, die ſich gehörig legitimirt haben, einen Mortificationsſchein, unter dem copeylichen Inſtrumente, welches ſie allenfalls aus dem oben beſchriebenen Protokollbuche haben können, gerichtlich ausſtellen, oder in die Löſchung gerichtlich willigen. Dieſer Mortificationsſchein, oder das Document von der gerichtlichen Einwilligung, wird in mehrgedachtem Protokollbuche aufbehalten. Ueberhaupt

(154) Specialanweiſ. für die Gerichte in Weſtpreußen ꝛc. §. 12.

3. Iſt zu Verhütung ungebührlicher Löſchungen, zu bemerken: a) Daß keine andere, als gerichtliche oder vor der Regiſtratur, welche das Hypothekenbuch hält, recognoscirte Quittungen, oder auch ein zwar außergerichtliches, aber vorher unter öffentlicher Autorität recognoscirtes Document, zu dieſem Behuf angenommen werden. b) Daß, wenn die Recognition nicht von dem Ausſteller in Perſon, ſondern durch einen Bevollmächtigten geſchehen iſt, ſolchenfalls die Vollmacht dazu entweder gerichtlich, oder vor Notarien und Zeugen, ausgeſtellet, und dieſe, gleich dem über die Recognition gegebenen Atteſte, dem Documente oder der Quittung beygefüget werden muß. c) Daß ſowohl von dem Recognitionsatteſte, als auch der Vollmacht, dasjenige Gericht oder Landſchaft, welches die Eintragung der Löſchung verrichtet, beglaubte Abſchriften zu den Grundacten nehmen, die Originale davon hingegen nebſt dem Hauptdocumente demjenigen, welcher ſolche präſentirt hat, zurück geben muß. (155) Indeſſen iſt d) auch noch zur Subſtanziirung der Quittungen, oder anderer, einen Contract oder eine Schuld oder das dingliche Recht, welches einer Sache anklebt, auf habenden Documente, erforderlich, daß darauf geſehen werde, ob z. B. auch derjenige, welcher die Quittung ausgeſtellt hat, zur Empfangnehmung des ausgezahlten Geldes berechtigt geweſen ſey.

Wenn daher ein Vormund oder Curator die Quittung ertheilt hat, muß die Einwilligung des ihm vorgeſetzten vormundſchaftlichen Collegium erfordert werden.

Wenn eine Ehefrau über Dotal- oder Paraphernalgelder quittirt hat, iſt die Einwilligung des Ehemannes, und

(155) S. Circulare v. 27. Jun. 1771, in der Edictenſamml. von demſ. J. Col. 249. Die unter obigen drey Numern angeführten Säze finden auch bey Eintragungen Statt.

und wenn dieſer über Gelder quittirt hat, von welchen nicht docirt iſt, daß ſie ihm als Ehegeld inferirt worden ſeyn, die Einwilligung der Ehefrau zu erfordern.

Wenn ein Prediger über Gelder quittirt hat, welche einer Kirche gehören, muß die Einwilligung des Patrones, oder die Autoriſation des Conſiſtorium beygebracht werden.

Wenn der Gläubiger, auf welchen die Obligation lautet, nicht mehr am Leben iſt, und der Schuldner, auf die von deſſen Erben erhobene Klage verurtheilt worden iſt, Zahlung zu leiſten, ſo iſt zur Legitimation der Erben hinreichend, (156) wenn dieſe nur durch das Erkenntniß, wodurch feſtgeſetzt worden iſt, daß ihnen die Zahlung geleiſtet werden ſolle, in beweiſender Form, und mit dem gerichtlichen Atteſte, daß ſolches rechtskräftig geworden ſey, beybringen. Außer dieſem Falle muß der Schuldner durch eine gerichtlich vidimirte Abſchrift des von dem verſtorbenen Gläubiger hinterlaſſenen Teſtamentes, oder des von den Erben unter ſich errichteten Erbreceſſes, oder durch ein Certificat der Gerichte des Ortes, wo der Verſtorbene wohnhaft geweſen iſt, glaubhaft nachweiſen, daß außer den quittirenden Perſonen der Verſtorbene keine mehrere Erben hinterlaſſen habe.

Wenn eingetragene Vormundſchaften gelöſchet werden ſollen, muß, wenn der Pflegbefohlne noch minderjährig iſt, ein Atteſt des Gerichtes, unter deſſen obervormundſchaftlichen Aufſicht derſelbe ſteht, dahin beygebracht werden, daß der Vormund der Vormundſchaft entlaſſen, und dieſerhalb nichts ſchuldig geblieben ſey. Hat hingegen der Pflegbefohlne ſeine Volljährigkeit erreicht, und es wird ſolches glaubhaft nachgewieſen, ſo iſt deſſen Quittung und Einwilligung in die Löſchung hinreichend.

(156) Circulare v. 11. Dec. 1769, und das ſich darauf gründende Reſcript v. 5. Apr. 1770.

Wenn eine Caution gelöſchet werden ſoll, muß nicht allein die Cautionsnotul, nebſt dem Recognitionsſcheine über deren Eintragung, ſondern auch die gerichtliche Declaration desjenigen, zu deſſen Sicherheit die Caution beſtellt geweſen iſt, dahin beygebracht werden, daß derſelbe in die Löſchung conſentire.

Wenn ein Agnationsrecht gelöſchet werden ſoll, und es iſt durch einen Todtenſchein das Abſterben des Agnaten docirt, nicht aber zugleich glaubhaft nachgewieſen, daß er ohne ſucceſſionsfähige Leibeserben verſtorben ſey, ſo kann die Löſchung des Agnationsrechtes nicht erfolgen, ſondern es muß in dem Hypothekenbuche notiret werden, daß zwar das Ableben des Agnaten nachgewieſen, aber nicht dociret ſey, ob derſelbe ohne ſucceſſionsfähige Leibeserben verſtorben ſey.

Wenn ein Familienfideicommiß gelöſchet werden ſoll, muß die Einwilligung aller noch lebenden Deſcendenten des erſten Anordners (primi conſtituentis), und wenn darunter Minderjährige befindlich ſind, die Einwilligung ihrer Vormünder, und der ihnen vorgeſetzten vormundſchaftlichen Collegien, beygebracht werden; welche letztere auch in dem Falle erforderlich iſt, wenn auch ſelbſt die Väter der Minderjährigen conſentirt haben. Sind unter denjenigen, welche conſentirt haben, einige verheurathet, ſo iſt es, nach der angenommenen Meinung der Rechtslehrer, welche behaupten, daß den auf der Geburt ſtehenden Kindern (Naſcituri) ihre Gerechtſamen durch die Einwilligung der Aeltern nicht genommen werden können, am ſicherſten, die Löſchung ſo lange zu verſchieben, bis nach dem Tage, da die Aufhebung des Fideicommiſſes erfolgt iſt, ein ſolcher Zeitraum verſtrichen iſt, daß man nicht mehr befürchten darf, die Zahl derjenigen, in deren Namen der Conſens hat ertheilt werden müſſen, könne durch die Geburt eines zur Zeit der Aufhebung des Fideicommiſſes bereits concipirten

Kindes vermehrt werden. Haben aber die conſentirenden Aeltern keine Kinder, ſo muß glaubhaft docirt werden, daß ſie keine eheliche Leibeserben haben. (157)

4. Bey entſtandenen Concurs der Gläubiger, oder einem Liquidationsproceß, pflegt es wegen Löſchung Weitläuftigkeit und Schwierigkeit zu ſetzen, weil einige Creditoren ausfallen, und dieſe ihre Documente nicht heraus geben wollen, wozu man ſie auch nicht füglich zwingen kann, zumal, wenn die Gläubiger außer Landes ſind, oder aus ihren Documenten künftig noch den Schuldner oder deſſen Erben belangen, oder auch andere Immobilien, worüber der Liquidationsproceß noch nicht eröffnet iſt, in Anſpruch nehmen können. Dieſen abzuhelfen, muß die Löſchung auch ohne Reproducation der Originaldocumente alsdann geſchehen, wenn der Käufer des Gutes den Originalpräcluſions- und Adjudicationsbeſcheid, nebſt der Quittung über das bezahlte Kaufpretium, und daher ein Atteſtat von dem Gerichte, wo der Concurs oder Liquidationsproceß geführt worden iſt, übergiebt, und das Gericht darin bezeuget, daß die Creditoren, deren eingetragene, aber nicht reproducirte, Documente gelöſchet werden ſollen, ausgefallen ſeyn. Das Originalatteſtat wird in dem Hypothekenprotokoll nachrichtlich aufbehalten.

5. Wenn auch in dem Hypothekenbuche eine eingetragene und ungelöſchte Schuld oder dingliche Pflicht ſich findet, der Aufenthalt des Creditors oder deſſen Erben aber unbekannt iſt, und der Debitor oder der Käufer, gegen welchen nämlich das Grundſtück als Hypothek ohne Löſchung immer fort haftet, dieſerhalb ſich ſicher ſtellen will: ſo muß derſelbe, da bey ſolchen Umſtänden die beſondere Vorladung des Gläubigers, oder deſſen Erben, zu Hauſe (Citatio per patentum ad domum)

(157) Specialanweiſung ꝛc. §. 20.

mum) nicht möglich iſt, eidlich erhärten, daß er von dem Leben und Aufenthalte des Creditors, oder deſſen Erben, weder einige Nachricht habe, noch, aller angewandten Mühe ungeachtet, erhalten können, und muß ſolchenfalls in den Edictalien der Name des vorgeladenenen Creditors oder Realprätendenten, die Qualität des Anſpruches ſelbſt, und das aus dem Grundbuche ſich ergebende Datum des Inſtrumentes und der Eintragung ausgedrückt, die Vorladung auch ſowohl auf ihn ſelbſt, als auch auf ſeine etwanige Erben, Ceſſionarien, oder andere Briefsinhaber, gerichtet, und von dem Gerichte dafür geſorget werden, daß nach derjenigen Provinz oder Gegend innerhalb Landes, wo, irgend einiger Vermuthung nach, der Vorgeladene oder ſeine Nachkommen anzutreffen ſeyn möchten, oder wenn ſolches außerhalb Landes wäre, in die demſelben am nächſten gelegene königliche Provinz, nicht nur ein Exemplar der Edictalcitation befördert, ſondern auch ſolche in den dortigen Zeitungen bekannt gemacht werde. (158)

Was nun hienächſt die Wirkung betrifft, welche entweder verabſäumte hypothekariſche Eintragungen, oder deren unterlaſſene oder auch ungebührlich geſchehene Löſchungen, haben, ſo iſt zu bemerken:

1. Daß, wenn irgend einige Realanſprüche, oder andere Forderungen, (ſie ſeyn mit ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Hypotheken verſehen,) welche entweder gar nicht, oder doch nicht zu gehöriger Zeit eingetragen, oder wenn auch die Löſchung zur Ungebühr veranlaſſet worden, alsdann dabey kein Unterſchied gemacht wird, ob Unmündige, Blödſinnige, Abweſende, oder andere Perſonen, Collegia, Corpora, denen ſonſt die

(158) Schleſ. Hyp. O. §. 42, in Zuſammenhaltung mit Corp. Jur. Frid. Buch. 1, Th. 2, Tit. 27, §. 98.

die Rechtswohlthat der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand zuſteht, durch die verſäumte oder gar unterlaſſene Eintragung Schaden leidet. Vielmehr muß zwar, zu Erhaltung des öffentlichen Glaubens des Grund- und Hypothekenbuches, das Recht des durch ſolche Verabſäumungen und Unterlaſſungen Nachtheil leidenden Gläubigers, Unmündigen ꝛc. den eingetragenen Forderungen ſchlechterdings nachſtehen; indeſſen bleibt doch denjenigen dieſer Gläubiger, denen gewiſſe Perſonen oder öffentliche Diener vorgeſetzt ſind, die Schadloshaltungsklage gegen ihre Vorgeſetzte, als z. B. Minderjährigen gegen ihre Vormünder, Aeltern; den öffentlichen Caſſen und milden Stiftungen gegen ihre Verweſer u. ſ. w. die für deren Sicherheit hätten Sorge tragen ſollen, und hülfsweiſe auf allen Fall (in ſubſidium) auch wider die Gerichtsobrigkeiten, welche dabey ihr Amt nicht gethan haben, vorbehalten. (159)

Bey Gelegenheit der hier verſtatteten Regreſſe iſt jedoch Jedermann für den Abweg zu warnen, daß er in Anſtrengung eines Regreßproceſſes nicht zu leicht und unüberlegt verfahre, da viele, denen es nicht darum zu thun iſt, ob ſie viel oder wenig, und gegen welche Perſonen, auch aus welchem Grunde ſie Proceſſe haben und führen können, oft Regreßklagen anſtellen, ohne ihre eigene Schuld und Verſehen mit in Anſchlag zu bringen. Es giebt ſo gar bösartige Menſchen, die ſich ein wahres Vergnügen daraus machen, gegen ihre Obrigkeiten, und, wo möglich, gegen Jedermann, mit dem ſie zu thun haben, Regreſſe aufzuſuchen. Solche proceßſüchtige Perſonen ſollten vorzüglich als Störer der öffentlichen Ruhe in Obacht genommen werden, wozu in dem Corp. Jur. Frid. Anleitung gegeben wird, wenn daſelbſt B. 1, Th. 1. Tit. 3, §. 7, vorge-

(159) Schleſ. Hyp. O. §. 44.

geſchrieben iſt, daß der Aſſiſtenzrath den Kläger wiederholentlich anmahnen ſoll, der Wahrheit ihre Ehre zu geben, und ſich nicht durch unvollſtändige oder gar falſche Erzählungen, deren Ungrund ſich in der Folge nothwendig veroffenbaren müſſe, unnütze Koſten und geſetzliche Strafen zuzuziehen, u. ſ. w.

2. Weil aber durch ſolche Verſäumniß und Unterlaſſung bloß das Vorzugsrecht verloren geht, und zwar nur in Anſehung derjenigen Creditoren, welche auf die Sicherheit des Grund- und Hypothekenbuches gebauet, und ihre Forderungen darin haben eintragen laſſen: ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß allen denjenigen, welche ein dingliches Recht oder ſtillſchweigendes Unterpfand haben, unbenommen bleibt, die ihnen gebührende ſonſtige dingliche Klagen anzuſtellen, mithin auch die ihnen wegen ſolchen Rechtes haftenden Immobilien, ungeachtet dieſes Recht nicht darauf eingetragen, oder zur Ungebühr gelöſcht worden iſt, in Anſpruch zu nehmen, in ſo weit ihnen ſonſt nicht etwa gewiſſe in den Rechten zugelaſſene Ausflüchte gegen ſolche Klagen entgegen ſtehen. (160)

Wenn demnach Jemand mit Sicherheit ein unbewegliches Gut erhandeln, und ſolches von allen oberwähnten mit dinglichen Rechten und ſtillſchweigenden Hypotheken verknüpften Forderungen befreyen will: ſo muß er ſich 1) einen Schein aus dem Grund- und Hypothekenbuche geben, 2) ſeinen Titel eintragen, 3) die darin verzeichneten Forderungen tilgen und löſchen, und endlich 4) alle diejenigen, welche an das Immobile einen gegründeten Anſpruch zu haben vermeinen, obgleich davon in dem Hypothekenbuche nichts befindlich iſt, edictaliter citiren laßen, und 5) erſt nach publicirten rechtskräftigen Urtheil das Kaufpretium aus-

160) Eben daſ. ang. O.

auszahlen, da er dann, bey Beobachtung dieſer Puncte, gegen alle ſolche An- und Zuſprüche ſicher ſeyn kann, da hingegen die nicht eingetragenen (161) hypothekariſchen Gläubiger, wenn keine Edictalcitation erfolgt, ihr voriges Recht an dem Gute behalten.

Für die Eintragungen und Löſchungen in das Grund- und Hypothekenbuch müſſen gemeiniglich gewiſſe Sporteln, die den dabey ihre Dienſte verrichtenden Perſonen zum Theil mit zu ihrem Solarium gereichen, entrichtet werden. In dieſer Abſicht pflegt einem jeden Gerichte, welches ein Grund- und Hypothekenbuch halten muß, eine beſondere Sportelordnung vorgeſchrieben zu werden. Die ſchleſiſche Sportelordnung für die Eintragung in das Hypothekenbuch, befindet ſich im Nachtrag zur Samml. der ſchleſ. Landesordnungen, v. J. 1750, S. 395. Hier werde ich nur in der Beylage, unter dem Buchſtaben C, diejenige beybringen, welche in den königl. preuſſiſchen Landen die allerneueſte iſt.

Beylagen.

(161) Eb. daſ. §. 45.

Bey

A.

Formular eines Grund-

(ſ. oben,

I.	II.	III.	IV.	V.
Das *Immobile* nach ſeiner Beſchaffenh. mit ſeinen Pertin.	Der Beſitzer.	*Titulus poſſeſſionis.*	Der Werth des *Immobilis.*	Eingetragene *Dominia reſervata, Pacta ſucceſſoria, Fidei commiſſa, Onera & pacta realia.*
Iſt in dem ꝛc. Kreiſe gelegen, beſteht aus d. Dörfern ꝛc. Hat an Pertinenz. Dienſte aus dem Dorfe ꝛc.	Iſt Cajus. Wenn mehrere Herren in einem Gute ſind, werden von jedem Beſitzer beſondere Tabellen gemacht, u. ein jeder mit Buchſtaben angedeutet. z. B. Der Beſitzer des Antheiles A iſt Mävius, des Antheiles B Titius. Lebt in der erſten Ehe mit N. N. Lebt in der zweyten Ehe mit N. N.	Iſt d. 1. Jan 1783 erkauft für 20000 Rth von Sempronio. vid. Fol. Iſt vertauſcht gegen das Gut N. vid. Fol. Iſt in der Erbtheil. angenommen für 20000 Rth vid. Fol. Iſt per teſtament. des N. N. an ihn gekommen. vid. Fol. Wird jure dotis beſeſſen. vid. Fol.	20000 Rthlr. vid. Fol.	Das Gut iſt an den jetzigen Beſitzer von dem N. verkaufet, mit Reſervation des Eigenthumes wegen 10000 Rthlr. rückſtändiger Kaufgelder. vid. Kaufcontr. Fol. Sub pacto de retrovendendo. vid. Fol. Sub lege additionis in diem. vid. Fol. Der Caj. hat ein Fideicommiß oder Majorat auf dieſem Gute. vid. Fol. Es ſteht ein Lehnsſtam von 1000 Rthl. darauf. vid. Fol. Sempronius hat das Jus protimiſeos. vid. Fol. Mäv. hat einen jährl. Canon oder unablöſl. Renten darauf. vid. Fol. Mäv. hat eine Fundat. darauf gemacht. vid. Fol. Beſitzer hat ſeinem Kindern erſter Ehe an Muttergut 2000 Rth. ausgemacht. vid. Fol.
NB. Zu dieſem Titel wird bey Anfertigung eines ſolchen Buches eine ganze Seite genommen.	Zu dieſen drey gegenüber ſtehen, und, wie gebrochen und	'Titeln hende Seite hier geſche liniiret.	wird die te genommen iſt, ge-	Zu dieſem Titel wird eine ganze Seite genommen, u. eine andere leer gelaſſen.

lagen

und Hypotheken-Buches.

S. 759.

VI. Verſicherte Schulden.	VII. Bezahlte und gelöſchte Schulden.	VIII. Bürgſchaften und Vormundſchaften.	IX. Gelöſchte Bürg- und Vormundſchaften.	X. Was der Beſitz. ſonſt unter eben der Jurisd. für *Immobil.* hat.
2400 Rthlr. ſind d... eingetragen, welche Beſitzer von dem N. zinsbar aufgenommen. vid. Fol. 600 Rthlr. ſind d... eingetragen, welche Beſitzer von dem N. aufgenommen.	400 Rthlr. hat Beſitzer auf die ſchuldigen 2400 Rthlr. an den N. wiederbezahlt, laut Quittung. Fol.	Den.. hat der Beſitzer die Vormundſchaft über des N. hinterlaſſene Kinder übernommen, und dabey, laut Inventarii, 3000 Rthlr. zur Adminiſtration bekommen. vid. Vormundſchaftsbuch, Fol. Den.. hat der Beſitzer für den Redanten N. auf zwey Jahr, für 2000 Rthlr. gut geſagt. vid. Fol.	Iſt der Vormundſchaft entlaſſen. vid. Vormunſchaftsbuch. Fol. Wegen abgelegter Rechnung quittirt. vid. Fol. Iſt der Caution entlaſſen, nachdem Rendgut N. ſelbſt für ſich Caution beſtellet. vid. Fol.	Das Gut N. N. Das Haus in N. N. vid. Fol.
Zu dieſem Titel werden etwa anderthalb Bogen genommen.	Zu dieſem Titel wird etwa 1 Bogen genommen.	Zu dieſen beyden Titeln werden 2 Seiten genommen.		Zu dieſem Titel wird eine Seite genommen.

B. For-

B.

Formular eines Hypothekenſcheines.

(ſ. oben, S. 782.)

Beſage gerichtlichen Grund- und Hypothekenbuches, hat *N. N.* ſein im Kreiſe gelegenes Gut (ſein in der Straße ſub No. 120 belegenes Haus, welches zu 2500 Rthlr. in der Feuerſocietät eingeſchrieben ſteht,) für Rthlr. von dem vorigen Beſitzer *N. N.* vermöge Kaufcontractes vom erkauft (ererbt).

Zu demſelben gehört das Vorwerk *N. N.*

Auch hat der Beſitzer noch an liegenden Gründen das Gut in dem Kreiſe.

Er iſt aber ſchuldig am Kaufpretio an Verkäufer Rthlr. weshalb dieſer ſich das *Dominium* reſerviret.

Auch hat er aufgenommen Rthlr. von dem *N. N.* auf gewöhnliche Hypothek auf das Gut *N. N.*

Der Verkäufer hat ſich *ad dies vitæ* die Wohnung auf dem Gute vorbehalten.

Der Beſitzer lebt angeblich in erſter Ehe mit ſeiner Frau; hingegen iſt er Vormund von den Kindern des *N. N.* deren Vermögen ſich auf Rthlr. in Capitalien beläuft.

Mehr findet ſich, weder von jetzigen noch vorigen Beſitzern, nichts eingetragen.

Urkundlich ꝛc. ꝛc.

C.

Tax-Sätze

von den bey dem Hypothekenweſen vorfallenden Gebühren, nach der königl. preußiſchen interimiſtiſchen Sportel- und Stempeltaxe für die Stadtgerichte der königl. Reſidenzien Berlin, *d. d.* d. 18. Sept. 1782.

(ſ. oben, S. 797.)

	Gerichts-Gebühren. bis 100 Rthlr. excluſive.		von 100 bis 500 Rthlr. excluſive		von 500 bis 1000 Rthlr. und darüber.		Stempel bey Objectis, welche über 30 Rtl. betragen.	
	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.
1. Für Expedition einer Obligation oder Caution incluſ. der Certioration - - - -	—	16	1	—	2	—	—	4
2. An Hypothekengelder von einer Obligation oder Caution ¼ p.C.								
3. Für Eintragung des reſervati dominii aus einem Kaufcontract -	—	6	—	6	—	6	—	—
4. Wenn aber baare Zahlung verabredet worden und die Parteien ſich ex poſt vereinigen, einen Theil des Pretii ſub jure reſervati dominii gegen Aufkündigung ſtehen zu laſſen, ſo müſſen die Hypothekengelder à ¼ p.C. erleget werden. - -								
5. Für Eintragung des Tituli poſſeſſionis - und überdieß 1 Ggr oder ¼ p.C. von der Kauf- oder Annehmungsſumme.	—	8	—	8	—	8	—	—
6. Für die Eintragung oder Löſchung eines jeden andern Notati -	—	6	—	6	—	6	—	—

	Gerichts-Gebühren.						Stempel bey Objectis, welche über 30 Rtl. betragen.	
	bis 100 Rthlr. excluſive.		von 100 bis 500 Rthlr. excluſive.		von 500 bis 1000 Rtlr. und darüber			
	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.	Rtlr.	Gr.
7. Für Eintragung einer Ceſſion - - - -	—	8	—	8	—	8	—	—
8. Für einen Hypotheken-Schein - - - - Wenn Jemand mehr als ein Immobile beſitzt, ſo wird verſtattet, entweder den höchſten Satz, oder ſo vielmal 12 Gr. zu nehmen, als Immobilien in dem Hypothekenſcheine beſchrieben worden.	—	12	— bis 1.	16	1	8	—	—
9. Wenn Atteſte aus dem Hypothekenbuche, ſo nicht expediret werden, ad Acta erfordert werden	—	4	—	8	—	12	—	—
10. Für Aufnahme und Expedition einer Ceſſion-quittung, Erklärung, Recognitionsſcheines, Atteſtes, ſo expedirt wird ꝛc.	—	12	—	18	1	—	—	4
11. Für die Aufnahme der Protokolle, ſo Geſuche in Hypothekenſachen betreffen, welche durch ordentliche Vorſtellungen hätten geſchehen müſſen.	—	4	—	6	—	8	—	—
Stempel - - -	—	—	—	—	—	—	—	—
Wenn aber die Geſuche, welche ad Protocollum gegeben werden, bloße Erinnerungen betreffen, um Beſchleunigung der Sache, oder wenn ſie nur das Geſuch um Ausfertigung eines Hypothekenſcheines betreffen, ſo kann dafür nichts angeſetzet werden.								

Nachdem ich bisher gezeigt habe, wie nach königl. preußiſchen Verfaſſungen ein Hypothekenbuch zu führen iſt, und was diejenigen Perſonen, denen daran gelegen iſt, daß etwas in daſſelbe eingetragen oder darin gelöſchet werde, zu beobachten haben, wobey der Gläubiger beſonders intereſſirt, zu wiſſen, wie er ſich auf die ſicherſte Weiſe eine Hypothek verſchreiben laſſe: ſo iſt endlich noch anzumerken nöthig:

III. Was bey einer Hypothekverſchreibung, wofern ſie gültig ſeyn ſoll, für entweder nöthige oder dienliche Erforderniſſe obwalten. Auch in Anſehung dieſer Erforderniſſe, werde, nach Anleitung des in preußiſchen Landen vorzüglich gut eingerichteten Hypothekenweſens, dasjenige hier beybringen, was dieſerhalb in gedachten Landen theils vorgeſchrieben, theils vermittelſt einer faſt durchgängig angenommenen Gewohnheit üblich iſt. Mich hiebey in alle Arten der Hypothekverſchreibungen einzulaſſen, iſt wohl unnöthig; und ich werde daher nur die Form der hypothekariſchen Anlehns = oder Schuldverſchreibungen, als die am häufigſten vorkommenden Hypothekeneinſetzungen, beſchreiben. Denn in dem Falle, wo bey andern, als bloß ſchriftlichen Schuldencontracten, Hypotheken gegeben werden, macht die Eintheilung einer Hypothek entweder eine beſondere Clauſel, oder einen Anhang der Hauptcontracte aus; alsdann aber iſt es genug, bloß in der einzutragenden Urkunde zu ſagen, daß man z. B. über die oder die Verabredung die Hypothek ertheile, und dabey nur nach Inhalt des Gedinges (Pactum) ausdrücke, ob die Generalhypothek nur allein, oder ob daneben noch eine Specialhypothek, und auf welches Gut, nur allein oder aber beyde, nämlich General = und Specialhypothek, zugleich gegeben werde. Was hingegen diejenigen Fälle betrifft, die eine geſetzliche oder ſtillſchweigende Hypothek mit ſich führen, ſo kann im eigentlichen Verſtande nicht einmal eine aus-

drückliche Convention der Hypothek wegen, erforderlich ſeyn, da ſie ſonſt, ihrer Natur entgegen eine ausdrückliche werden würde; vielmehr iſt ſolche an und für ſich ſchon aus dem vorkommenden Factum oder der vorgenommenen Handlung vorhanden, und darf ſolche nur zu mehrerer Beſtätigung und Begründung des hypothekariſchen Vorzugsrechtes, vermittelſt der zu beſcheinigenden und bey dem Hypothekenbuche zu producirenden Haupthandlung, oder des Grundes der ſtillſchweigenden Hypothek, eingetragen werden.

Wenn demnach eine hypothekariſche Schuldverſchreibung oder Obligation zur Sicherheit des Anlehns dergeſtalt eigerichtet werden ſoll, daß deren Inhaber, ſo viel möglich, gegen alle zu befürchtende Einwendungen der Schuldner gedecket, und in den Stand geſetzt werden ſoll, ſolche durch Ceſſionen oder eigene Verpfändungen der aus dergleichen Schuldverſchreibungen habenden Activfoderungen ohne Zeitverluſt in baares Geld verwandeln zu können: ſo muß (162) in jeder hypothekariſchen Obligation deutlich bemerket werden:

1. Der Vor- und Zuname, Stand, Character und Wohnort a) des Schuldners, und b) des Gläubigers.

2. Die Summe und die Münzſorte des Anlehns.

3. Das Bekenntniß des Schuldners, daß er das Anlehn in den benannten Münzſorten entweder baar, oder wie z. B. in Waaren, oder durch Be- oder Gegenberechnung empfangen habe.

So iſt unter andern in der neueſten königl. preuß. Wechſelordn. v. 30. Jan. 1751, Art. 1, vorgeſchrieben daß in dem Wechſel mit ausgedrücket werden müſſe: die *Valuta*, ob ſolche in Rechnung beſtehe, oder ob ſie baar, auch von wem, dieſelbe empfangen worden.

4. Die

(162) Specialanweiſung ꝛc. In der Edictenſamml. v. J. 1778 Col. 1367.

4. Die Bemerkung, wie hoch und in welchen Terminen das Anlehn verzinſet werden ſolle.

5. Die verabredete Wiederbezahlungszeit, oder die zur Aufkündigung für beyde Theile beſtimmte Friſt.

6. Die wirkliche Einſetzung der Hypothek, d. i. die ausdrückliche Erklärung des Schuldners, daß er entweder eine Generalhypothek allein, oder eine Specialhypothek allein, oder beyde zuſammen, ertheile; als in welchen beyden leztern Fällen die Benennung der Grundſtücke, welche zur Sicherheit des Anlehns dem Gläubiger verpfändet werden, und in Anſehung deren die Eintragung verſtattet wird, nothwendig iſt. Wobey hier angemerkt wird, daß bey auſſergerichtlichen Pfandverſchreibungen, der obigen wörtlichen Hypothekeinſezung des Schuldners ungeachtet, die Eintragung in das Grund- und Hypothekenbuch nicht erfolgt, wenn nicht der Schuldner dabey zugleich, daß dieſes geſchehen ſolle, ebenfalls ausdrücklich declarirt, oder er hernach nicht ſelbſt um die Eintragung Anſuchung gethan hat. (163)

Wie und in welcher Form aber die bey den Schuldverſchreibungen erforderlichen Atteſtirungen anzufertigen ſeyn, iſt hier nicht der Ort anzuführen, da ſolches die Gerichte wiſſen müſſen, und ſie nur eines Theils auf Landesgeſetze, Statuten und Gewohnheiten ihres Ortes, andern Theils dabey auf die Unterſchiede zu ſehen haben, je nachdem ein oder mehrere Schuldner, männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, verheuratheten, oder ledigen Standes, ſich für das Anlehn verbindlich machen.

Damit aber auch die Gläubiger, und deren etwanige künftige Ceſſionarien, vor der Ausflucht des nicht

(162) S. Declaration der ſchleſ. Hypoth. Ordn. d. d. Berlin, d. 18 Nov. 1752, im Nachtrag zur Sammlung der ſchleſiſchen Verordnungen, S. 578.

nicht gezahlten Geldes in Sicherheit ſeyn, ſo iſt verordnet, daß die Intereſſenten angewieſen werden, wo möglich die Auszahlung der verſchriebenen Summe bey Vollziehung der Schuldverſchreibung entweder gerichtlich, oder auch nach der neueſten Verfaſſung (164), vor einem mit der Eigenſchaft des Notarius verſehenen Juſtizcommiſſarius, zu bewirken, welchenfalls in dem hinter der Obligation zu verzeichneten Atteſte die Beſcheinigung der baar erfolgten Zahlung, ſo wie, wenn die Zahlung bereits vorher geſchehen wäre, die nochmalige Quittung des Schuldners einzurücken iſt. Sollte aber die Auszahlung, oder die ganze Ausfertigung der Obligation nicht auf obige Weiſe erfolgen und beglaubiget werden können, ſo iſt dem Gläubiger zu rathen, daß er, zu ſeiner Sicherſtellung vor künftigen proceſſualiſchen Weitläuftigkeiten, und um für die Zukunft ſich die Ceſſion oder Verpfändung ſeiner Obligation zu erleichtern, ſich eine beſondere gerichtlich ausgeſtellte oder öffentlich beglaubte Quittung über die bey Aushändigung der Schuldverſchreibung wirklich erfolgte Auszahlung des Geldes ausſtellen laſſe, und er ſolcher Geſtalt ebenfalls der Ausflucht der gänzlich oder zum Theil nicht erfolgten Zahlung vorbeuge. Ueberhaupt aber iſt und bleibt es rathſam, die hypothekariſchen Schuldverſchreibungen vor dem Gerichte, welches ſolche in das Hypothekenbuch einzutragen hat, ausfertigen zu laſſen, weil in ſolchem Falle die Sache kürzer gefaſſet, und die Anfertigung, die etwannige Beſtätigung der Obligation, und die Ertragung derſelben ſogleich erfolgen kann, ohne außer der einmal gefaßten Obligation noch die beſondern Anerkenntniſſe und Atteſtirungen nöthig zu haben.

Nun

(164) S. Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 3, Tit. 7, §. 44, f. desgleichen *Circulare* v. 19. März 1782, §. 6, n. 10.

Nun pflegen zwar, nach den in Deutſchland übli-
chen gemeinen Gewohnheiten, noch gewiſſe andere bey den Schuldverſchreibungen vorkommende Clauſeln und Renunciationen den Obligationen einverleibet zu werden; allein, ſolche ſind zum Theil unnütz, (165) zum Theil in den kön. preußiſchen Landen entweder bey den vorgeſchriebenen geſetzlichen Erforderniſſen einer guten tüchtigen und bündigen Obligation mit Stillſchweigen übergangen, oder ausdrücklich für unnütz erklärt und aufgehoben worden. Auf ſolche Weiſe iſt

1. da in den Obligationen vorzukommen pflegt, wozu das Geld geliehen wird, das Verſprechen, ſolches zu dem Behuf, wozu es erborgt worden iſt, auch wirklich anwenden zu wollen, von keinem Belange, da dieſe Clauſel im Grunde gegen Mitgläubiger, in Anſehung des aus der Verwendung etwa herrührenden Vorzugsrechtes, nichts bewirkt, indem, im Falle des begehrten Vorzuges, die Verwendung dennoch beſonders zu beweiſen iſt, (166) auch Schuldner leicht etwas zu verſprechen pflegen, wovon ſie wieder abſpringen, wenn ihnen immittelſt ein anderes Bedürfniß aufgeſtoßen iſt.

2. Wenn in der Obligation gewiſſe Rechtswohlthaten, die entweder den Frauensperſonen oder den Bürgen zuſtehen, vorkommen, welche dieſen, in dem Falle wenn ſie die Obligation mit ausſtellen, oder wenn ſie dieſelbe entweder als Schuldner oder als Bürgen mit unterſchreiben, zu erklären ſind, damit ſie ſolchen auf eine rechtsbeſtändige Weiſe entſagen, ſo iſt es keine Nothwendigkeit, daß dergleichen Rechtsbehelfe

(165) S. *Stryck* de caut. contract. Sect. 2, Cap. 4. Auch hat Hr. Prof. Claproth in ſeiner Jurisprud. heurematica, P. 2, §. 178, nichts weniger als viele Clauſeln und Renunciationen bey Entwerfung einer Obligation vorgeſchrieben.

(166) *Stryck* l. c. Sect. 2, Cap. 1, §. 16.

heſſe mit ihrem römiſchen oder lateiniſchen Namen angeführt werden, ſondern, es iſt, weil hierin die Sache ſelbſt ſpricht, genug, wenn der Inhalt derſelben in deutſcher Sprache, als wohin nämlich der Zweck der Erklärung geht, ausgedrückt wird.

3. Die Entſagung der Ausflucht böſen Betruges iſt unnütz, weil dergleichen zu ſchädlichen Beyſpielen reizen kann, und weil, wenn man den Betrug darzuthun im Stande iſt, der Betrüger dennoch ſchon nach dem Naturrechte ſtrafwürdig iſt, wenigſtens er nur in ſo weit von dem Erſatze des aus dem Betruge entſtandenen Schadens verſchont bleibt, als etwa über einen ſolchen Schaden hernach nicht beſonders tranſigirt worden iſt, welches aber hier der Fall nicht iſt, indem hier vor dem Betruge, welcher im Handel ſelbſt bey Ausſtellung der Obligation etwa vorfällt, geredet wird. (167)

4. Die Entſagungen der Ausflüchte der Gewalt, der Furcht, des Irrthumes, (weil ſie ebenfalls dem Naturrechte entgegen ſind,) des erlittenen Wuchers, (weil dieſer noch beſonders in den Geſetzen allgemein verboten iſt,) der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, z. B. wegen der Minderjährigkeit ꝛc. (weil dieſe keinem benommen wird, welcher geſetzliche Gründe der Wiedereinſetzung für ſich hat,) und dergleichen ähnliche Renunciationen, ſind ausdrücklich in den kön. preußiſchen Landen abgewürdigt, (168) wenn den Juſtizcommiſſarien vorgeſchrieben iſt, daß Inſtrumente, oder von ihnen abgefaßten und beglaubigten Urkunden (wie es an dem unten angeführten Orte ausdrücklich heißt,) mit dergleichen unnützen, zur Sache nicht gehörigen, oder unverſtändlichen, zumal da ſie nur wörtlich, nicht aber ihrem Sinne und ihrer Wirkung

(167) *Stryck* l. c. Sect. 1, Cap. 4, §. 10.

(168) Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 3, Tit. 7, §. 63.

kung nach, angeführt zu werden pflegen,) in der Folge wohl gar zu Zweifeln und Bedenklichkeiten Anlaß gebenden Clauſeln und Renunciationen, die von keiner rechtlichen Wirkung ſeyn können, (169) nicht überladen, ſondern bloß die Begebung ſolcher Einwendungen oder Rechtswohlthaten, die ſonſt dem verabredeten Geſchäfte wirklich entgegen ſeyn würden, und deren Renunciationen den Rechten nach zuläſſig ſind, beygefüget werden ſollen.

5. So ſind auch die Entſagungen eines moratoriſchen Indultes, der Abtretung der Güter oder des Vermögens (Ceſſio bonorum), (170) der in den Geſetzen ſonſt geordneten Aufſchub= und Rechtsmittel, als z. B. der in der Hypotheken = und Concursordnung v. J. 1722, in Anſehung der ſuſpendirenden Wirkung aufgehobenen weitern Inſtanz der Appellation ꝛc. ingleichen die Begebungen der Münzedicte, und andern erfolgenden Landesverordnungen und Reſcripte, oder gerichtlichen Decrete, ohne Wirkung, weil eines Theils ſowohl gegen gegenwärtige als auch künftige verbietende, oder zur allgemeinen Wohlfahrt abzielende Geſetze und landesherrliche Verfügungen, nicht gehandelt werden darf, andern Theils auch den Verfügungen der Gerichte, in ſo fern ſie der Gerechtigkeit gemäß ſind, nicht entgegen geſtrebet, oder, woſern ſolche die Gerechtigkeit verletzen, dawider höhern Ortes Remedur geſuchet werden muß. (171)

(169) In der angeführten Stelle ſind wörtlich genannt: Exceptiones doli, vis, metus, erroris, uſurariae pravitatis, reſtitutionis in integrum ex capite minorennitatis &c.

(170) Hypoth. und Conc. Ordn. von 1722, §. 41, woſelbſt die Renunciation der Ueberlaſſung des Vermögens an den Gläubiger, für nicht zuläſſig erklärt iſt.

(171) S. Corp. Jur. Frid. Buch 1, Th. 2, Tit. 23, 24 und 25, woſelbſt der erlauchte Geſetzgeber, in der angeführten Stelle, Tit. 25, §. 3, ſo äußerſt ruhmvoll zu erkennen giebt, daß die Abſicht des Geſetzes ſey, durch Verſtattung der Zahlungs-

nach-

6. Die Clauſel, daß nur dem einen Theile, d. i. entweder dem Gläubiger, oder dem Schuldner, die Zeit der Wiederbezahlung frey bleiben ſolle, iſt, als ein dem einen Theile vor dem andern die Hand bindendes Pactum, in der oben angeführten kön. preuß. Hypoth. und Conc. Ordnung, §. 24, verboten.

7. Der Vertrag, daß, auf den Fall zur geſetzten Zeit die Zahlung der Schuld nicht erfolgte, das Pfand oder die Hypothek für die Summe der Schuld dem Gläubiger zu eigen verfallen ſeyn ſolle, (Pactum commiſſorium genannt,) iſt, als den Rechten zuwider, eben daſ. §. 32, gänzlich verworfen

8. Die Verabredung, daß der Gläubiger, im Falle unterbleibender Zahlung, die vorbeſchriebenen Pfandſtücke eigenmächtig mit eigener Gewalt, unverfolgten Rechtens einnehmen, und ſich in deren Beſitz ſetzen mögen, (Pactum de ingrediendo propria auctoritate), iſt eb. daſ. §. 35, als den gemeinen Rechten zuwider, für unnütz erklärt; da hingegen die Erklärung des Schuldners, daß er angeſehen werden ſolle, als wenn er die zur Hypothek verſchriebene Sache Namens des Gläubigers in Beſitz hätte (Conſtitutum poſſeſſorium), auf gewiſſe Weiſe zugelaſſen iſt, indem es, ſelbſt nach den Meynungen der Rechtslehrer, dem Gläubiger ein Recht giebt, auch gegen einen dritten Beſitzer die poſſeſſoriſchen Rechtsmittel, die der Pfandgeber ſelbſt hätte, zu gebrauchen, (172) und überdem zwiſchen zween mit gleichen Rechten verſehenen Creditoren, für den Gläubiger der das Conſtitutum poſſeſſorium hat, vorzüglich vor demjenigen, der ſolches nicht hat, erkannt zu werden pflegt; wobey denn wohl

nachſicht, dem Staate einen nützlichen Bürger ohne weſentlichen Nachtheil ſeiner Gläubiger, in ſeinem Nahrungsſtande zu conſerviren.

(172) *Stryck*, Sect. 2, Cap. 4, §. 19. *Merlinus*, Lib. 4, Tit. 3, Qu. 98, n. 10, ſqq.

wohl allerdings mit eintritt, daß diejenigen, die beſitzen, glückſelig ſind (beati poſſidentes), und hier ein fingirter Beſitz ſo viel als ein wahrer Beſitz wirken muß. (173)

9. Daß ſich Jemand, auf nicht erfolgenden Zahlungsfall, zu einer Strafe verbinde, iſt auch an ſich für unzuläſſig erklärt, ſo wie auch

10. Die Bedingung, daß auf den nicht haltenden Zahlungsfall, der Gläubiger wider den Schuldner gleich als aus einem Wechſel klagen, und gegen ihn mit der Wechſelexecution verfahren möge, ebenfalls in der mehr erwähnten Hyp. und Conc. Ordn. §. 37, verworfen worden iſt.

11. Die Verbindung zum Gefängniß, oder perſönlichen Arreſt, iſt eb. daſ. §. 38, verworfen.

12. Die Renunciation des Gerichtsſtandes (Forum), oder die Unterwerfung des Schuldners unter den Gerichtsſtand des Gläubigers, iſt eine Clauſel, die nur auf eine unzuläſſige Verziehung der Gerichtbarkeit (Prorogatio jurisdictionis) hinaus läuft, und dem Gläubiger öfters mehr Beſchwerde, als Vortheil, verurſachen kann, daher ſolche eben ſo, wie die Entſagung der erſten Inſtanz, in den königl. preuß. Landen verboten iſt. (174)

13. Der zwar gut gemeinten, aber an ſich überflüſſigen Begebung der allgemeinen Rechtsregel, nach wel-

(173) Dahin treffen die Rechtslehrer gröſtentheils überein. S. *Merlinus*, Lib. 4, Tit. 1, Qu. 2, n. 5; Qu. 21, n. 28; Qu. 43, n. 3; Tit. 2, Qu. 46, n. 1; Tit. 4, Qu. 120. n. 1 & 8. Nur in den preußiſchen Staaten wird, bey der Concurrenz der Gläubiger, nach dem Corp. Jur. Frid. Lib. 1, P. 4, Tit. 12, §. 51, wie auch oben bereits angeführt iſt, bloß auf das Alter der Hypothek, oder auf die Zeit der erfolgten Eintragung geſehen; in welchem Falle alſo auch dieſe Clauſel ohne beſondere Wirkung iſt.

(174) Hypoth. und Conc. Ordn. §. 44, und die Declaration v. 14. Jun. 1726.

welcher eine allgemeine Verzicht nicht gelten ſoll, woſern nicht eine jegliche beſonders vorhergegangen iſt, bedarf es nicht, da die Renunciationen gewiſſer Rechte und Ausflüchte im ſtrengſten Verſtande ausgedeutet werden, (ſtrictiſſimae interpretationis ſind,) mithin ſelbige nicht auf Dinge gezogen werden können, an welche man zu einer ſolchen Zeit nicht gedacht hat, wo man gleichwohl in derſelben Schrift, vielleicht nur einige Zeilen, vorher mit ausdrücklichen Worten ſich gewiſſer Einwendungen und Rechtsbehelfe verziehen hatte. (175)

Um jedoch eine hypothekariſche Schuldverſchreibung ſelbſt näher vor Augen zu haben, füge ich hier ein Formular (176) einer vollſtändigen gerichtlichen, mit den Entſagungen einer ſich mit verſchreibenden Ehefrau verſehenen hypothekariſchen Obligation bey, aus welchem zugleich erhellet: 1) Wie in einer Verſchreibung von zwo Perſonen, die ſich als Selbſtſchuldner, und einer für beyde oder beyde für einen, (in ſolidum, ſamt und ſonders,) verbinden, den einem Bürgen ſonſt zuſtehenden Rechtswohlthaten, der nur theilweiſe (pro rata) zu leiſtenden Wiederbezahlung und der vorher zu geſchehenden Ausklage des Hauptſchuldners entſaget wird. 2) Wie eine ſich mit verſchreibende Frauensperſon der dem weiblichen Geſchlechte zu guten verordneten Privilegien und Gerechtigkeiten, als: daß eine Frau eines andern Schulden, wenn ſie ſich ſchon dazu verbunden hat, zu bezahlen nicht gehalten iſt, (d. i. des Beneficii Sci Vellej. und der

(175) Hypoth. und Conc. Ordn. §. 45; wie denn auch Claproth, in dem Formular einer Obligation, welches er in ſeiner Jurisprud. heuremat. P. 2, §. 180, liefert, die Renunciation nicht mit aufgenommen hat.

(176) S. auch das Formular des Hrn. Claproth, in ſeiner angeführten Jurispr. heurem. welches von allen hier verworfenen Renunciationen ganz leer iſt.

der Auth. ſi qua mulier C. ad Sct. Vellej.) ſich begiebt. 3) Wie eine ſich mit verbindende Ehegenoſſin ſich des Vorzugsrechtes entäußert, welches ſie wegen ihres Heurathsgutes und Eingebrachten hat. 4) Wie eine Obligation gerichtlich beſtätigt, und 5) dabey die Verſicherung der geſchehenen Eintragung ertheilet wird. Wobey aber auch von ſelbſt einleuchtet, daß dieſes Formular, mit Hinweglaſſung des auf den in beſondern Verhältniſſen vorhabenden Schuldcontract nicht paſſenden Inhaltes (mutatis mutandis), gar leicht auf andere und beſondere Fälle angewendet werden könne.

Formular

einer vollſtändigen gerichtlichen Schuld- und Hypothekverſchreibung.

Wir *Director* und *Aſſeſſores* des Stadtsgerichts *N. N.* urkunden und bekennen hiemit, wie daß am unten geſetzten *Dato*, *N. N.* und deſſen Ehefrau *N. N.* vor uns, beyderſeits in Perſon erſchienen, und berichtet: daß *N. N.* ihnen auf ihr bittliches Anſuchen, 500. ſage Fünf Hundert Thaler Capital, in gutem vollgewichtigen Golde, jeden Thaler zu vier und zwanzig Groſchen gerechnet, zum Bau ihres Hauſes baar geliehen und vorgeſtrecket, ſie auch ſolche baar und in einer Summe von demſelben ausgezahlt empfangen hätten. Sie quittirten daher nicht nur gedachtem ihren Gläubiger, dieſer ihnen wohl ausgezahlten 500 Thlr. wegen, mit Verzicht der Einrede des nicht gezahlten oder nicht empfangenen Geldes, ſondern verpflichteten ſich auch hiemit, einer für beyde, und beyde für einen, und alſo ein Jeder für die ganze Summe, unter Begebung der Rechtswohlthat, daß einer nicht mehr als für ſein Antheil, noch eher zur völligen Bezahlung verbunden ſey, als bis der andere zuvor ſeines Antheils halber ausgeklagt worden, ihrem obgenannten Gläubiger, oder ſonſt getreuen Inhaber dieſes Schuldverſchreibung, ſothane Capital mit 5 *p. C.* ſage Fünf *pro Cent*. mithin jährlich mit Fünf und zwanzig Rthlr. in den Münzſorten des Capitals richtig zu verzinſen, und ſothane Zinſen verabredetermaßen von Viertel

zu Vierteljahren abzutragen, auch das Capital, nach ſechsmonatlicher Loskündigung, welche beyden Theilen frey ſtehet, in den empfangenen Münzſorten, in einer unzertrennten Summe allhier wieder zu bezahlen und abzuführen. Damit aber mehr erwähnter Gläubiger der Bezahlung halber deſto beſſer geſichert ſeyn möchte, ſo ſetzten ſie demſelben alle ihre gegenwärtige und zukünftige Habe und Güter, ausſtehende Schulden und *Actiones*, nichts überall davon ausgeſchloſſen, inſonderheit ihr allhier in der *N. N.* Straße, an der Ecke der *N. N.* Gaſſe belegenes, *No.* 592 in dem Grund- und Hypothekenbuche verzeichnetes Haus und Zubehör, zu einem wahren gerichtlichen Unterpfande, *cum clauſula conſtituti poſſeſſorii*, (kraft deſſen ſie diß insbeſondere verpfändete Stück, ſo lange Namens des Gläubigers beſitzen wollten, bis derſelbe völlig wieder befriediget,) jedoch, daß dieſe Specialhypothek der generalen, und dieſe jener im geringſten nicht ſchädlich ſeyn, ſondern dem Gläubiger zu allen Zeiten aus dieſem oder jenem Stücke die Bezahlung zu ſuchen, und alſo zu *variiren* frey ſtehen ſollte, um ſich auf den nicht haltenden Zahlungsfall, wegen Capitals, Zinſen und Koſten beſtmöglichſt daran zu erholen und davon bezahlt zu machen, auch von den Gerichten ſich in die *Poſſeſſion* dieſer verſchriebenen Specialhypothek ſetzen zu laſſen, und daraus nicht eher zu weichen, bis er ſeine völlige Bezahlung erhalten; dawider ſie und die Ihrigen keinesweges ſeyn wollten, vielmehr ſie nichts als dankbare Wiederbezahlung von dieſer Schuld entbinden und losmachen ſollte.

Ueberdem hat die Schuldnerin, verehelichte *N. N.* ſich auch ihrer in ſolchen Fällen dem weiblichen Geſchlechte zu gute geordneten Gerechtigkeiten, nach welchen nicht nur eine Frauensperſon eine fremde Schuld, ſondern auch eine Ehefrau ihres Mannes Schulden, wenn ſie ſich ſchon dazu verbunden hat, zu bezahlen nicht gehalten iſt, imgleichen der Rechtswohlthaten, vermöge welcher eine Ehefrau, wegen ihres Ehegeldes und Eingebrachten in ihres Mannes Gütern auf gewiſſe Weiſe den Vorzug hat, und vor andern zu befriedigen iſt, alles vorher wohl erinnert und erkläret, mit nachgeſprochenen Eidesworten: So wahr ihr Gott zur Seligkeit verhelfen ſolle, durch ſeinen Sohn, Jeſum Chri-

Chriſtum! mittelſt eigenhändiger Unterſchrift ausdrücklich verziehen und begeben.

Wie uns nun die Schuldner gebührend erſuchet, ihrem Gläubiger hierüber eine gerichtliche Obligation, nebſt Confirmation der darin *conſtituirten* Hypotheken zu ertheilen: als haben Wir ſolchem Geſuche *deferirt*, und vorgeſchriebene Obligation über 500 Thlr. Capital, nachdem ſolche vorher denſelben von Uns nochmals vorgehalten, ihnen umſtändlich erkläret, und der darauf folgende Effect bekannt gemacht worden, auch dieſelben nochmals dabey verblieben, in beglaubter Form ausgefertiget, die darin enthaltenen Hypotheken hiedurch confirmiret, und im Hypothekenbuche eingetragen; wollen auch mehrerwähnten Gläubiger, oder ſonſt getreuen Inhaber dieſer Obligation, dabey jedesmal, ſo viel an Uns iſt, ſchützen und handhaben; Jedoch uns und männiglichen an ſeinem Rechte ohne Schaden. Urkundlich unter unſern Gerichtsinſiegel, und der Gerichte, wie auch der Schuldner ſelbſt eigenhändigen Unterſchrift.

Gegeben *N. N.* den

N. N.

(Gerichts-
Siegel.)

Hiebey iſt zu bemerken:

1. Daß eine ſolcher Geſtalt gerichtlich expedirte Obligation, nach Vorſchrift der Gerichtsordnung für die Stadtgerichte zu Berlin, v. 5. Apr. 1770, Tit. 6, §. 6, auch von den Schuldnern eigenhändig mit unterſchrieben zu werden pfleget, und zwar folgendermaßen: *N. N.* habe dieſe 500 Thlr. (oder ſo viel nun die Summe des Anlehns beträgt,) erhalten.

2. Daß die mit auszeichnender Schrift gedruckten Stellen bey dieſer Art von Obligationen weniger weſentlich, und nach den Umſtänden veränderlich ſind.

Von den Privatobligationen ſind ganz unterſchieden die Pfandbriefe, welche in einer erwünſchten öffentlichen Einrichtung neuerer Zeiten beruhen. Ich erachte

erachte es für dienlich, auch hievon etwas zu erwähnen, und werde dabey das revidirte und verbeſſerte auch allergnädigſt confirmirte Ritterſchaftscreditreglement für die Chur- und Neumark, *d. d.* Berlin, d. 14. Jul. 1782, ſo weit es einem Bürger des Staates zum Behuf ſeines Credits in Anſehung liegender Grundſtücke zu wiſſen nöthig iſt, zum Grunde legen.

In dem 8ten Theile gegenwärtigen Werkes, S. 439 — 455, ſind bereits in Anſehung des in Schleſien zuerſt, durch die weiſe Veranſtaltung des königl. Großkanzlers, Hrn. v. Carmer Excell. ſo glücklich errichteten Creditſyſtems, die Generalien, nebſt dem Formular eines daſelbſt üblichen Pfandbriefes, beygebracht worden. Hier werde ich das für den ſich unterrichtenden Leſer bequem zuſammen geſtellte Detail, in Anſehung der Chur- und Neumark, in ſo weit in einem pragmatiſchen Auszuge liefern, als ich glaube, daß es zur Belehrung desjenigen, der bey Pfandbriefen Credit nimmt oder giebt, nöthig und hinreichend ſey; daher hier billig alles dasjenige wegbleibt, was die beſondere bey dem Creditwerke vorkommende Verfaſſung in ihren Formalien betrifft, ſo wie auch dasjenige, was die nähere innere Einrichtung in Anſehung der Verfahrungsart angeht, welche von demjenigen zu beobachten iſt, denen dabey etwas Amts halber zu verrichten obliegt.

Pfandbriefe in der Chur- und Neumark ſind Hypothekeninſtrumente, welche von den zu dem Creditwerke verbundenen chur- und neumärkiſchen Ständen auf Rittergüter ausgefertiget, und ſowohl in Anſehung der Sicherheit des Capitales, als auch wegen der richtigen und promten Abführung der Zinſen, ihrem Inhaber garantiret werden. Das Formular eines ſolchen Pfandbriefes findet man in der Beylage, ſub ſign. ⊙

S. das beſagte Reglement, Th. 1, Cap. 1, §. 1.

Die größten Pfandbriefe werden auf 1000, die kleinſten aber auf 50 Rthlr. ausgefertiget, und zwar je nachdem es der Beſitzer des Rittergutes, auf welches Pfandbriefe genommen werden, verlangt, entweder

ign.

ärckiſch

Die In

zu
as

auf
die
ach
ſen,
en,

n=
les
der
n=
di=
ig=
on
en.
en
en
en
nd
e=
en
m
n=
o

m=
en
nd
n=
gemacht
werden können.

er
n
a
S
I
C
g
le

45
du
H
ſa
ü
it
ge
ſo
gl
dr
do
be
m
ne
w
A

K
n
e
d
ti
h
K

ndbriefe genommen werden, verlangt, entwe-

der

der in Courant nach dem Münzfuße von J. 1464, zu 14 Rthlr. die Mark fein, oder in Friedr. d'or, das Stück zu 21 Karat 9 Grän gerechnet.

Reglement. a. ang. §. 10. 11.

Die Realiſation oder die Wiederbezahlung des auf den Pfandbrief geliehenen Geldes, geſchieht durch die Ritterſchaftsdirection, welche die Pfandbriefe, nach vorgängiger halbjähriger Aufkündigung, in gewiſſen, auf den 1. Jul. und 2. Jan. feſtgeſetzten Terminen, vermittelſt baarer Bezahlung ablöſet.

Reglement. a. ang. O. §. 12.

Die Pfandbriefe werden den Inhabern ohne Unterſchied mit 4 pro Cent in der Münzart des Capitales zu halbjährigen Ratis verzinſet; die Schuldner aber entrichten die Zinſen von den auf ihren Gütern haftenden Pfandbriefen in die Caſſen der Ritterſchaftsdirection, und dieſe iſt ſchuldig, ſolche ohne den geringſten Aufenthalt und Koſten, gegen bloße Präſentation ihrer Pfandbriefe, oder der Zinsſcheine, auszuzahlen.

Die Pfandbriefe ſowohl, als die dazu gehörigen Zinsſcheine, ſind alle von einerley Qualität, haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen dieſes oder jenes beſondern Gläubigers und Schuldners, ſondern nur auf gewiſſe Güter ausgeſtellet, wie aus dem erwähnten, unten vorkommenden Formular erhellet. Sie können daher ungehindert im Publikum cirkuliren, und aus einer Hand in die andere übergehen, ohne daß es dazu einer Ceſſion, Giro oder anderer Weitläuftigkeit bedarf.

Reglement. a. ang. O. §. 9.

Sie ſind alſo mit eben ſo wenigen Umſtänden im Umlaufe verknüpft, als die ſogenannten an Porteur lautenden Briefe. Dergleichen Creditpapiere ſind dem Handel und Wandel ungemein vortheilhaft, da mit ihnen, in Ermangelung klingender Münze, geſchwinde Geſchäfte gemacht werden können.

riefe genommen werden, verlangt, entwe-
der

der in Courant nach dem Münzfuße von J. 1464, zu 14 Rthlr. die Mark fein, oder in Friedr. d'or, das Stück zu 21 Karat 9 Grän gerechnet.

Reglement. a. ang. §. 10. 11.

Die Realiſation oder die Wiederbezahlung des auf den Pfandbrief geliehenen Geldes, geſchieht durch die Ritterſchaftsdirection, welche die Pfandbriefe, nach vorgängiger halbjähriger Aufkündigung, in gewiſſen, auf den 1. Jul. und 2. Jan. feſtgeſetzten Terminen, vermittelſt baarer Bezahlung ablöſet.

Reglement. a. ang. O. §. 12.

Die Pfandbriefe werden den Inhabern ohne Unterſchied mit 4 pro Cent in der Münzart des Capitales zu halbjährigen Ratis verzinſet; die Schuldner aber entrichten die Zinſen von den auf ihren Gütern haftenden Pfandbriefen in die Caſſen der Ritterſchaftsdirection, und dieſe iſt ſchuldig, ſolche ohne den geringſten Aufenthalt und Koſten, gegen bloße Präſentation ihrer Pfandbriefe, oder der Zinsſcheine, auszuzahlen.

Die Pfandbriefe ſowohl, als die dazu gehörigen Zinsſcheine, ſind alle von einerley Qualität, haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen dieſes oder jenes beſondern Gläubigers und Schuldners, ſondern nur auf gewiſſe Güter ausgeſtellet, wie aus dem erwähnten, unten vorkommenden Formular erhellet. Sie können daher ungehindert im Publikum cirkuliren, und aus einer Hand in die andere übergehen, ohne daß es dazu einer Ceſſion, Giro oder anderer Weitläuftigkeit bedarf.

Reglement. a. ang. O. §. 9.

Sie ſind alſo mit eben ſo wenigen Umſtänden im Umlaufe verknüpft, als die ſogenannten an Porteur lautenden Briefe. Dergleichen Creditpapiere ſind dem Handel und Wandel ungemein vortheilhaft, da mit ihnen, in Ermangelung klingender Münze, geſchwinde Geſchäfte gemacht werden können.

Der Vorzug, welchen dieſe Pfandbriefe vor den ſonſtigen bloßen Hypotheken = Inſtrumenten haben, beſteht hauptſächlich in der ihnen beygelegten Garantie der zu dem Creditwerke verbundenen chur- und neumärkiſchen Stände, vermöge welcher den Inhabern derſelben, außer dem darin ſpecialiter verſchriebenen Gute, auch die Güter der geſamten zu dem Creditwerke verbundenen Stände, dergeſtalt verpfändet ſind, daß aller ſich auch durch außerordentliche Unglücksfälle an dem beſonders verpfändeten Grundſtücke ereignender Ausfall dem Gläubiger vertreten, und ihm deshalb ohne alle proceſſualiſche Weitläuftigkeiten, oder andere Koſten, an Capital ſowohl, als an Zinſen, baare Zahlung geleiſtet werden muß. Dem Pfandbriefsinhaber ſind alſo verhaftet: 1. das zur Specialhypothek in dem Pfandbriefe verſchriebene Gut; 2. die zu dem Creditwerke verbundenen Güterbeſitzer des Kreiſes; 3. die zu dem Creditwerke verbundenen Güterbeſitzer des Departements, worin das Gut belegen iſt; und 4. die zu dem Creditwerke verbundenen Güterbeſitzer aller Departements.

Außerdem iſt ihr Vorzug bey Concurſen der, daß

1. auf den Fall, daß das für den Pfandbrief ſpecialter haftende Gut einen totalen Ruin erlitten hätte, und alſo bey der Sequeſtration nicht einmal die Hälfte ſeines ertragmäßigen Werthes verzinſen könnte, auch das übrige Vermögen des Schuldners für die Sicherheit der Pfandbriefe haftet, ſo, daß die anderweitige Concursmaſſe ſowohl die Intereſſen derſelben, als auch was zur ſchleunigen Wiederherſtellung des Gutes erforderlich, vorzuſchießen gehalten iſt;

Reglement. §. 33. S. 63.

2. der Lauf der Zinſen durch keinen über das verpfändete Gut entſtandenen Concurs unterbrochen wird;

3. die

3. die Pfandbriefsinhaber als Gläubiger niemals in einen Concurs verwickelt werden, da ſie ſich wegen ihres Capitales und der Zinſen lediglich an die Ritterſchaftsdirection halten, und der Richter angewieſen iſt, da die Pfandbriefe aus den Hypothekenbüchern conſtiren, ſchon von Amts wegen, ohne beſondere Anmeldung des Gläubigers, darauf Rückſicht zu nehmen.

Reglement, §. 6 — 8, S. 11.
Siehe auch Corp. Jur. Frid. Buch 1. Th. 4. Tit. 12. §. 9.

Die Pfandbriefe werden auf die erſte Hälfte des von der Direction des Creditwerkes, nach den revidirten und rectificirten, dem beſagten Creditreglement beygedruckten Taxen zu beſtimmenden Werthes eines Gutes ausgefertiget. Sollte jedoch ein Güterbeſitzer zu ſeiner Conſervation, einer weitern Unterſtützung des Creditwerkes bedürfen, ſo kann noch auſſerdem höchſtens ein Zwölfter des taxirten Werthes, unter gewiſſen unten vorkommenden Bedingungen, mit Pfandbriefen beleget werden.

Reglement. Th. 3 Cap. 1, §. 15.

Chur- und neumärkiſche Pfandbriefe werden nur auf Rittergüter ertheilt, der Beſitzer mag adelichen oder bürgerlichen Standes ſeyn; dahingegen werden auf bloße Schulzenlehne, einzelne von adelichen Gütern getrennte, und mit denſelben in keiner Verbindung ſtehende Bauerhöfe und andere dergleichen liegende Gründe, keine Pfandbriefe ausgefertiget, es wäre denn, daß ſie bey der Lehensregiſtratur (*) in das Land- und Hyothekenbuch eingetragen ſtänden, und deren ertragsmäßiger Werth nach der von der Ritterſchaftsdirection aufgenommenen Taxe wenigſtens 6000 Rthlr. betrüge.

Reglement, Th. 1, Cap. 2, §. 1, S. 12.

(*) Lehens-Regiſtratur heißt in den brandenburgiſchen Chur- und andern Marken diejenige öffentliche Anſtalt, bey welcher das die Rütergüter betreffende Hypothekenweſen geführt wird.

Anlangend die Fideicommiſſe, Majorate und Lehne, ſo muß bey dieſen, wenn Pfandbriefe darauf zu ertheilen ſind, alles dasjenige genau beobachtet werden, was die Landes- und Lehenrechte, oder auch das Fideicommißinſtitut, und andere vorhandene Familienverträge, in Anſehung ihrer Verpfändung, überhaupt vorſchreiben.

In Anſehung der gewiſſen Communitäten, milden Stiftungen (piis corporibus), oder den zu einem gewiſſen Zweck in eins verbundenen Perſon (perſonis moralibus) zugehörigen Güter, wird, wenn ſolche mit Pfandbriefen beleget werden ſollen, die Einwilligung derjenigen, ohne deren Zuthun ſelbige entweder nach den Landesgeſetzen oder der Obſervanz nicht gültiger Weiſe verpfändet werden können, erfordert. So auch muß bey den geiſtlichen Gütern, als: den Domcapitular- und Stiftsgütern, noch beſonders alles dasjenige beobachtet werden, was zur gültigen und rechtsverſtändigen Verpfänduug derſelben, den Statuten und Obſervanzen gemäß iſt.

Reglement, a. ang. O. §. 4. 6. und 8.

Alle dergleichen Güter, ſobald ſie ſolchergeſtalt mit Pfandbriefen belegt worden ſind, ſind in ſo weit allen Geſetzen und der Einrichtung dieſes Creditſyſtems ſchlechterdings unterworfen, dergeſtalt, daß die von den Pfandbriefen zu zahlenden Zinſen, zunächſt nach den Steuern und öffentlichen Abgaben, vor allen andern Präſtationen, ſie haben Namen wie ſie wollen, gezahlet werden müſſen, auch wenn ſolche zurück bleiben, dergleichen Güter, ſo gut als andere, der Sequeſtration ohne weitere Rückfrage ausgeſetzt bleiben.

Reglement, a. ang. O. §. 7.

An dieſem Creditſyſtem aber nehmen nicht Antheil: 1. die königlichen Aemter; 2. die unter der Aufſicht der königl. Kammern ſtehenden Kämmereygüter;

3. die-

3. diejenigen Güter, welche nicht unter chur- und neumärkiſchen Juſtizdicaſterien ſtehen; und 4. ſolche Fideicommiſſe und Majorate, in Anſehung deren in dem Fundationsinſtrumente eine Verpfändung ſchlechterdings, und ſelbſt unter Conſens des Landesherrn und der Agnaten, verboten iſt.

Reglement, a. ang. O. §. 9. 10.

Um jedoch die Eingangs gegebene Definitionen und die eigentliche Operation mit den Pfandbriefen auf eine beſtmöglichſt vollſtändige Weiſe einzuſehen, iſt hier anzumerken, was zu Ausführung des ganzen Pfandbriefgeſchäftes gehört. Dahin werden gerechnet; 1. Die Art der Ausfertigung der Pfandbriefe; 2. Die Aufnehmung der dazu erforderlichen Taxen, oder die ſonſtige Beſtimmung des Werthes der Güter, welche mit Pfandbriefen beleget werden ſollen; 3. Die Einziehung der Zinſen von den Debitoren, und die Vertheilung derſelben unter die Pfandbriefsinhaber als Gläubiger; 4. Die Beytreibung der Rückſtände durch die Sequeſtration; und 5. die Ablöſung der Pfandbriefe, wenn ſolche aufgekündiget werden, durch baare Bezahlung, wozu die erforderlichen Gelder entweder negociiret, oder aus dem eigenthümlichen Fond genommen werden.

Alles das aber, was hiebey für den Leſer zu einem kurzen, doch auf dem Reglement ſelbſt gegründeten Unterricht geſaget werden ſoll, zu verſtehen, iſt ferner anzumerken, wie die zu dem Creditwerke verbundenen chur- und neumärkiſchen Stände vermittelſt der verſchiedenen Departements und Collegien ein ſolches Ganze ausmachen, daß durch ſie von der einen Seite den Pfandbriefnehmer, als Gläubiger, Sicherheit, und von der andern dem Pfandbriefgeber, als Schuldner, Hülfe verſchaffet werde.

Zur Betreibung des geſamten Pfandbriefgeſchäftes, iſt die Chur- und Neumark in fünf Departements

tements, als: 1. das altmärkiſche, 2. das prignitziſche, 3. das mittelmärkiſche, 4. das ukermärkiſche, und 5. das neumärkiſche, jedes dieſer Departements aber wieder in gewiſſe Departementskreiſe vertheilt, bey welchen durch dazu beſonders angeſtellte Collegien und Perſonen alles das beſorget wird, was zur Aufrechthaltung des Creditwerkes, und zur Befolgung der dahin einſchlagenden Grundſätze, erforderlich iſt.

Dieſe Collegien und Perſonen ſind: 1. Die in den Hauptſtädten eines jeden Departements, und alſo in Stendal, in Perleberg, in Berlin, in Prenzlow, und in Küſtrin, etablirten fünf ritterſchaftlichen Departementsdirectionen, deren jede aus einem Departementsdirector, und aus einem jedem Kreiſe eines jeden Departements zu erwählenden Ritterſchaftsrathe beſteht. 2. Der Kreisdeputirte, als wozu ein Landſtand aus jedem Departementskreiſe erwählet wird, und welcher der Repreſentant der geſamten zu dem Creditwerke verbundenen Stände des Kreiſes iſt. 3. Die in Berlin etablirte Hauptritterſchaftsdirection. 4. Der alle Jahre d. 1. März in Berlin ſich verſammelnde engere Ausſchuß, welcher aus den Kreisdeputirten jedes Departements erwählt wird; und 5. die bey ganz außerordentlichen Fällen zu veranlaſſende Generalverſammlung, als wozu ein jeder Departementskreis einen Deputirten wählet und ſendet.

Reglement, Th. 2, S. 14; vergl. mit §. 42, S. 28.

Da aber auch Jemand ſeyn muß, der dieſes wichtige Werk im ganzen Umfange überſehe, das Syſtem dirigire, davon Sr. königl. Majeſtät bey vorkommenden Fällen den Vortrag mache, und alle Theile des Syſtems nach den einmal feſt ſtehenden Principien zuſammen halte: ſo iſt zugleich ein königlicher Commiſſarius zur Oberaufſicht und Direction dieſes Creditwerkes allergnädigſt beſtellet worden. Der königliche Com=

Commiſſarius hat vorzüglich darauf Acht, daß die Grundſäze des Syſtems von allen und jeden; die dabey concurriren, genau beobachtet, und nirgend etwas, ſo den allerhöchſten Gerechtſamen Sr. königl. Majeſtät und den eingeführten Landesverfaſſungen zuwider iſt, vorgenommen werde.

Die Haupt-Ritterſchaftsdirection iſt ein Collegium, welches aus drey Hauptritterſchaftsräthen, welche Repräſentanten der Stände ſind, unter dem Vorſitze des königl. Commiſſarius, beſteht, und einen Syndicus, einen Rendanten, einen Secretär, einen Regiſtrator, die nöthigen Kanzelliſten, welche zugleich Calculatoren ſind, und einen Boten, hat. Sie hält die Departementsdirectionen in Ordnung, führt die Oberaufſicht über ſämtliche Departementscaſſen, empfängt die Beſtände der in den Departements nicht erhobenen Zinſen, welche von ſämtlichen Departementsdirectionen an ſie zur Vertheilung an die ſich bey ihr meldenden Creditoren eingeſandt werden, und unterſucht in allen Fällen, wenn Güter mit Pfandbriefen beleget werden ſollen, den Beſitzungsgrund und die Verpfändungsfähigkeit (Titulum poſſeſſionis & facultatem oppignorandi) des Beſitzers.

Der längere Landesausſchuß, welcher aus der Verſammlung der aus jedem Departement dazu abgeſandten Bevollmächtigten oder Departementsdeputirten beſteht, dient theils der Hauptritterſchaftsdirection zur Controlle, theils iſt ſolcher beſtellt, um die gar zu öfteren mit vielen Koſten verbundenen Ausſchreibungen der Generalverſammlung zu vermeiden, kann aber doch bey außerordentlichen Fällen auf die Ausſchreibung einer Generalverſammlung provociren, da dann derſelbe ſeine Gründe dem königl. Commiſſarius vorzutragen hat, als welcher hienächſt die nöthig befundene Ausſchreibung beſorget. Er ver-

ſammelt ſich alle Jahr einmal, nämlich mit d. 1. März in Berlin.

Die ritterſchaftlichen Departementscollegien, welche auch gemeiniglich Departementsdirectionen genannt werden, beſtehen ein jedes aus einem Director, den dazu beſtimmten Räthen und Ritterſchaftsdeputirten, nebſt einem Syndicus, einem Rendanten, und den Kanzeley = und Unterbedienten. Die Hauptverrichtungen dieſes Collegium, an welches Pfandbriefſucher der Regel nach allernächſt ſich zu wenden haben, beſtehen, in Anſehung derer, die ſich bey dem pfandbrieflichen Creditwerke entweder als Gläubiger, oder als Schuldner, intereſſiren, in folgendem. 1. Daß es beſonders durch ſeinen Director mit den Intereſſenten eine beſtändige Correſpondenz unterhält. 2. Daß es alle einkommende Pfandbriefgeſuche, unter Adreſſe des Directors erhält, welcher ſolche annimmt, und im erforderlichen Falle die Aufnehmung der Taxe und die vorläufige Unterſuchung des Beſitzungs = und Verpfändungsrechtes des die Pfandbriefe ſuchenden Güterbeſitzers verfüget. 3. Daß von demſelben durch die Ritterſchaftsräthe die Taxen aufgenommen, die auf Verfügung der Direction aufgenommenen Taxen revidiret, durch ſie die Zinſen von den Güterbeſitzern erhoben, ſolche den Pfandbriefinhabern ausgezahlet, und die Beytreibung der Rückſtände beſorget werden; zu welchem Ende die Ritterſchaftsräthe die dazu erforderliche Sequeſtration verfügen, die Aufſicht darüber führen, und die Sequeſtrationsrechnungen abnehmen. Ferner läßt dieſes Collegium durch ſie die Departementsrechnungen ablegen, und endlich die aufgekündigten Pfandbriefe mit baarem Gelde ablöſen. 4. Daß Director und Räthe auf die Wirthſchaft der zu dem Creditwerke verbundenen Stände ein wachſames Auge nehmen, und dahin ſehen, daß zu Abwendung aller Unordnungen, wor=

woraus für das Creditwerk Unſicherheit oder ſonſt Nachtheil entſtehen könnte, die Mittel zur ſchleunigſten Remedur erwählet und ergriffen werden. 5. Daß die Kreisdeputirten mit dem Departementsdirector und den Ritterſchaftsräthen die aufgenommenen Taxen revidiren und examiniren, und nach unterſuchtem Titulo poſſeſſionis mit demſelben gemeinſchaftlich beſtimmen, ob und auf wie hoch das taxirte Gut, oder wenn keine beſondere Taxe nöthig iſt, daß die Pfandbriefe begehrende Gut, mit Pfandbriefen beleget werden könne.

Die Kreisdeputirten helfen die Pfandbriefe nach Vorſchrift des Reglements expediren, ſehen ſämtliche Rechnungen der Departementsdirectionen nach, nehmen dieſelben ab, und ſenden ſie mit ihren Erinnerungen (Monitis) an die Hauptritterſchaftsdirection ein. Dieſe Deputirte verſammeln ſich gewöhnlich zweymal im Jahre, und zwar in den Monaten Junius und December, in Departementscollegium, wozu ſie gehören; wogegen die Departementsdirection ſich ſo oft verſammelt und ihre Seſſionen ſo oft fortſetzt, als es ihre Geſchäfte erfodern, und der Departementsdirector ſolches nöthig findet.

Reglement, Th. 2, Cap. 4, §. 31, S. 26. §. 45, S. 29, und §. 27, S. 25.

Die Kreisverſammlungen ſind Zuſammenkünfte der ſämtlichen Landſtände, (es ſeyn ihre Güter mit Pfandbriefen belegt, oder nicht,) die alle Jahr in jedem Departementskreiſe gegen das Ende des Novembermonates gehalten werden.

Reglement, a. ang. O. Cap. 5, §. 1, 2, S. 32.

Auf dieſen Kreistagen geſchieht folgendes. 1. Der Deputirte ſtattet den verſammelten Ständen zuvorderſt Bericht ab, von demjenigen, was in gemeinen, das Creditſyſtem betreffenden Sachen, wäh-

rend der Zeit von einem Kreisconvent zum andern vorgegangen iſt, und wobey jeder einzelne Landſtand (Singuli) ein Intereſſe haben, davon informirt zu ſeyn. 2. Zeigt er denſelben beſonders an, auf was für Güter inzwiſchen Pfandbriefe nachgeſuchet worden, ob eine Abſchätzung nöthig geweſen, und auf wie hoch der Werth derſelben entweder nach dem Kauf- oder Uebernehmungspretium, oder nach der Taxe beſtimmet, auch auf wie hoch Pfandbriefe darauf bewilliget worden. 3. Sodann wird den Ständen dasjenige proponirt, was ihnen etwa nach den Beſchlüſſen des engern Ausſchuſſes, der Hauptritterſchaftsdirection oder der Departementsverſammlung, vorgetragen werden ſoll; und 4. werden überhaupt über alles dasjenige, ſo das gemeine Beſte des Creditwerkes betrifft, Berathſchlagungen gepflogen und Beſchlüſſe genommen.

Die Generalverſammlung, welche zu keinem fixirten Termin zuſammen kömmt, da der engere Ausſchuß, welcher aus ſämtlichen Departementsſyſtemen beſtellet wird, ſich alle Jahr verſammelt, beſteht in einer Zuſammenkunft ſämtlicher Departementsdirectoren, in Begleitung ihrer Syndicorum und eines Deputirten aus jedem Departement, und es führt dabey der königliche Commiſſarius das Präſidium. Die Berichtung derſelben beſteht darin: 1. Daß ihr von der Hauptritterſchaftsdirection ein ausführlicher Bericht abgeſtattet wird von allem dem, was ſeit der letzten Zuſammenkunft derſelben vorgegangen iſt, und das Ganze des Syſtems oder das allgemeine Intereſſe der geſamten zu dem Creditwerke verbundenen Stände betrifft. 2. Sodann legt die Hauptritterſchaftsdirection die über die von ihr verwalteten Fonds geführten Caſſenrechnungen, welche von dem Ausſchuß jährlich revidirt und abgenommen worden, zur nochmaligen Superreviſion vor,

wenn

wenn die Generalverſammlung es nöthig findet. 3. Wenn an dem Syſtem ſelbſt etwas abzuändern oder zu verbeſſern iſt, welches jedoch niemals auf Everſion der im Reglement feſtgeſetzten unabänderlichen Hauptgrundſätze hinaus laufen darf, wird ſolches auf dieſer Generalverſammlung proponirt, und ein concluſum darüber abgefaſſet. 4. Gleichergeſtalt werden die an die Hauptritterſchaftsdirection eingeſandten, und von ihr, ſo wie von dem engern Ausſchuß, einer nähern Erwägung würdig erkannten Vorſchläge und Entwürfe, welche zur Aufnahme des Syſtems und Beförderung des Credits abzielen, auf dieſer Generalverſammlung in Vorſchlag gebracht, und über deren Annahme oder Verwerfung berathſchlaget. Endlich 5. werden die concluſa nach der Mehrheit der Stimmen der verſammelten Deputirten abgefaſſet, und diejenigen Concluſa, welche das Innere des Syſtems und deren Aenderung, oder ſonſtige Neuerung und nicht bloß ökonomiſche Verfaſſung betreffen, der allerhöchſten Approbation Sr. königl. Majeſtät unterworfen.

Reglement, Th. 2, Cap. 6. S. 34.

Aus demjenigen, was hier zu dem nöthigen Behuf vorgetragen worden iſt, erhellet, daß die bey dem ganzen Pfandbriefgeſchäfte vorkommenden Auctoritäten in folgender auffteigender Ordnung beſtehen:

1. Die Ritterſchaftsdirection jeglichen Departements, unter Zuziehung des Deputirten eines jeden Kreiſes des Departements.

   Von den Verfügungen der Departementsdirection geht der Recurs an die Hauptdirection.

   Reglement, Th. 2, Cap. 4. §. 38.

2. Die Hauptritterſchaftsdirection.
3. Der engere Ausſchuß.
4. Die Generalverſammlung.
5. Der königl. Commiſſarius, und

6. zu

6. zu alleroberſt Se. königl. Majeſtät allerhöchſt ſelbſt.

Auch erhellet daraus, daß die Kreisverſammlung hauptſächlich zu ihrem Zweck habe, daß, weil in ſolche Verſammlung ſämtliche Landſtände nach ihren beſondern Departements zuſammen fließen, dieſe Verſammlung und mithin jeder Landesſtand wiſſe, wie das ganze Creditwerk ſeinen Fortgang habe, auch fernerweit nehmen könne.

Alle hier anzeigte Collegien alſo haben die Operationen mit den Pfandbriefen, wodurch der Credit des Adels dauerhaft etablirt und erhalten werden ſoll, zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigung. Zu Ausführung dieſer Operationen aber gehört, wie oben, S. 821, bereits angeführt worden iſt, die Expedition der Pfandbriefe, die Aufnahme der dazu erforderlichen Taxen, die Einziehung der Zinſen von den Debitoren, und die Vertheilung derſelben unter die Pfandbriefinhaber, die Beytreibung der Rückſtände durch die Sequeſtration, und die Ablöſung der Pfandbriefe, wenn dieſelben aufgekündiget werden, durch baare Bezahlung, wozu die erforderlichen Gelder entweder negociiret, oder aus dem eigenthümlichen Fond genommen werden.

Was I. die Ausfertigung der Pfandbriefe und die dabey übliche Verfahrungsart betrifft: ſo iſt dabey zu bemerken: 1. Was wegen der Ausfertigung der Pfandbriefe ſelbſt und der dazu erforderlichen Abſchätzung des Gutes; 2. Auf den Fall, wenn ſchon auf dem Gute haftende Hypothekinſtrumente in Pfandbriefe umgeſchrieben werden ſollen; 3. wegen Aushändigung oder Extradition der Pfandbrief an den Pfandbriefſucher oder Gläubiger, zu bemerken iſt.

1. In Anſehung der Ausfertigung der Pfandbriefe ſelbſt, und der dazu erforderlichen Abſchätzung des Gutes, ſind folgende Vorſchriften gegeben.

a) Der

α) Derjenige, welcher Pfandbriefe auf ſein Gut ſtellen laſſen will, muß ſich bey der Direction desjenigen Departements, worunter ſein Gut belegen iſt, melden, einen Hypothekenſchein beyfügen, und anzeigen, auf was für eine Summe, in was für Münzſorten, und wie viel dergleichen Pfandbriefe er verlange.

β) Wenn der Departementsdirector dergleichen Pfandbriefgeſuch erhält, muß er beurtheilen, ob nach den Principiis des Syſtems die Aufnehmung einer Taxe erforderlich ſey, oder nicht. Verlangt Jemand zu ſeiner Conſervation eine mehrere Unterſtützung des Creditwerkes, daß nämlich mehr als die Hälfte des Werthes ſeines Gutes mit Pfandbriefen beleget werden möge, ſo iſt die Abſchätzung deſſelben ſchlechterdings nothwendig, und es geſchieht ſolches nach den dem Reglement beygefügten Taxprincipiis.

Dieſe Taxprincipia allhier beyzubringen, erachte nicht für nöthig, da vermittelſt dies Aufſatzes, oben erwähntermaßen, überall nur en gros gezeiget wird, was ein Particülier, welcher Pfandbriefe ſucht oder nimmt, zu allernächſt zu wiſſen hat. In Anſehung der Taxprincipien ſelbſt kann er den vortrefflichſten Mitgliedern der reſp. Directionen trauen, daß ſie ſolche nicht nur kennen, ſondern auch ausüben werden. Will er ein mehreres bis au das kleinſte Detail wiſſen, ſo muß er ohnehin das Reglement ganz nachleſen welches ihm um ſo inſtructiver ſeyn wird, als daſſelbe ſeine Grundlage zu allernächſt aus den ausgebreiteten Einſichten des Hrn. geh. Juſtizrathes von Arnim, als erſten Landſchaftsdirektors, genommen hat. Hier wird nur in ausgezogener, und für ihn bequem zuſammen geſtellter Kürze, ihm dasjenige vorgelegt, was er hauptſächlich zu ſeinem Zweck theils vor Augen haben muß, theils was ihm Anleitung giebt, ſich, zu Erreichung ſeines Zweckes in etwaniger Nachſuchung der Pfandbriefe gehörigen Orts verwenden zu können.

Will hingegen ein Güterbeſitzer ſein Gut nur bis zur Hälfte des Werthes mit Pfandbriefen belegen laſſen, ſo wird regulariter, und wenn die Ritterſchafts-

direction

direction kein beſonderes Bedenken dabey findet, das letztere resp. Kauf = oder Uebernehmungspretium zum Grunde geſetzet, dergeſtalt, daß hiebey auf die Pretia bis zum J. 1755 incluſive, geſehen wird, bey denjenigen Gütern aber, welche nicht bis zu dem gedachten Jahre erkauft worden, darauf ob das letztere Pretium dem vorhergehenden einigermaßen proportionirt ſey, und ſolches nicht mehr, als höchſtens um ein Zehntel überſteige, als in welchem Falle ſich ebenfalls nach dem Kaufpretium gerichtet werden kann, und die verlangten Pfandbrieſe bis auf die Hälfte deſſelben, ohne vorgängige Taxe, ertheilet werden können.

Es iſt jedoch in allen dieſen Fällen nachzuſehen, ob das Gut ſich auch noch in eben dem Stande befinde, in welchem es zur Zeit des Kaufes geweſen, auch die Aufnehmung der Taxen allemal ſchlechterdings erforderlich: a) wenn die Proportion zwiſchen dem letztern Kaufpretium, und dem nächſt vorhergehenden, allzu ungleich iſt, und mehr als ein Zehntel ausmacht, der Beſitzer aber bey dem alten Kaufpretium nicht acquieſciren will; b) wenn ein wahrſcheinlicher Verdacht obwaltet, daß der Beſitzer ſich überkauft habe, oder, daß das Gut, bey einer ertheilten Erbtheilung, gegen die vorigen Kaufe allzu hoch in Anſchlag gebracht worden; c) wenn ein Gut durch Alienation von Grundſtücken, ſeit dem pro baſi angenommenen letztern Kaufe geſchwächet worden; oder d) wenn es durch Ueberſchwemmungen, Devaſtation der Holzungen, durch eine langwierige ſchlechte Bewirthſchaftung der vorigen Beſitzer, oder durch andere Umſtände, eine weſentliche Deterioration erlitten hat; e) wenn der Beſitzer behauptet, daß ſein Gut, wegen der darauf bewerkſtelligten Meliorationen, oder aus andern Urſachen, mehr werth ſey, als er ſolches gekauft und übernommen hat, und daher auf deſſen Detaxation

taration ſelbſt provocirt; f) wenn ein Gut ein altes Fideicommiß, oder Majorat, oder auch ſeit einer langen Reihe von Jahren ohne Verkauf oder Veranſchlagung, von einer Perſon der Familie auf die andere übergegangen iſt, und alſo das letztere Kaufpretium deſſelben entweder gar nicht conſtiret, oder doch in allzu entfernte Zeiten hinaus geht.

Findet der Director nach dieſer Unterſuchung, und nachdem er des Syndicus Gutachten erfordert hat, daß das Gut zu Ertheilung der verlangten Pfandbriefe ganz offenbar nicht qualificirt iſt: ſo kann er ſolches dem Gutsbeſitzer ſofort mit Gründen zu wiſſen thun, damit dieſer, wenn er die Gründe gehörig zu widerlegen ſich getrauet, bey der Departementsverſammlung, oder bey der Hauptdirection, endlich aber bey dem engern Ausſchuß, ſeine Beſchwerden ausführen könne.

Reglementt, Th. 3, Cap. 1, §. 7, S. 39.

γ) In beyden Fällen, es ſey nämlich eine Taxe erforderlich, oder nicht, muß der Departementsdirector dafür ſorgen, daß von dem die Pfandbriefe ſuchenden Güterbeſitzer alles dasjenige ohne Zeitverluſt beygebracht werde, was zur Beurtheilung des Beſitzungstitels und des Verpfändungsrechtes erfodert wird. Findet ſich nun hiebey, nach dem jederzeit zu erfodernden Gutachten des Departementsſyndicus, nichts zu erinnern, ſo werden ſämtliche darüber verhandelte Acten ohne Anſtand an die Hauptritterſchaftsdirection eingeſandt; findet ſich hingegen aber der Titulus poſſeſſionis noch unberichtigt, oder, daß bey der Facultate oppignorandi noch etwas zu deſideriren iſt, ſo muß der Pfandbriefſucher nicht nur umſtändlich angewieſen werden, was er zu Abhelfung dieſer Mängel zu thun habe, ſondern die Departementsirectoren müſſen ihm dabey auch überall mit Rath und That an die Hand gehen, und, vorkommen=

kommenden Umſtänden nach, durch ihren Syndicus unentgeldlich aſſiſtiren laſſen. Wenn nun die hierüber verhandelten Acten geſchloſſen ſind, ſo werden ſolche gleichfalls mit dem Gutachten des Departementsſyndicus an die Hauptritterſchaftsdirection eingeſandt, damit dieſelbe finaliter entſcheide und feſtſetze, ob und was bey dem Titulo poſſeſſionis und der Facultate oppignorandi noch etwas zu erinnern ſey, indem, ehe dieſes geſchehen iſt, ſchlechterdings keine Pfandbriefe ausgefertiget werden, und die Beurtheilung des Tituli poſſeſſionis & facultatis oppignorandi der Hauptritterſchaftsdirection in allen Fällen vorbehalten bleibt.

Reglement, a. ang. O. §. 10.

δ) Die Departementsdirection iſt in keinem Falle und unter keinerley Umſtänden berechtigt, auf ein Gut mehr, als die Hälfte des taxmäßigen Werthes an Pfandbriefen zu bewilligen. Wenn daher ein Güterbeſitzer zu ſeiner Conſervation eine weitere Unterſtützung des Creditwerkes verlangt, und darauf anträgt, daß noch außerdem das oben nachgelaſſene Zwölftel, oder weniger, des taxirten Werthes ſeines Gutes mit Pfandbriefen beleget werden ſoll: ſo muß die Departementsverſammlung allenfalls durch eine aus ihrem Mittel zu ernennende Commiſſion auf das genaueſte unterſuchen, ob und unter welchen Bedingungen ſolches, in jedem einzelnen Falle, mit Sicherheit geſchehen könne, und ob mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen ſey, daß der Güterbeſitzer, vermittelſt dieſer Unterſtützung, bey dem Beſitze ſeines Gutes werde conſerviret werden können, er auch im Stande bleiben werde, die über die Hälfte zu bewilligenden Pfandbriefe, nach und nach, in gewiſſen Ratis wieder auszuzahlen. Die Departementsverſammlung oder Departementsdirection erſtattet demnächſt hierüber ausführlichen Bericht an die Hauptritter-

ſchafts-

ſchaftsdirection; und dieſer bleibt zu entſcheiden und feſtzuſetzen überlaſſen: 1) ob und in wie fern dem Geſuche des Güterbeſitzers deferiret werden könne; 2) unter welchen Bedingungen ſolches geſchehen könne, und in welcher Art ſich der Güterbeſitzer der ſpeciellen Aufſicht der Ritterſchaftsdirection unterwerfen müſſe; 3) in welchen Ratis das über die Hälfte des Werthes bewilligte Quantum, welches jedoch nie ein Zwölftel des taxirten Werthes überſteigen darf, nach und nach wieder abgeführet werden ſolle. Unterwirft ſich nun der Güterbeſitzer den von der Hauptritterſchaftsdirection vorgeſchriebenen Bedingungen, ſo wird ihm das von derſelben extraordinäre bewilligte Quantum an Pfandbriefen ausgefertiget, und geſchieht übrigens dem engern Ausſchuß von einer ſolchen extraordinären Pfandbriefbewilligung jederzeit ausführlicher Vortrag.

Reglement, a. ang. O. §. 15.

ε) Bey Beſtimmung des Quantum, nach deſſen Höhe Pfandbriefe auf ein Gut zu ertheilen ſind, müſſen die beſtändigen Laſten (Onera perpetua,) ſo wie andere zur Umſchreibung in Pfandbriefe nicht qualificirte, auf dem Gute eingetragene Realrechte, welche nicht eigentliche Darlehne ſind, als: die Ehepacten, das Muttergut der Kinder erſter Ehe, Lehenſtämme, Subſtitutionsquanta, u. ſ. w. in ſo fern alle dergleichen dingliche Gerechtſamen auf der erſten Hälfte ſtehen, bey Feſtſetzung des Betrages dieſer Hälfte in Abzug gebracht werden; wie denn auch ein gleiches in Anſehung der auf der erſten Hälfte des Werths eines Gutes etwa eingetragenen unbeſtimmten Cautionen Statt hat, immaßen der Güterbeſitzer dergleichen Cautionen auf ein gewiſſes Quantum feſtſetzen laſſen muß, in Entſtehung deſſen aber das höchſte Quantum, welches die Caution erreichen kann, in Abzug gebracht wird. Bey eingetragenen Vormundſchaf-

ſchaften aber wird hierauf nicht geſehen, da ſolche, ſo wie in Schleſien, den Pfandbriefen nachſtehen.

Reglement, a. ang. O. S. 41, und §. 45—47, S. 46.

Uebrigens iſt hier, in Anſehung der Taxen, überhaupt zu bemerken: 1) daß die Aufnahme derſelben von dem Ritterſchaftsrathe des Kreiſes, worin das abzuſchätzende Gut belegen iſt, geſchieht; 2) daß ſolche nur alsdann einem Ritterſchaftsrathe eines benachbarten Kreiſes übertragen wird, wenn der Ritterſchaftsrath des Kreiſes, worin das Gut belegen iſt, mit dem Güterbeſitzer, deſſen Gut taxiret werden ſoll, im vierten Grade verwandt oder mit demſelben verſchwägert iſt, oder mit ihm in offenbarer Feindſchaft ſteht, oder wenn er ſelbſt oder ſeine nahe Verwandte beträchtliche Anforderungen an denſelben haben, ſo wie alsdann auch die Ritterſchaftsräthe ihre eigene Güter nicht wechſelſeitig abſchätzen dürfen, und demnach derjenige Ritterſchaftsrath, deſſen Gut abgeſchätzt iſt, bey der Schätzung des Gutes desjenigen, der ſein Gut taxirt hat, niemals gebraucht werden kann; 3) daß bey Aufnehmung der Taxe ſelbſt, ſchlechterdings nach den für die Chur- und Neumark überhaupt, und in jedem Kreiſe von den Ständen deſſelben beſonders entworfenen Principien verfahren werden muß.

Reglement, §. 1, 3, 5, S. 47.

ζ) Jedem Pfandbriefe werden, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publicum, und damit der Inhaber des Pfandbriefes nicht nöthig habe, denſelben bey jeder Zinserhebung zu präſentiren, oder an die Caſſe einzuſchicken, vor der Hand, und ſo lange es die Direction des Creditwerkes für gut und rathſam findet, von vier zu vier Jahren, acht Stück Zinsſcheine, oder halbjährliche Zinscoupons, nach dem in der Beylage ſub ſig. J. befindlichen Schema, beygefüget, gegen deren Extradition die jedesmal fälligen halbjähri-

Engerer Ausſchuſs. Hauptdirection. Provincialdirection.

N. N. N. N. N. N.

Provinc
Hauptc

Provinci
Hauptc

Provinci
Hauptca

Provinci
Hauptca

ſchaften aber wird hierauf nicht geſehen, da ſolche, ſo wie in Schleſien, den Pfandbriefen nachſtehen.

Reglement, a. ang. O. S. 41, und §. 45—47, S. 46.

Uebrigens iſt hier, in Anſehung der Taxen, überhaupt zu bemerken: 1) daß die Aufnahme derſelben von dem Ritterſchaftsrathe des Kreiſes, worin das abzuſchätzende Gut belegen iſt, geſchieht; 2) daß ſolche nur alsdann einem Ritterſchaftsrathe eines benachbarten Kreiſes übertragen wird, wenn der Ritterſchaftsrath des Kreiſes, worin das Gut belegen iſt, mit dem Güterbeſitzer, deſſen Gut taxiret werden ſoll, im vierten Grade verwandt oder mit demſelben verſchwägert iſt, oder mit ihm in offenbarer Feindſchaft ſteht, oder wenn er ſelbſt oder ſeine nahe Verwandte beträchtliche Anforderungen an denſelben haben, ſo wie alsdann auch die Ritterſchaftsräthe ihre eigene Güter nicht wechſelſeitig abſchätzen dürfen, und demnach derjenige Ritterſchaftsrath, deſſen Gut abgeſchätzt iſt, bey der Schätzung des Gutes desjenigen, der ſein Gut taxirt hat, niemals gebraucht werden kann; 3) daß bey Aufnehmung der Taxe ſelbſt, ſchlechterdings nach den für die Chur- und Neumark überhaupt, und in jedem Kreiſe von den Ständen deſſelben beſonders entworfenen Principien verfahren werden muß.

Reglement, §. 1, 3, 5, S. 47.

ζ) Jedem Pfandbriefe werden, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publicum, und damit der Inhaber des Pfandbriefes nicht nöthig habe, denſelben bey jeder Zinserhebung zu präſentiren, oder an die Caſſe einzuſchicken, vor der Hand, und ſo lange es die Direction des Creditwerkes für gut und rathſam findet, von vier zu vier Jahren, acht Stück Zinsſcheine, oder halbjährliche Zinscoupons, nach dem in der Beylage ſub ſig. ϡ. befindlichen Schema, beygefüget, gegen deren Extradition die jedesmal fälligen halbjähri-

Engerer Ausſchuſs. Hauptdirection. Provincialdirection.

N. N.	Provinc Hauptc
N. N.	Provinci Hauptca
N. N.	Provinci Hauptca
N.	Provinci Hauptca

ſchaften aber wird hierauf nicht geſehen, da ſolche, ſo wie in Schleſien, den Pfandbriefen nachſtehen.

Reglement, a. ang. O. S. 41, und §. 45—47, S. 46.

Uebrigens iſt hier, in Anſehung der Taxen, überhaupt zu bemerken: 1) daß die Aufnahme derſelben von dem Ritterſchaftsrathe des Kreiſes, worin das abzuſchätzende Gut belegen iſt, geſchieht; 2) daß ſolche nur alsdann einem Ritterſchaftsrathe eines benachbarten Kreiſes übertragen wird, wenn der Ritterſchaftsrath des Kreiſes, worin das Gut belegen iſt, mit dem Güterbeſitzer, deſſen Gut taxiret werden ſoll, im vierten Grade verwandt oder mit demſelben verſchwägert iſt, oder mit ihm in offenbarer Feindſchaft ſteht, oder wenn er ſelbſt oder ſeine nahe Verwandte beträchtliche Anforderungen an denſelben haben, ſo wie alsdann auch die Ritterſchaftsräthe ihre eigene Güter nicht wechſelſeitig abſchätzen dürfen, und demnach derjenige Ritterſchaftsrath, deſſen Gut abgeſchätzt iſt, bey der Schätzung des Gutes desjenigen, der ſein Gut taxirt hat, niemals gebraucht werden kann; 3) daß bey Aufnehmung der Taxe ſelbſt, ſchlechterdings nach den für die Chur- und Neumark überhaupt, und in jedem Kreiſe von den Ständen deſſelben beſonders entworfenen Principien verfahren werden muß.

Reglement, §. 1, 3, 5, S. 47.

ζ) Jedem Pfandbriefe werden, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publicum, und damit der Inhaber des Pfandbriefes nicht nöthig habe, denſelben bey jeder Zinserhebung zu präſentiren, oder an die Caſſe einzuſchicken, vor der Hand, und ſo lange es die Direction des Creditwerkes für gut und rathſam findet, von vier zu vier Jahren, acht Stück Zinsſcheine, oder halbjährliche Zinscoupons, nach dem in der Beylage ſub ſig. 𝔍. befindlichen Schema, beygefüget, gegen deren Extradition die jedesmal fälligen halbjähr-

Engerer Ausſchuſs. Hauptdirection. Provincialdirection.

N.	Provinc Hauptc
N.	
N.	Provinci Hauptca
N.	
N.	Provinci Hauptca
N.	
N.	Provinci Hauptca

ſchaften aber wird hierauf nicht geſehen, da ſolche, ſo wie in Schleſien, den Pfandbriefen nachſtehen.

Reglement, a. ang. O. S. 41, und §. 45—47, S. 46.

Uebrigens iſt hier, in Anſehung der Taxen, überhaupt zu bemerken: 1) daß die Aufnahme derſelben von dem Ritterſchaftsrathe des Kreiſes, worin das abzuſchätzende Gut belegen iſt, geſchieht; 2) daß ſolche nur alsdann einem Ritterſchaftsrathe eines benachbarten Kreiſes übertragen wird, wenn der Ritterſchaftsrath des Kreiſes, worin das Gut belegen iſt, mit dem Güterbeſitzer, deſſen Gut taxiret werden ſoll, im vierten Grade verwandt oder mit demſelben verſchwägert iſt, oder mit ihm in offenbarer Feindſchaft ſteht, oder wenn er ſelbſt oder ſeine nahe Verwandte beträchtliche Anforderungen an denſelben haben, ſo wie alsdann auch die Ritterſchaftsräthe ihre eigene Güter nicht wechſelſeitig abſchätzen dürfen, und demnach derjenige Ritterſchaftsrath, deſſen Gut abgeſchätzt iſt, bey der Schätzung des Gutes desjenigen, der ſein Gut taxirt hat, niemals gebraucht werden kann; 3) daß bey Aufnehmung der Taxe ſelbſt, ſchlechterdings nach den für die Chur- und Neumark überhaupt, und in jedem Kreiſe von den Ständen deſſelben beſonders entworfenen Principien verfahren werden muß.

Reglement, §. 1, 3, 5, S. 47.

ζ) Jedem Pfandbriefe werden, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publicum, und damit der Inhaber des Pfandbriefes nicht nöthig habe, denſelben bey jeder Zinserhebung zu präſentiren, oder an die Caſſe einzuſchicken, vor der Hand, und ſo lange es die Direction des Creditwerkes für gut und rathſam findet, von vier zu vier Jahren, acht Stück Zinsſcheine, oder halbjährliche Zinscoupons, nach dem in der Beylage ſub ſig. 𝔍. befindlichen Schema, beygefüget, gegen deren Extradition die jedesmal fälligen halbjähr-

Engerer Ausschuß. Hauptdirection. Provincialdirection.

N.	N.	Provinc Hauptc
N.	N.	Provinci Hauptc
N.	N.	Provinci Hauptc
N.		Provinci Hauptc

ſchaften aber wird hierauf nicht geſehen, da ſolche, ſo wie in Schleſien, den Pfandbriefen nachſtehen.

Reglement, a. ang. O. S. 41, und §. 45—47, S. 46.

Uebrigens iſt hier, in Anſehung der Taxen, überhaupt zu bemerken: 1) daß die Aufnahme derſelben von dem Ritterſchaftsrathe des Kreiſes, worin das abzuſchätzende Gut belegen iſt, geſchieht; 2) daß ſolche nur alsdann einem Ritterſchaftsrathe eines benachbarten Kreiſes übertragen wird, wenn der Ritterſchaftsrath des Kreiſes, worin das Gut belegen iſt, mit dem Güterbeſitzer, deſſen Gut taxiret werden ſoll, im vierten Grade verwandt oder mit demſelben verſchwägert iſt, oder mit ihm in offenbarer Feindſchaft ſteht, oder wenn er ſelbſt oder ſeine nahe Verwandte beträchtliche Anforderungen an denſelben haben, ſo wie alsdann auch die Ritterſchaftsräthe ihre eigene Güter nicht wechſelſeitig abſchätzen dürfen, und demnach derjenige Ritterſchaftsrath, deſſen Gut abgeſchätzt iſt, bey der Schätzung des Gutes desjenigen, der ſein Gut taxirt hat, niemals gebraucht werden kann; 3) daß bey Aufnehmung der Taxe ſelbſt, ſchlechterdings nach den für die Chur- und Neumark überhaupt, und in jedem Kreiſe von den Ständen deſſelben beſonders entworfenen Principien verfahren werden muß.

Reglement, §. 1, 3, 5, S. 47.

ζ) Jedem Pfandbriefe werden, zu mehrerer Bequemlichkeit des Publicum, und damit der Inhaber des Pfandbriefes nicht nöthig habe, denſelben bey jeder Zinserhebung zu präſentiren, oder an die Caſſe einzuſchicken, vor der Hand, und ſo lange es die Direction des Creditwerkes für gut und rathſam findet, von vier zu vier Jahren, acht Stück Zinsſcheine, oder halbjährliche Zinscoupons, nach dem in der Beylage ſub ſig. 3. befindlichen Schema, beygefügt, gegen deren Extradition die jedesmal fälligen halbjähr-

N. | N. Engerer Ausſchuß.

Provinc
Hauptc

N. | N. Hauptdirection.

Provinci
Hauptc

N. | N. Provinzialdirection.

Provinci
Hauptca

N.

Provinci
Hauptca

jährigen Zinſen bezahlet werden, ohne daß es der Präſentation des Pfandbriefes ſelbſt bedarf. Nach Ablauf der ausgegebenen Zinsſcheine muß ſich ein jeder zum Empfange neuer Zinsſcheine durch Präſentation des Originalpfandbriefes legitimiren, und wird auf der leer gelaſſenen Seite des Pfandbriefes bemerkt, bis zu welchem Termin die Zinſen von den Pfandbriefen, gegen die dem Inhaber deſſelben zugeſtellten Zinscoupons, erhoben werden.

Reglement, a. ang. O. §. 18 und 19.

So wie, nach dem bisher angeführten, Pfandbriefe als neue Schuldverſchreibungen auf ein Gut geſuchet und eingetragen werden können, ſo können

2. auch bereits ausgefertigte, auf dem Gute ſchon haftende Hypothekinſtrumente in Pfandbriefe umgeſchrieben werden. Nur iſt in letzterm Falle zu beobachten: a) daß ein jeder Gläubiger, deſſen auf ein Rittergut eingetragene Forderung in Pfandbriefe umgeſchrieben wird, ſchuldig iſt, entweder die baare Zahlung ſeines Capitales, oder die ſtatt ſeines alten Hypothekinſtrumentes ausgefertigten Pfandbriefe, je nachdem er ſich dieſerhalb mit ſeinem Schuldner vereinigt hat, nach Ablauf der feſtgeſetzten Loskündigungsfriſt, in der Hauptſtadt desjenigen Departements, in welchem das ihm zur Hypothek verſchriebene Gut belegen iſt, bey der Departementsdirection zu empfangen und anzunehmen; b) daß ein jeder Gläubiger ſchuldig iſt, ſein in Pfandbriefe umzuſchreibendes Hypothekinſtrument ſpäteſtens ſechs Wochen vor Ablauf der Loskündigungsfriſt, bey der Ritterſchaftsdirection desjenigen Departements, in welchem das ihm zum Unterpfande verſchriebene Gut belegen iſt, einzureichen, und ſolches bey derſelben, gegen Empfang eines gewöhnlichen Depoſitenſcheines, nieder zu legen.

Dahingegen liegt dem Güterbeſitzer, auf deſſen Inſtanz die Umſchreibung des alten Hypothekinſtrumentes in Pfandbriefe geſchieht, ob, ſeinen Gläubiger, wenn derſelbe in der Hauptſtadt des Departements baare Zahlung annehmen muß, nach dem alten Hypothekinſtrumente aber ein anderer Zahlungsort verabredet wäre, das Poſtporto bis an den Ort, an welchem die Zahlung eigentlich hätte geſchehen ſollen, baar zu vergüten.

Unterläßt ein Gläubiger, die oben gedachten Vorſchriften zu befolgen, und hindert er entweder durch Zurückhaltung ſeines Hypothekinſtrumentes, oder auf andere Art, die vollſtändige Umſchreibung ſeines Hypothekinſtrumentes in Pfandbriefe, oder weigert ſich, die baare Zahlung des Capitales in der Hauptſtadt des Departements von der Departementsdirection anzunehmen, ſo muß ſich derſelbe dem ungeachtet mit den Zinſen von den, ſtatt ſeines alten Hypothekinſtrumentes ausgefertigten Pfandbriefen begnügen, und er iſt nicht berechtigt, von dem Tage an, da die Bezahlung des Capitales, oder die Aushändigung der Pfandbriefe hätte geſchehen können und ſollen, von ſeinem Schuldner höhere Zinſen zu fordern; dieſer letztere aber iſt befugt, die jedesmal fälligen Zinſen von den, ſtatt des alten Hypothekinſtrumentes ausgefertigten Pfandbriefen zum Depoſitum der Departementsdirection zu zahlen, und damit ſo lange zu continuiren, bis ſein Gläubiger ſich zur Befolgung der oben erwähnten Vorſchriften entſchließt.

Reglement, §. 30, S. 44.

Weder der Creditor kann den Debitor zwingen, ihm für ſeine ſimple Hypothek einen Pfandbrief zu geben, noch der Debitor den Creditor nöthigen, dergleichen Pfandbrief gegen Extradition des Hypothekinſtrumentes wider ſeinen Willen anzunehmen. Es kann aber der Gläubiger, welcher einen Pfandbrief

haben

haben will, dem Schuldner ſein Capital aufkündigen, worauf dieſer ſchuldig iſt, ihm entweder baare Zahlung zu leiſten, oder den verlangten Pfandbrief zu ertheilen. Eben ſo kann der Schuldner, wenn ſein Gläubiger keinen Pfandbrief nehmen will, nichts deſto weniger mit deſſen Ausfertigung verfahren laſſen; er muß aber demſelben das Capital, und zugleich der Departementsdirection den ſtatt deſſelben ausgefertigten Pfandbrief kündigen, mit dem ihm von demſelben verſchafften baaren Gelde den Creditor bezahlen, und ſolchergeſtalt das Hypothekinſtrument zur Caſſation deſſelben heraus ſchaffen.

Reglement, §. 40—42, S. 46.

Uebrigens iſt bey der Umſchreibung hauptſächlich darauf zu ſehen, daß, weil die Pfandbriefe nur auf die erſte Hälfte eines Gutes ertheilet, und die Zinſen derſelben mit einer ganz vorzüglichen Promtitüde bezahlet und beygetrieben werden, zu Vermeidung aller mit andern hypothekariſchen Forderungen entſtehenden Colliſion und daraus zu befürchtenden Unordnungen, keine ſimple Hypothek einem privilegirten Pfandbriefe vorſtehen möge. Es muß daher der Debitor, wenn er eine nachgeſetzte Hypothek umſchreiben laſſen will, wie nicht weniger, wenn er hinter den bereits radicirten Hypotheken einen neuen Pfandbrief ertheilen will, zuvörderſt die gleichmäßige Umſchreibung dieſer vorſtehenden Hypotheken bewirken, doch iſt der Hauptritterſchaftsdirection dabey überlaſſen, hievon in beſondern Fällen auf erſtatteten Bericht der Departementsdirection zu diſpenſiren.

Reglement, §. 43 und 44, S. 46.

Was übrigens die Ehepacten, das Muttergut der Kinder erſter Ehe, die Cautionen, Lehenſtämme, Subſtitutionsquanta, und andere dergleichen eingetragene dingliche Rechte, welche keine eigentliche Darlehne ſind, betrifft, ſo bedürfen ſolche, wenn ſie auf

der erſten Hälfte ſtehen, einer wirklichen Umſchreibung nicht eher und anders, als wenn erſt der Fall ſich ereignet, daß wirkli. Zinſen davon gezahlet werden müſſen; z. B. wenn eine Frau von ihrem Eingebrachten etwas cediret, oder ſelbſt den Nießbrauch davon zu ziehen anfängt; wenn die Kinder eine beſondere Haushaltung anfangen, u. d. gl. als in welchen Fällen es damit wie mit andern eingetragenen Hypotheken gehalten wird.

Endlich ſteht auch noch jedem frey, ſich auf ſeine Güter, ungeachtet er wirklich keine Schulden darauf hat, Pfandbriefe im Vorrath ausfertigen zu laſſen, die er entweder auf einen künftigen Nothfall bey ſich behalten, oder in das Publicum zum Cours bringen, oder der Ritterſchaftsdirection aufkündigen kann, welche dieſelben eben ſo gut, als die ihr von andern Creditoren aufgekündiget werden, durch baare Bezahlung abzulöſen ſchuldig iſt.

Reglement, §. 48 und 49, S. 47.

Was 3. die **Aushändigung** oder **Extradition** der **Pfandbriefe** betrifft, ſo iſt dabey Folgendes zu bemerken.

a) Die Extradition der Pfandbriefe nimmt reſp. d. 2. Jan. und 1. Jul. ihren Anfang, und es wird damit bis zum 4. Jan. und 4. Jul. continuiret, geſchieht auch in dieſen Tagen unentgeldlich. Die Beſorgung dieſer Extradition aber gehört zu dem Amte des Directors und des Syndicus.

b) Sind die Pfandbriefe als neue Schuldverſchreibungen auf ein Gut eingetragen worden, ſo dürfen ſie an Niemanden, als entweder an den Extrahenten ſelbſt, oder an ſeinen zum Empfange derſelben gerichtlich bevollmächtigten Mandatarius, verabfolget werden. Sind hingegen alte, auf dem Gute haftende Hypothekinſtrumente in Pfandbriefe umgeſchrieben worden, ſo iſt ein Unterſchied zu machen, ob der

Gü-

Güterbeſitzer ſeinem alten Gläubiger die Pfandbriefe überlaſſen, oder ob er denſelben vermittelbſt baarer Bezahlung abfinden will. Im erſten Falle muß die Extradition der Pfandbriefe dem Gläubiger, dem das alte Hypothekinſtrument zugehört, oder ſeinem zum Empfange gerichtlich bevollmächtigten Stellvertreter geſchehen. Im zweyten Falle hingegen hat die Aushändigung der Pfandbriefe, auf Verlangen des Güterbeſitzers, auch an einen dritten, jedoch nicht anders als gegen baare Zahlung der Summe, worauf der Pfandbrief lautet, Statt.

c) Wenn Jemand unterläßt, die für ihn beſtimmten Gelder oder Pfandbriefe in den oben beſagten Terminen in Empfang zu nehmen, ſo muß er ſich gefallen laſſen, daß die Gelder oder Pfandbriefe entweder bis zum nächſten Austheilungstermin liegen bleiben, oder er muß einen außerordentlichen Termin dazu bey dem Departementsdirector nachſuchen, und die Koſten eines ſolchen Termines mit 3 Rthlr. an den Director, und 2 Rthlr. an den Syndicus, übernehmen. Ein gleiches hat auch in Anſehung derjenigen Pfandbriefe Statt, welche in dieſem Termin, wegen ermangelnder Löſchung der alten Hypothekinſtrumente, nicht extradiret werden können, daß nämlich dieſe Koſten allemal demjenigen zur Laſt fallen, der nach dem Urtheile der Departementsdirection die Extradition der Pfandbriefe verzögert hat, und Schuld daran iſt, daß dieſelben in dem beſtimmten Termin nicht extradiret werden können.

Reglement, §. 24, 35, 36 und 39, S. 44. f.

d) Uebrigens muß der Güterbeſitzer wegen der auf ſeinen Gütern habenden Pfandbriefe, wenn ſolche entweder im Cours, oder bey ihm ſelbſt ſind, und er im letztern Falle ſie nicht bey der Departementsdirection mit ſeinem Siegel verſchloſſen deponirt hat, den zum Fond des Creditwerkes fließenden ſo genannten

Quittungsgroſchen erlegen, welcher nämlich von ihm, als Schuldner, bey Einzahlung der Zinſen zugleich mit zu entrichten iſt.

Reglement, §. 14, S. 53, vergl. mit §. 3, S. 70.

II. In Anſehung der Einzahlung oder Einziehung der Zinſen, iſt Folgendes verordnet.

1) Die Zinſen der Pfandbriefe werden in halbjährigen Terminen, nämlich auf Johannis und Weihnachten, abgeführet, und die Einzahlung der Zinſen nimmt den 24. Jun. und 24. Dec. ihren Anfang.

2) Sie werden an die Caſſe derjenigen Departementsdirection, worunter das Gut belegen iſt, bezahlet, welche denn für deren Diſtribuirung unter die Pfandbriefinhaber Sorge trägt.

3) Die Debitoren bringen ihre Intereſſengelder entweder perſönlich, oder durch einen Abgeſchickten, oder mit der Poſt, ein; nur müſſen die mit der Poſt eingeſandten Gelder allemal frankirt ſeyn, und werden zwar an den Director zur Erbrechung adreſſirt, von dieſem auch der Empfangsſchein unterſchrieben, dieſer aber darf dergleichen ihm behändigte und an die Departementsdirection adreſſirte Briefe nicht eher, als in der vollen Verſammlung der Departementsdirection, erbrechen, damit die Gelder ſogleich, ob ſie richtig ſeyn, nachgezählet werden können.

4) Die Zinszahlungen müſſen in der Münzart des Capitales geſchehen.

5) Sie müſſen allemal in klingendem Gelde verrichtet werden; es ſey denn, daß ein Gutsbeſitzer die in eben dem Intereſſentermin zahlbaren Zinscoupons von den auf ſeinem Gute haftenden, ihm ſelbſt zugehörigen Pfandbriefen, ſtatt baarer Bezahlung einlieferte, als in welchem Falle dieſe Zinſen in Einnahme und Ausgabe, als vom Beſitzer ſich ſelbſt bezahlt, aufgeführet werden.

6) Den

6) Den Debitoren werden über die eingezahlten Gelder gedruckte Quittungen ertheilet, welche von den Ritterſchaftsräthen der Direction unterſchrieben, und von dem Rendanten contraſignirt ſind.

7) Im Termin vom 1. Jul. und 1. Jan. müſſen ſämtliche Zinſen in der Caſſe beyſammen ſeyn, widrigenfalls die Reſtanten die unfehlbare executiviſche Beytreibung vermittelſt Sequeſtration zu gewärtigen haben.

Reglement, Th. 3, Cap. 3, S. 49.

III. Die Auszahlung der Zinſen an die Pfandbriefinhaber geſchieht folgendermaßen.

1) Den 2. Jul. und 2. Jan. wird mit Auszahlung der Zinſen der Anfang gemacht.

2) Die Auszahlung geſchieht, der Regel nach, an den Präſentanten der Originalpfandbriefe, ſonſt aber ohne ſolche Production bloß gegen Rückbehändigung der Originalzinscoupons, und zwar ohne die mindeſte Ausflucht und Verzögerung.

3) Die Rückgabe des bezahlten Coupons dient ſtatt der Quittung.

4) Die in der Departementsſtadt von den Pfandbriefinhabern in vorgedachtem Termin nicht erhobenen Zinſen, werden an die Hauptritterſchaftsdirection nach Berlin abgeliefert, welche demnächſt mit der Auszahlung der noch nicht erhobenen Zinſen reſp. d. 1. Febr. und 1. Aug. den Anfang macht, und damit reſp. bis zum 15. Febr. und 15. Aug. fortfährt.

Dieſes pflegt gewöhnlich in den Zeitungen gegen Eintritt eines ſolchen Termines bekannt gemacht zu werden, zum Beweiſe einer edeln Vorſicht, daß die Zinsempfänger auch hiebey ihrer Gerechtſame erinnert werden.

5) Wenn Jemand ſeine Zinſen auch bey der Hauptritterſchaftsdirection in dem beſtimmten Termin nicht abfordert, ſo kann er ſolche demnächſt nicht eher, als im nächſtfolgenden Zinszahlungstermin, daſelbſt erhe-

ben, und werden ſolche unterdeſſen zum Depoſitum der Hauptritterſchaftsdirection genommen.

6) Will einer oder der andere ſeinen Zinscoupon nicht perſönlich präſentiren, ſo ſteht ihm frey, ſolchen an die Departementsdirection, oder an die Hauptritterſchaftsdirection, einzuſenden, und dieſelbe zu erſuchen, die Zinſen darauf, jedoch auf ſeine Gefahr und Koſten, zu remittiren.

7) Bey Pfandbriefen, welche der Beſitzer eines Gutes entweder im Vorrath für ſich hat ausfertigen laſſen, oder durch baare Bezahlung an ſich gelöſet und noch nicht caſſirt hat, muß der Beſitzer, wenn er von dergleichen Präſentationen, und von der Entrichtung des auch von den ihm ſelbſt zugehörigen Pfandbriefen zu erlegenden Quittungsgroſchens, dispenſirt ſeyn will, dergleichen Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons, ſo lange er ſie nicht in Cours bringen will, in Gegenwart der Departementsdirection in einem Packet mit ſeinem Siegel verſchließen, und ſie bey der Departementsdirection gegen Empfang eines darüber zu ertheilenden Depoſitenſcheines niederlegen. Und wenn hienächſt dergleichen deponirte Pfandbriefe wieder aus dem Depoſitum heraus genommen werden und in Cours kommen ſollen, ſo werden ſämtliche bis dahin abgelaufene Zinstermine als bezahlt abgeſchrieben, die darauf lautenden Zinscoupons aber werden als bezahlt caſſirt und zurück behalten.

Reglement, Th. 3, Cap. 4, S. 51.

IV. Bey der Aufkündigung und Auflöſung der Pfandbriefe durch die Ritterſchaftsdirection, kömmt Folgendes zu bemerken vor.

1) Wer ſeinen Pfandbrief in baares Geld verwandeln will, muß ihn der Ritterſchaftsdirection halbjährig aufkündigen; er kann aber denſelben auch privatim an einen andern Particulier veräußern.

2) Die

2) Die Aufkündigung muß der Departementsdirection, wohin der Pfandbrief gehört, oder der Hauptritterſchaftsdirection, an einem von den Intereſſenterminen bey Erhebung der Zinſen geſchehen, und muß der Pfandbrief in dieſem Falle mit allen dazu gehörigen noch nicht fälligen Zinscoupons präſentiret werden, worauf denn derſelbe mit den dazu gehörigen Zinscoupons zum Depoſitum genommen, dem Creditor aber ſtatt deſſen eine Recognition über die geſchehene Depoſition ertheilet, und von der erfolgten Aufkündigung im erſten Falle zugleich der Hauptritterſchaftsdirection Nachricht gegeben wird. Dieſe Recognition muß der Creditor auf dem nächſtfolgenden Termin wiederum präſentiren, und erhält er dagegen ſeine Bezahlung, nebſt den unterdeſſen verfallenen halbjährigen Zinſen.

Wenn nicht beſondere Bedenklichkeiten vorwalten, kann der aufkündigende Creditor ſofort in Kürze an denjenigen verwieſen werden, der ihm ſeinen Pfandbrief ablöſen will, und ſteht beyden alsdann frey, ſich wegen der Zeit und des Ortes der Bezahlung, und überhaupt aller andern Modalitäten, mit einander zu vergleichen, doch dergeſtalt, daß, wenn darüber eine Differenz unter ihnen entſtehen ſollte, die Ritterſchaftsdirection ſchuldig iſt, dieſelbe auf eine ſolche Art zu vermitteln, daß weder dem alten noch dem neuen Creditor die geringſten Weitläuftigkeiten und Koſten verurſachet werden.

3) Wenn ein Debitor einen auf ſeinem Gute haftenden Pfandbrief ſelbſt ablöſen will, ſo muß er ſolches der Hauptritterſchaftsdirection durch die Departementsdirection, worunter ſein Gut belegen iſt, ſpäteſtens den 2. Januar oder 1. Julius anzeigen; welchemnächſt die Ritterſchaftsdirection, wenn der Pfandbrief oder der dazu gehörige Zinscoupon bey

der

der Zinszahlung präſentiret wird, die Aufkündigung deſſelben beſorget.

4) Wird der Pfandbrief ſelbſt präſentiret, ſo wird derſelbe, gegen Ertheilung der oben gedachten Recognition, bis zum nächſten Termin zum Depoſitum genommen; wird aber nur der Zinscoupon präſentiret, ſo wird dem Präſentanten deſſelben aufgegeben, den dazu gehörigen Pfandbrief mit allen ſeinen Zinscoupons, binnen einer feſt zu ſetzenden Friſt, gleichermaßen zum Depoſitum einzureichen. Geſchieht ſolches, ſo wird dem Deponenten ebenfalls die beſagte Recognition ertheilet; in Entſtehung deſſen aber, oder wenn weder der Pfandbrief noch der dazu gehörige Zinscoupon bey der Zinszahlung präſentiret wird, wird der gekündigte Pfandbrief in den Zeitungen und Intelligenzblättern öffentlich aufgerufen und bekannt gemacht, daß ſolcher gekündigt, und das Capital mit den bis dahin fälligen Zinſen in dem nächſten Zinszahlungstermin, gegen Ausantwortung des Pfandbriefes und der dazu gehörigen Coupons in Empfang genommen werden müſſe, oder zum Depoſitum gebracht werden würde. Meldet ſich hienächſt der Inhaber des Pfandbriefes in dem folgenden Zinszahlungstermin nicht, ſo wird das Capital, mit den bis dahin aufgelaufenen Zinſen, für ſeine Rechnung zum Depoſitum genommen, auch die erfolgte Depoſition öffentlich bekannt gemacht, und die Vorladung deſſelben, mit dem Beyfügen wiederholet, daß, wenn er die Gelder in dem nächſt folgenden Zinszahlungstermin auch nicht erheben würde, mit der Mortification des Pfandbriefes werde verfahren werden. Bleibt nun der Inhaber des Pfandbriefes in demſelben abermal aus, ſo wird der Pfandbrief mortificiret, die deponirten Gelder aber bleiben für Rechnung des Inhabers des mortificirten Pfandbriefes im Depoſitum.

Die

Die dadurch verurſachten Koſten fallen dem Inhaber eines ſolchen mortificirten Pfandbriefes zur Laſt.

5) Die Bezahlung muß der Debitor in baarem Gelde präſtiren, und kann dem Creditor wider ſeinen Willen nicht ein Pfandbrief für den andern aufgedrungen werden, ſondern, wenn der Debitor einen fremden Pfandbrief beſitzt, und ſeinen eigenen damit ablöſen will, ſo kann er zu gleicher Zeit, als er leztern dem Creditor aufkündigt, auch in Anſehung des erſtern, die Aufkündigung an die Ritterſchaftsdirection ergehen laſſen, und ſich ſolchergeſtalt das erforderliche baare Geld verſchaffen.

6) Alle dergleichen von dem Güterbeſitzer gekündigte und eingelöſete Pfandbriefe werden ohne Unterſchied caſſiret, und geſchieht die Caſſation der eingelöſeten Pfandbriefe von der Departementsdirection, welche zugleich die Löſchung des caſſirten Pfandbriefes im Landbuche (*) und in ihren Regiſtern beſorgen, der Hauptritterſchaftsdirection aber ungeſäumt Anzeige davon thun muß, damit dieſelbe die Löſchung des Pfandbriefes in ihren Generalregiſtern gleichmäßig veranſtalten könne.

Reglement, Th. 3, Cap. 6, S. 67.

Da aber die Ritterſchaftsdirection auch eigene Fonds nöthig hat; 1. um die zur Unterhaltung des Syſtems erforderlichen Koſten zu beſtreiten; 2. um die zurück bleibenden Zinſen zu ſuppliren, und die zu dem Creditwerke verbundenen Stände im erforderlichen Falle mit Vorſchuß zu unterſtützen; 3. um die ihr verpfändeten und hernach etwa in Verfall gerathenen Güter durch gleichmäßigen Vorſchuß retabliren zu können; 4. um auf allen unvermutheten Fall, einen in den ihr ver-

(*) Hiebey kann man auf dasjenige, was oben von der Einrichtung der Hypothekenbücher beygebracht worden iſt, zurück ſehen.

verpfändeten Gütern ſich ereignenden Ausfall, ohne Beſchwerde der zu dem Creditwerke verbundenen Stände übertragen zu können; ſo ſind dieſelben folgende: 1) Die Zinſen von dem von Sr. königl. Majeſtät allergnädigſt geſchenkten Fond. 2) Die Ausfertigungsgebühren, welche mit $\frac{1}{4}$ pro Cent von den Debitoren, wenn ſie ihre Pfandbriefe extradirt erhalten, oder dieſelben an die Creditoren extradiren laſſen, an die Departementscaſſe abgeführet werden müſſen. 3) Die feſtgeſetzten Quittungsgroſchen, welche von den Debitoren bey Einzahlung der Zinſen zugleich mit entrichtet werden. Der erſte von dieſen drey Fonds gehört und bleibt dem Univerſum, und ſteht unter Adminiſtration der Hauptdirection; die beyden letztern aber hat ein jedes Departement für ſich, und es machen dieſelben den eigenthümlichen Fond des Departements aus.

Reglement, Th. 3, Cap. 7, §. 3, 4, S. 70.

Hypothek, (allgemeine) ſiehe oben, S. 705.
— — (beglaubte) ſ. oben, S. 695.
— — (Conventional-) ſ. oben, S. 736.
— — (General-) ſ. oben, S. 705.
— — (geſetzliche) ſ. oben, S. 701.
— — (öffentliche) ſ. oben, S. 695.
— — (Special-) ſ. oben, S. 704.
— — (ſtillſchweigende) ſ. oben, S. 701, und 704.
Hypotheken-Buch, ſiehe oben, S. 691, u. 756, fgg.
Hypotheken-Schein, ſiehe oben, S. 760, und 782.
Hypothekariſch, ſ. oben, S. 691.
Hypothekariſcher Gläubiger, ſ. oben, S. 691.
Hypothekariſche Klage, ſ. oben, S. 692, u. 741.
Hypothekariſche Obligation, ſ. oben, S. 804.
Hypothekariſches Recht, ſ. oben, S. 695.
Hypothekariſche Schuld, ſ. oben, S. 692.

Hypothekariſche Schuldverſchreibung, ſiehe oben, S. 804.

Hypothéque, 1. Hypothek; ſ. oben, S. 691.

2. Im gem. Leben nennt der Franzoſe Hypothéque, was der Deutſche ein Schlückchen oder einen Schnapps nennt; ein Schlückchen Ratafia, Aquavit, gebranntes Waſſer, u. d. gl. welches man nach der Mahlzeit zu ſich nimmt, zur Beförderung der Verdauung, oder, wie man zu ſagen pflegt, damit ſich das Eſſen im Magen deſto beſſer ſetze. Buvons une verre d'hypothéque, laſſet uns auf das Eſſen ein Schlückchen nehmen. Prendre (oder boire) de l'hypothqéue, auf das Eſſen einen Schnapps trinken.

Hypoxylon, eine Art von Keulſchwamm; ſiehe unter Schwamm.

Hypreau, *Ypreau*; ſiehe Pappelbaum.

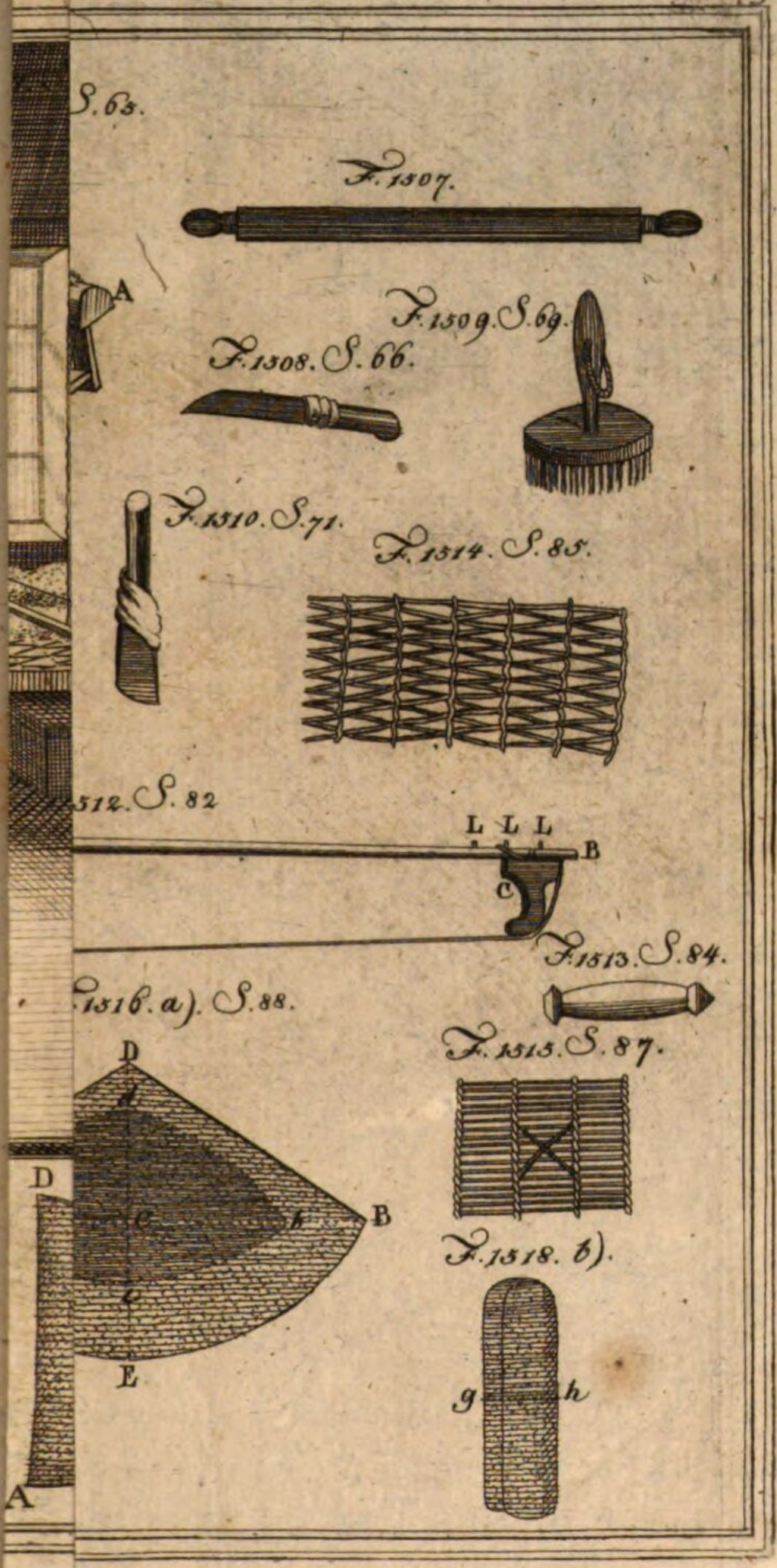
Hyſſope, L. Hyſſopus; ſiehe Iſopp.

Hyſterik, hyſteriſch: ſiehe oben, S. 567.

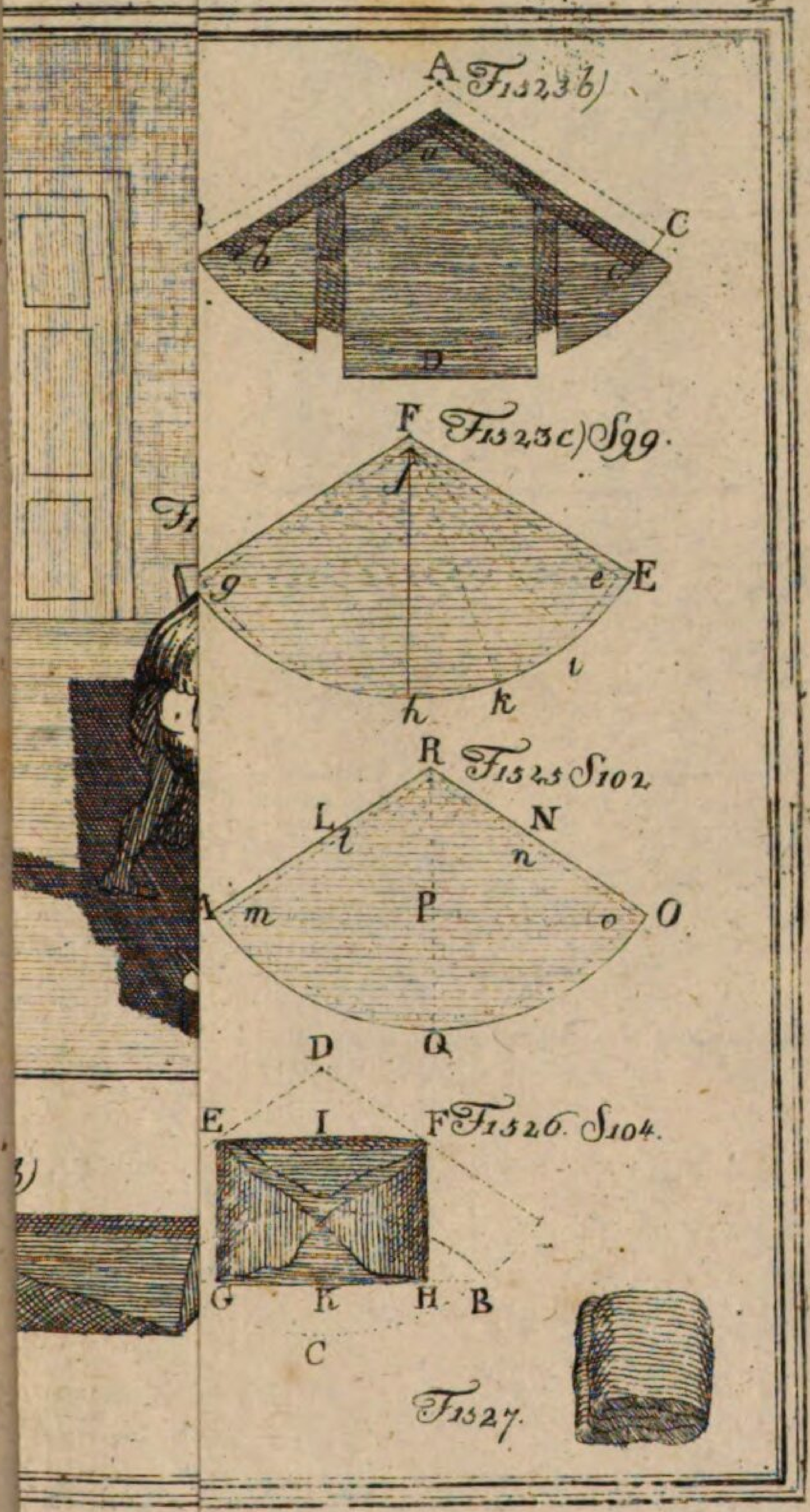
Hyſtricites, *Lapis hyſtricinus*, Sau- oder Schwein-Stein; ſiehe Bezoar, No. 3, im IV. Th. S. 382.

Hyſtrix, ſiehe Stachel-Schwein.

Ende des ſieben und zwanzigſten Theiles.

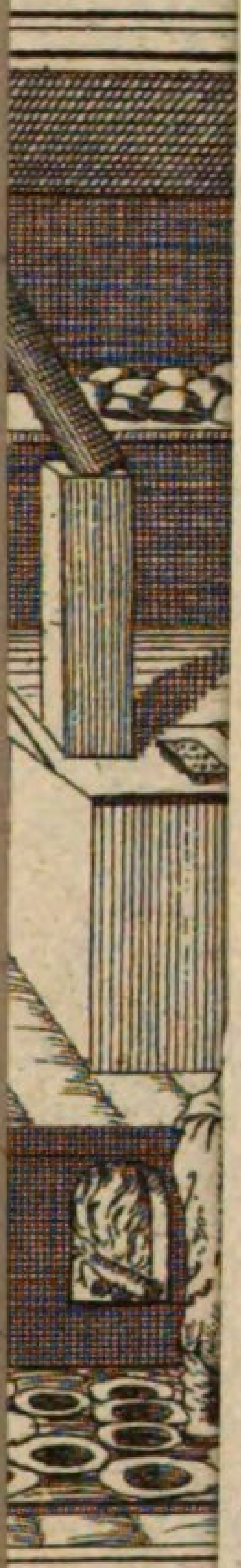

S. 63.
F. 1507.
A
F. 1509. S. 69.
F. 1508. S. 66.
F. 1510. S. 71.
F. 1514. S. 85.
512. S. 82
L L L
B
C
F. 1513. S. 84.
1516. a). S. 88.
F. 1515. S. 87.
D
d
c
b
B
e
E
D
A
F. 1518. b).
g
h

4

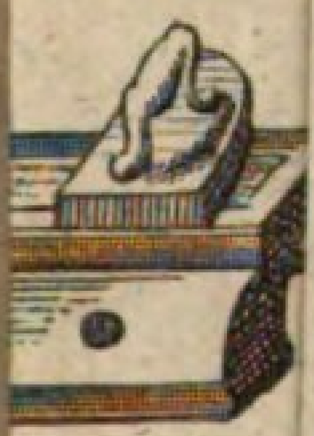

A
Fig. 23 b)
a
b
c
C
D
F
Fig. 23 c) §99.
f
g
e
E
i
h
k
R
Fig. 25 §102.
L
l
N
n
m
P
o
O
Q
D
E
I
F
Fig. 26. §104.
G
K
H
B
C
Fig. 27.

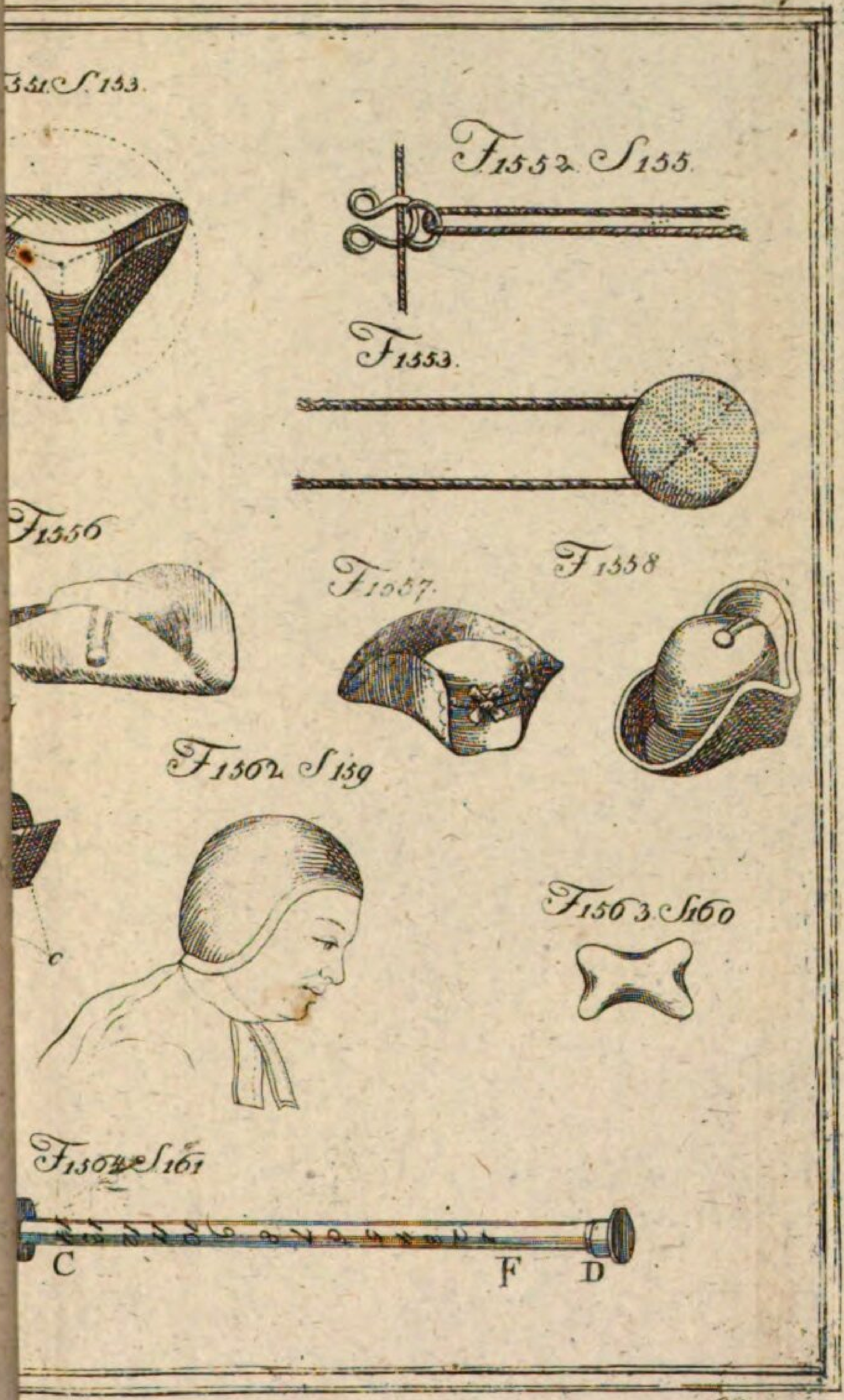
5

34 S. 117
Fig. 335 S. 120
Fig. 336 S. 122
Fig. 337 a) S. 122.
Fig. 338 a) S. 123.
Fig. 337. b) S. 123
Fig. 331 b)
Fig. 338 b)
338 c) S. 124.
Fig. 339.



48. S. 14

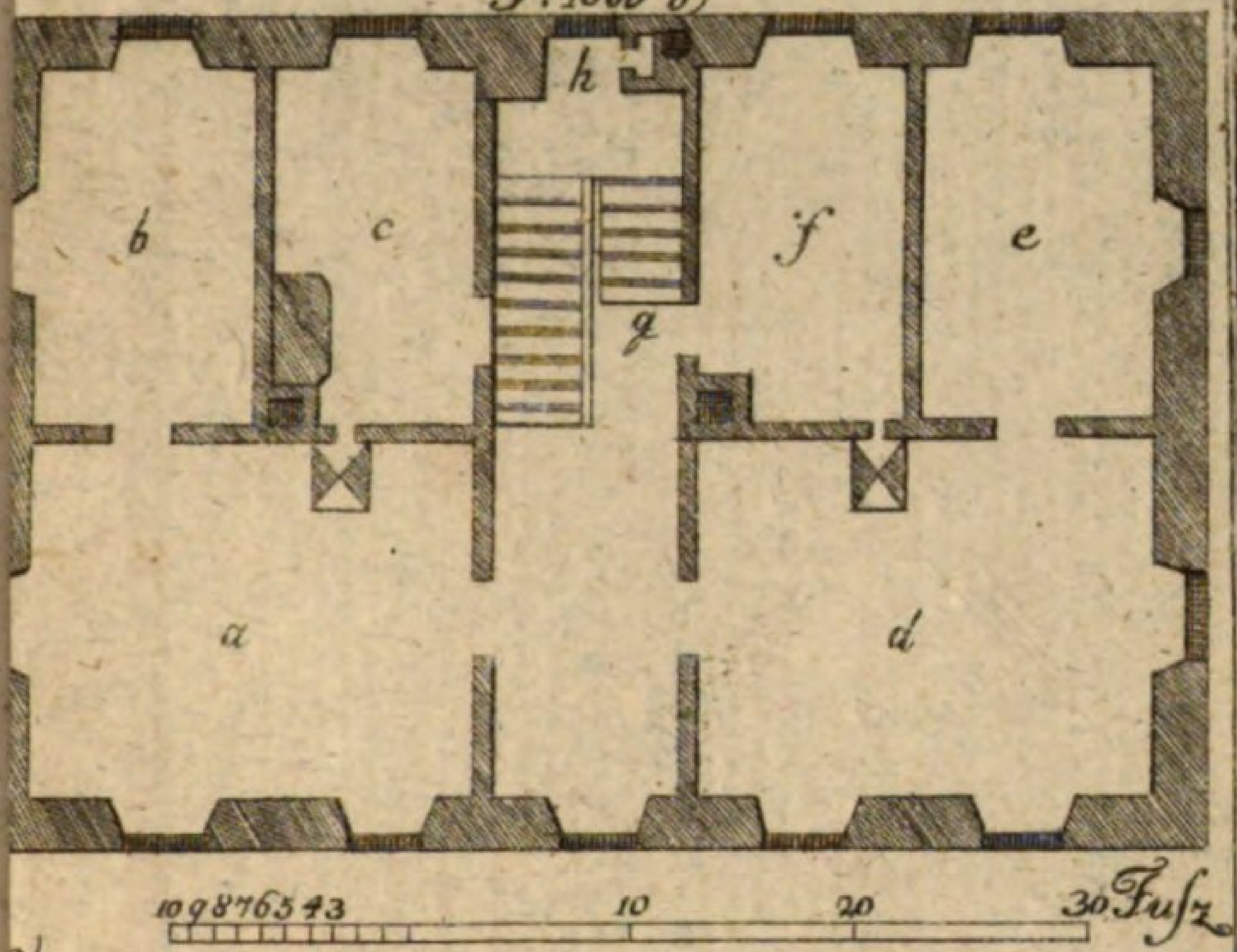




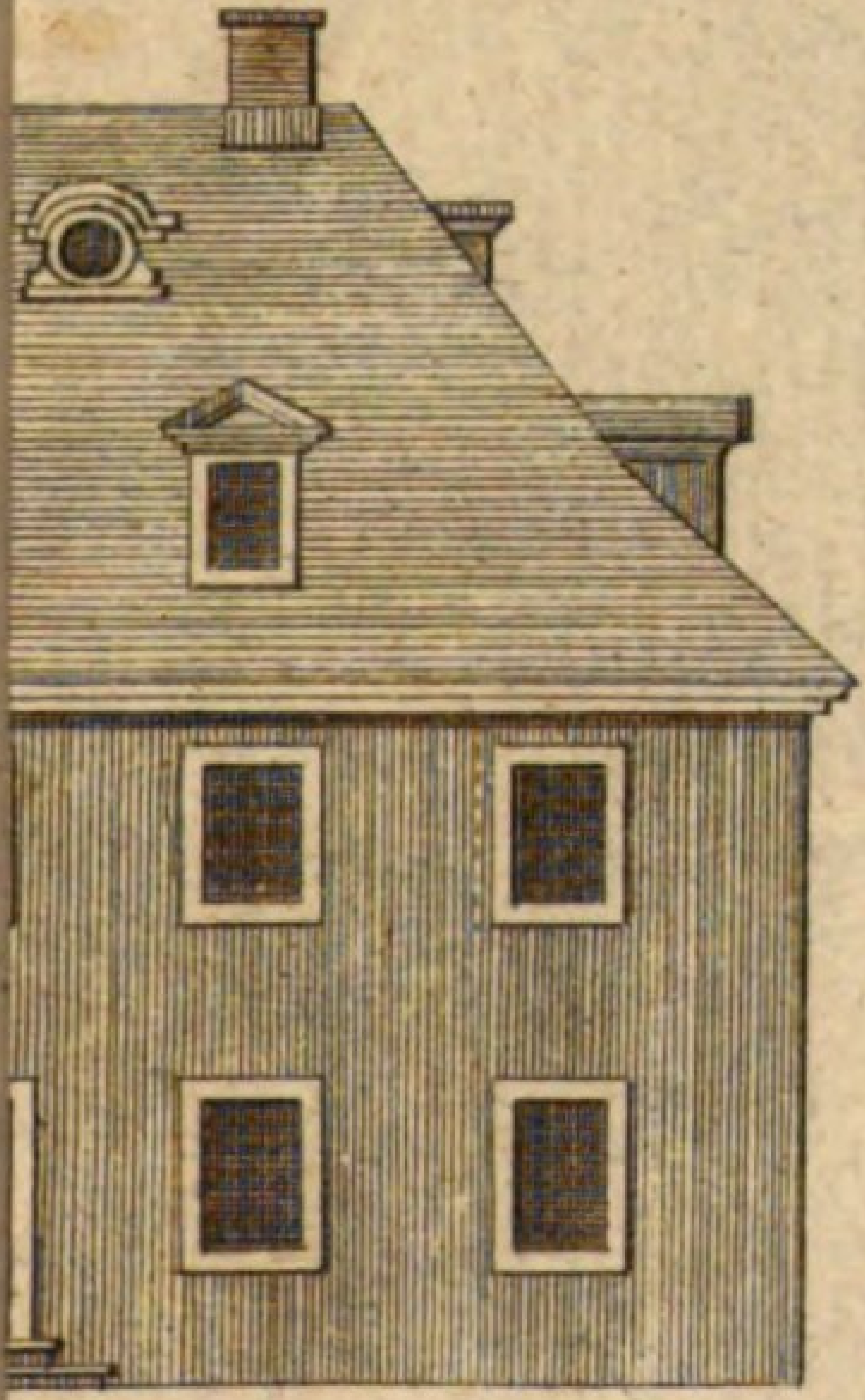
551. S.153.
F.1552. S.155.
F.1553.
F.1556
F.1557.
F.1558
F.1562. S.159
c
F.1563. S.160
F.1564. S.161
C
F
D

8

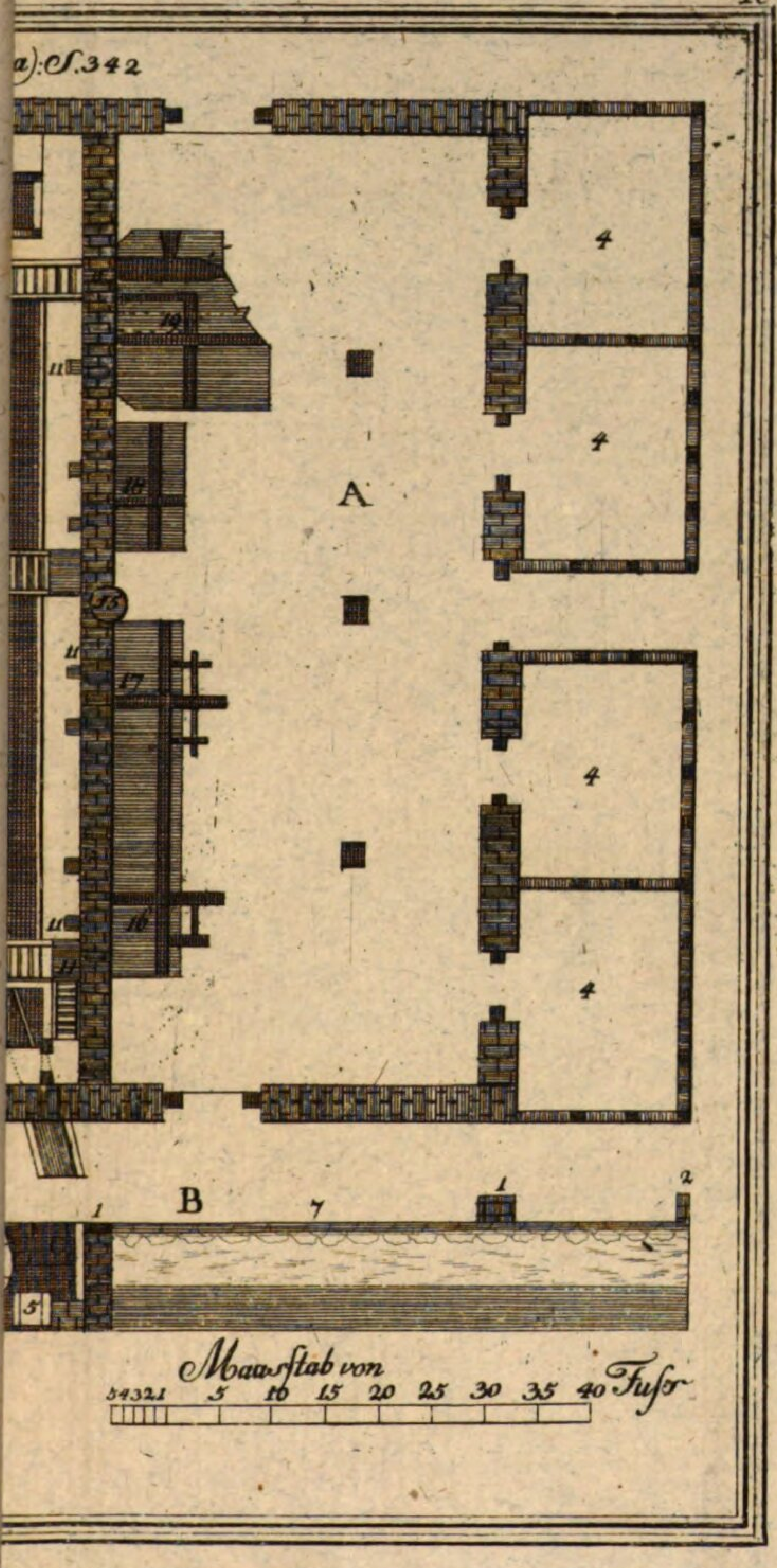
F. 1366 b)



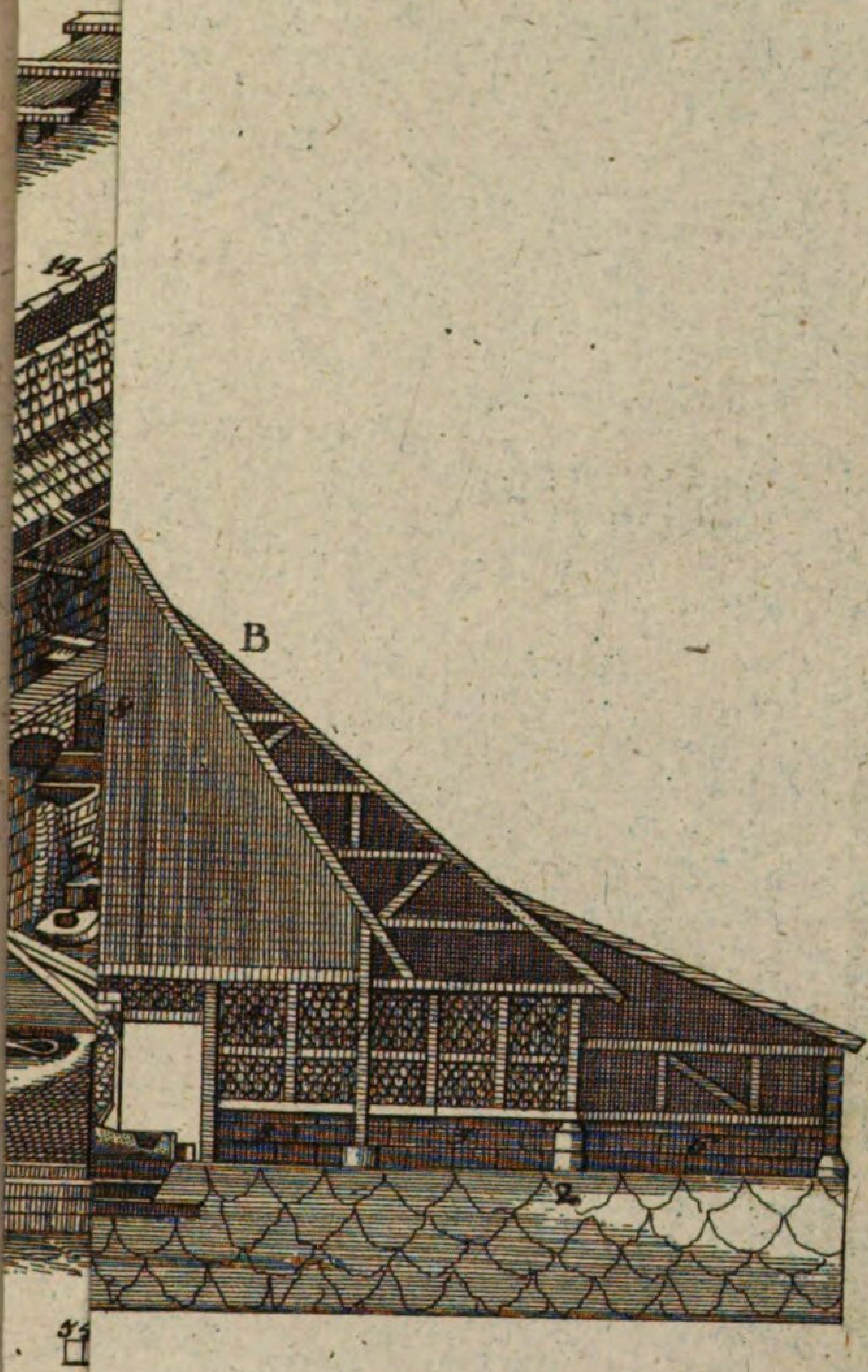
c).



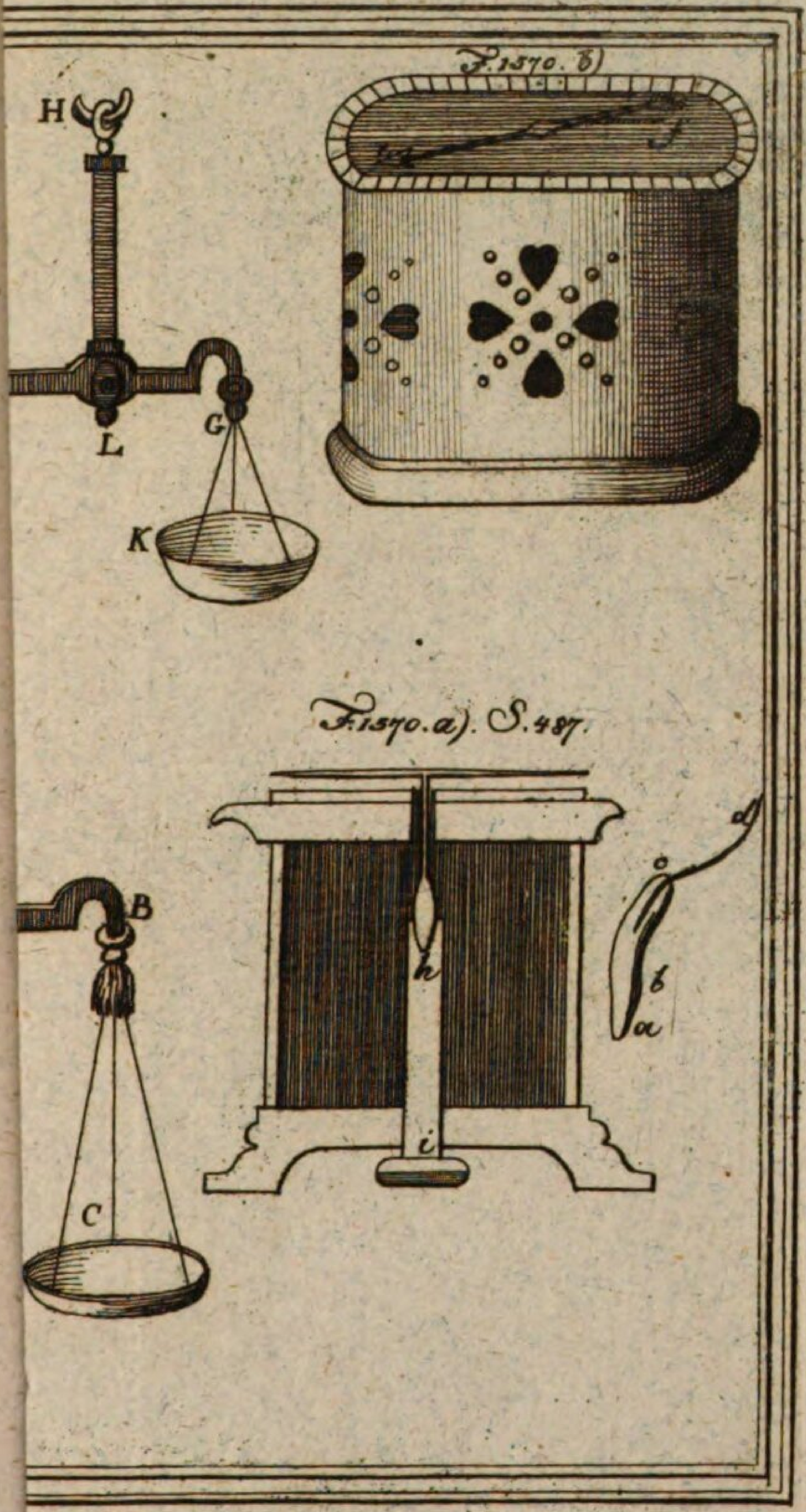
A

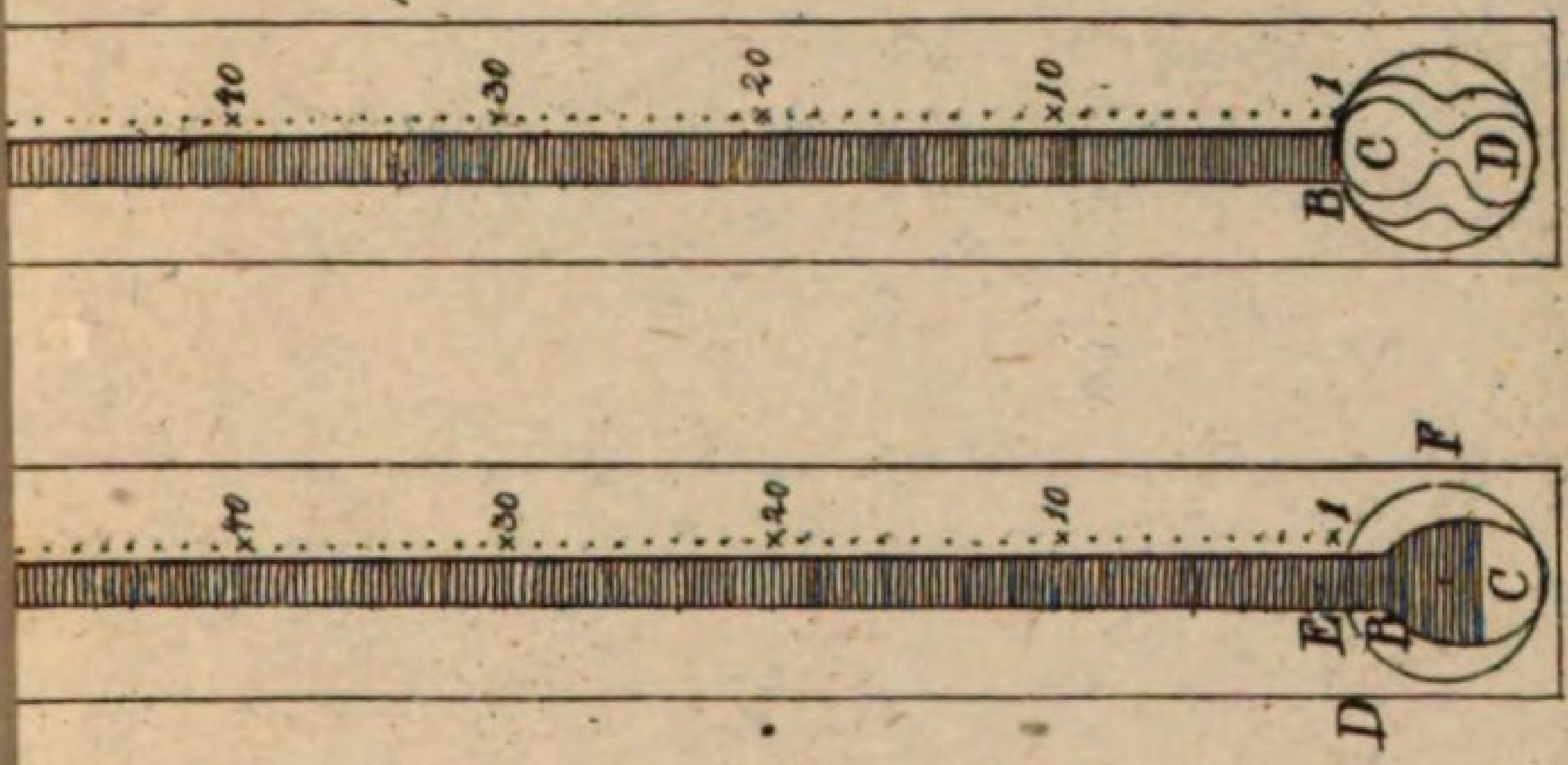

a): S.342
A
4
4
4
4
19
18
17
16
15
11
B
1
7
1
2
5
Maasſtab von
54321 5 10 15 20 25 30 35 40
Fuſs

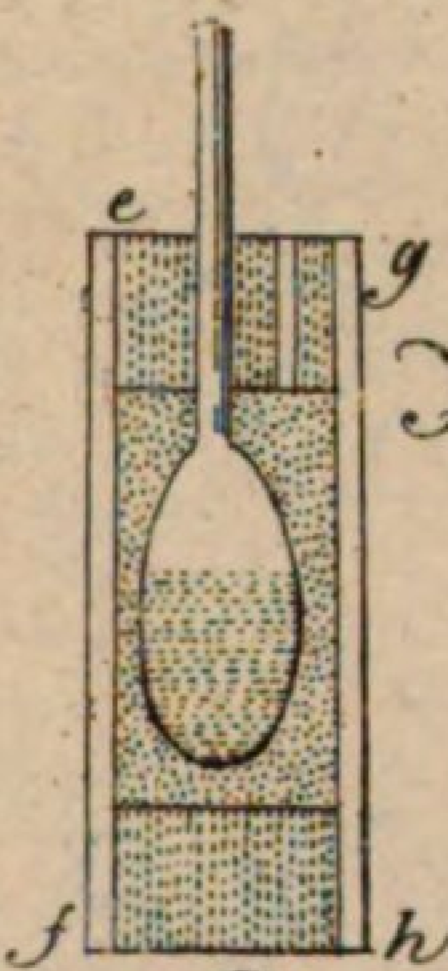
g. 1567 b) S. 343



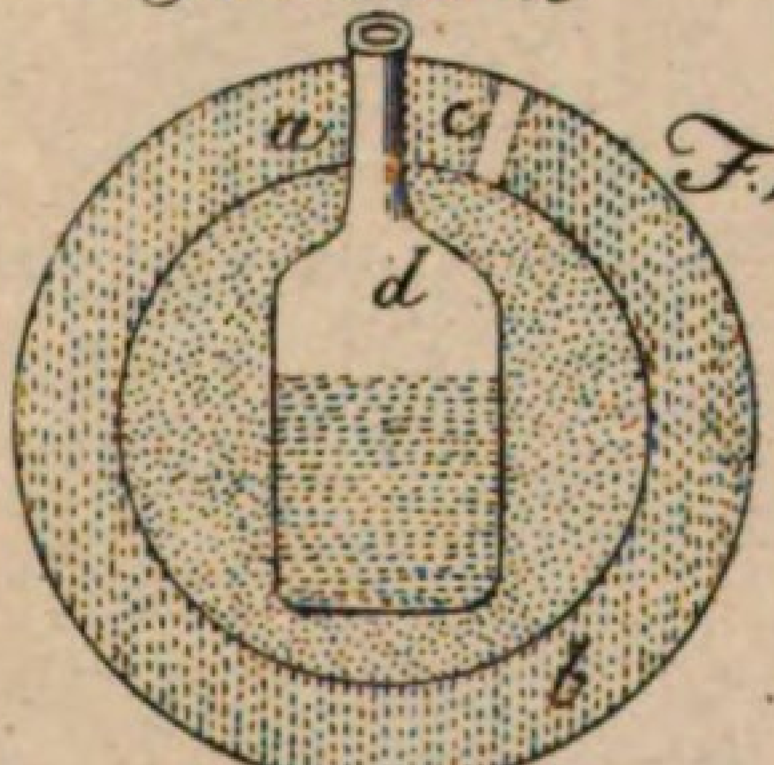
S. 347.


F.1570. b)
H
L
G
K
F.1570. a). S.487.
B
C
h
i
d
b
a

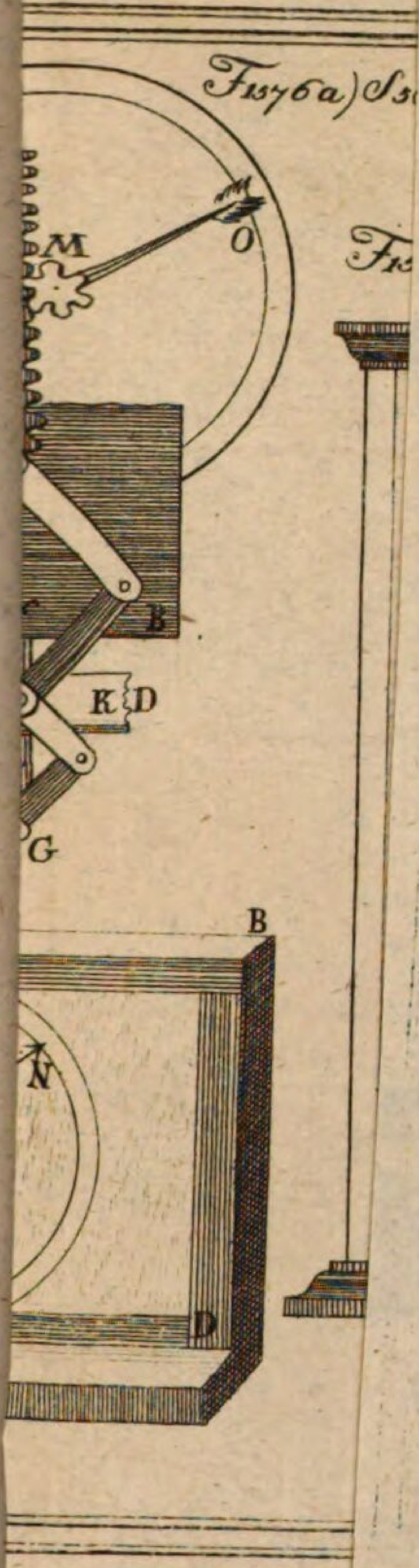




F. 1574. b)



F. 1574. a). S. 504.


M
O
B
K
D
G
B
N
D

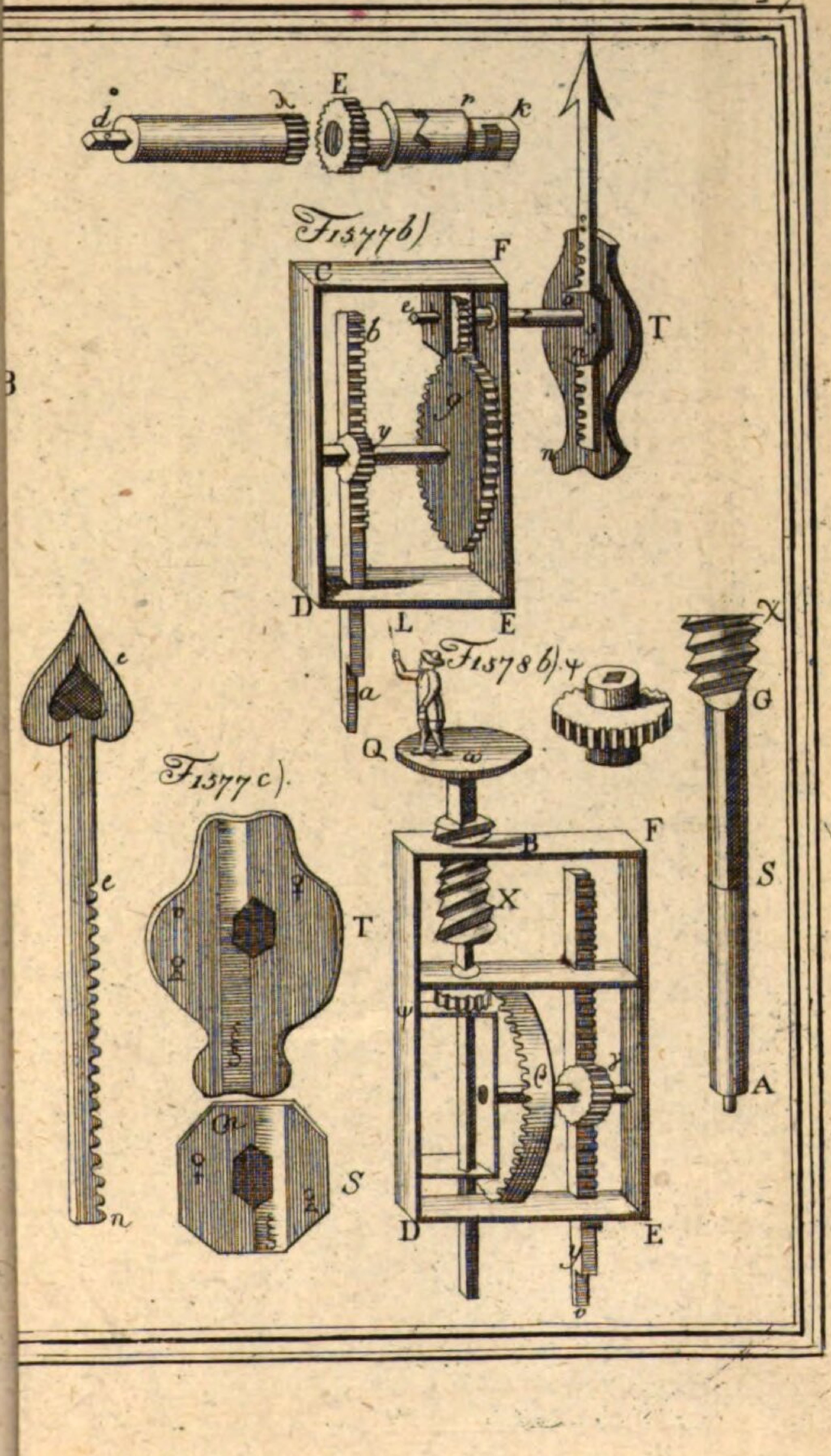
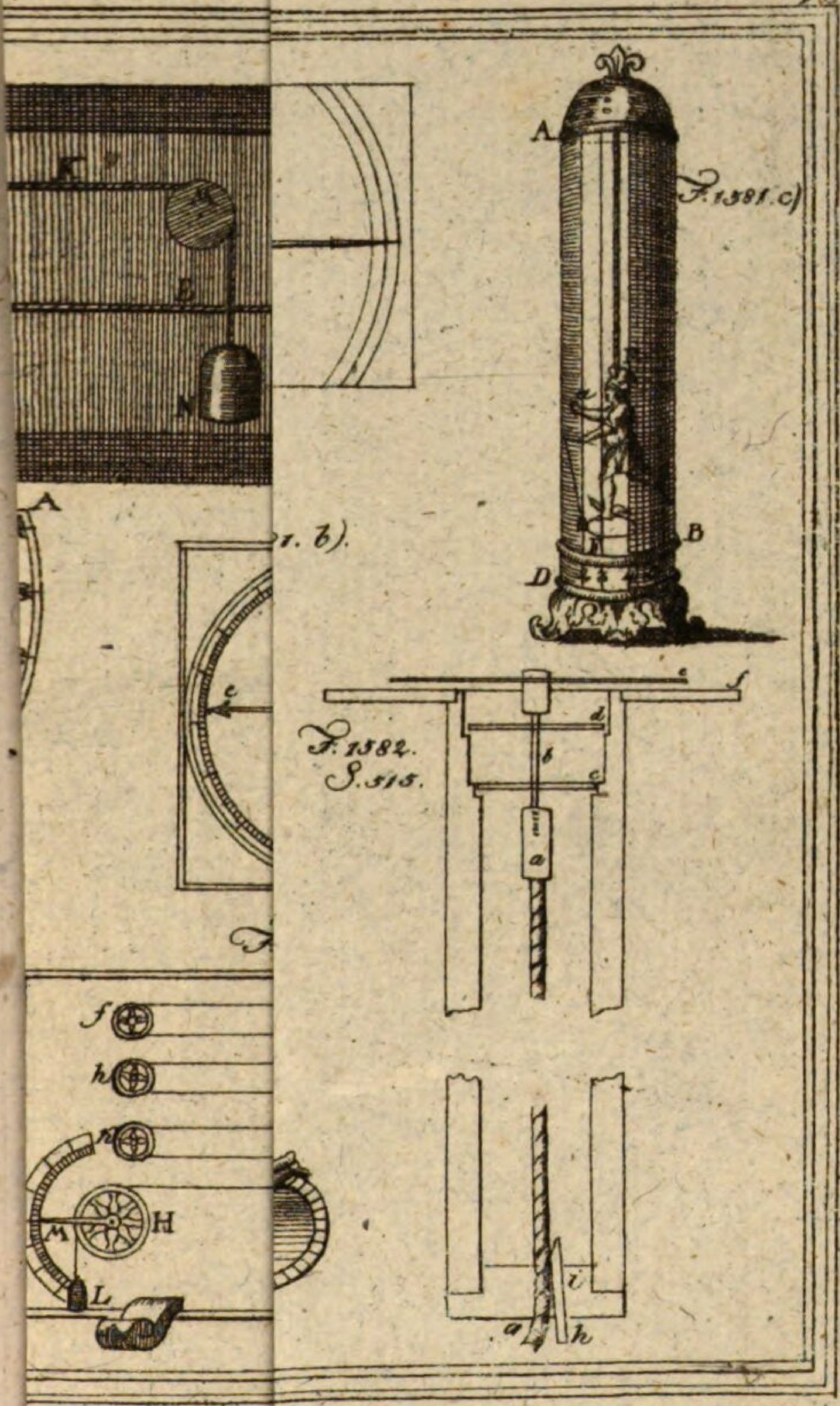


Fig. 577 b)
Fig. 578 b)
Fig. 577 c)
d
E
r
k
F
C
b
g
y
T
n
D
L
E
a
Q
B
F
X
G
S
A
e
n
T
S
D
E

18



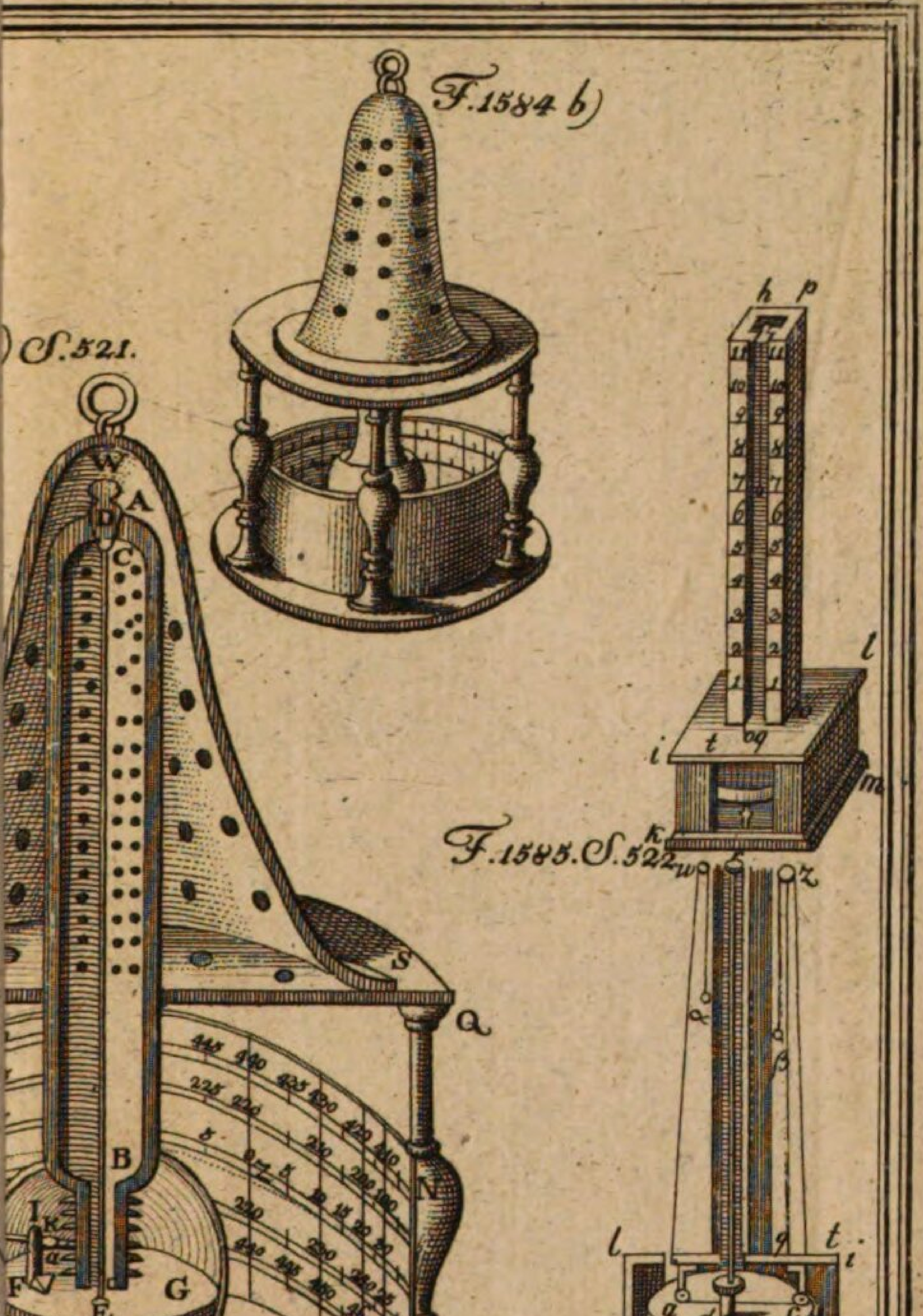

F.1584 b)
S.521.
F.1585. S.522
W
A
D
C
S
Q
B
N
I
K
F
G
E
T
O
I
a
K
h
p
l
i
t
oq
m
k
w
z
α
β
q
t
i
l
a
d
b
c
m
k

Fig. 1587 b).

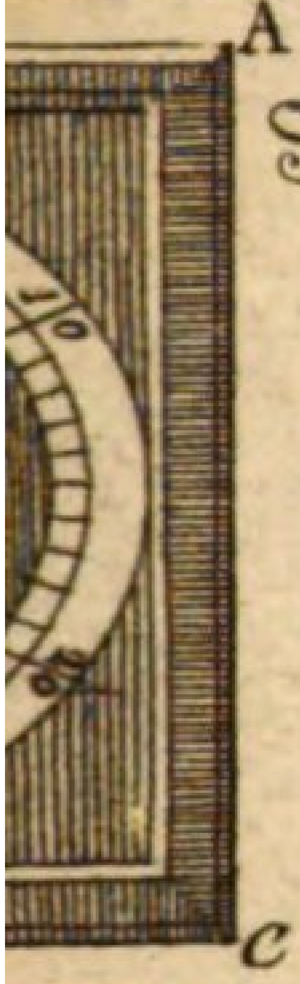
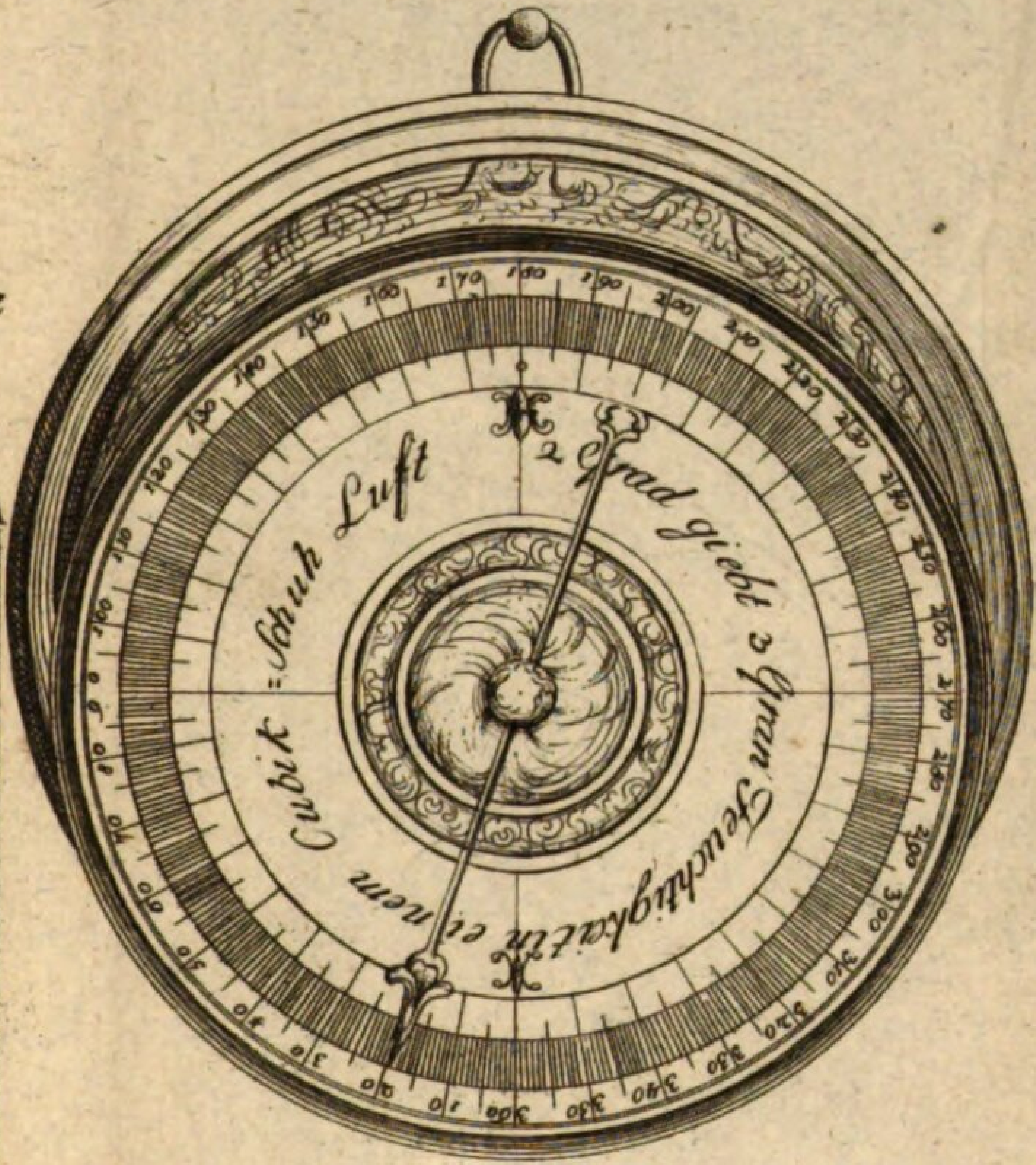
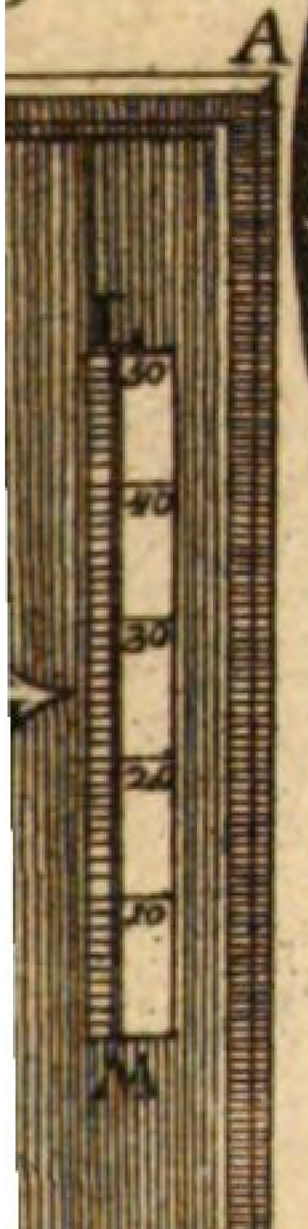


Fig. 1590. §. 531.





f534

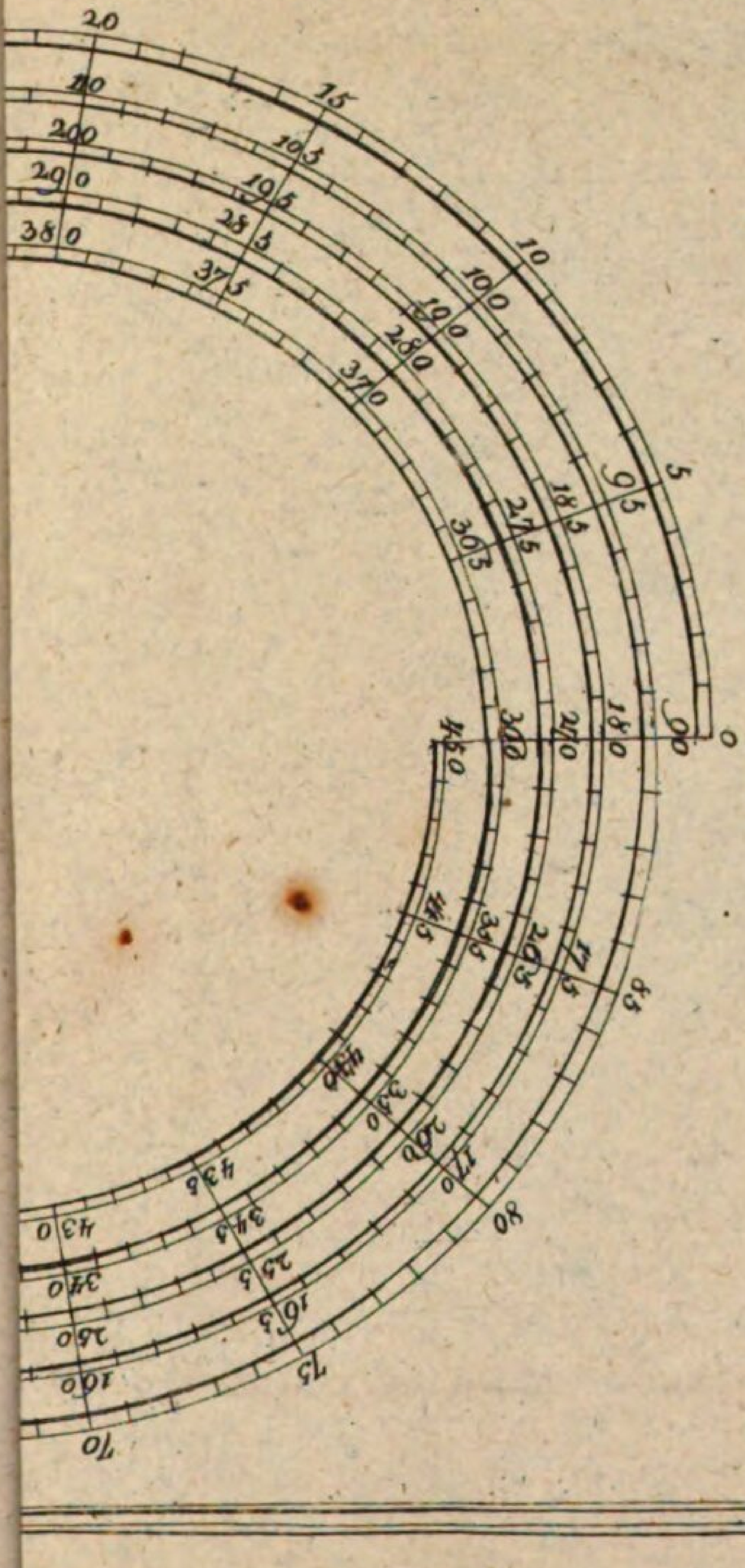
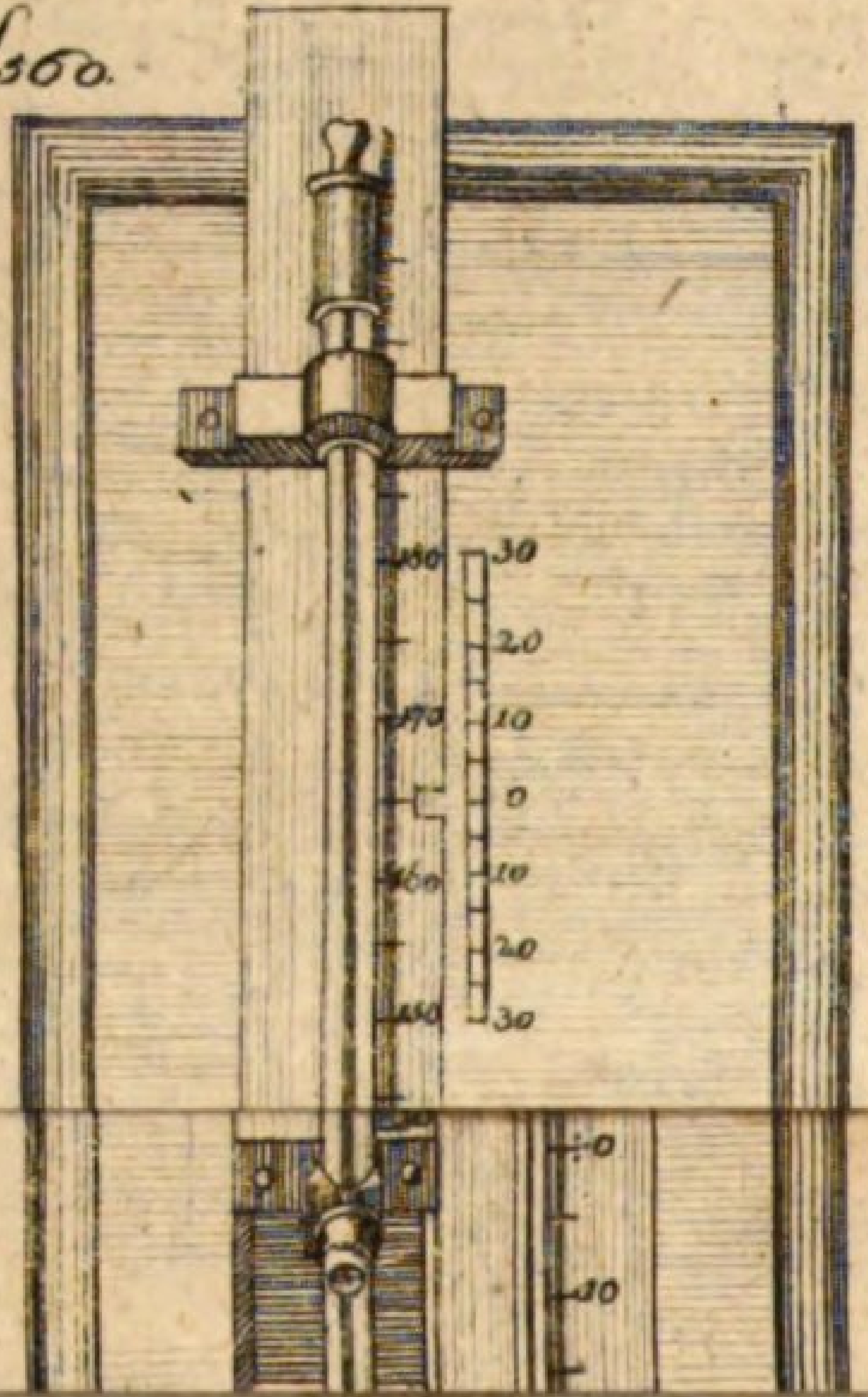


Fig. 26. S. 560.



23. D. 2. 7

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Mit 23 Kupfern

Bd.: 27

Brünn 1789

Oecon. 1033-27
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296859-3
VD18 90040260